Digitized by Google

H. eccl. 1246 p

Zimmermann

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Lebensgeschichte

der

Kirche Jesu Christi.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Mit einem Vorwort

von

Dr. K. B. Hundeshagen,

Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg.

Vierter Band.

Die Reformation und die neue Zeit.

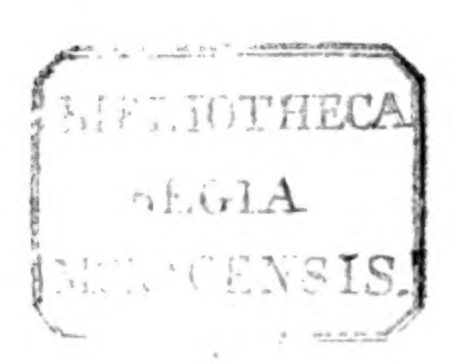
Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1859.

619 fg.

Digitized by Google



Digitized by Google

Vorwort.

So gebe ich das, was für jetzt den Schluß dieses Buches bildet. Unvermeidlich war es, anzustoßen, da und dort, an Menschen, Ansichten und Verhältnissen; unvermeidlich darum, weil die lautere, rücksichtslose, volle Wahrheit gesagt werden wollte und mußte; volksthümlich, gemeinnützig, dem Bedürfnisse der Zeit gemäß.

Darum wich ich von der ursprünglichen Anlage schon im zweiten Bande ab, und schrieb so, wie es

Digitized by Google

einerseits die Sache, andererseits die Zeit gebot, in Auswahl und in Beschränkung wie Ausdehnung des Stoffes.

Wesentliche Berichtigungen sind mir indessen nicht zugekommen. Ich bitte um deren unmittelbare Zusendung; nicht meinet-, sondern der Wahrheit wegen, der wir Alle dienen sollen.

Leonbronn, den 19. April 1859.

Dr. W. Zimmermann.

Digitized by Google

Inhalt.

Fünftes Buch.

	Seite
Erstes Kapitel. Wendepunkt der Größe des Pabstthums	1
Zweites Kapitel. Das Zwischenreich von Avignon oder „das babylonische Exil"	12
Drittes Kapitel. Wykliffe	24
Viertes Kapitel. Der politisch-sociale Protest	34
Fünftes Kapitel. Johann Hus und Hieronymus von Prag . .	47
Sechstes Kapitel. Das Schisma. Die Kirchenversammlung von Pisa	63
Siebentes Kapitel. Die Kirchenversammlung zu Konstanz: Absetzung der drei Päbste	76
Achtes Kapitel. Die Verhöre des Johann Hus	86
Neuntes Kapitel. Die Ermordung des Hus	101
Zehntes Kapitel. Verbrennung des Hieronymus und der Ausgang der Reform-Concile	116
Eilftes Kapitel. Anfang des Gerichtes Gottes durch die Hussiten	128
Zwölftes Kapitel. Die Begeisterungsstunde der Hussiten . . .	134
Dreizehntes Kapitel. Ausgang der Kreuzzüge gegen die Hussiten und die Bedeutung der hussitischen Bewegung . . .	143
Vierzehntes Kapitel. Wissenschaftliche Vorläufer der Reformation	158
Fünfzehntes Kapitel. Höhepunkt päbstlicher Entsittlichung . . .	175
Sechszehntes Kapitel. Der Prophet von Florenz	187
Siebenzehntes Kapitel. Durchbruch des Geistes der neuen Zeit, zuerst auf dem Gebiete der Religion: Martin Luther . .	201
Achtzehntes Kapitel. Die kleinen Anfänge des Weltumschwungs .	219
Neunzehntes Kapitel. Die fünf und neunzig Thesen	228
Zwanzigstes Kapitel. Das neue Rom	238
Ein und zwanzigstes Kapitel. Der Ablaßkram in Deutschland und der Schweiz: Tetzel, Samson	250

Digitized by Google

Seite
Zwei und zwanzigstes Kapitel. Der Mainzer Hof 266
Drei und zwanzigstes Kapitel. Versuche des päbstlichen Hofes, Luther zum Schweigen zu bringen 271
Vier und zwanzigstes Kapitel. Luther bricht die Brücke hinter sich ab 292
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Der Reichstag zu Worms . . . 304
Sechs und zwanzigstes Kapitel. Wartburg. Bibelverdeutschung. Melanchthon 327
Sieben und zwanzigstes Kapitel. Die unmittelbaren Vor- und Mitarbeiter der Reformation 340
Acht und zwanzigstes Kapitel. Luthers Entschiedenheit gegen eine Umgestaltung auf dem Wege gewaltsamer Revolution . 360
Neun und zwanzigstes Kapitel. Die ersten Märtyrer des neuen Glaubens 371
Dreißigstes Kapitel. Huttens und Sickingens gewaltsame Bewegung, „dem Worte Gottes die Thüre zu öffnen“ . . 389
Ein und dreißigstes Kapitel. Ausbreitung der Reformation und Feststellung einer evangelischen Kirche 397
Zwei und dreißigstes Kapitel. Die reformirte Kirche 461
Drei und dreißigstes Kapitel. Die Selbstschwächung der protestantischen Wehrkraft. Interim 506
Vier und dreißigstes Kapitel. Verfall des Protestantismus. Der Augsburger Religionsfrieden 556
Fünf und dreißigstes Kapitel. Die Reaktion Roms 566
Sechs und dreißigstes Kapitel. Die neue und die alte Kirche seit dem westphälischen Frieden 582

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Wendepunkt der Größe des Pabstthums.

Mit nicht christlichen Mitteln hatte das Pabstthum das hohenstaufische Haus besiegt und vernichtet. Von diesem Sieg an schreibt sich das Mißgeschick des päbstlichen Stuhles: jene ewig gerechte Macht, die als vergeltende Nemesis die alten frommen Heiden mit ehrfurchtsvoller Scheue nannten, der heilige und gerechte Gott des Christenthums, rührte an die Tiare und an den Stuhl zu Rom, und beide fingen zu wanken an.

Sieben Jahre nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurde Pabst Alexander IV. mit seinen Kardinälen von der ghibellinischen Partei aus Rom vertrieben. Seitdem residirten die Päbste lieber in dem kleinen Anagni, Perugia und Viterbo.

Auf den Mauern von Viterbo stand Pabst Clemens IV., als der letzte Hohenstaufe, Conradin, mit seinem Heere die Straße nach Rom hinabzog, und weissagte ihm seinen Untergang. Dieser Pabst hat nicht nur nicht verhindert, sondern vorzüglich mitgewirkt, daß der letzte legitime Sprosse des großen deutschen Kaiserhauses auf dem Blutgerüste starb.

Die päbstliche Krone hatte gesiegt über die Kaiserkrone; aber um schwere Preise. Nicht nur war deßwegen Deutschland vom päbstlichen Stuhl aus in das Interregnum, in „die kaiserlose, die schreckliche Zeit", und in ihr gräuelvolles

Elend, Italien in eine nicht mehr heilbare Zerrissenheit und Zerstücklung, in ein Meer von Blut, Missethat und Jammer, hineingetrieben worden: sondern von da an begann die Abhängigkeit des päbstlichen Stuhles von der Krone Frankreich.

Jener Pabst Clemens IV., der auf den Mauern Viterbos frohlockte, hat Frankreich das Uebergewicht verschafft, aber nur, um, statt an Frankreich Halt und Förderung zu haben, in dessen Abhängigkeit zu gerathen.

So rächte sich die ruchlose Politik des Pabstes, welcher, ein Franzose aus Languedoc, lange Zeit Sekretär des Königs Ludwig von Frankreich, das hohenstaufische Erbe beider Sizilien an Frankreich verkauft und den rechtmäßigen Erben ermordet hatte. Statt daß der Pabst von Karl von Anjou Geld erhielt, erpreßte dieser Geld von dem Pabste. Sizilien ging für Karl von Anjou und den römischen Stuhl verloren, und im Kardinalkollegium selbst benahm sich die französische Partei so, daß fortdauernde Spaltungen darin die Macht des Pabstthums in ihrem innersten Kern anfraßen: denn im Kardinalkollegium gab es nun eine französische, eine italienische und eine deutsche Partei.

Ein französischer Pabst hatte, wie Gregorovius sagt, „einen französischen Prinzen zum Vollstrecker seiner Rache und zum Erben der schwäbischen Macht in Italien erhoben, und eben damit das Pabstthum und Italien ins Unglück gezogen. Der Stuhl Petri wurde eine Beute der Franzosen, der Pabst ihr Vasall, Italien aber für immer der Zankapfel der Fremden, und seither durch die verderbliche Politik der Zerspaltung im Innern und der Hereinziehung der Fremden von Außen in beständiger Verwirrung gehalten."

Diese Periode hatte Clemens IV. eingeleitet, der Mörder des letzten Hohenstaufen.

Durch diese Zerrüttung im Kardinalkollegium selbst, durch diese Parteikämpfe des französischen, italienischen und deutschen Einflusses im Conclave, kam es, daß zwei Jahre und drei Monate der päbstliche Stuhl unbesetzt blieb, weil sich die Parteien

nicht auf einen Pabst vereinigen konnten, und die „Ironie“ legte sich bereits so stark an den römischen Stuhl an, daß der Kardinal-Bischof von Ostia vorschlug, einen in der Wildniß der Abruzzen verschollenen Einsiedler und Volksheiligen zum Pabste zu wählen, und daß alle Stimmen sofort auf diesen sich vereinigten.

Das war Peter, eines Bauern Sohn aus dem Kastell Molise, von zwölf Brüdern der eilfte. Mit zwanzig Jahren Benediktinermönch geworden, war er in der Blüthe der Jugend in die Höhlen des Bergs von Morone gewandert, als Einsiedler; nach fünf Jahren mit andern Einsiedlern auf den Majella in Apulien. Hier lebte er im wilden Wald, als die Gesandtschaft der Kardinäle erschien und ihm die Wahlurkunde überreichte, die ihn aus der Wildniß herab auf den Thron der Hierarchie steigen hieß. Da erschrack Peter und weigerte sich dessen. Die Erzbischöfe gingen. Darauf kamen andere in seine Wildniß, und zwei davon, die er vor sich knieen sah und die ihn überraschten, beschworen ihn, einzuwilligen, daß sie ihn zur Pabstkrönung geleiten dürfen, und damit der christlichen Welt den Frieden wieder zu geben. Die auf den Knieen vor ihm waren zwei Könige, der eine Karl II. von Neapel, der andere Andreas III. von Ungarn. Er seufzte, weinte und gab nach.

Da sah er sich umringt von knieenden Erzbischöfen, Baronen und Rittern Neapels. Sie führten ihn hinab in die Stadt Aquila, das Volk strömte allwärts herbei und sah den neuen Pabst reitend auf einem Esel, und die zwei Könige, wie sie, noch demüthiger als der demüthige Pabst, rechts und links zu Fuß gingen und den Esel am Zügel führten, hintendrein der Kirche Würdenträger und das glänzende Königsgefolge. In der Marienkirche zu Aquila krönten sie ihn am 29. August 1294; er nannte sich Cölestin V., und ging nicht nach Rom, sondern nach Neapel; denn dorthin hatte der König von Neapel ihn haben wollen.

Seit der Blüthe seiner Jugend in der Wildniß, und darin ein und achtzig Jahre alt geworden — wie hätte diese „Waldtaube mit der Pabstkrone“ den Zumuthungen der französischen Politik der Anjou irgend etwas von Widerstand entgegensetzen

können? Er that, was man ihm befahl; er ernannte die Günstlinge des Königs von Neapel zu Kardinälen, er berief alle Kardinäle nach Neapel. Die alte Waldtaube, in ihrer Wildniß glücklich, im Käfig zu Neapel unglückselig, war nicht bloß unfähig, Pabst zu seyn, sondern alle Kardinäle, welche den Geist der Kirche hatten, sahen ein, daß die Macht des Pabstthums so in der Macht des Königthums, die geistliche Herrschaft in der weltlichen Herrschaft aufgehen werde, wenn nicht geändert werde, und sie ließen alle ihre nationale Eifersucht fallen. Italiener, Deutsche und Franzosen wurden einig, der Herrschaft der Kirche zu lieb.

Der Kardinal Gaetani war die Seele dieser Einigung; und es hat sich die Sage erhalten, derselbe habe den ein und achtzigjährigen Pabst aus der Wildniß oft Nachts mit Posaunen und geisterhaften Stimmen geschreckt, als riefe ihm der Himmel zu, er sey der Pabstkrone nicht würdig, er solle sie ablegen, die christliche Welt leide darunter und sey gedrückt, so lange sie ihn selbst drücke.

Am 13. Dezember desselben Jahrs, in welchem er am 29. August gekrönt worden war, dankte Cölestin V. ab und entwich in Eile und Geheimniß in die Wildniß des Gebirges von Majella zurück. Am 24. Dezember wurde Kardinal Gaetani zum Pabst erwählt. Damit die Waldtaube nicht von der Politik des neapolitanischen Hofes zurückgeholt werde und eine Spaltung in der Kirche wiederkehre, sandte Gaetani, jetzt Pabst Bonifazius VIII., dem Flüchtlinge nach. Vor der Streife auf ihn floh derselbe durch die Einsamkeit der Wälder bis ans Meer, warf sich in eine Barke und steuerte Dalmatien zu, aber ein Sturm schleuderte das Schifflein auf den Strand von Viesta. Bonifaz VIII. ließ den Flüchtling hier gefangen nehmen und ihn nach Anagni in seinen Palast, von da in den Thurm von Fumone bei Ferentino bringen.

Statt der Ruhe der Wildniß gab er ihm die Schauer eines engen und ungesunden Kerkers. Hier starb die Waldtaube des päbstlichen Stuhles, nach zehn verseufzten einsamen Monaten, nach langer Zeit der erste Pabst, der auf dem päbstlichen Throne

„die heilige Armuth und Einfalt" der ersten Christenzeiten für sich beibehalten hatte. Zwei Jahrzehnte nach seinem Tode wurde er von Pabst Clemens V. unter die Heiligen versetzt, und der, welcher ihm den langsamen Tod im feuchten Kerker gab, Pabst Bonifazius VIII., wurde von Dante in die Hölle versetzt; aber das willenlose Werkzeug der ruchlosen französisch-neapolitanischen Politik, Pabst Cölestin V. selbst, ebenfalls in die Hölle.

So richtete der christliche Geist durch den Mund und die Feder des großen Dante über die dem wahren Christenthum fernen Oberhäupter der Kirche, über den Einen wie über den Andern.

Nicht ganz neun Jahre hat Pabst Bonifaz VIII. auf dem Stuhle gesessen, aber er ist eine um so bedeutendere Erscheinung in der Kirchengeschichte, weil mit ihm die große Zeit des Pabstthums zu Ende geht; weil er sich auf die höchste Spitze der hierarchischen Gewalt stellt, noch höher als der dritte und vierte Innocenz, und es eben darum nun abschüssig schnell mit dem Pabstthum abwärts geht; weil in demselben Augenblick, in welchem die Hierarchie ihre innere Gliederung despotisch abgeschlossen zu haben und nach Außen der Weltherrschaft sicher zu seyn meint, der Geist der neuen Zeit seine Schwingen regt und in seinem größten Vertreter vor der Reformation, in Dante, unmittelbar vor dem römischen Stuhl erscheint; denn Dante sprach als Gesandter seiner Vaterstadt Florenz und als Sprecher des neuen Geistes persönlich mit Pabst Bonifaz VIII.

Weil der weltliche Geist in der Kirche den kirchlichen Geist überwuchs, mußte folgerichtig der weltliche Geist außer der Kirche, der Geist in Fürsten und Volk, die verweltlichte Kirche überwachsen. Mit altheidnischer und byzantinisch-christlicher Staatspolitik hatten die Päbste von Rom aus die Fürsten und Völker überlistet und beherrscht; der zweite Friedrich der Hohenstaufe, des feinen Innocenz III. feiner Schüler, hatte zuerst diese Politik dem römischen Stuhl abgelernt, der römische Stuhl hatte diese Politik mit dem Staufenhaus zu tödten gemeint, aber die, welche der römische Stuhl zu Erben der staufischen Macht in Unteritalien selbst eingesetzt hatte, alle Glieder des französischen Königshauses, wurden Erben dieser Politik.

Bonifaz VIII. ist der Erste, welcher sich der zweifachen Krone als Pabst bediente. Alle Päbste vor ihm hatten nur eine einfach gekrönte Mitra getragen. Daß nach ihm Pabst Urban V. eine dritte Krone der Mitra hinzufügte, ist völlig unbedeutend, weil das damals für die Zeit bedeutungslos war. Bonifaz VIII. aber hat, was er that, mit berechneter Bedeutung für seine Zeit gethan, mit Entwürfen im Kopf, welche durch diese zweite Krone angedeutet wurden.

Er war der größte Mann an Gestalt zu seiner Zeit in Italien, von ungemeiner Schönheit des Kopfes, und mit diesem Aeußeren, verbunden mit dem, was Innen in ihm war, glaubte er sich mehr als Einer berufen, die ganze Welt zu beherrschen, in viel höherem Grad als der siebente Gregor. Aber Gregor herrschte, um aus der Welt die Sünden und Laster auszutreiben und die Kirche groß zu machen; Bonifazius VIII. herrschte, um sein eigenes Selbst groß zu machen; er ließ die Sünden in der Welt Sünden seyn, um das Geld in der Welt in seine Kasse zu treiben, durch Jubeljahrs- und andern Ablaß. Er verlegte die Residenz wieder nach Rom.

In Frankreich hatte das Pabstthum mitgeholfen, die Königsmacht zu erweitern, und mehr als irgendwo war das absolute Königthum in Frankreich bereits im Wachsen: König Philipp IV., trotzig, durch und durch weltlich gesinnt und rücksichtslos, fühlte sich ganz als absoluter König. Da war es der Zusammenstoß des Pabstthums mit der französischen Krone, wodurch die bürgerliche Freiheit gefördert und das absolute Königthum in seinem Fortschritt aufgehalten und beschränkt wurde.

Wie in Italien früher im Kampfe mit dem deutschen Kaiserthum der Pabst die Freiheit der Städte deckte, um Bundesgenossen an ihnen zu haben; wie andererseits die Kaiser den deutschen Städten große Freiheiten gaben, um mit ihrem Geld den Kampf gegen den römischen Stuhl und die Lombarden zu führen; und wie dieser Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Alleinherrschaft Anlaß wurde, daß in Italien und in Deutschland die bürgerliche Freiheit zu schöner Blüthe kam: so

fügte es Gott, daß die bürgerliche Freiheit in Frankreich wuchs, indem das Weltherrschaftsstreben des Pabstes Bonifazius VIII. zusammenstieß mit dem Despotismus König Philipps IV.

König Philipp hatte sich Eingriffe in das Kirchenvermögen Frankreichs und Münzfälschungen erlaubt, in einem Kriege, den er mit England führte. Der Pabst verbot der Geistlichkeit Frankreichs, auch nur einen Heller über die gewöhnlichen Abgaben an den König zu steuern, ohne Bewilligung des heiligen Stuhles, bei Strafe des Bannes, und bedrohete mit dem Banne Jeden, der das geistliche Gut zu außerordentlicher Steuer ziehen würde. Der König antwortete durch ein Verbot, Gold, Silber, Edelsteine, Waffen, Pferde außer Lands zu führen, d. h. er verbot, in irgend einer Form die bedeutenden Bezüge, welche der römische Stuhl bisher aus Frankreich hatte, ferner zu verabfolgen. Der Pabst, mit dem Verlust dieser großen Einkünfte aus Frankreich bedroht, gab dießmal nach. Der König hatte zudem eine Sprache geführt, die am römischen Hof Eindruck machte. Die Kirche, hatte derselbe gesagt, bestehe nicht bloß aus Geistlichen, sondern auch aus Laien, und die Gnade der Laien, der Fürsten Gnade, sey es gewesen, durch die der Geistlichkeit ihre Vorrechte eingeräumt worden seyen, und damit ihre Einkünfte. Der König nahm Alles zurück, weil der Pabst so sehr entgegen gekommen war, und nahm sogar Bonifaz als Schiedsrichter in dem Streit an, den er mit dem Grafen von Flandern und mit England führte; aber nicht als Pabst solle er entscheiden, sondern als eine Privatperson, als „Benedikt Gaetani".

Der Entscheid fiel gegen Philipp aus, ganz nach Recht und Gerechtigkeit. Aber schweres Unrecht hatte Bonifaz, daß er, ganz gegen die Uebereinkunft, den Entscheid in Form einer päbstlichen Bulle bekannt machte.

Die päbstliche Bulle wurde am französischen Hofe verbrannt.

Alle Feinde des Pabstes fanden freundliche Aufnahme am französischen Hofe. Der König nahm den päbstlichen Legaten als Hochverräther gefangen, als Vasallen der Krone Frankreichs; der

Pabst legte die Gewaltthaten des Königs in einer neuen Bulle öffentlich dar, berief alle französischen Prälaten zu einer Kirchenversammlung nach Rom, um über eine Reformation Frankreichs zu beschließen, in Bezug auf König, Staat und Kirche, und forderte den König auf zur Anerkennung, daß er in geistlichen und weltlichen Dingen unter dem Pabste stehe, der von Gott zum Richter der Lebendigen und der Todten bestellt, über Völker und Königreiche gesetzt sey; wer anders glaube, sey für einen Ketzer erklärt.

Philipp gab die berühmt gewordene spöttische Antwort: „Philipp, von Gottes Gnaden König der Franzosen, wünscht dem Bonifaz, der sich als Pabst gebahrt, wenig oder nichts Gutes. Es wisse deine übergroße Narrheit, daß wir im Weltlichen Niemand unterthan sind; daß die Verleihung erledigter Kirchen und Pfründen als Königsrecht uns zusteht; daß wir ihre Einkünfte zu den unsern machen; daß es bei unsern Verleihungen seine Geltung hat und haben wird; und daß wir die von uns Eingesetzten kräftig schützen: wer anders glaubt, den erklären wir für einen Narren und Vernunftlosen. Gegeben zu Paris."

Als der König diese Sprache wagte, wie sie seit Kaiser Friedrich II. nicht gehört worden war, da wußte er schon, an wem er einen Halt hatte. Er berief am 10. April 1302 den dritten Stand (tiers état) in den Rath des Reiches, zum ersten Mal, neben und zugleich mit Adel und Geistlichkeit. Aufs Volk stützte sich der sonst so absolut gesinnte König. Die „Generalstaaten", diese Reichsversammlung, zu der dießmal jede Stadt des Reichs zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte hatte schicken dürfen, waren allesammt für den König. Alle drei Stände, besonders befragt, erklärten, „der König trage seine Gewalt von Niemand zu Lehen, und sie seyen daher in weltlichen Dingen Niemand als Gott und dem König unterthan". Diese Erklärung schickte jeder der drei Stände in einem besonderen Schreiben an den Pabst, und keines dieser Schreiben war sehr höflich.

Dabei wurde jedem französischen Bischof vom Könige verboten, die vom Pabst ausgeschriebene Kirchenversammlung zu besuchen; und der Pabst sah sich zunächst auf ein öffentliches

Konsistorium beschränkt. Auf solchem brachte er die Angelegenheiten Frankreichs zur Verhandlung in Gegenwart französischer Gesandten. Der Pabst verwahrte sich dagegen als gegen einen Mißverstand, daß er behauptet habe, der König trage sein Reich vom Pabste zu Lehen; aber er blieb dabei, daß der König ihm für alle seine Handlungen verantwortlich sey. Wenn der König sich nicht demüthige, so werde er ohne Schonung vorgehen. Wie sein Vorfahrer drei französische Könige abgesetzt habe, so werde er dann Philipp absetzen, wie man einen Wasserträger abdanke.

In einer päbstlichen Bulle legte Bonifaz den Uebermuth seiner Gedanken und Anmaaßungen vor aller Welt dar. Darin hieß es: es gebe nur Eine katholische Kirche unter dem Einen Haupt, dem Pabst, als dem Stellvertreter Christi und Nachfolger des Petrus. In des Pabstes Gewalt, als des einzigen Hirten aller Völker, seyen zwei ihm von Christus überreichte Schwerter, das geistliche und das weltliche Schwert; das geistliche Schwert sey *von* der Kirche, das weltliche Schwert *für* die Kirche zu gebrauchen. Jenes sey in der Hand des Priesters, dieses in der Hand der Könige und Krieger, aber in deren Hand nur auf *Wink* und *Zuspruch* der Kirche von ihnen zu gebrauchen. Gerathe die weltliche Macht auf Abwege, so werde sie von der geistlichen gerichtet, die geistliche Macht aber werde von Niemand gerichtet. Alle Kreatur müsse bei *Verlust* ihrer *Seligkeit* dem Pabste gehorchen; die Unterordnung unter den Statthalter Christi sey durchaus zur Seligkeit nothwendig.

Hier zeigte es sich, daß der römische Stuhl nichts gelernt und nichts verlernt hatte. „Die römisch-katholische Kirchengewalt," sagt Kortüm, „betrachtete mit gleichgültigem Stolz den Andrang der Wogen, welche den Fuß ihrer Riesensäule umspühlten. Die langsamen und dennoch tiefgreifenden Aenderungen schienen, eben weil sie *vereinzelt* wirkten, keine Gefahr zu bereiten. Kaum ahnend, daß die früher in den Tagen Kaiser Friedrichs II. einsame oder ohne hinlängliche Bundesgenossenschaft geführte Fehde der *weltlichen* Macht jetzt in den Fortschritten des *öffentlichen* Urtheils neue Hülfsmittel gewonnen hatte, behaupteten die Päbste nicht nur ihre alten

Ansprüche, sondern suchten sie auch, wie wenn die Zeit rückgängig geworden wäre, zu steigern." *)

König Philipp versammelte auf Antrag seines ersten Ministers, seines schlauen Kanzlers, Wilhelm von Nogaret, abermals die drei Stände seines Reiches. Er hatte es erfahren, was es heiße, sich auf die Bürgerschaft, auf das Volk einer Nation, zu stützen. In dieser allgemeinen Ständeversammlung in Paris ließ er den Pabst auf Zauberei und Irrglauben anklagen und ihn dem Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung in Lyon zuweisen, welche ihn absetzen und einen Nachfolger wählen solle.

Zugleich hatte Philipp die durchgreifendsten Zwangsmaaßregeln gegen den Pabst in Anwendung gebracht. Um jeder unruhigen Bewegung vorzubeugen, welche päbstliche Sendlinge in den mit Steuern und Elend überbürdeten untern Schichten des französischen Volkes erregen könnten, wurden von allen Landschaften, Städten, Gemeinden, Kirchen, Ordenshäusern, Prälaten und weltlichen Herren Briefe eingefordert, welche den Beschluß der allgemeinen Ständeversammlung unumwunden billigten, offene Zustimmungsadressen der Nation. Das ganze Volk wurde so mit fort- und hineingerissen in die kühnen Schritte gegen den Pabst. Der Pabst setzte den schon früher gebannten König ab, und forderte den deutschen Kaiser Albrecht auf, den vakanten Thron Frankreichs für sich in Besitz zu nehmen. Zugleich sprach er das Interdikt über Frankreich, und, da trotzdem alle gottesdienstlichen Handlungen in ganz Frankreich gehalten wurden, suspendirte er die ganze französische Geistlichkeit, und hob die Privilegien der französischen Universitäten auf.

Daß Frankreichs ganze Geistlichkeit sich dem Könige so sehr fügte, das hatte seinen Grund in den Zwangsmaaßregeln des

*) Statt des schnell verewigten, trefflichen Geschichtsforschers Fr. Kortüm tiefe Gedanken, ohne ihn zu nennen, wie so Viele bei andern Schriftstellern thun, in unsere Darstellung überzutragen, wird es hier vorgezogen, dessen eigene Worte anzuführen, um den freien geschichtlichen Denker zur Anerkennung zu bringen, der im Leben nicht das Glück hatte, so, wie er es verdiente, anerkannt zu werden.

Königs, in den Waffen seines stehenden Heeres. Der Anfang der stehenden Heere hatte sich bereits als Folge des langen Krieges mit England in Frankreich entwickelt. Philipp hatte bereits eine ganz von ihm allein abhängige, auf seinen Wink gehende Soldateska.

Der deutsche Kaiser lehnte die angebotene Krone Frankreichs ab, und eben so wenig hatte die neue Bulle des Pabstes, welche alle Unterthanen vom Eid der Treue gegen König Philipp entband, bei diesen eine dem Pabste günstige Folge, ja sie brachte dem Pabste den persönlichen Untergang, und dem Pabstthum den Anfang seines Falles.

Denn, zum Aeußersten entschlossen, sandte König Philipp seinen Kanzler Nogaret und den von Bonifaz vertriebenen Kardinal Sciarra Kolonna, dessen ganzes Geschlecht Bonifaz ausgerottet, dessen sämmtliche Schlösser er zerstört, dessen Güter er alle eingezogen hatte, nach Italien, um den Pabst zu verhaften. Kolonna, des Pabstes Todfeind, sammelte die Unzufriedenen Italiens um sich. Bonifaz hatte Rom, dem er nicht traute, verlassen, und sich in seinen Geburtsort Anagni zurückgezogen. Nogaret und Kolonna überfielen ihn mit ihren Reiterschaaren in Anagni.

Ehe er es sich versah, war der Pabst ihr Gefangener. Unter bittersten Schmachreden, wie „du Erstgeborener des Satans", schlug Kardinal Kolonna den „heiligen Vater" mit dem Eisenhandschuh ins Angesicht. Jetzt mußte Bonifaz VIII. fühlend erkennen, daß die Zeiten sich geändert hatten: vor Kanossa fror Kaiser Heinrich IV. vor Gregor VII., der mächtigste Fürst der Welt im Büßerhemd; zu Anagni lag Pabst Bonifaz VIII., schmachvoll mißhandelt, vor den Dienern König Philipps von Frankreich, gefangen genommen wie ein Verbrecher.

So war indessen der weltliche Geist und die weltliche Macht über die Kirche hinausgewachsen, die Staatspolitik des Königthums mit dem Zeitgeist im Bunde stärker geworden, als die geistlichen und diplomatischen Waffen des römischen Stuhles.

Drei Tage nach der Gefangennahme des Pabstes schien sich zwar die Scene zu ändern. Bonifaz war im Unglück größer,

als im Glück: lieber, als nachgeben, wollte er sterben, unter seiner Feinde Händen, wie der, als dessen Stellvertreter auf Erden er sich fühlte. Da erwachte das Volk von Anagni aus seiner Betäubung, griff zu den Waffen, und verjagte den Haufen Nogarets und Kolonnas. Der Pabst war frei. Er ließ sich nach Rom zurückführen, warf sich der Partei der Orsini zum Schutz gegen die Kolonna in die Arme, aber auch die Orsini hielten ihn als ihren Gefangenen im Vatikan. Sieben und dreißig Tage nach seinem Unglück in Anagni war Bonifaz VIII. eine Leiche, am 11. Oktober 1303.

Der achtzigjährige, leidenschaftliche, zornige und hochfahrende Greis, der so starr und majestätisch der Welt gegenüber zu stehen gewohnt war, hatte den Schrecken, den Gram über die erlittene Mißhandlung, den Grimm über die Schmach nicht zu überdauern vermocht. Er war in ein hitziges Fieber und in Raserei verfallen, und hatte darin geendet; der erste Pabst, welcher vom weltlichen Arm, und zwar vom Throne Frankreichs aus, körperlich gezüchtigt worden war; aber auch, wie Gregorovius mit Recht sagt, „der letzte Kirchenfürst, welcher das Pabstthum in dem Geiste der Weltherrschaft erfaßt hatte. Nach ihm schwang sich kein Pabst mehr zu solchen Planen auf; mit Bonifaz VIII. ging die große mittelalterliche Periode des Pabstthums zu Ende. Seine größeste Zeit, wo es die Welt geordnet hatte, lag nun hinter ihm; und die über es hinausgewachsene weltliche Macht beugte es jetzt in die Vasallenschaft und Gefangenschaft von Frankreich".

Zweites Kapitel.

Das Zwischenreich von Avignon oder „das babylonische Exil".

Der hundertjährige Kampf der Kirche mit dem Staat unter den Saliern und ihren Erben, den Hohenstaufen, hatte schon die Gewalt der Kirche tief erschüttert. Diese letzte Erschütterung aber

von Frankreich aus wirkte so tiefgehend und nachhaltig, daß sich das Pabstthum niemals mehr davon erholt hat. Es war in Bonifaz VIII. auf seiner höchsten Spitze angelangt, und nun geht es schnell damit abwärts. Die „heilige Nacht" geht zu Ende, die Geister wittern Morgenluft, und der schneidende Frostzug, der durch die Welt geht, weist auf den anbrechenden Tag.

Staat, Sitten und Leben, Künste und Wissenschaften haben bei allen Hauptvölkern der Christenheit einen Um- und Aufschwung genommen. Das mit der Herrschaft des römisch-katholischen Altares eng verbundene Feudalwesen des hohen und niedern Adels ist in allen Fugen erschüttert; das Bürgerthum, sogar das Volk auf dem Lande mit wachsendem Kopf und Herzen auf der einen Seite, die weltliche Fürstenmacht auf der andern Seite, drängen sich empor und drücken das Gebäu der Feudalhierarchie aus einander. Vorüber sind die Tage des Phantastischen, der kindlich-gläubigen Gemüthswelt, des feurigen Wesens der Einbildungskraft, die Tage der Romantik; und angebrochen sind die Tage, wo der Mensch sich besinnt und denkt, die Tage der Ernüchterung und des Verstandes, der sich mündig fühlt und darum mündig werden will. Die Ansichten von Welt und Menschen, von Anstalten und Verhältnissen sind sehr im Anderswerden. Der Verstand tritt in das Uebergewicht.

Das Alles hat der achte Bonifaz im hochfahrenden Sinn seines Majestätsgefühls übersehen, weil er fern weg saß von dem, was jenseits der Alpen vorgegangen war, in Deutschland und Frankreich; weil er schlecht unterrichtet war durch die von ihm Beauftragten; und weil er italienisch stolz und durch diesen Stolz verblendet war. Man verdamme darum den achten Bonifaz nicht. Hat doch ein viel späterer und viel aufgeklärterer Pabst überrascht sich sagen lassen müssen, wovon er in seinem herrlichen Rom keine Ahnung hatte, von den „verdammt klugen Augen der deutschen Bestie". Was jenseits der Alpen lag, war seit dem Untergang der Staufen für die der heidnisch-klassischen Bildung zueilende Hofwelt des Pabstes eine barbarische Welt, und der römische Stuhl, weil schlecht berichtet, darum so ununterrichtet, als es einst zu Marius Zeiten und in den Tagen vor

der Völkerwanderung der römische Senat war, über die Gefahren, die von jenseits der Alpen drohen, trotz der Warnungen Einzelner.

Als nicht nur der Pabst selbst, sondern alle päbstlichen Maaßregeln einen so traurigen Ausgang nahmen; als man zu Rom sah, daß man von dem reichen Ertrag des Jubeljahres für die Kasse des Pabstes, wie für die Kassen der Einwohner Roms, von den zweimalhunderttausend Pilgern, die ein einziger Monat um „vollkommenen Ablaß“ nach Rom geführt, einen Fehlschluß auf die Mehrheit der Völker gemacht hatte; als der Zauber, mit welchem der römische Stuhl so lange auf Fürsten und Völker gewirkt hatte, durch diesen Ausgang des letzten Kampfes als ein Nebel zerrann; als alle Bollwerke der bisherigen Pabstmacht von der weltlichen Königsmacht übersprungen waren, und aller Welt offen lag, daß der größere Theil der päbstlichen Macht auf Einbildung beruhte, und deren Ansprüche und Anmaaßungen ungefährlich und nichtig waren, so wie man nicht daran glaubte; als das Geheimniß aufgedeckt war, wie man dieselben zurückweisen müsse und könne; als man erkannte, daß man von Rom aus zwar die „ketzerischen“ Weber und andere Arbeiter mit Hülfe der weltlichen Gewalt unterdrückt habe, daß aber diese weltliche Gewalt jetzt selbst ketzerisch, der ärgste Feind der Hierarchie geworden sey: da schwankten den überlebenden Trägern der Hierarchie zu Rom die Gedanken; über die zertrümmerten Waffen ihres bisherigen Bestands hingebeugt und in der Niederlage, verlor der römische Hof, verlor die Hierarchie, — das Vertrauen zu sich selbst.

Welch furchtbaren Stoß mußte das Pabstthum in den Augen der Menschen erlitten haben, wenn dieser „letzte Riese des Priesterkönigthums“, wie Kortüm den achten Bonifaz nennt, nicht nur von Dante in die Wohnungen der Verdammten in seinem großen Gedichte gewiesen, sondern es sprüchwörtlich über den heiligen Vater in Italien wurde, „der hochherzige Sünder sey als Fuchs zum Pabstthum gekommen, habe regiert als Löwe, und sey gestorben wie ein Hund“.

Und doch hatte Bonifaz VIII. nur das geschichtlich gewordene, früher von der Christenheit im Großen anerkannte Pabst-

recht vertreten, und war der Märtyrer desselben geworden! Nur übersehen hatte er, daß die Zeit diesen Grundsätzen und Ansprüchen entwachsen war, daß sie an und für sich keinen Anklang bei der Mehrheit der Menschen jetzt mehr fanden, daß sie also nicht mehr zeitgemäß waren, am allerwenigsten, wenn sie in so stolzer, schneidender Sprache, wie von Bonifaz, vorgetragen wurden, und wenn die Rollen so sehr gewechselt waren, daß das Königthum fein diplomatisch, abgemessen und berechnend zu Werke ging, der römische Stuhl dagegen leidenschaftlich, zornig, taktlos, ohne Beachtung der Stunde, der Personen, der Verhältnisse. Bonifaz hat über sich selbst und über das Pabstthum, über dessen lange Verschuldung, das Gericht vollzogen: der religionslose, der gewissenlose, der tyrannische, der jedes höheren Gedankens, vollends alles reformatorischen Sinnes baare, herrsch- und selbstsüchtige, kalt-grausame, habsüchtige, sündenvolle Philipp IV. von Frankreich war nur das Werkzeug dazu.

Und wie er einerseits dazu voraus ersehen war, den Zauber der hierarchischen Weltherrschaft zu zerstören, so war er von Gottes Fügungen in die Lage gedrängt und unumgänglich genöthigt, daß er, der Mann der unumschränkten Gewalt, mit widerstrebendstem Gemüthe eigenhändig die Bahn brechen mußte der Volksfreiheit, dem Repräsentativsystem, der Volksvertretung; also demjenigen Fortschritt, welchem nach Gottes Rath ganz Europa entgegengeführt werden sollte.

Welche hohe Bedeutung in der neueren Weltperiode das habe, das stellte Gott allen Völkern der Christenheit gleich damals vor Augen, indem in Frankreich, wie in England, das Nationalgefühl einen so hohen Schwung durch das Repräsentativsystem nahm, daß nicht nur alle andern christlichen Völker und Lande gleichen oder geringeren Rangs hinter beiden in jeder Art der Entwicklung zurückblieben, weil sie das noch nicht hatten, sondern selbst die einst weltherrschende deutsche Nation, weil sie zwar das einst gehabt hatte, es aber längst verfallen, ins Gegentheil umbilden ließ, und spät, viele Jahrhunderte lang zu spät, wieder darauf kam, und zwar auch dann nur auf den Versuch davon kam, die allgemeine Volksver-

tretung im christlich-deutschen Staat einzuführen, obwohl diese eine Grundidee des Christenthums, ein christlicher Verfassungsgedanke seit apostolischer Zeit, ist.

Wie in der urchristlichen Gemeinde alle Gläubigen mitstimmten und mitwählten mit gleichem Rechte, zuerst alle persönlich, später durch von ihr gewählte abgeordnete Vertreter: so ist es christlich, daß im christlichen Staate alle christlichen Mitglieder desselben ihre Vertretung finden; denn die christliche Urgemeinde ist das Vorbild der christlichen Gemeinde im Großen des Staates. Das ist die einzige, den neutestamentlichen Schriften und den Grundgedanken des Christenthums entsprechende Form.

Die Abhängigkeit des Pabstthums von Frankreich trat rasch zu Tage. Schon der erste Nachfolger des Bonifaz, der nur drei Vierteljahre Pabst war, nahm das Meiste von dessen Beschlüssen zurück. Die französische Partei im Kardinalskollegium und der Druck des französischen Kroneinflusses waren so übermächtig, daß der Erzbischof von Bordeaux zum Pabste gewählt wurde, der Franzose Bertrand d'Agoust. Der nannte sich Clemens V., und blieb vom Tage seiner Wahl an, dem 5. Juni 1305, in Frankreich, ohne je einen Fuß über die Alpen nach Italien zu setzen.

Der Ehrgeiz dieses Mannes war von dem geheimen Antrag der päbstlichen Würde, welchen König Philipp ihm machte, so verblendet, daß er ihm sechs Bedingungen unterschrieb. Eine dieser Bedingungen war die Zurücknahme und Vernichtung aller Bullen des Bonifazius gegen Frankreich; eine andere war, daß der neue Pabst die französische Kirche dem König auf fünf Jahre zehentpflichtig mache; eine dritte Bedingung war, daß er gegen den todten Pabst Bonifaz **VIII.** eine Untersuchung einleite — König Philipp ging darauf aus, diesem seinem Todfeind im Grabe förmlich den Prozeß als Ketzer machen und ihn als Ketzer verdammen zu lassen —; von der sechsten Bedingung war ausdrücklich gesagt, daß sie vorerst geheim bleibe und selbst dem Pabst erst später bekannt gemacht werde.

Das alles hatte Pabst Clemens **V.** zum Voraus angenommen; und ein Pabst, der das so annahm, war kein Pabst

mehr; der war heruntergesunken zur Stellung und Rolle unter der Krone Frankreich, wie sie früher die byzantinischen Hofbischöfe unter den byzantinischen Kaisern gehabt hatten.

Clemens V. hielt auch alle Bedingungen; nur einer entzog er sich mit Mühe, der förmlichen Verdammung des letzten gewaltigen Pabstes als eines Ketzers. Ja, diesem neuen Pabst waren so sehr die Hände gebunden, daß er, weil es König Philipp so gebot, öffentlich etwas empfahl, was er heimlich widerrief. Damit ja die Pabstwahl ganz im Interesse der französischen Krone bleibe, mußte Clemens V. die Erneurung des Kardinalkollegiums aus lauter geborenen Franzosen bewerkstelligen.

Im März 1309 verlegte sogar, weil es Frankreichs König so gebot, dieser Pabst den Sitz des päbstlichen Hofes bleibend nach Avignon.

Es ist viel zu mild gesagt, die sieben Päbste, die fast siebenzig Jahre, statt zu Rom, zu Avignon saßen, haben, „weil sie selbst Franzosen gewesen, dem Pabstthum einen französischen Charakter aufgedrückt". In der großen Zeit des Pabstthums war kein Unterschied zu merken, ob der, welcher an der Spitze der Christenheit stand, Ober- oder Unteritaliener, Deutscher, Franzose oder Engländer war; wie er auf dem Thron der Weltstadt Rom saß, bei jedem Blick und Schritt von Erinnerungen der Weltherrschaft umgeben, konnte er nicht anders, als diesen Geist einathmen und ausathmen, der in allen denjenigen war, welche vor ihm in seiner Stellung waren.

Die Verlegung des päbstlichen Sitzes nach Avignon ist darum so entscheidend geworden, weil das Pabstthum, bisher der Mittelpunkt der christlichen Welt, sich wegverlegte aus Rom, seit zwei Jahrtausenden für das Wissen der europäischen Menschheit dem Sitz der Weltherrschaft, dem Mittelpunkt der Weltgeschichte, und sich zurückschob in einen Winkel Frankreichs.

Entkleideten Clemens V. und seine Nachfolger durch ihre Thaten sich des Nimbus, welcher sonst einen Pabst umgab: so war diese Entkleidung der Würde um so völkeraugenfälliger, als dafür der Nimbus jetzt fehlte, womit der Nachglanz von Roms

Größe und womit die Ferne jenseits der Alpen selbst schwächere Päbste umgab, für die Augen derer, welche diesseits der Alpen und überhaupt weitab wohnten.

Jene geheime Bedingung von den sechs Bedingungen, welche Clemens V. vor seiner Wahl dem Könige Frankreichs auf die Hostie beschworen und damit nicht nur seine Ehre, sondern die Ehre und Macht des Pabstthums verschachert hatte, war wohl eben die bleibende Verlegung des päbstlichen Sitzes auf den Boden Frankreichs gewesen. Babylonisches Exil, wie die römischen Geschichtschreiber diese Zeit nennen, war es nicht allein; denn man kann auch in der Verbannung würdig und sich selbst gleich seyn; nein, es war eine nie da gewesene Entwürdigung der Kirche siebzig Jahre lang.

Die Krone Frankreichs that Alles, um das Pabstthum in den Augen der Völker verächtlich zu machen. Clemens V. sprach zwar über die Republik Venedig Bannflüche aus, und machte den deutschen Kaisern gegenüber den windigen, leeren, bombastischen Prahler, indem er Bullen erließ, „der Pabst sey des Kaisers Herr und bei erledigtem Kaiserthrone Reichsverweser in Italien“. Aber in Avignon beschmutzte er sich nicht bloß durch unbemäntelte Geldgier, durch den niedrigsten Nepotismus und weltkundiges Feilschen — nicht bloß Aemter, Alles war feil bei dem Stuhl von Avignon; nicht bloß durch eigene und seines Hofes Ausschweifungen: sondern er sank zu dem Aeußersten herab, daß er, um die Geldgier des geldbedürftigen Philipp von Frankreich zu befriedigen, sich hergab, den Orden der Tempelritter anzuklagen und aufzuheben. Dieser Orden hatte zwei Jahrhunderte lang gegen die Sarazenen gefochten; er war nicht ohne alle Berührung morgenländischer, namentlich sarazenischer Anschauungen geblieben, aber doch ein christlicher Ritterorden; dabei war er auch unermeßlich reich geworden, und vorzüglich in Frankreich und England angesessen, und sowohl dadurch, als durch seine Selbstständigkeit jeder Krone ein Anstoß, und mit seinen Schätzen doch zugleich so einladend zum Zugreifen. König Philipp zwang den Pabst Clemens V., und dieser ließ sich zwingen, mit seiner päbstlichen Person und Würde den scheußlichen Mord und Straßen-

raub König Philipps IV. an dem überreichen Tempelritterorden in Frankreich zu maskiren. Durch Kerker und Folter und teuflische Martern erpreßte dieser verworfene Fürst Geständnisse, von denen Jedermann wußte, daß keine Wahrheit daran war, und ließ darauf den Großmeister des Ordens, welchen der Pabst unter der Vorspiegelung einer Kreuzzugsberathung nach Frankreich in Philipps Gewalt gelockt hatte, mit mehreren Hunderten von Ordensrittern verbrennen, als „Ketzer". Jakob von Molay, der letzte Großmeister der Templer, starb, wie die meisten Ritter, groß auf dem Scheiterhaufen. Sie betheuerten ihre Unschuld und forderten den König und sein Haus vor Gottes Gericht, der es auch vergalt an den Kindern und Kindeskindern, weil sie sich nicht bekehrten.

Diese Opferung der Tempelritter aber brannte sich als ein unverwischliches Maalzeichen ein in die Stirne des Pabstthums, neben das Kainszeichen, das vom Mord an Albigensern und Waldensern und vielen frommen Männern schon zuvor daran stand.

Im Tempelorden aber waren viele freisinnige Gedanken gewesen. Der Orden hatte sie als Geheimlehre bisher unter sich bewahrt und sich als Wissende den Uneingeweihten und Unwissenden gegenüber gehalten. Nach solchem rechtlosen schauderhaften Verfahren gegen sie mußten die Glieder des Ordens, welche Philipps Bosheit nicht erreichen konnte, namentlich alle diesseits des Rheins, sich gedrungen fühlen, Gegner des Pabstthums und des weltlichen Absolutismus zu werden und ihre Gedanken unter die Laien zu verbreiten.

In dieser Templeropposition bildete sich eine neue geheime Macht gegen die Priesterherrschaft in jeglicher Gestalt; und der Verfasser dieses Buches glaubt, daß die Fortsetzung wenigstens der Grundgedanken der letzten Templer und ihrer geheimen Lehre und Bestrebung — in dem Freimaurerorden zu suchen ist. Andere mögen anders denken.

Nachdem Frankreich sich der Vormundschaft Roms entzogen und den Pabst zu seinem Hofbischof und Vasallen, ja, bis auf einen gewissen Grad zum Gefangenen gemacht hatte, der weder frei, wohin er wollte, gehen, noch, was er wollte, thun durfte:

so hätte das Pabstthum klug daran gethan, den „hierarchischen Bau auf weltlichem Boden“ überall mit friedlicher Hand abzutragen, sich „innerhalb der Gränzen der Kirchengewalt zurückzuziehen, und sich mit der Rolle eines gemeinschaftlichen Mittlers zwischen den christlichen Mächten und Staaten zu begnügen“.

„Der Pabst, als der gemeinschaftliche Vater der Christenheit, wäre ja,“ sagt Rädlinger, „immer der natürliche Vermittler geblieben. Die Idee des Pabstthums wäre in ihm forterhalten worden, die Idee des allgemeinen christlichen Reiches, welches zwar alle Völker und Reiche in sich schloß, aber nicht, um sie weltlich zu beherrschen, sondern geistig, mittelst des Geistes des Evangeliums, zu leiten, und so in inniger Verbindung mit der weltlichen Macht (**concordia sacerdotii et imperii**) das Bild des göttlichen Weltstaats auf Erden immer würdiger darzustellen. In diesem Reiche sollte Rom der Mittelpunkt bleiben, auf daß von da das gemeinschaftliche göttliche Band (denn das heißt **religio**), repräsentirt in der geheiligten Würde ihres obersten Priesters, alle Völker Europas zuerst an Gott knüpfe, und dann unter sich zu einem christlichen Familienbunde vereinige. Wäre auch des Pabstes Stimme bloß noch belehrend, ermahnend, segnend und sein Einfluß lediglich gegründet gewesen in der Weisheit und Gerechtigkeit seiner Aussprüche, in der Religiosität der Völker und in der Achtung ihrer Beherrscher für die Religion und für die öffentliche Meinung, so stand er doch noch sehr hoch.“

So zeichnet ein Katholik, und zwar ein katholischer Priester, die dem hohen Berufe des Pabstes entsprechende Stellung. Aber das Pabstthum zu Avignon hatte auch nicht das Geringste von dieser hohen Anschauung. Während es unter schmerzlichsten Demüthigungen die Reaktion der weltlichen Gewalt, das Recht der Wiedervergeltung nun an sich zu empfinden hatte, das die früher vom Pabstthum so schrecklich gedemüthigte Krone Frankreichs jetzt an dem gedemüthigten Pabstthum mit schneidendem Spott übte: fuhr das Pabstthum, wie in satanischem Triebe, fort, das deutsche Reich und die deutsche Kirche in Zerrissenheit und in Zerrüttung zu bringen, durch

Bannflüche in zwiespältigen Kaiserwahlen, durch Aufstachlung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten, durch sittliche und religiöse Vergiftung, durch Unterwühlung des Friedens in Staat und Gemeinde, im Haus und im Herzen; so recht satanisch, wie der Knecht, der sich von einem über ihm stehenden Herrn mit Füßen getreten sieht, sich dafür zu entschädigen sucht durch Bosheiten, die er an den Knechten unter ihm übt; und diese Knechte unter dem Pabstthum waren, weil sie sich dazu hergaben, — die deutschen Fürsten. Es ist die traurigste Zeit der deutschen Christenheit, diese Zeit bis zur wirklichen Reformation durch Luther, wenn man das Auge nur auf die deutschen Fürsten, auf die weltlichen, wie auf die geistlichen, ja sogar, wenn man es auf die aristokratischen deutschen Städte, und — auf die deutschen Kaiser heftet.

Pabst Clemens VI., der am 7. Mai 1342 Pabst wurde, war es besonders, welcher den Zwiespalt der deutschen Reichsfürsten nährte, die gesetzliche Ordnung des deutschen Reiches verhöhnte und untergrub, und durch das Interdikt, das er auf Deutschland legte, Deutschland geldlich auszubeuten suchte.

Die Politik Gregors VII. ruhte auf einem höheren Grunde. Wo dieser größte aller Päbste mit gewaltigem Arm eingriff in die weltlichen Dinge, da geschah es nicht aus einer engherzigen Selbstsucht, nicht aus einem Partikularinteresse, weder für sich selbst, für seine Person, noch für den päbstlichen Hof; sondern, was er da that, so verletzend es empfunden wurde, das that er, gegründet auf die unwandelbaren Grundsätze der Gerechtigkeit und auf die Sittenlehre des Evangeliums, auf das allgemeine Wohl der ganzen Christenheit, auf seine heiligste Ueberzeugung, welche die Ueberzeugung des christlichen Kosmopoliten war. Das gab ihm jene eiserne Konseqenz unter allen Umständen. Weil er sich selbst treu blieb, und an wie viel er auch leiden mochte, frei war von jedem Egoismus, selbstvergessen und ganz hingegeben an die große Sache seiner Zeit, stieß er gerade so unsanft zusammen mit den Gewalthabern seiner Zeit, deren Grundcharakter der Egoismus war. Der Grundcharakter aber des Stuhles zu Avignon war nun gerade der

Egoismus; und Pabst Clemens VI. sank so tief herab, daß er das Interdikt als Finanzquelle behandelte und bekannt machte, „jeder Priester könne sich davon lösen um einen Goldgulden“.

Den päbstlichen Schatz zu füllen, war den Päbsten zu Avignon Hauptsache, weil ihre und ihres Hofes Lebensart viel Geld erforderte. Der „Jubelablaß“, wie der „Ablaß“ überhaupt, wurden geldergiebiger gemacht. War bisher der „überflüssige Gnadenschatz Christi“ als Quelle des Ablasses, d. h. des Sündenerlasses um Geld, als päbstliche Lehre in die Welt gegeben worden, so ließ Clemens VI. der Christenheit bekannt machen, auch die Gottesmutter Maria, auch der Apostel Petrus und alle Heiligen haben einen überflüssigen Gnadenschatz, und den Nachfolgern des Petrus sey die Verwaltung dieses Gnadenschatzes überwiesen, um daraus Sündenablaß gegen Gaben zu spenden, gegen Gaben an Geld und Gut.

Dieser elende Pabst, dem großen Gregor VII. gegenüber bereits eine verworfene, aber noch lange nicht die verworfenste Kehrseite des Pabstthums, dieser Clemens VI. war es, vor welchem der edle Petrarka als Gesandter Roms erschien, und seine Anschauung des Hofes zu Avignon war es, aus welcher er den päbstlichen Hof so schilderte, wie wir im vorigen Bande gesehen haben.

In den Päbsten zu Avignon war der letzte Funke der großen Idee des Pabstthums und der Kirche erloschen. Da dachte man nur noch auf ein herrliches Tafelhalten, auf schöne Rosse, auf prachtvolle lärmende Prunkaufzüge, auf ausgelassene Freudengelage und auf die romantischsten Genüsse im Umgang mit Damen. Der Pabsthof zu Avignon war ein Hof der Poesie, der Kunst und der Freuden der Liebe, ein Hof der Galanterie geworden; und an keinem Hofe eines Königes lebte es sich so genußreich und so fein in Freuden, als am päbstlichen Hofe zu Avignon, wo Pabst Clemens VI. so schön redete, und so gelehrt war in den Schriften der alten Heiden, namentlich in den klassischen Dichtungen, und wo so viel lebendige Schönheit war durch die weiblichen und männlichen Verwandten des Pabstes, und ein so freies Leben des „gebildeten Geistes“, weit weg über die Vorurtheile der „Unbildung“.

Dieser Clemens VI. warf vollends die Brandrakete in die Ordnung und Gliederung der Kirche. Er belohnte aufs Reichste seine Verwandten, ohne alle Rücksicht auf Verdienst und Brauchbarkeit, mit kirchlichen Pfründen und mit Baronien, und diese Verwandten führten ein Leben, welches das größte Aergerniß gab.

Weil aber am Pabsthof zu Avignon das Laster frech in seiner Nacktheit einherschritt, so war es natürliche Folge, daß an den Sitzen der Erzbischöfe, der Bischöfe und Aebte das nachgemacht wurde, und in Nonnen- und Mönchsklöstern die Fesseln der Scham und der Zucht sich lösten.

Zweitens weil vom Pabsthof zu Avignon aus die Religion als Geldquelle nach allen Seiten hin ausgebeutet wurde, so war es nur natürliche Folge, daß der Prälat, welcher nicht bloß offen und ohne Scham seine Stelle zu Avignon kaufte, sondern zu kaufen gezwungen war, von seiner Stellung aus den schändlichsten Handel mit geistlichen Aemtern nach unten trieb, und daß, dem Vorgang ihres Vorgesetzten nach, alle Abstufungen der Priesterschaft erhandelten und verhandelten, was sie mochten, und der Wucher Grundsatz der Geistlichkeit wurde. Wie beim Pabsthof, so konnte man beim Prälaten Alles bald ums Geld haben; zwar kein ehelich liebes Weib, aber ein Kebsweib konnte jeder Pfarrer, jeder untere Kirchendiener um ein Stück Geld sich erkaufen, in das sich die Vorgesetzten, vom unteren bis zum oberen hinauf, theilten.

Des großen Gregors VII. Eheverbot der Geistlichen hatte sich überlebt, und die Kirche hatte versäumt, zu rechter Zeit, vor dem zu groß werdenden Aergerniß, es aufzuheben.

Es entstand auch ein schrecklicher Wetteifer zwischen Dominikaner- und Franziskanermönchen, welche so schön angefangen hatten, darin, die Christen zu verdummen, und vornherein das weibliche Geschlecht.

Fürchterlich grob ist der Aberglauben, völlig abgeschmackt sind die Wundermährchen, womit sich diese Zeit sättigen ließ, natürlich nur in ihrer Mehrheit. Der päbstliche Stuhl zu Avignon pochte darauf, daß es ihm gelungen war, selbst in Rom die Republik zu erdrücken, ein Gaukelspiel, welches durch

Cola Rienzo (Nikolaus Laurentius), einen der immer bis heute wiederkehrenden Nachfolger des Tiberius und Cajus Gracchus, in edler Begeisterung hervorgerufen wurde.

Es ist hier nicht Raum und Ort, über „den letzten unglücklichen Gracchus einer versunkenen Zeit“ näher zu reden; nur wird hier bemerkt, daß die bisher gäng und gäbe Ansicht denselben nicht verstanden hat, weil diese Ansicht nicht weiß, daß dem wahren christlichen Staatsmann überall nur das Wohl des Volkes Zweck und die Staatsform bloß das Mittel dazu ist; und so hat man in der Unwissenheit dieses auch ihm inwohnenden Grundsatzes das erste und das nachherige Handeln Cola Rienzo's durchaus mißverstanden.

Die alten Freistaaten Italiens waren der Freiheit unfähig geworden; wie sollte Rom die Fähigkeit dazu in sich haben? Während das Pabstthum zu Avignon saß, ging die Republik Rom als ein theatralischer Versuch vor den Augen der Völker vorüber, mit vielen großen Redensarten und Prunkaufzügen. Aber auch das größte Schauspiel der Welt, das weltherrschende Pabstthum, ging jetzt vorüber und verschwand hinter den Coulissen, weil Wykliffe und Hus und mit ihnen verbündet der ganze Geist der Zeit — ihre Stimme erhoben.

Der Geist fand das rechte Wort, das den Zauberbann brach, der auf dem christlichen Volke lag; und vor diesem Hineingreifen des Geistes mitten ins Herz der Zeit fingen die Nebel und Gespenster des Mittelalters zu verschwinden an.

Drittes Kapitel.

Wykliffe.

Daß etwas geschehen müsse, um die unbefriedigte Zeit durch etwas Neues zu stillen, dieses Gefühl hatte man selbst auf dem päbstlichen Stuhle: Pabst Johann XXII., welcher im Jahre 1331 starb, hatte darum, wie einer seiner Vorfahren nicht ganz ein

Jahrhundert zuvor nach dem Fronleichnamsfest und seinen Prunkumzügen, so jetzt nach dem „Feste der heiligen Dreieinigkeit" gegriffen.

Von einer Feier eines solchen Festes finden sich zwar Spuren schon im zehnten Jahrhundert, aber nur an einzelnen Orten. Erst Pabst Johann **XXII.** machte es zum allgemeinen Feste, setzte dessen Feier auf den Sonntag nach Pfingsten, und schloß damit den Festkreis des Kirchenjahres ab. „Diese Feier des Geheimnisses der Dreieinigkeit" ist aber in der römischen Kirche nie zu der Bedeutung gelangt, welche das nicht bloß dem Zeitgeist, sondern dem Volksgeist überhaupt mehr zusagende heitere Fronleichnamsfest erhielt. Die, welche den tieferen Sinn dieses Festes verstanden, als den Zusammenschluß der Grundideen der Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeier, waren die Denkenden; diese wurden dadurch nicht gewonnen, und die Masse, welche man bisher nur an Aeußerlichkeiten, die in die Sinne fielen, gewöhnt hatte, war eben dadurch verwöhnt und unfähig geworden, einen reinen Gedanken, eine Idee als solche, in sich aufzunehmen, oder gar sich dafür zu begeistern.

Einer, welcher unter katholischem Gottesdienst aufwuchs, von Kindesbeinen an, und in Diensten eines Erzbischofs, des angesehensten in Deutschland, stand, hat vor mehreren Jahrhunderten den Gottesdienst der römischen Kirche als etwas gar zu sehr äußerlich Gewordenes also gezeichnet: „Vigilien, Jahrbegängnisse, Seelenmessen, Unterschiede in Tagen, Speisen und Kleidern, Kirchen-, Altar- und Kerzenweihen, Betfahrten, Litaneien und Heiligenfürbitten, Prozessionen, Bilder und Verehrung derselben durch Knieen und Anbeten, Kerzenaufstecken, Berühren und Küssen, Aufstellung dieser Bilder an Wegen, Straßen und Ecken, die heilige Asche auf Aschermittwoch, geweihte Ostereier und Fladen, Palmen und Palmesel, Alben und Chorkappen, heilige Hemden und Chorröcke, Mytren und Stäbe, Glocken und Schellen, Kissen und Polster, Umtragen des Sakramenthäusleins, Fasten und Ablaßkaufen, Paternosters und Ave Marias, vor dem Kreuzesholz knieen und die Hostie anbeten, Bart- und Platteschceeren, Benediktion, am hellen Tage Wachskerzen- und Lampenglanz, lateinische

dem Volk unverständliche Sprache, Spässe und Gaukeleien auf der Kanzel, oder erzählte Mährlein."

Es ist das nicht so zu nehmen, als wäre nicht von Haus aus allen diesen Gebräuchen der Kirche eine höhere, tiefere Idee zu Grunde gelegen; aber diese Idee war der Christenheit abhanden gekommen, und zwar den Geistlichen wie den Laien, und bloß das Aeußerliche und das Mechanische waren geblieben. Selbst die symbolisch-mystische Bedeutung der Messe war für Priester und Volk erloschen, und das Tiefsinnige, was ihr einwohnte, war für beide seit lange gar nicht mehr da. Die Innerlichkeit des Gottesdienstes, darum die Innigkeit des Christenthums, war weg, und lediglich nichts geblieben, als das Aeußerliche, der Prunk, die Musik, der Weihrauch und die Verrichtungen.

Die Kirche hatte sich in die ausschweifendsten Irrbahnen verloren, und wenn auch nicht alle Gliedmaaßen der Christenheit, so doch das Herz der Christenheit und das Geistige in derselben dürstete; dieser Durst konnte nur gestillt werden aus der ewigen Quelle, aus welcher die Christenheit der ersten Jahrhunderte getränkt wurde. Diese Quelle hatten längst die „Ketzer" wieder aufgefunden; aber um in Masse die rechtgläubige Christenheit wieder in das Geleis einer wahrhaft christlichen Entwicklung zurück zu lenken, und sie dafür durch Stärkung aus dieser Quelle fähig zu machen, reichte alles fromme Brüderwesen nicht aus.

Wie einst in den ersten Jahrhunderten zur Einfalt der christlichen Gemeinden der Geist der Wissenschaft hinzutreten mußte, um die Fähigkeit des Christenthums zur Weltreligion in die Wirklichkeit der Weltgeschichte einzuführen; so war die Einführung und Durchführung der Reformation nur möglich durch die Wissenschaft, und zwar durch große wissenschaftliche Kräfte, durch Talente und Genialitäten, welche die Sache, die von den frommen Brüderschaften längst angeregt, erstrebt und belebt war, in die Hand nahmen und dahin fortführten, daß sie durchschlagend wurde in der Menschheit.

Dieser großen wissenschaftlichen Kräfte, welche der Kirche und der Christenheit ihre neue Bahn vorzeichneten und sie in dieselbe hineinführten, waren nicht so wenige, als man gewöhnlich

meint. Es war eine gar vielseitige Regsamkeit unendlich vieler Kräfte, welche Gott an den Webstuhl der neuen Zeit gestellt hat; und wie es in den blutigen Schlachten, wo die eisernen Waffen entscheiden, geht, so geht es in den großen Kämpfen auf den Schlachtfeldern des Geistes: an wenige einzelne Namen heftet sich der Sieg, weil sie die Führer, die wirklich Ausgezeichnetsten oder wenigstens die an der Spitze Stehenden waren, während in der Erinnerung der Mit- und Nachwelt diejenigen zurücktreten, welche den Sieg mit erfochten haben, theils kaum, theils gar nicht genannt.

So ein Führer, der zu der ewigen Quelle seine Zeit zurück zu leiten Kopf und Muth hatte, war John von Wykliffe oder Johann Wiklef.

Dieser Scholastiker, geboren im Jahre 1324 in der Pfarrei Wykliffe bei Richmond in der Grafschaft Yorkshire, heißt unter den Scholastikern als Theologe „Doktor Evangelikus". Seit Roger Bacon ist keiner aufgetreten, in welchem das, was von Britannien her der römischen Kirche drohte, so sehr Person geworden ist. Bibellesen und Bibellehre war seine Losung.

Auch auf ihn hatte Abt Joachim Einfluß, und in seinem Geiste schrieb er die noch vorhandene Schrift „von den letzten Zeiten der Kirche". Der englische Hof suchte sich eben von dem Pabstthum unabhängig zu machen, und hob die Lehensabgabe an denselben auf. Wykliffe vertheidigte die Krone dabei, und erfreute sich dafür ihres Schutzes, als er frei und offen sich über den „römischen Antichrist" erklärte.

Er schrieb mit Scharfsinn und Beredtsamkeit über die Unterdrückung der Kirche durch das Pabstthum, verglich die Lehre und Verfassung desselben mit den Aussprüchen Jesu und der Apostel, mit der Verfassung der ersten christlichen Jahrhunderte, und zeigte den Widerspruch zwischen beiden auf. Er führte als Prediger, wie als Professor der Theologie zu Oxford, überall alles Christenthum auf die Bibel als dessen alleinige Quelle zurück, übersetzte selbst die Bibel, zwar nicht aus den Grundsprachen, aber aus der Vulgata, mit Vergleichung aller ihm zugänglichen Handschriften, und mit Benützung der Kommentare der Kirchen-

väter, ins Englische, und wollte sie von jedem Christen in der Muttersprache gehört und gelesen wissen; es könne sie Jeder verstehen, mit christlichem Sinn und Wandel, und unter derjenigen Anleitung, welche die Einsicht der Geistlichen zu geben habe.

Mönchthum, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Heiligen- und Bilderdienst nannte er „priesterliche Erfindungen, widerchristlich und Betrug"; den Cölibat erklärte er für ärgerlich, die Lehre vom Ablaß für eine „Gotteslästerung", die Bannflüche für Teufelei, die weltliche Gewalt und die irdischen Besitzungen der Kirche für Anmaaßungen des Ehrgeizes und der Habgier, den Pabst selbst für den „abscheulichsten Schafscheerer und Beutelschneider".

Dem Pabst und den Erzbischöfen zum Trotz lehrte Wykliffe frei fort, und es blieb gewiß nicht ohne Eindruck auf das Volk, daß, als das Ketzergericht unter dem Erzbischof von Kanterbury sich über Wykliffe niedersetzte und zehn seiner Lehrsätze als ketzerisch verdammte, der Boden unter ihren Füßen erbebte und wankte, daß ein furchtbarer Erdstoß London erschütterte, ein Erdbeben Gottes die Ketzerrichter in ihrer Verhandlung schreckte.

Zwar erwirkten die ihm todfeinden Priester, daß Wykliffe im Jahr 1382 die Universität verließ, und sich auf die schon früher für einen solchen Fall ihm vom König ertheilte Pfarrei Lutterworth zurückzog. Aber die bereits groß gewordene bürgerliche Freiheit Englands band den Römischen die Hände, daß sie keine Macht hatten, die Freiheit oder gar das Leben Wykliffe's zu gefährden: das „Haus der Gemeinen", das Unterhaus des Parlaments, deckte mit seinem mächtigen Schutz den Wahrheitszeugen. So gehen Gottes Wort und wahre Freiheit Hand in Hand, und so hielt die bürgerliche Freiheit den Schild über die freie Predigt des Gotteswortes. Das Unterhaus, von dem Volk in London getragen, sprach sich gegen jede Verfolgung Wykliffe's aus.

Da lud ihn der Erzbischof Courtenai nach Oxford vor. Wykliffe erschien, sah den Erzbischof und seine Bischöfe und Doktoren durchbohrend an, dann sprach er. Zum Schlusse sagte er: „Ihr verbreitet den Irrthum, damit ihr aus euern Messen Geld lösen könnet. Ihr treibt ein Handelsgeschäft mit der Religion. Die Wahrheit wird endlich siegen!" Damit verließ er den Gerichts-

saal, und seine Ankläger saßen stumm; Niemand wagte, ihn zu greifen.

So starb Wykliffe, ununterbrochen thätig, sechszig Jahre alt, ruhig auf seiner Pfarrei. Selbst als ihn in diesen letzten zwei Jahren, die er auf der Pfarrei verlebte, der Schlag rührte, blieb sein Geist kräftig und thätig, besonders gegen den Ablaß und gegen die Verweltlichung der Kirche. Weithin wirkte er, wie durch Predigten, so namentlich durch Flugschriften und durch arme, ihm anhängliche Geistliche, die er damit unter das Volk hinaussandte als Reiseprediger.

Wykliffe war viel zu sehr ausschließlicher Gelehrter, als daß er selbst hätte ein Mann des Volkes seyn können. Bisher hatte er sich nur an die Vornehmeren und Gebildeteren gehalten und gewandt; und als er in den letzten Jahren seine Wirksamkeit auf das Volk ausdehnte, da war er zum „Volksmann" schon zu alt. Aber daß er ans Volk, an die Massen, zuletzt sich gewandt hat, ist gewiß.

Mehr, als alle seine Flugschriften, gerade so wie später mehr, als alle Schriften Luthers und seiner Freunde, wirkte im Volke die Verbreitung einzelner Theile der heiligen Schriften in der Muttersprache.

Das Licht, das davon ausging, wirkte nicht bloß auf das Volk, sondern selbst auf die Geistlichen, von welchen gar viele erst jetzt in der Uebersetzung ins Englische die Morgen- und Abendtexte recht verstanden, die mancher dreißig Jahre lang in dem von ihm gar nicht oder schlecht verstandenen Latein der Vulgata vorgelesen hatte. „Das ist aber ein vortreffliches Buch!" sagte die Königin von England im Jahre 1381, die sich eben mit König Richard **II.** vermählt hatte, Anna, die Schwester des deutschen Kaisers und Königs von Böhmen, Karls **IV.**, als sie die Bibel, in englischer Uebersetzung, zum ersten Mal gesehen hatte, und nicht satt werden konnte, darin zu lesen. „Das sind mir Diener des Herrn, die nichts von der Bibel wollen," sprach sie über die Prälaten.

Aus allen Ständen neigte sich Aug, Kopf und Herz in Wykliffe's englische Bibel hinein, nicht nur der Gebildete, die

Männer der Universität und des hohen Adels, sondern der Städtebürger und der Landmann, der Schiffer und der Kriegsmann. Die heilige Stadt des Christenthums hatte Wykliffe seiner Nation aufgethan mit ihren Gesundbrunnen und ihren schönen herzstärkenden Aussichten, mit ihren Weisheitshallen und ihren stillen heiligen Waldgängen, wo das Volk in jedem Blatt das Säuseln des göttlichen Geistes und den Hauch des wahren Lebens zum ersten Mal an sich spürte.

So kam es, daß, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, Wykliffe großen Anhang durch alle Schichten der Gesellschaft zu bekommen anfing. „Man konnte nicht über die Straße gehen, ohne einem Anhänger Wykliffe's zu begegnen. Ja," setzt er hinzu, „der zweite Mensch, der einem begegnet, ist gewiß ein Anhänger Wykliffe's."

Man hat von Deutschland aus in jenen Tagen der Unkenntniß der Geschichte Wykliffe und seine außerordentliche Bedeutung für die christliche Weltgeschichte entweder ignorirt oder tief in den Hintergrund geschoben, um Luther allein leuchten zu lassen.

Luther bedarf dieser Unwahrheit nicht, und die, welche das thaten und thun, verstanden und verstehen Gottes Gang in der Weltgeschichte nicht; aber auch die nicht, welche Wykliffe überschätzen, und auf gleiche, wo nicht gar höhere, Stufe mit Luther stellen möchten.

Wykliffe war ein großes Talent und ein erhabener Charakter, aber ein Genius wie Luther war er nicht. Wykliffe war ein Hauptvorbereitungswerkzeug für die Reformation, aber ein Reformator war er nicht.

Eben das, was den Grundbegriff des Reformators ausmacht, Umsturz und Neubau durch die schöpferische Kraft des Genius, das gab Gott ihm nicht, weder die dazu unumgängliche volksthümliche Begabung und Kraft, noch den dazu nöthigen Thatendrang, noch die beihelfenden Fügungen in den Zeitverhältnissen.

Als Wykliffe die Bibel in der Muttersprache abtheilungsweise ins englische Volk gehen ließ, dabei sehr unterstützt von

gelehrten Freunden, namentlich von Nikolaus Hereford: da wüthete und fluchte die Masse der Mönche, „durch Wykliffe's Bibelübersetzung wissen und erfahren jetzt Laien und Weiber mehr vom Evangelium, als bisher Geistliche und Studirte. Durch Wykliffe werde die evangelische Perle umhergestreut und er lasse sie von den Säuen zertreten; Ketzerei sey es, die heilige Schrift ins Englische zu übertragen, und so gut die Kirche die vier Evangelien approbirt habe, so gut hätte sie sie auch verwerfen und andere dafür annehmen können; die Kirche sanktionire und verdamme, was sie wolle. Von der Kirche habe man sich belehren zu lassen, was man zu glauben habe, nicht vom Evangelium."

Es schadete freilich dem Nimbus, dem Einfluß und dem Einkommen der Priesterschaft sehr, daß Wykliffe die Lehre von der Wandlung im Abendmahl aus der Bibel angriff. Wenn bisher die Kirche glauben gemacht hatte, auf das Wort eines Priesters steige der Gottmensch vom Himmel auf den Altar herab und werde in der Hostie leiblich gegenwärtig; so sagte der aufrichtige Bibelübersetzer: „Die geweihte Hostie, die wir auf dem Altare sehen, ist durchaus nicht Christus selbst, auch nicht ein Theil von ihm, sondern lediglich ein wirksames Zeichen." War das Meßopfer nicht mehr, so war auch der Priester, der es vollzog, von der Wolke seines Hochmuths herabgestürzt, auf der er bisher, hoch über den Laien, zwischen Himmel und Erde schiffte. Ebenso hatte Wykliffe gesagt, „wenn auch Pabst und alle Pfaffen von der Erde verschwänden, so würde unser Glaube doch nicht zusammenfallen. Seit dem Jahre 1000 haben alle Doktoren über das Sakrament des Altars geirrt, außer Berengar.*) Wie solltet ihr, ihr

*) Dieser Berengar hatte seit der Mitte des eilften Jahrhunderts eine geistige Auffassung des Christenthums gegen die sinnliche vertreten, welche in der Kirche und im Geiste des Zeitalters war. Er hatte darum die Zeit gegen sich, als er die Erscheinung der Gottheit im Meßopfer läugnete und den Glauben daran beseitigen wollte. Es gehört wesentlich mit zur Größe des siebenten Gregors und zum Verständniß seines Charakters, zu wissen, daß der päbstliche Großkanzler Hildebrand es war, der seinen Freund Berengar gegen die Verfolgungen des Fanatismus schützte, und daß er ihn

Priester, die ihr nichts seyd, als Menschen, eures Schöpfers Schöpfer seyn? Die Pflanze, welche auf dem Felde wächst, die Aehre, die man heute abschneidet, sollte morgen Gott seyn? O ihr, die ihr die Wunder Jesu nicht thun könnet, wie wollt ihr doch Jesum selber machen? Wehe dem ehebrecherischen Geschlecht, das dem Zeugniß des Innocenz mehr glaubt, als dem Evangelium!"

Der ehrwürdige Mann war ganz durchleuchtet von der Gewißheit, daß das Evangelium siegen werde. Er hatte das Auge und die Worte eines Propheten. Sein Hauptgedanke blieb immer der: „Das christliche Volk hat sich nicht Priesterwort, sondern Gottes Wort zu unterwerfen, und was nicht aus dem Grunde der heiligen Schrift gewachsen ist, gilt nichts auf dem Boden des Glaubens. Das Wesen des Christenthums liegt nicht in Formen und Bräuchen, sondern in der Gemeinschaft mit Christus, in einem Leben voll Geist und Kraft."

Sein Glaube machte ihn furchtlos. Im letzten Jahre seines Lebens hatten sich die politischen Verhältnisse so geändert, daß er auf Alles gefaßt war. „Man braucht nicht weit zu gehen," sagte er eines Tages, „um die Palme der Märtyrer zu suchen. Verkündiget nur das Wort Christi stolzen Prälaten, und das Märtyrerthum wird nicht ausbleiben!" Nach einigen Augenblicken setzte er hinzu: „Leben und schweigen? Niemals! Mag das Schwert, das über meinem Haupte hängt, fallen! ich erwarte den Streich." Den Märtyrertod aber fand er nicht. Es war am 29. Dezember 1384. Er hatte gerade gepredigt und hielt am Altar das Abendmahlsbrod in alter zitternder Hand, da rührte ihn der Schlag. Am letzten Tage des Jahres endete er ganz verklärt sein irdisches Daseyn, das ein fortgehendes Zeugniß der Wahrheit in Wort und That, voll Arbeit und Kampf gewesen war, die vor der Zeit seine Kraft verzehrten.

Die Priesterschaft hatte es durchgesetzt, daß wenigstens die Anhänger Wykliffe's verhaftet werden sollen. Das hatte zur

---

noch als Pabst viele Jahre lang gegen die Antastungen der Verketzerungssucht schonend hielt, so daß Berengar ruhig auf der Insel St. Come seine Tage beschließen konnte.

Folge, daß Wykliffe, der Wahrheitszeuge, sich in seinen letzten zwei Lebensjahren fast ganz vereinsamt sah. Dennoch stand der Greis aufrecht und freudig, ob er gleich wie Elias auf dem Karmel war. „Die Lehre des Evangeliums," sprach er, „wird niemals untergehen. Die Erde hat gebebt, weil sie Jesus Christus verdammt haben." Und in das große Werk, das er in der Zurückgezogenheit seiner letzten zwei Jahre schrieb, zeichnete er die Worte ein: „Die Kirche ist gefallen, weil sie das Evangelium verlassen, und statt dessen die Gesetze des Pabstes angenommen hatte. Wenn es hundert Päbste auf einmal in der Welt gäbe und wenn auch alle Mönche auf Erden Kardinäle geworden wären, so dürfte man doch nicht auf ihre Lehre gehen in Sachen des Glaubens, als in so weit sie auf Grund der Schrift sich stellten."

Dieses Werk war vorzugsweise gegen das Pabstthum und Mönchthum gerichtet, und deckte den Gegensatz und Widerspruch auf, in welchem beide zur heiligen Schrift und zum Christenthum stehen. Er gab ihm den Titel „Trialog", d. h. Gespräch zwischen Dreien, und diese Drei, die sich darin mit Fragen, Antworten und Einwürfen besprachen, waren: die Wahrheit, die Einsicht und der Lügner.

Noch zu Ende des Jahres 1382 hatte er dem Unterhaus einen Antrag übergeben, von größter Tragweite. Darin heißt es: „Weil Jesus Christus sein Blut für die Freiheit der Kirche gelassen hat, so fordere ich die Freiheit der Kirche. Ich fordere für Jeden das Recht, die düstern Klostermauern, hinter welchen ein tyrannisches Gesetz regiert, verlassen und in Einfachheit und Ruhe unter dem Gewölbe des Himmels leben zu dürfen. Ich fordere, daß die armen Bewohner des Landes und der Städte nicht mehr gezwungen werden, einen weltlichen, nicht selten lasterhaften Priester zu unterhalten, nur damit er in Hoffart, Schwelgerei und Unzucht leben, ein schönes Pferd, prächtige Sessel, dröhnende Glocken, kostbare Kleider, reiches Pelzwerk halten könne, während das arme Volk Weib und Kind und Nachbarn in Hunger und Kälte sterben sehen muß."

Dieser kühne Antrag allein schon bewiese, daß Wykliffe auch das „Politische" und „Sociale" im Auge hatte. Diesen Antrag aber stellte er unmittelbar nach der blutigen Unterdrückung eines großen Volksaufstands. Solchen Muth hatte Wykliffe, der Unterdrückten sich anzunehmen, eben so der in den Hütten, als der in den Zellen.

Viertes Kapitel.

Der politisch-sociale Protest.

Der junge König Richard II. war zur Verfolgung Wykliffe's durch die Einflüsterungen des Erzbischofs von Kanterbury bestimmt worden, welcher den Untergang des Thrones und des Landes als unausbleibliche Folge vormalte, wofern der Ausbreitung der Ketzerei nicht ein Ende gemacht werde, wofern man Wykliffe es nicht unmöglich mache, das Volk aufzuregen.

Das hing so zusammen.

Um Wykliffe hatte sich im Laufe der Jahre bald Alles gesammelt, was von Brüderschaften freierer religiöser Richtung in England sich noch fand, unter allerlei Namen, namentlich die Begharden und Lollharden.*) Dieser Verein der Lollharden, welcher sich seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts aus den Niederlanden auch nach England hinüber verbreitet, und durch seine barmherzige Thätigkeit an Kranken und Todten, besonders in den Tagen der großen Pest, des schwarzen Todes, sehr volksthümlich gemacht hatte, sang nicht bloß die sanften Weisen seiner Todtengesänge hinter den Leichenzügen drein und am Grabe, sondern mit seinem seelenvollen inneren Christenthum, dessen Gottesdienst That und Leben der Liebe war, wandte er sich überall dem christlichen Lichte zu, wo ein solches neu aufging, so darum auch der Lehre Wykliffe's.

---

*) Wie Begharden von Beghen = Beten, so Lollharden von Lollen = Singen.

Von jenen Brüdern widerpäbstlicher Richtung (Fraticellen, Spiritualen) aus dem Franziskanerorden fanden sich auch noch in England, und solche Barfüßer sah man wirklich barfuß im hohen Norden Europas, einen Stock in der Hand, in grobem Kleide die Dörfer und Städte Englands durchwandern, als Schüler und Apostel Wykliffe's. Sie lebten von freiwilligen Gaben und der einfachsten Kost, weit mehr, als die Barfüßer der römischen Kirche. „Gehet hin und prediget!" hatte Wykliffe zu diesen seinen Zuhörern gesagt. „Aber macht es nicht wie die Priester, die man nach der Predigt in der Schenke am Spieltisch sitzen sieht, oder die ihre Zeit auf der Jagd verschleudern. Wenn ihr gepredigt habt, dann besuchet die Kranken, die Alten, die Armen, die Blinden, die Lahmen und helft ihnen so gut ihr könnet. Wenn die Mönche die Länder durchziehen und Heiligenlegenden predigen, so ist es unsere Aufgabe, das, was sie zur Füllung ihrer Säcke thun, unsererseits zur Verherrlichung Gottes zu thun, und weit und breit auf die Heerstraßen der Welt das Evangelium hinaus zu tragen."

Diese Barfüßer Wykliffe's nannte das englische Volk „die armen Priester"; wahrscheinlich aber war das der alte Name für diese Art Franziskaner, und nur jetzt insbesondere den Aposteln Wykliffe's gegeben. Wykliffe's ausgezeichnetste Schüler waren darunter, namentlich Johann Ashton.

Das Feld und den Waldsaum, den Kirchhof und den Marktplatz wählten sie sich, um allda zu predigen, besonders die Kreuzwege; denn in einer Kirche aufzutreten, gelang ihnen selten. Weil sie ein Herz für das Volk hatten, drang ihr Wort zum Herzen des Volkes; und noch besonders eingeübt in die volksthümliche Beredtsamkeit, wußten sie das Herz des Volkes auch ganz besonders zu treffen. Sie gaben und sie nahmen; sie rissen nieder und bauten auf. Sie nahmen weg, was unevangelisch in Glauben und Leben war, und sie gaben dafür Gottes Wort statt der päbstlichen und mönchischen Erfindungen.

Sie rissen nieder an dem künstlichen Gesellschaftsbau, wie Wykliffe selbst das noch später that in jenem Antrag an das Unterhaus; aber sie suchten auch an Kirche und Staat neu zu

bauen. Denn wie Wykliffe nicht bloß Gelehrter und Prediger, sondern Bürger seines Vaterlandes und Glied seines Volkes war, und er Herz und Geist eben so für den Staat, wie für die Kirche hatte, so waren auch seine Schüler ihm darin ähnlich; und daß der eine und der andere in jugendlicher Begeisterung weiter ging, als der große besonnene Meister, lag in der Natur der Sache; zumal die Zeitlage dazu reizte, und die Polemik gegen die Kirche gar leicht von selbst auf eine Polemik gegen die staatlichen Zustände führte: waren doch die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse so in einander verwachsen, daß die äußere Noth des Volkes nicht bloß in den einen, sondern auch in den andern ihren Grund hatte.

Diese Prediger der Heerstraße wurden darum nach kurzer Zeit von den weltlichen Gewalthabern so ungern gesehen, als von den geistlichen. So kam es, daß ein Gesetz erschien, welches die Heerstraßenpredigt niederlegte und Prediger und Zuhörer mit Gefängniß bedrohte. Die Feinde dieser Straßenprediger, voran fanatische Mönche, waren überall auf der Spähe, und wo ein Reiseprediger sich zeigte, rannten sie nach der bewaffneten Polizei. Weil aber Wykliffe's arme Priester die Lieblinge des Volkes waren, sammelte sich, ehe die Polizei an so einen Evangelisten zu kommen vermochte, ein Volkshaufe, und zwar ein bewaffneter; denn das Landvolk hatte, wie die übrige Nation, in den Kriegen Englands mit Frankreich mitgefochten und war waffentragend und waffengeübt. So dehnte sich unter dem Waffenschutz des Volkes der Kreis weit über England aus, in welchem das Evangelium und die Polemik gegen Pabstthum und Möncherei und gegen den materiellen wie geistigen Druck sich hören ließen, welcher von beiden ausging.

Rein dogmatische Fragen packen das Landvolk nicht; erst dann in der Regel nimmt der gemeine Mann in Masse innigeren Antheil an geistigen Streitfragen, an religiösen wie an politischen, wenn diese unmittelbar mit seinem materiellen Wohl oder Wehe zusammenhängen. Daß Wykliffe Beides in sehr engen Zusammenhang mit einander brachte, beweist sein Antrag an das Unterhaus.

Man pflegt zum Beweise, wie unevangelisch sich Pabstthum und Mönchthum gemacht, nur das Dogmatische und die Ceremonien und die Einrichtungen, daneben ihre Sitten und ihre Schriften und derlei anzuführen. Aber das alles ist Kleinigkeit, wenn es sich fragt, ob das Pabstthum und das Mönchthum in ihrer Entartung christlich oder nicht christlich gewesen seyen. Wie das Dogmatische, welches nur ein äußerster Grad von Unwissenheit mit dem Lehren Jesu und seiner Apostel verwechseln kann, nicht zurücktrat, sondern gar nicht da war in den ersten christlichen Gemeinden, und das christliche Leben Alles war: so ist auch zu allen Zeiten der hohe oder der niedere Stand der Christenheit und des jeweiligen Christenthums einzig und allein zu messen an dem christlichen Leben und an den einzelnen Erscheinungen, in welchen das christliche Leben einer Zeit allseitig zu Tage tritt.

Das völlig Unchristliche des entarteten Pabst- und Mönchthums springt aber in seiner schrecklichen Wahrheit vor Allem hervor an dem Leben, das einerseits Pabstthum und Mönchthum führten, andererseits das Volk durchzumachen hatte, an dem, was die Geistlichkeit dem Volk auflegte als materielle Last, und was zuletzt so furchtbar unerträglich gesteigert wurde, daß ein „allgemeiner Naturschrei" des Volkes durch das christliche Europa gellte.

Es schreit zum Himmel, daß die Völker des Islam zu gleicher Zeit von derartigem Druck in Masse frei waren, und daß die Völker der Christus-Religion so schauderhaft geplackt wurden, und zwar nicht bloß von den weltlichen, sondern von den geistlichen Herren.

Es schreit aber auch zum Himmel, daß man Jahrhunderte lang in den Anklagen gegen die mittelalterliche Geistlichkeit von protestantischer Seite diese Hauptsache ganz bei Seite ließ oder bei Seite schob. „Du sollst deinen Nächsten lieben gleich als dich selbst," ist als das mit der Liebe zu Gott höchste Gebot von Jesus Christus verkündet worden.

Gegen dieses Gebot ist das Pabstthum und das Mönchthum in seiner Entartung als der äußerste Gegensatz heraus-

getreten, und weil es die geweihten Vertreter des Christenthums so machten, machten es die ungeweihten Fürsten und der Adel zwar nicht allgemein, aber doch in Masse, so nach. Die Ausnahmen leuchten als seltene Sterne in der schrecklichen Nacht der Zeiten, da man vergessen hatte und vergessen ließ, daß nach der Kirchenlehre „Gott“ in der Krippe und im Stalle „Mensch“ wurde, um aller Welt ein Vorbild und ein Gebot zu geben, daß die Menschheit an einem Jedem etwas Geweihtes und der niederste der Menschen göttlicher Art sey; vergessen hatte, daß Christus in Knechtsgestalt umging, um die verschwundene Wahrheit, daß alle Menschen Kinder Eines Vaters, also Brüder und Schwestern, Eine Gottesfamilie seyen, in die Welt zurück zu führen.

Warum hat man das, diesen „Satanismus“ am Leben des christlichen Volkes, bis heute fast nirgends hervorgehoben, da es doch das erste im tiefsten Grund Unevangelische, ganz Unchristliche, geradezu Antichristliche in der Priesterkirche war?

Es liegen die urkundlichen Beweise in den Staatsarchiven vor, eigenhändige Zeugnisse, welche die schuldige Priesterschaft ohne Ahnung dem Gericht der Nachwelt hinterlassen hat, und die bei der Aufhebung der Klöster in unserem Jahrhundert gefunden wurden, Zeugnisse von einem wahrhaft satanischen System, nach welchem die Bisthümer und Abteien an der Freiheit, am Wohlstand und am Leben des christlichen Landvolks wie Raubthiere nagten, zumal seit dem Aufkommen der Städtefreiheit.

Je mehr Landleute in die Städte zogen oder sich dahin flüchteten vor dem Druck des Adels und der Priesterkirche, welche ihre Mitbrüder zinspflichtig, hörig oder gar leibeigen gemacht hatten: desto drückender wurden die Lasten für die Zurückgebliebenen. Denn Geistlichkeit wie Adel wollten nicht bloß fortleben, wie bisher, sondern der Luxus stieg immer mehr, und sie forderten bei nicht bloß gleichbleibendem, sondern wachsendem Bedürfniß das Gleiche und noch darüber hinaus, obschon die Zahl derer sich immer mehr verringerte, welche daran zu tragen hatten. Die Gewaltthätigkeit der geistlichen wie weltlichen Herren griff immer weiter: alle Ungebühren und Unehren, womit, geradezu der Christus-Religion entgegen, „Leibeigene“ belastet waren,

welche doch die christlichen Herren gleich als sich selbst zu lieben verpflichtet waren, wurden auch auf die „Hörigen" übergewälzt und das Landvolk in völlige allgemeine Knechtschaft hinabgedrückt, also von der Priesterkirche das gerade Gegentheil von dem gethan, was Christus gelehrt hatte, und wozu er wesentlich auch auf die Welt gekommen war.

Die Mittel, welche dieser Satanismus fortwährend gebrauchte, waren, wie früher, so noch mehr jetzt, die Fabrikation von falschen Urkunden, und Meineide, welche vor Königs= und Reichsgerichten geschworen wurden, von welchen der eine Prälat den andern entband, und von welchen selbst der Pabst absolvirte, weil sonst Aergerniß gegeben würde und die Kirche Schaden litte.

Die römische Kirche, welche das in Europa so gewähren ließ, übersah dabei, daß der materielle Druck, welchen so viele Millionen Christen von der Kirche zu leiden hatten, diese endlich ganz maßleidig machen mußte. Die kirchliche Ungeistigkeit hatte die Masse lange geduldig hingenommen. Durch das Uebermaaß des materiellen Drucks erst wurde die Masse auch der kirchlichen Ungeistigkeit überdrüssig und hörte auf die Stimme derer, welche der Ungeistigkeit der Kirche den Stab brachen.

Vorzüglich wider den materiellen Druck der Geistlichkeit hatte sich das Landvolk von Zeit zu Zeit im Mittelalter mit bewaffneter Hand erhoben. So im Thurgau im Jahre 992 gegen den Bischof von Konstanz und die Aebte von St. Gallen, Reichenau und Rheinau; so im Jahre 1086 in Jütland, im Jahre 1180 in Schonen, wo die Bauern neben der Verwahrung ihrer ursprünglichen Freiheit, neben der Verweigerung des kirchlichen Zehenten, keinen Kirchenfürsten und kein Cölibat mehr dulden wollten, keinen unverheiratheten Priester; so die Stedinger zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts; so im Jahr nach der Mitte desselben Jahrhunderts die Pastorellen in der Picardie, d. h. die Viehhirten im Nordosten Frankreichs.

Ein ehemaliger Cisterziensermönch stellte sich dort an die Spitze des durch empörende Mißhandlungen verbitterten Volkes, das er zu einem allgemeinen Kreuzzug aufforderte. Die Letzten im Volke, sagte er, seyen von Gott berufen, das heilige Land

wieder zu erobern; Geistlichkeit und Adel haben sich Gottes Mißfallen schon lange zugezogen und seyen des Zuges unwürdig.

Dieser Mönch hatte manche Eigenschaft zum Volksführer. Die Menge wußte nicht, wer er war und woher er kam; ein geheimnißvolles Dunkel hüllte seine Person ein, man hieß ihn nur den „Meister aus Ungarn“, und greises Haupt- und Barthaar gab seiner Erscheinung etwas Ehrwürdiges.

Die Federn der ihm feindseligen Priester erzählen, er habe vorgegeben, daß er einen Brief von der Jungfrau Maria empfangen habe, alles Hirtenvolk zur Befreiung des heiligen Landes in die Waffen zu rufen; auch habe er die eine Hand immer fest geschlossen gehalten, und das Volk glauben gemacht, daß er in dieser verschlossenen Hand, welche durch ein Wunder geschlossen worden, jenen himmlischen Brief habe. Die Wahrheit ist wohl, daß er den Vollmachtsbrief zur Befreiung in der geballten tapferen Faust sah.

Das heilige Land aber, das er wieder gewinnen wollte, wâr nicht Palästina und die Stadt Jerusalem, sondern das verlorene Land der Volksfreiheit, und die Feinde, gegen welche er das Volk führen wollte, waren nicht die Sarazenen im Morgenlande, sondern die Bedrücker des christlichen Volkes in der Heimath, die Priesterschaft und der Adel.

Die Kreuzzüge, welche die römischen Priester gegen die frei und fromm denkenden Christen, gegen Albigenser und Waldenser, zuvor gepredigt hatten, wollte er gegen das Priesterthum selbst kehren. Als er, ein Lamm in der Fahne, mit Kreuzen bezeichnet, Tausende des Volkes um sich versammelt sah, schilderte er die unsägliche Verdorbenheit der Kirche von Oben bis Unten in feurigen Worten und Bildern; und neben ihm traten auch andere Prediger auf, keine Priester, sondern Laien; und was von ihrer Predigt erhalten ist, zeigt, daß das Katharer, Waldenser und Männer aus anderen verfolgten Brüderschaften waren. Es erhellt, diese waren der Kern der Bewegung, und zum Zweck, die bürgerlichen und religiösen Fesseln des gedrückten Volkes zugleich zu brechen, hatten sie unter der Firma eines Kreuzzuges das Volk in die Waffen gebracht: sie hatten dem dritten Innocenz und

seiner Inquisition etwas Politik abgelernt. Der Meister aus Ungarn selbst war wohl ein Paulicianer. Hinter Paris theilte sich die Fluth der Volksbewegung in drei Arme; die eine Strömung ließ der Meister von Ungarn nach der Garonne ihren Weg nehmen, eine andere nach Bourges, die dritte nach Orleans zu. Das mußte schon des Unterhalts wegen geschehen. Denn die Führer und Prediger des Volkshaufens versorgten ihn mit Lebensmitteln, und in den Augen der unwissenden Hirten hatten sie darum den Schein der Wunderthätigkeit. Wie um Jesus in der Wüste, sagte das Volk, nehme um sie das Brod zu, statt ab, durch den Segen des Himmels.

In den Städten hatte sich die Priesterschaft durch Vieles längst verhaßt gemacht, darum sympathisirte in Orleans die Bürgerschaft alsbald mit dem anrückenden Landvolk. Orleans war eine Universität. Als ein fanatischer Student einen der Prediger in seiner Rede unterbrach und ihn laut verfluchte, schlug einer der Hirten den Schreier mit der Axt auf den Kopf, daß er todt niederstürzte. Viel Auswurf hatte sich bereits der Bewegung der Viehhirten angeschlossen, und diese erste Gewaltthat entfesselte den bis jetzt zurückgehaltenen Trieb. Die Wildesten brüllten nach dem Blut aller Priester.

Die Führer des Haufens, die Prediger, wurden nicht mehr Meister: eine größere Zahl Priester wurde verwundet, verstümmelt oder ermordet. Aber die Bewegung endete schnell durch den Meuchelmord an ihrem Haupte, an dem Meister aus Ungarn. Der hatte die Hauptabtheilung auf Bourges geführt, Thore und Herzen der Bürger auch hier offen gefunden, aber während er auf dem Markte zum Volke redete, drängte sich ein Scharfrichter im Kirchendienst hart an seine Seite, und mit seinem scharfen Beil, das er unter seinem Mantel verborgen hatte, schlug er mitten in der Rede dem Meister das Haupt ab. Dessen Tod im Augenblicke, da die Kriegsvölker des königlichen Hofes, des Adels und der Kirche herandrangen, war das Zeichen zur Auflösung der ganzen Bewegung, und die geistlichen und weltlichen Herren badeten sich im Blute des Landvolks, soweit es sich nicht in die Berge rettete.

Der Hohn und die Verachtung, womit das Landvolk mißhandelt wurde, nahm zu; aber bald nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts kam es wieder zu einem Volksausbruch. „Der dumme Jakob, Jakob der Tölpel", wie die Herren das Landvolk nannten, richtete sich auf, trat auf sein Elend, rächte sich durch Gräuel an Herren und Herrensitzen, und bald waren gegen zweihundert der letztern in Trümmern. Nach längerem Bürgerkrieg schauerlicher Art wurde diese Volksbewegung überwältigt, mehr durch List und Verrath und durch Meuchelmord an den Führern, als durch Uebermacht.

In England waren die Bürger der Städte frei geworden, die Nation hatte ihre Vertretung im Unterhause; aber der Bewohner des offenen Landes, das Landvolk, war auch hier größern Theils hörig oder leibeigen. König Eduard III., Wykliffe's Gönner und Beschützer, hatte zwar auch die Freiheit der Landbewohner durch günstige Verordnungen bedacht, aber er starb, ehe diese gegen Prälaten, Klöster und Adel durchgeführt werden konnten. Und unter seinem Enkel, Richard II., dem er als einem eilfjährigen Kinde den Thron hinterlassen hatte, und unter der Regentschaft war der Verbrauch des üppigen Hofes so groß, und die Schwelgerei der Prälaten und Barone, trotz der Kriegsdrangsale, an deren Lasten sie nicht mittrugen, so allgemein, daß das Landvolk sehr gereizt war, aber auch die geringeren Bürger in den Städten und Flecken. Ungemessene Auflagen wurden gemacht, und, um auch die Rechtspflege als Finanzquelle auszubeuten, wurden die Rechtssprüche an den Meistbietenden verkauft.

Hatten schon die Barfüßer Wykliffe's mit ihrer Reisepredigt viel Anklang gefunden, so nährte den Unmuth vollends der Franziskanermönch, Bruder Johann. Daß dieser Priester, Johann Ball aus Kent, mit Wykliffe in Verbindung stand, ist nicht erwiesen; er gehörte wohl eher den Spiritualen, den Brüdern des freien Geistes, an. Aber gleichzeitig mit Wykliffe's Reisepredigern zog auch er umher. Er verkündete die Lehre von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen. Auf seinen Reisepredigten drehte er sich fast immer um Einen Punkt, um den Reim des nachher so allbekannt gewordenen Volkslieds:

„Als Adam hackt' und Eva spann, wo war wohl da der Edelmann?“ Vielleicht ist er selbst der Verfasser des Lieds.

„Liebe Brüder,“ pflegte er zu sagen, „im Anfange der Welt hat es keine Leibeigene und Gutshörige gegeben, da war Alles gleich; jetzt aber werden die Menschen, obgleich sie von Kopf und Fuß ganz wie ihre Herren gebildet sind, doch wie wilde Thiere gehalten. So darf es nicht fortgehen, es kann nicht seyn. Durch was hätten die Edelleute das Vorrecht erworben, Herren zu seyn? Etwa dadurch, daß sie faullenzen und wir arbeiten? Jetzt oder nie muß etwas geschehen, durch gemeinsames Wirken den traurigen Zustand zu enden. Wir müssen von dem jungen König Abhülfe und Freiheit fordern; gibt er sie nicht, uns selbst helfen.“

Dreimal legte der Erzbischof von Kanterbury den Bruder Johann wegen seiner Volksreden ins Gefängniß; dreimal mußte er ihn wieder frei lassen, der aufgeregten Menge zu lieb.

Da ersann der Hof unter andern neuen Finanzquellen im Jahre 1380 eine Kopfsteuer: jeder Kopf in England, der über fünfzehn Jahre alt war, mußte Kopfgeld zahlen. Die Frechheit und die Plackereien der Steuereinnehmer, wozu fremde Einwanderer sich brauchen ließen, vermehrten noch den Haß und die Verzweiflung der Bauern und Handwerker; Adel und höhere Geistlichkeit traf die Steuer nicht. Bruder Johann verschaffte den Bauern Abschriften der Verfassungsurkunde, zeigte ihnen, daß die Kopfsteuer verfassungswidrig war, denn von ihr stand nichts darin, und legte ihnen überhaupt auf Grund der Urkunde Pflichten und Rechte des Volkes aus. Gegen die Kopfsteuer erhob sich das Volk zuerst in Essex, zu gleicher Zeit aber auch in Kent. Hier wurde ein ungeheurer Frevel der königlichen Steuereinnehmer Anlaß zum Ausbruch.

Zu Dartford in der Grafschaft Kent wohnte Wat-Tyler, d. h. Walter, der Schieferdecker, ein unbescholtener Mann, einst als Waffenknecht im Gefolg eines Ritters im französischen Krieg. Ihm blühte eine schöne vierzehnjährige Tochter. Es ist kennzeichnend für die Zustände, daß die fremden Steuereinnehmer so weit gingen, daß sie heranwachsende Mädchen, unter dem Vorwand, zu sehen, ob sie nicht mannbar und kopfsteuerpflichtig seyen, angriffen und

sie von unten hinauf entblößten. Als Einer darauf bestand, das auch gegen Wat-Tylers schöne Tochter vorzunehmen, sprang dieser herbei und schlug ihm mit seinem Hammer den Schädel ein. Die Schergen des Hofes wollten den Schieferdecker greifen, aber schaarenweise sammelte sich das Volk um den blutbespritzten Hammer des Vaters, der die Unschuld seines lieben Kindes vertheidigt hatte. Es hatte nur eines Zeichens zum allgemeinen Ausbruch bedurft.*)

Alle armen Leute von der Südküste Englands bis zu den nördlichen Gauen schaarten sich dem Haufen an, an dessen Spitze der Schieferdecker als Hauptmann zog. Die vom Norden her kamen unter der Führung des Jack Straw. Auch Straw war ein Priester, wie Bruder Johann ein Priester war. Bruder Johann lag gerade wieder zu Maidstone gefangen. Sein Gefängniß wurde erbrochen, und der Volksredner sprach noch kühner als zuvor. Sie verlangten Abschaffung der Leibeigenschaft und Hörigkeit, christliche Freiheit für alles christliche Volk.

Aber bald traten verwildernde Leidenschaften hinzu, und die Aeußersten im Haufen forderten mehr: damit man für die Zukunft nichts mehr zu befürchten habe, müsse man alle bisherigen Uebel mit der Wurzel ausrotten, alle Prälaten und Edelleute, Juristen und Steuereinnehmer vertilgen.

Die Hauptstadt London fiel in ihre Hand, und der Bodensatz derselben und der Inhalt der Londoner Gefängnisse, der ausbrach, vermischte sich mit den Bauernhaufen, und die Zerstörung warf sich über die Paläste des Bischofs von Kanterbury und der Johanniter, über den Palast des Regenten und über die Wohnungen der verhaßtesten Höflinge und Richter. Geraubt wurde nichts, Alles der Zerstörung preisgegeben; denn ein Volksgericht sollte es seyn; Einer, der ein silbernes Gefäß stehlen wollte, wurde von den Bauern in die Flammen des Regentenpalastes geschleudert.

---

*) Es ist zu bedauern, daß ganz gegen die Wahrheit Merle d'Aubigne im fünften Bande seiner Reformationsgeschichte diese Sache behandelt hat, ohne alle Einsichtnahme der Quellen und ohne alles Verständniß der Sachlage.

Die Rathgeber des jetzt fünfzehnjährigen Königs riethen dazu, mit den einzelnen Haufen besonders zu unterhandeln. Der König that es und stellte zuerst dem Haufen von Essex mit dem königlichen Siegel besiegelte Gnadenbriefe aus, worin vollkommene Amnestie, Aufhebung der Leibeigenschaft und andere Freiheiten zugestanden waren.

Während das geschah, waren der Schieferdecker und Bruder Johann, welche von alldem nichts wußten, in den Tower eingebrochen, hatten sich der bösen Rathgeber des Königs bemächtigt, sie vor das Volksgericht gestellt und als Bedrücker des Volks und Verräther des Vaterlands enthauptet; darunter den Erzbischof von Kanterbury, an dessen Statt jetzt jener Courtenai, der Bischof von London, Erzbischof wurde.

Da die Esserer mit ihren Freiheitsbriefen unter königlichem Banner jubelnd heimgezogen waren, beschloß der Hof, die andern Haufen mit ähnlichen Freiheitspapieren heimzuschicken. Wat-Tyler aber und Bruder Johann verlangten bessere Gewähren, als bloße Papiere. König Richard lud Wat-Tyler zu einer persönlichen Unterredung ein. Während Wat-Tyler vor dem Könige auseinander setzte, daß sie nichts begehren, als die uralten allgemeinen Rechte, stießen zwei Höflinge, der eine mit dem Dolch, der andere mit dem Schwert Wat-Tyler meuchlings nieder. Der König sprengte an den Volkshaufen, von dem die Wenigsten das Vorgefallene gesehen hatten oder wußten; er wolle ihr Mann und Führer seyn, sie sollen ihm folgen! rief er.

Sie folgten ihm mit Lebehochs, und er führte sie mitten hinein in die Schwerter der anrückenden königlichen Schaaren. Die Freiheitsbriefe wurden zerrissen, die der Esserer wie die der Andern, und Blutgerichte wanderten durch ganz England. Gottes Gericht kam über die Volksbewegung, weil sie sich durch Missethaten befleckt hatte. Gottes Gericht kam aber auch über König Richard, der nach einer Regierung voll Missethaten im Kerker starb, durch Hunger, Durst und Kälte.

Die blutige Verfolgung aber traf die Einen als weltliche Empörer, die Andern als Ketzer, als Wykliffiten; und es ist eben so wahrscheinlich, daß Mancher der Letzteren sich in die

Volksbewegung hatte mit hinein reißen lassen, als daß man von Seiten der Römischen aus die Theilnahme daran, ja die Ursache davon gerne ihnen unterschob.

Diese Volksbewegung in ihrer blutigen Gestalt hatte sich zwischen die Wirksamkeit Wykliffe's hineingedrängt, sie fiel vor die letzten zwei Jahre seines Lebens und hatte für ihn die Folge, daß er sich auf seine Pfarrei zurückziehen mußte. Weil der Regent, der Herzog von Lancaster, die Prälaten und die Klostermönche und das Pabstthum haßte, hatte er bisher Wykliffe geschützt, und wegen dieses Schutzes blieb Wykliffe auch nach der Niederlage der Volksbewegung unangetastet. Mit prophetischem Blick und Wort aber sprach er: „Es werden aus dem Schooße des Mönchthums etliche Brüder aufstehen, welche Gott selbst zu lehren würdigt, und sie werden ihren falschen Glauben verlassen und frei zurückkehren zur ursprünglichen Religion Christi, und dann die Kirche neu bauen im Geiste des Apostels Paulus."

Die mit der religiösen Bewegung zusammenfallende politische mußte hier hervorgehoben werden, weil an ihr zum ersten Mal ganz klar und greifbar hervortritt, was von jetzt an als der Hauptfaden durch die ganze christliche Geschichte mit fortläuft, nämlich die Wechselwirkung und der innigste Zusammenhang zwischen dem Gedanken der religiösen Freiheit und dem Gedanken der politischen Freiheit. Von nun an tritt diese Wechselwirkung von Jahrhundert zu Jahrhundert bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete der christlichen Welt mit immer zunehmender Stärke hervor, und überall ist die Folge davon eine religiös-politische Bewegung. Sie hat in unserem Jahrhundert, nachdem sie den Ocean überschritten hatte, durch die ganze neue Welt die Runde gemacht, und in der alten christlichen Welt liegt Kirche und Staat in schweren krampfhaften Zuckungen überall da, wo der Kampf des Neuen mit dem Alten noch nicht in der Versöhnung geendet hat, welche erst dann eintritt, wenn die sich wechselseitig durchdringenden Gedanken der religiösen und bürgerlichen Freiheit zur gesetzlichen Geltung gekommen sind.

Die Geschichte der Menschheit ist eine zusammenhängende Entwicklung, und ohne die Darlegung und Anschauung der einen

Seite ihrer Erscheinungen begreift sich die andere Seite mit ihren Erscheinungen nicht; die Erscheinungen der kirchlichen Entwicklung ohne die damit zusammenhängenden politischen Thatsachen und Bewegungen so wenig, als die Erscheinungen der politischen Entwicklung ohne die Thatsachen und Einflüsse des religiösen Lebens.

Fünftes Kapitel.

Johann Hus und Hieronymus von Prag.

Wykliffe hat man „die Morgensonne der Reformation" genannt. Das ist er nicht, so wenig, als er, wozu man ihn auch hat machen wollen, „Englands größter und der ganzen Christenheit erster Reformator" ist. Er ist nur der von Gott erweckte Hahn, der seinen Weckruf hören ließ lang vor Sonnenaufgang, und nicht die Morgensonne.

Seine Anhänger hatte er zwar immer noch unter Grafen und Herzogen, wie unter Bürgern, Soldaten und Bauern, und in seinen studirten Schülern lebte seine Lehre fort. Aber ihre Zahl war verhältnißmäßig die kleinste, und nicht sie, sondern nur die Wirkungen von Wykliffe's Bibelübersetzung wurden von den Römischen gefürchtet. Darum tauchte im Jahre 1390 im Oberhaus der Antrag auf, es sollen alle Exemplare der heiligen Schrift konfiszirt werden; wiewohl ohne Erfolg.

Die Wykliffiten, auf die man jetzt auch insgesammt den Namen Lollharden übertrug, schlugen zwar im Jahre 1395 „zwölf Beschlüsse" an die Kirchenthüren von Westminster und St. Paul an, und gaben sie auch dem Parlament ein; aber eben diese Beschlüsse beweisen, daß diesen Wykliffiten die Befähigung zu einer praktischen Umgestaltung ganz abging.

Was man als Forderungen einer „durchgreifenden Reform" neuerdings hervorhob, das schrumpft zusammen auf das Verlangen an das Parlament, dasselbe solle den Cölibat, die Transsubstantiationslehre, die Fürbitte für die Todten, die Bilderverehrung,

die Ohrenbeichte und den Brauch abschaffen, Oel, Salz, Wachs, Weihrauch, Steine, Bischofsmützen und Pilgerstäbe zu weihen. Aber in derselben Linie verlangten sie auch, das Parlament solle den „Krieg“ abschaffen und „alle nicht nothwendigen Künste“. Und am Eingang hatten sie doch gesagt: „Ein Anderes seyen weltliche Angelegenheiten, ein Anderes geistliche; König und Bischof könne Niemand zugleich seyn.“

Die vornehmen Häupter der Partei wurden von König Richard mit dem Tode bedroht, wenn sie bei diesen Beschlüssen beharren; und die Sache beruhte. Vor dem Despotismus verstummten sie. Als Richard durch seinen eigenen Vetter vom Throne gestürzt war, wurde die Verfolgung blutig, denn der Usurpator und Mörder des vorigen Königs, Heinrich IV., fürchtete die römische Geistlichkeit. Der Erzbischof Arundel hatte ihm die Krone nicht eher aufgesetzt, als bis dieser versichert hatte: „Ich werde die Kirche schirmen.“ — „Um euren Thron zu befestigen,“ hatte Arundel gesagt, „müßt ihr die Geistlichkeit zu gewinnen suchen und die Lollharden — opfern.“

Um der Geistlichkeit gleich ein solches Opfer zu bringen, gab er den Befehl, den frommen Geistlichen Wilhelm Sautre zu verbrennen, weil er gepredigt hatte: „Statt des Kreuzes, an welchem Christus gelitten, bete ich Christus selber an, welcher daran gelitten hat.“ Dafür wurde er im Jahre 1401 als Ketzer verbrannt.

Das Lesen der Bibel wurde verboten, der Pabst für ein Wesen höherer Art erklärt, und die Gefängnisse im erzbischöflichen Palast von Lambeth füllten sich mit eingezogenen „Ketzern“. Noch heute heißt der Hauptthurm der Lollhardenthurm, und noch heute liest man darin Worte der um ihres Glaubens willen Verfolgten, die sie in die Mauersteine kritzelten, darunter lateinisch die Zeile: „Jesus, meine Liebe.“

Jahre lang aber traf die Verfolgung nur Niedere, den hohen Adel wagte Heinrich IV. nicht anzutasten; ja einer der wärmsten Freunde der Bibel, Johann Oldcastle auf Schloß Coweley, mit seinem Titel Lord Cobham, stand bei dem Könige Heinrich IV. in höchster Gunst, obgleich die „armen Priester“

Wykliffe's, die es noch gab, gerade bei ihm Wykliffe's Werke in Abschriften abholten, die er veranstaltet hatte, und obgleich Cobham offen ihren Predigten anwohnte und sie schützte.

Aber eine der ersten Regierungshandlungen Heinrichs V. war es, auf Anklage der Bischöfe den frommen Lord vor ein geistliches Gericht zu stellen, und da er dabei blieb, er werde niemals glauben, daß die Päbste das Recht haben, wider die heilige Schrift zu lehren, wurde er zum Tode verurtheilt. „Ihr müßt glauben, was die heilige römische Kirche lehrt, ohne nach der Lehre Christi zu fragen," sagte der Erzbischof Arundel. „Ihr könnet meinen Leib tödten, meiner Seele könnet ihr kein Leid thun!" antwortete der Lord.

Das war am 23. September 1413. In den Tower zurückgeführt, wurde er in der Nacht von einigen Freunden nach Wales entführt. Vier Jahre lebte er in diesen Bergen geborgen. Dann fiel er im Dezember 1417 wieder in die Gewalt seiner Feinde, die ihn aufspürten. Sie schleppten ihn nach London. Da wurde er auf eine Schleife gebunden, nach der Richtstätte geschleift, über einen Holzstoß an Ketten aufgehängt und so langsam am Feuer zu todt geröstet.

Das thaten die Erzbischöfe und Bischöfe an diesem frommen Christen, weil er das Evangelinm höher hielt, als ihre und des Pabstes Satzungen, und weil er die Bibel in Abschriften verbreitet hatte. Von da an wurde gegen die Lollharden mit Strang und Feuer gewüthet; jeder wurde zugleich zum Ketzer und zum Majestätsverbrecher gestempelt. Sie tauchten unter in die tiefste Verborgenheit, und schienen bald ganz vom englischen Boden verschwunden. Aber es schien nur so: das zeigte sich im sechszehnten Jahrhundert.

Viele waren bei Zeit auf das Festland geflohen, schon in den Tagen der ersten Verfolgung, namentlich nach Böhmen, wo sie viele Waldenser trafen und andere Brüder, die auch hier eine Schirmstätte gesucht und gefunden hatten. Zwischen der englischen Universität Oxford, wo Wykliffe gelehrt hatte, und zwischen der neuen, im Jahr 1348 gestifteten, böhmischen Universität Prag waren ohnedieß seit lange nähere Beziehungen

gewesen, und was in Oxford gelehrt wurde, war in Prag weder unbekannt noch unbeachtet geblieben.

An der Universität Prag lehrte damals Johann Hus. Geboren war er am 6. Juli 1369 (nach Palacky in seiner Geschichte von Böhmen, und nicht, wie man bisher annahm, 1373). Sein Geburtsort war Hussenecz, ein Dorf des Prachiner Kreises im südlichen Böhmen, unweit der bayrischen Gränze. Seine Eltern waren arme, aber rechtschaffene Leute. Seine Fähigkeiten zeigten sich frühe, und er wurde darum von ihnen dem geistlichen Stande bestimmt. Seine Schul- und Universitätsjahre waren für ihn Jahre voll Drangsalen. Aber im neun und zwanzigsten Lebensjahre wurde er schon Professor zu Prag, und zwar zuerst Professor der Philosophie.

Dieser tschechische Held des Glaubens, der durch und durch ein Tscheche war, und zur national tschechischen, nicht zur deutschen Partei in Böhmen hielt, hat nicht sowohl durch schöpferischen Geist und hohes Talent seine Bedeutung in der Welt erlangt, als vielmehr durch die Begeisterung, die aus der Vertiefung in die heiligen Schriften in ihn ein- und wieder aus ihm ausströmte, durch seinen Wahrheitssinn, durch seinen Freimuth und durch seinen tapferen freudigen Tod für die von ihm erkannte Wahrheit. Ein großer schöpferischer Geist, ein Genius im vollen Sinne des Wortes, wie das nachher Luther war, war Johann Hus nicht, noch weniger als Johann Wykliffe. Nicht einmal für seine Zeit in weiterem Umfang gelehrt war Hus. Seine Belesenheit war mäßig, und am meisten zu Haus war er in Märtyrergeschichten.

Es hatten zwar schon seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an der Prager Hochschule Männer gewirkt, welche das Evangelium kannten; hatte doch selbst Peter Waldus im böhmischen Land eine letzte Zuflucht gefunden, und hatten sich später, wenn auch unter anderen Namen, viele Waldenser hier aufenthalten. Der Augustiner Konrad von Waldhausen, ein Oestreicher, Johann Milicz aus Kremsier in Mähren, Domherr in Prag, und Matthias von Janow, der Schüler des Letzteren, hatten nach einander auf lebendiges innerliches

Christenthum gedrungen, seit den Jahren 1349 bis 1394, und dem Aberglauben der Zeit, dem leeren Formeln- und Ceremonienwesen der römischen Kirche, der Sittenlosigkeit und der Heuchelei der Welt- und Klostergeistlichkeit in der Kraft und im Geiste des Evangeliums entgegengearbeitet.

Johann Milicz hatte sogar öfters drei-, ja fünfmal täglich in der Kirche gepredigt, und nicht bloß den Untern, sondern auch den Obern, selbst seinem Erzbischof und sogar dem Kaiser Karl IV. öffentlich die reine Wahrheit gesagt. Das luxemburgische Kaiserhaus begünstigte bis dahin, selbst den Anklagen von Rom aus gegenüber, die freie Anschauung und Predigt. Daß diese drei Männer auf dem rechten Wege der Auffassung des Christenthums waren, beweist auch eine Stelle aus der Vorrede eines Werkes von Janow über das alte und neue Testament, worin er sagt, was er geschrieben, das habe er geschöpft „aus dem Gebet, aus dem Lesen der heiligen Schrift und aus fleißiger Betrachtung der Zustände der Gegenwart und deren Vergleichung mit dem Alterthum".

Auf der Grundlage dieser Männer und ihrer Einflüsse war Hus aufgewachsen; aber er war schon Professor, als die höhere Erleuchtung und Erweckung über ihn kam. Er beschreibt dieß selbst also: „Auch ich war einst in den süßen Schlummer weltlicher Sicherheit versunken, bis es dem Herrn Jesus gefiel, mich elenden Knecht meiner Begierden, wie einst den Loth, mitten aus dem Feuer Sodoms gegen meinen Willen zu retten, und mich einzuführen in die Wohnungen der Leiden, der Schmach und der Verachtung. Da erst wurde ich arm und zerknirscht, und indem ich mit Furcht und Zittern das Wort Gottes betrachtete, fing ich an, die darin liegenden Schätze der Weisheit zu bewundern. Da erst erkannte ich, wie sehr Satan auch den hohen Weisen dieser Welt die Augen verschlossen habe. Nun wurde mein Herz durchdrungen von einem neuen, gewaltigen, beseligenden Feuer, das bis jetzt in mir fortwirkt und desto mehr entzündet wird, je mehr ich im Gebet zu Gott und zu dem gekreuzigten Herrn Jesu mich erhebe."

So erweckt, fing er zu predigen an, einfältiglich, aber eben

darum herzengewinnend, an der Bethlehemskapelle zu Prag. Da in Prag nur lateinisch oder deutsch gepredigt wurde (Milicz hatte darum noch im Alter deutsch gelernt), so hatten im Jahre 1391 ein frommer Prager Bürger, Kaufmann Kreuz, und Johann von Milheim, der am Hofe sehr in Gunst war, eine eigene Kapelle gestiftet, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß darin das Evangelium in der Landessprache gepredigt werde, für alle die, welche nach dem göttlichen Worte Verlangen haben: darum hatten sie die Kapelle Bethlehem genannt, das „Haus des Lebensbrodes".

Die Predigt an dieser Kapelle wurde Hus übertragen, neben seinem Lehramt an der Hochschule, im Jahre 1402. Balbinus, der in Hus einen Ketzer und Unruhstifter sieht, hat ihm doch als Mensch und Prediger ein schönes Zeugniß ausgestellt. „Seine strengen Sitten," sagt dieser von ihm, „sein ernstes Leben, fern von allem Genusse, gegen welches Niemand eine Klage vorbringen konnte, sein trauriges, abgezehrtes Gesicht, sein gegen Jeden, auch den Niedrigsten, zuvorkommendes, wohlwollendes Wesen predigten noch gewaltiger, als alle Beredtsamkeit der Zunge."

Der Antritt seines Predigtamtes fällt zusammen mit seinem Eindringen in die reformatorischen Schriften Wykliffe's. Diese wirkten überwältigend auf ihn in Verbindung mit der heiligen Schrift. Im Jahre 1403 trat er offen gegen Aberglauben auf Seite der Laien und gegen Möncherstrug auf Seiten der den Aberglauben ausbeutenden Klöster auf. Die Mönche hatten auf einem steinernen Altar zu Wilsnack in der Priegitz „drei mit dem Blute Christi gefärbte Hostien gefunden". Aus vielen Gauen Deutschlands, aus Scandinavien und aus allen slavischen Landen her kamen Wallfahrten in Zug zu „dem wunderthätigen heiligen Blute in Wilsnack". Der eben neu ins Amt getretene Erzbischof Sbynko setzte einen Ausschuß nieder, zur Untersuchung der Sache. In diesen Ausschuß berief er auch Hus. Der Ausschuß erklärte sich nicht bloß gegen das heilige Blut zu Wilsnack, sondern gegen alle solche Wunder; Hus ließ eine Schrift ausgehen „über alles Blut Christi, von welchem man Wunder rühmt". Darin sagte er unter Anderem: „Das Hauptwunder, welches das Blut Christi verrichtet, ist, daß es das hinreichende

Lösegeld für die ganze Menschheit wurde, daß es in der ganzen Welt die Macht des Satans besiegt und die Gläubigen von derselben befreiet hat."

In demselben Jahre verwarfen das Domkapitel und die Universität zu Prag durch Stimmenmehrheit fünf und vierzig Artikel Wykliffe's. Bei dieser Verdammung der Lehren Wykliffe's war die deutsche Partei in Prag vorzugsweise thätig, sie hatte die Mehrheit im Domkapitel und im Universitätsrath. Die Lehre Wykliffe's nämlich griff in Prag um sich. Selbst der innige Freund des Hus, der feurige, geistvolle Hieronymus, aus einer Prager Familie des niederen Adels, welcher bei Späteren unrichtigerweise, durch Verwechslung mit einem Andern, von Faulfisch genannt wird, war ein schwärmerischer Anhänger Wykliffe's. Hatte Hieronymus ihn auch nicht mehr selbst gehört, so doch dessen unmittelbare Schüler; denn er hatte zu Oxford studirt.

Dieser gelehrte, leidenschaftliche Ritter, mit den Sitten des Hofmanns und mit der freien Bewegung der Wohlhabenheit, besuchte Köln und die Rheinlande, die Universität Heidelberg und Süddeutschland, Paris und Frankreich, Italien und Jerusalem. Ueberall hatte er Wykliffe's Lehre zu verbreiten gesucht, und that es jetzt auch in Prag. Seit 1404 trugen auch zwei Schüler Wykliffe's, die von Oxford nach Prag gekommen waren, hier öffentlich Wykliffe's Lehre vor. Als sie darum verfolgt wurden, öffneten sie ihre Wohnung der Bevölkerung Prags, in welcher sie eine Reihe Gemälde aufgestellt hatten. Auf der einen Seite sah man Darstellungen aus dem Leben Christi und der Apostel, auf der andern Seite Darstellungen aus dem Leben der Päbste und des Klerus. So sah das Volk hier den Einzug Christi in Jerusalem, umgeben von seinen Jüngern, die ihm barfuß folgten, und gerade gegenüber den Einzug des Pabstes in Rom mit dem Prachtgefolge seiner Kardinäle; hier wieder ein Bild „Christus mit der Dornenkrone", und gerade gegenüber den Pabst in seinem Prachtgewande, mit der dreifachen goldenen Krone. In gleichem Sinne stellten die anderen Gemälde den Gegensatz zwischen Jesus, dem Christ, und zwischen dem Pabste, dem Antichrist, zwischen dem evangelischen Christenthum und zwischen der römischen Kirche dar.

So benützten die Wykliffiten, d. h. die Protestanten, für ihre Zwecke die Mitwirkung der darstellenden Kunst, welche die römische Kirche so lange schon für ihre eigenen Zwecke benützt und damit große Erfolge für sich errungen hatte.

Das Aufsehen und die Wirkung, welche diese Gemäldeausstellung machte, waren groß. Hus nahm jetzt offen Partei für Wykliffe's Lehre und Andenken, und verarbeitete die bedeutungsschweren Wahrheiten, die er in dessen Schriften fand, in seiner eigenen Weise. Auch Hus behauptete jetzt die allgemeine Gleichheit aller Geistlichen und die Unnöthigkeit eines sichtbaren Oberhauptes der Christenheit, ganz abgesehen von den jetzigen Mißbräuchen des Pabstthums. Er verlangte für die Gemeinden die Rechte der apostolischen Zeit zurück, ließ den Zehenten bloß als freie Gabe der Gläubigen gelten, und behauptete das Recht der Obrigkeit, Kirchengüter, welche kirchlicherseits schlecht und zu unchristlichen Zwecken benützt worden seyen, einzuziehen.

Der Riß zwischen der deutschen und der slavischen Partei an der Prager Universität wurde unheilbar durch den Streit über Wykliffe's Lehren. Die Sache ihrer Landsleute Hus und Hieronymus machten alle Stockböhmen zu der ihren; die Deutschen aber rächten sich durch einen neuen Universitätsbeschluß, durch welchen die schon einmal verworfenen Sätze Wykliffe's als „ketzerisch" verdammt wurden. Der König Wenzel aber und der ganze tschechische Adel stellte sich auf Seiten des Hus und Hieronymus. Die religiöse Sache wurde zu einer Frage der Nationalität gemacht, und durch eine königliche Verordnung vom Jahre 1409 wurde der Universität Prag für akademische Verhandlungen das gleiche Recht gegeben, welches die Universität Paris und die italienischen Universitäten von jeher hatten, nämlich daß dabei die Eingeborenen drei Stimmen gegen eine der Nichteingeborenen haben sollen. Damit war das bisherige Verhältniß an der Prager Universität gerade umgekehrt: bisher hatten die Deutschen drei Stimmen gegen eine slavische gehabt.

Man hat das eine „Reaktion des böhmischen Slavismus gegen übermächtig werdendes Deutschthum" genannt, ohne den Unsinn nur zu ahnen, welcher darin liegt, für das

Deutschthum bei dieser Gelegenheit zum Ritter werden zu wollen. Denn die Ritterschaft für die Wahrheit, der Fortschritt in geistiger, religiöser und bürgerlicher Freiheit war ja auf Seiten des Hus und seiner tschechischen Landsleute; und die Reaktion war auf Seite der Deutschen; gegen die Wahrheit, mit welcher Hus und Wykliffe die alte kirchliche Fäulniß beleuchteten, war ja die deutsche Partei in Prag, als Vorfechterin des alten Lugs und Trugs und der alten Knechtschaft.

Wer von diesem Universitätsstatut aus das Entstehen und den Verlauf der husitischen Bewegung herschreibt, dem fehlt es am Auge für den Gang Gottes in der Weltgeschichte.

Erbittert über die königliche Verordnung, verließen sämmtliche Deutsche die Universität Prag. Das war allerdings ein Ereigniß von welthistorischer Bedeutung, aber nicht die Eifersucht zweier Nationalitäten war die Quelle davon, sondern der Kampf der Wahrheit und des Fortschritts mit der Lüge und mit dem Rückschritt. Und auch darin zeigt sich das wunderbare Weben und Verweben des göttlichen Geistes in der Menschheitsgeschichte. Durch diesen Auszug aller deutschen Lehrer und Studenten aus Prag wurde die Universität Leipzig gegründet. Dadurch wurde für Leipzig erst seine europäische Bedeutung angebahnt, die es heute hat; und war es auch, was dahingestellt bleiben mag, für Luthers Reformation unmittelbar von weniger Bedeutung, wie Manche, wohl irrig, meinen: so war es gewiß von großer Bedeutung, daß gerade hier in der Mitte zwischen Nord- und Süddeutschland die große Universität Leipzig entstand, hart an der Wiege der Reformation; von großer Bedeutung sowohl für den nächsten Fortgang derselben, als für die Verbreitung des Lichtes in jeden Zweig des religiösen, bürgerlichen und literarischen Lebens bis auf unsere Tage.

Siehe da Gottes Finger! Sie wanderten aus Prag, weil sie für die Finsterniß waren, und sie gründeten die Universität Leipzig, von welcher bald das Licht ausging und ausgeht nach allen Gegenden der christlichen Welt.

Der Auszug der Lehrer und Studenten aus Prag ist ein „welthistorischer" genannt worden. Er ist das nicht bloß wegen

der obengenannten Folgen für die Reformation und die neue Bildung, sondern er ist es durch die Masse der Ausgezogenen.

Man muß diesen Schritt nicht bemessen nach dem Stand und der Bedeutung der Universitäten in unserer Zeit. So eine Universität am Ausgang des Mittelalters war eine Nationalmacht, ja auf dem Gebiete der geistigen Interessen eine Weltmacht. Das begreift man aus den Zahlen der Ausgezogenen, welche die Zeitgeschichtschreiber angeben. Nach der höchsten Angabe zogen Deutsche, natürlich auch mit ihnen, gleich ihnen, päbstlich Gesinnte aus — vier und vierzigtausend Köpfe; nach einer anderen gleichzeitigen böhmischen Angabe waren es wenigstens zwanzigtausend Köpfe.

Das begreift sich, wenn man bei Aeneas Sylvius, dem gleichzeitigen Geheimsekretär am Kaiserhofe und dem nachmaligen Pabste, dem so gut unterrichteten Zeitgenossen, liest, daß allein an Lehrern und Studenten über fünftausend Köpfe Prag verlassen haben. Diesen folgten natürlich nach Leipzig viele Tausende von Handwerkern und Leuten aller Art, die bisher von diesen Lehrern und Studenten gelebt hatten. Diesen Anfang nahm die Weltbedeutung Leipzigs, von welcher unberechenbare Wirkungen ausgegangen sind.

Hus aber wurde dadurch bei vielen Deutschen außerhalb Böhmens verhaßt, und die deutsche Partei in Prag selbst, ja selbst diejenigen Slaven, denen ihr Beutel näher lag, als die Sache Gottes, und welche durch die Entvölkerung der Prager Universität viel von ihrem gewohnten Einkommen verloren, feindeten jetzt Hus an als den Urheber alles Unheils, und schlugen sich zu seinen theologischen Gegnern, die ihn als wykliffischen Ketzer anklagten.

Noch zu Ende desselben Jahres erschien eine Bulle des Pabstes Alexander V., welche dem Hus das Predigen verbot in der Bethlehemskapelle, und ein geistliches Gericht über Hus und seine Anhänger anordnete.

Am 16. Juli 1410 ertönten die Glocken vom Thurme des Doms und von allen Kirchenthürmen in Prag. Im Dome sangen die Mönche das lateinische „Herr Gott, dich loben wir", vor dem

erzbischöflichen Palaste brannte ein großes Feuer, und unter Mönchsgesang und Glockenläuten warf Erzbischof Sbynko zweihundert Bände konfiszirter Schriften Wykliffe's, seine Bibelübersetzung darunter, und Schriften von Milicz und Hus, in die Flammen, als ketzerische und satanische Schriften. Darauf wurde über Hus und seine Freunde in allen Kirchen der Bannfluch verkündet.

Wie aber in den ersten Tagen des Christenthums die christliche Wahrheit unten den ersten Boden und ihre Freunde fand, so zeigte es sich auch bei Hus. Das Autodafe, welches die Anhänger des Pabstthums in Prag feierten mit Glockenklang und Chorgesang, entzündete ein entgegengesetztes Feuer in den Herzen des Volkes durch die ganze für die damalige Zeit ungeheuer bevölkerte Stadt, den Königs- und Kaisersitz seit Jahren. Drohend umrauschten die Volkswogen den erzbischöflichen Palast. Aber auch in der böhmischen Ritterschaft, und zwar in dieser unter den Deutschen wie unter den Tschechen, fand Hus eben so viele Freunde, als Ueberzeugte für seine Sache.

Dennoch blieb Hus, was er von Anfang war, der demüthige, ascetische, evangelische Mann.

Er erklärte einfach, wo man ihm Irrthum nachweise, wolle er abstehen und das auch in Wykliffe's Schriften verdammen; aber „um eines Stückchen Brodes willen, oder aus Menschenfurcht werde er die Wahrheit nicht verlassen, die ihm Gott zu erkennen gegeben habe, und besonders die in der heiligen Schrift geoffenbarte Wahrheit nicht; sondern er werde in Hoffnung auf die Hülfe des heiligen Geistes dieselbe bis zum Tode vertheidigen".

Gemäß dieser christlichen Erklärung predigte er an der Bethlehemskapelle fort nach wie vor. Von dieser Privatkapelle war Erleuchtung und Bekehrung ausgegangen in alle Schichten der Gesellschaft der Königs- und Kaiserstadt.

In dieser Kapelle sprach er, wie in Flugschriften, das große Wort: „Wer die von dem Herrn Jesus Christus und dem Geiste Gottes ihm aufgetragene Predigt des wahren Gottes auf menschlichen Bann unterlasse, den habe Gott selbst von seiner Gemeinschaft ausgeschlossen. Der Priester Christi müsse der Stimme des

heiligen Geistes gehorchen, und den menschlichen Bann geduldig tragen."

Laut schrieen die Mönche und von ihnen fanatisirte Haufen: „Er solle zu seiner Beglaubigung Wunder thun."

Da sagte der demüthige Zeuge des Evangeliums das zweite große Wort: „Die Wahrheit bekennen und Christo nachfolgen, ist das kräftigste Zeugniß göttlicher Sendung."

Dieser sanfte, liebreiche und demüthige Charakter, eine wahrhaft kindliche Natur mit kindlich frommem Sinn, erhält eine ganz eigene Schönheit noch durch die Weisheit, mit der er vorging. Eben diese kindliche Natur war ganz ohne alle Selbstsucht, ohne irgend eine Versessenheit auf die eigene Ansicht in diesem oder jenem einzelnen Punkte, welcher für das, was ihm zunächst Hauptzweck war, für eine sittlich=religiöse Umkehr der Zeit im Geist und Licht des Evangeliums, vorerst nicht wesentlich war; und darum vermied er, sogar die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahle, überhaupt rein theologische, rein dogmatische Fragen jetzt schon herein zu ziehen, welche auf das Leben der Christen in Masse von einem zunächst geringeren oder von gar keinem Einfluß in seiner Zeit seyn konnten.

Damit ist nicht gesagt, daß Hus weniger, als Wykliffe, die Tragweite eingesehen habe, welche die Bejahung oder Verneinung der Transsubstantiationslehre für die Stellung der Priesterschaft zu den Laien und der Laien zur Priesterschaft hatte. Solche dogmatische Fragen, trotz ihrer tief eingreifenden Bedeutung für das christliche Leben, schob Hus beiseite, weil er keinen theologischen Streit anfangen und darin glänzen, sondern weil er Herz und Leben der Christenheit seiner Zeit bessern wollte. Die Lösung und Klärung solcher Fragen wollte er der Zukunft, dem fortschreitenden Christenthum überlassen, bei der Stellung, die er zuerst einnahm, und die er bis ans Ende festhielt.

Hus wollte nicht von unten auf reformiren, sondern von oben herab; nicht durch die Massen, sondern durch die gesetzlichen Obrigkeiten im Weltlichen und im Geistlichen, und durch diejenigen, welche in diesen Kreisen in der Stellung waren, den Ton anzugeben. Er wollte den König, die Fürsten, den

Adel für den großen Gedanken, dem er diente, gewinnen, und zwar nicht dadurch, daß er an die Massen sich wandte, und sie aufregte, sondern dadurch, daß er zunächst die Gelehrten, die Träger der Wissenschaft und der Bildung, zu gewinnen suchte, die Männer von Geist in der Kirche selbst, um durch sie auf die weltlichen Herren zu wirken, und sie in die seiner Anschauung gemäße Richtung gegen das Pabstthum und die entartete Kirche zu lenken.

In Hus ist gar nichts Gewaltsames; man hat ihn bis auf die neueste Zeit, wo endlich die urkundlichen Darstellungen ihn richtig beleuchteten, mißkannt, weil von ihm aus die gewaltsame, welterschütternde Bewegung der Hussitenkriege hergeleitet wurde.

Hus ist ein sanfter Geist, von Natur aus jeder gewaltsamen Bewegung fremd; ein freier Geist, mit edler, fast klassischer Form in seinen Schriften; ein stilles, ruhig brennendes Licht, ein Licht des tiefen, reinen Gedankens, und ein Licht des schönen, kindlich frommen Herzens; ein Charakter, der Alles dem Fortgang und seinem Gott überläßt, und von sich aus nicht bloß gar nichts thut, gewaltsam zu bewegen, sondern Alles dagegen thut.

Hus ist das äußerste Gegentheil von Luther; und wenn man unter dem schrecklichen Waffenklang und Sturm der Hussiten den stillen, sanften, demüthigen Geist Johann Hus als einen solchen Hussiten nahm, darstellte und ansah, so war das ein großer Irrthum.

Wenn man eine Weltstellung, wie sie geworden ist, mit einer Stellung im engen Kreise vergleichen dürfte, so wäre Hus in einer so bescheidenen und Zusammenstöße vermeiden wollenden Stellung der Pabstkirche gegenüber, wie der nachreformatorische Arndt und Johann Albrecht Bengel ihrer Konsistorialkirche gegenüber, anzuschauen. Nur daß diese Letzteren in Zeiten fielen, in welchen ihr Licht still, geräuschlos, sanft fortwirkte, Hus aber in eine Zeit fiel, in welcher das Böse, das in der Welt herrschte, seinem Lichte verbot, still fortzuwirken, und durch ruchlose That an Hus selbst Schuld wurde, daß das stille Licht zur Flamme auflohte, welche weltentzündend, weithin verbrennend und verwüstend wirkte.

Zwar waren es auch Arbeiter, alle jene Handwerkenden an der Universität, welche dem frommen Prediger an der Bethlehemskapelle mit Seel und Leib anhingen, und worunter natürlich Viele waren aus den Waldensern und andern Brüderschaften. Aber gestützt auf die Arbeiter hat Hus weder sich, noch die Sache, der er diente.

Daher kam es, daß nicht nur die Universität, sondern der König selbst für Hus einkamen, als er in Rom aufs Neue verklagt und dahin vorgefordert wurde.

Erst als Pabst Johann **XXIII.** im Jahre 1412, wie überall hin, so auch nach Böhmen eine Bulle sandte, welche zu einem Kreuzzug wider den christlichen König Ladislaus von Neapel, weil dieser vom päbstlichen Stuhl sich unabhängig gemacht, alle Christen aufforderte und jedem Theilnehmer an diesem Kreuzzug unbedingten Ablaß verhieß, ebenso Jedem, welcher zu diesem Kreuzzuge Geld hergäbe: erst da trat Hus, aber viel heftiger, als er, Hieronymus und der alte Freund und Kollege des Hus, Stephan von Palecz, gegen dieses Unwesen heraus. Und dießmal nun zeigte sich, daß der stille, sanfte Geist, wenn es das Wesentliche der Gottessache galt, tapferer und fester war, als die brausenden Feuerköpfe.

Während Palecz und die andern Professoren und Freunde dem Könige zu lieb, oder aus Furcht vor dem Pabst, wohl auch zum Theil aus Besorgniß vor den Folgen der Volksaufregung, umschwenkten und zurücktraten, darunter acht Prager Doktoren der Theologie: blieb der sanfte Hus, das stille Licht, ganz unerschrocken auf dem Kampfplatz, sprach in öffentlicher Versammlung gegen den Ablaß, und ebenso schrieb er wider die Bulle des Pabstes und wider den Ablaß; ja er schrieb gegen die eigenen Kollegen, die mit ihm zuvor eins gewesen und so plötzlich aus Menschenfurcht lavirt hatten; er widerlegte das, was sie eben so für sich, als für die Bulle des Pabstes veröffentlicht hatten.

Nur sein Freund Hieronymus stand ihm unerschütterlich zur Seite. Aber dieser Drang- und Sturmritter verdarb mehr, als er ihm nützte. Denn wo Hus mit ruhigen Gründen überzeugend sprach, da brauste, blitzte und donnerte Hieronymus, volkserhitzend und volkserregend. Wo Hus an die Einsicht

der Zuhörer sich wandte, da wandte sich Hieronymus an die Leidenschaften. Hus schonte überall möglichst die höchste kirchliche Autorität; Hieronymus verletzte schonungslos und beschimpfte das päbstliche Ansehen.

Wie der Erzbischof Wykliffe's Schriften verbrannt hatte, so verbrannte jetzt ein Volkshaufen die päbstliche Ablaßbulle am Pranger. Es kam zu solchen Ruhestörungen, daß an Einzelnen nachher blutige Strafe dafür genommen wurde.

Gegen diesen Kreuzzug, wie gegen diesen Ablaß ohne Reue und Besserung, welche gleich unchristlich waren, mit Ernst aufzutreten, war höchst christlich; aber der Pabst sah darin äußerste Ketzerei, sprach in fürchterlichem Fluche den Bann aus über Hus, und legte das Interdikt auf den Ort, welcher dem „Erzketzer" Aufenthalt gäbe. Hus legte feierliche Berufung ein von dem ungerechten Richterspruch des Pabstes an den einzigen gerechten, unbestechlichen, durch kein falsches Zeugniß zu täuschenden Richter Jesus Christus, und schrieb sein Werk „über die Kirche". Darin sprach er der Pabstkirche noch schärfer als früher den Charakter einer Kirche ab, und zeichnete das Bild einer christlichen Kirche ohne sichtbares Oberhaupt, einer Kirche des Geistes, in welcher man Christus in Wahrheit bekenne durch Glauben und Leben.

Damit seinetwegen zwischen seinen Anhängern und den Päbstlichen es zu keinem Zusammenstoß komme, verließ er Prag und ging zuerst auf das Schloß Kozi, später auf die Burg Krakowecz unter den Schutz vornehmer Freunde. Da predigte er oft vor vielem Volk auf freiem Felde, auch schrieb er hier eine Postille über die Bibel in der böhmischen Landessprache. Mit seiner Gemeinde in Prag blieb er in brieflichem Verkehr voll Muth und Freudigkeit. In einem dieser Briefe spielte er auf den Namen Hus, das im Böhmischen Gans heißt, an, und verband damit eine Weissagung.

„Weil die Gans," schrieb er, „ein zahmes Thier, das sich mit seinem Fluge nicht hoch erheben kann, ihre Schlingen durchbrochen hat, so werden nach mir andere Vögel kommen, welche durch das Wort Gottes und heiliges Leben sich höher im Flug

hinaufschwingen, Falken und Adler, welche Viele zu dem Herrn Christus fortreißen werden. — Das ist die Natur der Wahrheit, daß sie, je mehr man sie verdunkeln will, desto heller leuchtet, und daß sie, je mehr man sie zu unterdrücken sucht, desto stärker sich erhebt."

Hus hatte selbst gegen den Pabst Berufung eingelegt an ein allgemeines Concil, eben so wie an Gott und Christus. So ließ ihn Kaiser Sigismund durch seinen Bruder, König Wenzel, nach Konstanz vor die allgemeine Kirchenversammlung zur Entscheidung seiner Sache vorladen.

Die Ritter und Herren Böhmens, welche Freunde und Beschützer des Hus waren, warnten ihn dringend, den Boden Böhmens nicht zu verlassen; sie warnten ihn, als ihnen Hus Sigismunds Zusage freien Geleits vorwies, der ihm mit kaiserlichem Wort und Siegel volle Sicherheit in Konstanz und ungefährdete Hin- und Rückreise feierlich gewährleistete. Die Tschechen trauten den Deutschen nicht, noch weniger den Römischen.

Aber Hus dachte anders. Wie er dachte, spricht aus dem Abschiedsschreiben, das er vor seiner Abreise nach Konstanz am 10. Oktober 1414 an seine liebe Prager Gemeinde schrieb, von selbst am schönsten. „Kann," schrieb er, „mein Tod Seinen Namen verherrlichen, so möge Er, mein allmächtiger Erlöser, mir die Gnade geben, getrost alle Leiden zu ertragen. Ist es aber meinem Heil zuträglich, daß ich zu euch zurückkehre, so wollen wir Gott bitten, daß es der evangelischen Wahrheit unbeschadet geschehe, damit wir mit einander die Wahrheit reiner erkennen."

Am 1. September schon hatte er an Kaiser Sigismund brieflich mit der Bitte sich gewandt, es zu veranlassen, daß in Konstanz seine Sache entschieden und er nicht heimlich, sondern in öffentlicher Versammlung gehört und geprüft werde. In diesem Schreiben an den Kaiser leuchtet die Demuth vor, der es entfernt nicht darum zu thun ist, zu glänzen, sondern allein darum, daß die Wahrheit kund werde; und eben so schön ist in diesem Briefe, wie er dem Kaiser seine Bereitwilligkeit erklärt, nöthigenfalls für die von ihm erkannte Wahrheit selbst den Tod zu leiden.

Als Hus sich durch keine Bitten und Warnungen seiner Freunde abhalten ließ, da sprach der treue Ritter Johann von Chlum, aus dem Hause der nachmals in der Geschichte so viel genannten Grafen Slavata, daß er ihn nicht allein ziehen lasse, sondern ihm zur Seite bleiben werde mit seinem Herzen und seinem Schwert. Dasselbe sagten andere böhmische Ritter, und sie gingen mit ihm. Ein Slavata hat nachher den Aufstand Böhmens, durch Bedrückung des Glaubens, und den dreißigjährigen Krieg veranlaßt: ein Slavata war es, welcher, treu bis zum Tode seinem Freunde Hus und der Glaubensfreiheit, diesen Märtyrer nach Konstanz begleitete.

Sechstes Kapitel.

Das Schisma. Die Kirchenversammlung von Pisa.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war in Italien eine große Veränderung vorgegangen. Die Entfernung des päbstlichen Stuhles aus Rom hatte den Kampf der Parteien und die Unruhen noch vermehrt.

In Rom war unter das Waffengeklirr der Parteiungen im Adel, der sich selbst zerfleischte, mitten hinein der Ruf nach Rückkehr des Pabstes laut geworden, nicht bloß von denen, welche einen Sinn für die Idee des Pabstthums hatten, wie Petrarka, sondern namentlich von denjenigen Römern, welche rechneten, wie viel Geld, Freude und Glanz Rom entbehrte, seit die Päbste fort waren.

Pabst Urban V., erschreckt durch eine Predigt „über das Verderben der Kirche, als dem Vorboten ihres nahen Untergangs“, welche der Pariser Theologe Nikolaus Oresme vor ihm hielt, und bestürmt durch die Bitten Italiens, war am 16. Oktober 1367 von Avignon nach Rom gekommen. Aber nur wenige Kardinäle waren ihm gefolgt; die Mehrheit hatte sich nicht zu trennen vermocht von Avignons Lustleben und unbegränzter Freiheit aller Genüsse unter den Sitten Frankreichs.

Der Pabst fand Rom nicht bloß zerrüttet, sondern ganz verwittert, verödet und verfallen. Er fand die ewige Stadt, wie Petrarka sie beschrieb, als „eine Wittwe mit zerrissenem Gewand, mit bleichem verhärmtem Angesicht, mit verwilderten Blicken und aufgelöstem Haare".

Die Stadt erschreckte ihn so, daß er bald wieder hinwegzog, zuerst nach Viterbo, dann nach Monte Fiascone. Die wenigen Kardinäle bei ihm, die nach Avignon sich zurücksehnten, drängten, die Unruhen und die Stellung der meisten Städte des Kirchenstaats scheuchten den Pabst vom Boden Italiens hinweg, und im September 1370 war er wieder in Avignon, wo er bald darauf starb. Nachdem sein Nachfolger, Gregor XI., sechs Jahre als Pabst zu Avignon gesessen war, ließ er sich bewegen, den Sitz des päbstlichen Stuhles unwiderruflich nach Rom zurück zu verlegen. Die gefeierte Nonne und Heilige, jene geistvolle Katharina von Siena, hatte brieflich den Pabst dazu aufgefordert, und da sie als Prophetin galt, so hatte ihr Wort Gewicht.

Am 17. Januar 1377 zog Pabst Gregor XI., und mit ihm das Pabstthum, wieder in Rom ein. Siebenzig Jahre war es aus Rom weggewesen. Aber auch Gregor erschrack bei seinem Einzug über das traurige Aussehen, welches die so lange sich selbst überlassen gewesene Stadt angenommen hatte. Die geheiligte Stadt, der Mittelpunkt der Christenheit, war fast nicht mehr zu erkennen. „Gras wuchs im Herzen Roms, in manchen Kirchen weidete das Vieh, elende Wohnungen standen zwischen Schutthaufen, an der Tiber breitete sich über das ganze Marsfeld ein stinkender Sumpf aus, und auf nur zwanzigtausend Seelen, wenn dieß glaublich ist, war die Einwohnerzahl der Stadt herabgeschmolzen, welche unter den Kaisern weit über zwei Millionen gezählt hatte."

Nach fünf Vierteljahren schon starb Gregor XI. Er hatte Rom den Pabststuhl, aber nicht die frühere Herrschaft zurück zu geben vermocht. Selbst der Kirchenstaat blieb zuerst, was er seit länger war, zerfallen in unabhängige Städte und Herrschaften; einzelne Stücke waren von den Nachbarn in Besitz genommen; und die Städte, die sich unabhängig gemacht, beharrten darauf,

sich nicht wieder dem Pabste zu unterwerfen. Sie waren so unkirchlich geworden, daß sie sagten, „man müsse die Scheu vor der Religion ablegen, wo sie der Freiheit entgegenstehe".

Jetzt aber folgte noch Schlimmeres für Pabstthum und Kirche. Gleich nach Gregors XI. Tode begann das große Schisma, d. h. der große Riß, der durch die römisch-christliche Welt ging und sie in zwei, zuletzt drei Theile riß, indem zuerst zwei, endlich sogar drei Päbste zu gleicher Zeit in der christlichen Welt waren, von denen jeder der einzige mit Recht Regierende seyn wollte.

Nahezu ein halbes Jahrhundert lang ertönten von Zeit zu Zeit die Bannflüche, womit der eine Pabst seinen Gegenpabst verfluchte und alle Anhänger desselben, und eben so lange lag eigentlich die ganze Christenheit unter dem Bann.

Die Päbste selbst waren es jetzt, welche dem Pabstthum das hohepriesterliche Gewand auszogen und seinen Heiligenschein zerstörten; die Päbste selbst schwächten so die materielle Macht des Pabstthums. Da vierzig Jahre lang kein allgemein anerkannter Pabst da war, wohl aber zwei und zuletzt drei neben einander, so war durch das Pabstthum selbst die höchste Idee des Pabstthums zerstört, nämlich die, daß die sittliche und religiöse Einheit der christlichen Welt im Pabstthum gegeben sey. Wie konnte dieser Gedanke in den Augen der Völker sich halten im Angesichte der Trennung und Zerrissenheit der Christenheit, die vom Pabstthum ausging, von der Zweiheit und Dreiheit des Pabstthums, worin dieses seinen Grundbegriff, den der Einheit und der Stütze der Christenheit, selbst aufhob? Und wo blieb die Unfehlbarkeit des Pabstes? Welcher von den Zweien oder Dreien war der Rechte?

Da die Zeit des Verstandes längst angebrochen und die Zeit des allgemeinen gemüthlichen Glaubens längst vorüber war, so wirkte dieses große langdauernde päbstliche Schisma ganz anders, als früher die kurze Dauer eines Pabstes und Gegenpabstes, und die Völker fingen an, sich vorzustellen, daß man ohne Pabst leben könne; ja Gedanke und Wort ergaben sich von selbst, daß das Pabstthum, wie es jetzt geworden sey, nicht nur nicht nothwendig, sondern schädlich, ein Unheil sey. Der doppelte Wider-

part, der sich lange schon gegen das Pabstthum gebildet hatte, die weltlichen Fürsten einerseits, und die Denkenden und Andersgläubigen andererseits, hatten jetzt es viel leichter in ihrem Kampfe gegen das Pabstthum, da die päbstliche Macht in zwei, zuletzt in drei Stücke sich selbst aus einander gebrochen hatte.

Da die päbstliche Macht noch ein Ganzes zuletzt gewesen war, hatte sie sich schon selbst abgeschwächt, durch ihre sittliche Entartung. Aber jetzt, da mehrere Päbste waren und mehrere Pabsthöfe, und ein Pabst den andern überwältigen und überbieten wollte: so mußte die Laienwelt noch viel mehr Mittel an die päbstlichen Höfe abgeben, Mittel zur gesteigerten Ueppigkeit des Hofhalts der gleichzeitigen Päbste, und Mittel zum Siege des einen über den andern, also namentlich Gelder zur Bestechung.

Dadurch steigerten sich das längst am Pabsthof übliche System der Aussaugung der Völker und die Erpressungen. Schon Ein sittenloser Pabsthof hatte Ungeheures verschlungen, und nun vollends zwei, ja drei Pabsthöfe, und an jedem noch mehr Ausschweifung, als früher an dem einen. Schon vor dem Schisma waren als neue Einkommensquellen von Päbsten und ihren Finanzmännern zu den bisherigen erfunden worden: die Reservationen, d. h. die päbstliche Kanzlei behielt sich viele Pfründen vor, deren Einkommen sie selbst einzog, so lange sie nicht besetzt waren, und die sie selbst besetzte; die Konfirmationsgebühren, d. h. Sporteln für Bestätigung der Prälaten; die Spolien, d. h. das Recht des Pabstes auf alle Hinterlassenschaft von Bischöfen, Aebten und jeder Art Prälaten; die Annaten, d. h. die Einkünfte des ersten Jahres, welche von jeder unbesetzten Stelle der päbstliche Hof ansprach und einzog; die Kirchensteuern, welche der päbstliche Hof für alle Arten kirchlicher Zwecke erhob; der Aemterverkauf und endlich der Ablaß. Das alles wurde jetzt weiter ausgedehnt, überall durchgeführt, vor Allem der Aemterhandel und der Ablaßhandel mit einer so schamlosen Offenheit betrieben, daß diese Schamlosigkeit nur übertroffen wurde von derjenigen Schamlosigkeit, mit welcher diese Ansprüche und Mißbräuche des päbstlichen Hofes in Schriften vertheidigt wurden. Die Päbste fanden, weil sie sie zahlten, ihre Leute, welche für die Niederträchtigkeit

der Praxis vollkommen durchgeführte wissenschaftlich-religiöse Theorien aufstellten.

Die Praxis schadete dem Heiligenschimmer des Pabstthums schon genug, vollends aber derartige Theorien, welche die Praxis rechtfertigen wollten. Die weltlichen Großen verlieren in der Achtung der Menschen durch Unrecht, das sie üben; in volle Mißachtung kommen sie, wenn sie durch bezahlte Federn das Unrecht, unter welchem die Völker leiden, vertheidigen, das Unrecht in Rechtsform bringen lassen, und den Völkern vorreden, ihr Schmerzensschrei sey ein unbegründeter; denn das zu leiden, sey des Volkes Pflicht, und das aufzulegen, sey der Herrschenden Recht.

Wenn aber das von denen ausgeht, welche die Träger der Religion sind, so wirkt das noch übler zurück, und durch nichts ist das Pabstthum vollends so sehr in die Mißachtung der Völker herabgesunken, als durch die Unverschämtheit, mit welcher die geistlichen Stellen und der Sündenablaß zum Kauf ausgeboten und dieser Handel und Schacher mit dem Heiligen von Geistlichen vertheidigt wurden.

Wer wendet sich nicht ab von einer Praxis, welche die Lehre von den „überfließenden Verdiensten Christi und der Heiligen" erfand, von dem durch die Verdienste der Maria und aller Auserwählten noch vermehrten unendlichen Schatze, welcher durch Christus der Kirche erworben worden und welcher dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern zur Verwaltung anvertraut sey? Im Besitz dieses Schatzes könne die Kirche davon an die Bedürftigen verleihen, so viel ihr beliebe, denn dieser Schatz verzehre sich nimmer, sondern wachse immer höher an?

So wurde durch die Sucht nach Gelderwerb auf Seiten der Päbste das Herz und Leben der christlichen Völker vergiftet, und die Unwissenheit und die Dummheit absichtlich groß gezogen, weil nur unter ihrem finstern Dickicht diese Finanzquelle floß, und weil diese abnehmen, zuletzt versiegen mußte, in eben dem Grad, in welchem die Nacht sich lichtete. An die Stelle der Versöhnung mit Gott durch Reue und Besserung wurde in dieser Zeit des entarteten Pabstthums der Ablaß gesetzt, das bloße Kaufen eines Ablaßbriefes, ohne alles Innerliche, an was bis dahin die

Kirche den Sündenerlaß gebunden hatte. Jetzt war die Zeit gekommen, wo von der päbstlichen Kanzlei aus Sündenablaß zum Kauf ausgeboten und von Unwissenden gekauft wurde, nicht bloß für rückwärts liegende Sünden und Verbrechen, sondern für Sünden, die man in der Zukunft begehe, für Verbrechen, die man beabsichtigte. Die urkundlichen Zeugnisse dafür liegen viel tausendfach vor, und kein Läugnen kann diesen schrecklichen Fleck wegläugnen, welchen weder der Rhein vom Dome zu Mainz, noch das Meer von Rom, noch die Regengüsse der Jahrtausende vom päbstlichen Stuhl abwaschen werden.

Diese Mißbräuche wurden um so mehr geübt und gesteigert, weil natürlich jeder der gleichzeitigen, mit den andern im Kampfe liegenden Päbste zum allerwenigsten so viel Einkommen haben wollte, als bisher ein Pabst hatte. Schon dadurch allein fühlte sich die christliche Welt zwei- und dreifach angegriffen durch die hundertfältigen Saugröhren und durch die Erpressungen der zwei, zuletzt der drei Päbste auf Einmal.

Dieser materielle Druck öffnete manchem Bürger und Bauern die Augen, und wirkte unendlich mehr, als man gewöhnlich annimmt, mit, das Pabstthum von seiner Höhe zu stürzen und die Reformation zum Durchbruch zu bringen; mehr als die Mystiker mit ihren tiefen Gedanken, und mehr als die Gelehrten der Pariser Universität mit ihrer scholastischen Dialektik. Was hätte der große Pabst Gregor **VII.** mit solchen Päbsten und Geistlichen angefangen! Darum thue man nicht Unrecht, und werfe die großen sittlichen Päbste, welche für Europa das Christenthum, die Sittlichkeit, die Bildung und die Völkerfreiheit gerettet haben, in eine Reihe mit diesen Päbsten aus den Tagen des Abfalls von der großen Idee des Pabstthums, wie sie in den früheren Vertretern desselben gewesen ist.

Mit Pabst Urban **VI.** begann das Schisma. Er war ein Neapolitaner. Das römische Volk hatte wieder einmal einen italienischen Pabst haben wollen, und die französischen Kardinäle hatten aus Furcht vor dem Volke nicht gewagt, den italienischen Kardinälen entgegen zu treten. So war Urban **VI.** gewählt und geweiht worden im Jahre 1378. Kaum vier Monate aber nach

seiner Wahl wählten die französischen Kardinäle einen andern Pabst. Sie waren unter dem Vorwand der drückenden Sommerhitze aus Rom entwichen, und wählten zu Fondi den Kardinal, Bischof Robert von Cambray, aus dem Geschlechte der Grafen von Genf, zum Pabste. Dieser nahm seinen Sitz als Clemens VII. wieder in Avignon.

Sie hatten Urbans Wahl als durch Volksdrohungen erzwungen und darum als ungültig erklärt: in Wahrheit war ihnen Urban, ein harter strenger Mönch, zu unbequem. So waren zwei Päbste, einer zu Rom, einer zu Avignon, und die christliche Welt spaltete sich, indem von Frankreich, bald auch von Spanien, von Schottland, Savoyen und Lothringen der französische Pabst zu Avignon anerkannt wurde, Urban in Rom von allen andern römisch-christlichen Fürsten Europas. Urban hat auch die Zustimmung der Nachwelt erhalten; denn nur er zählt in der Pabstreihe, und seine italienischen Nachfolger; nicht aber Clemens VII. und dessen französische Nachfolger. Die Kardinäle Urbans aber wurden seiner bald überdrüssig. Sie machten insgeheim einen Anschlag, die päbstliche Machtvollkommenheit zu beschränken. Der Plan wurde dem Pabste verrathen. Er nahm fünf Kardinäle gefangen, führte sie gefesselt auf seiner Flucht nach Genua mit sich, und ließ sie daselbst hinrichten. Auf das gingen mehrere seiner Kardinäle über zu dem andern Pabste, zu dem in Avignon.

Die raffinirte Lüderlichkeit, welche sich den Kardinälen, seit dem babylonschen Exil des Pabstthums in Avignon, zur andern Natur gemacht hatte und als Genialität galt, konnte einen Pabst, wie Urban VI., nicht ertragen, und ihre Federn sind es, welche über ihn geschrieben haben.

Wenn man aus der Inschrift seines untergegangenen schönen und prächtigen Grabmals, welche zwar unbeholfen, aber nicht, wie man gemeint hat, „albern" ist, Schlüsse ziehen darf, so stack etwas von einem Reformer in Urban VI.; aber von einem Reformer am Pabsthof, nicht von einem Reformer der Christenheit; denn Urban VI. war es, welcher, um Geld gegen seinen Gegenpabst zu gewinnen, das Jubeljahr mit seinem Ablaß auf das drei und dreißigste Jahr herabsetzte. Daß man aber von so etwas

Einzelnem noch nicht auf den ganzen Menschen schließen darf, das werden wir bald sehen an dem hochbegabten und freisinnigen Kurfürsten von Mainz, der von dem höchst gebildeten Pabst Leo X. mit dem Ablaß sich betrauen ließ, welcher Luthers Zorn erweckte.

Denn es ist in dieser Grabschrift gesagt, die „käuflichen" Priester haben vor dem gewaltigen Pabste gebebt, er habe den Lehrern des Glaubens voll Eifer ein sicheres Versteck gewährt, und seine Tafelmusik nach dem Essen sey das gewesen, ihrer Rede zuzuhören.

Der Genialität der neuheidnischen Priesterschaft am christlichen Pabsthofe kam Urban VI. wie ein Mann ohne Bildung vor; aber nicht herabgewürdigt, sondern geehrt ist dieser Pabst durch die Bemerkung seines ihm feindseligen Lebensbeschreibers, er sey begraben worden in der Peterskirche, und sehr Wenige haben seinen Tod beweint; sey er doch ein bäurischer und unerbittlicher Mensch gewesen.

Im Jahre 1389 starb dieser Pabst, dessen Geschichte dunkel ist, wahrscheinlich an Gift. Pabst Clemens VII. in Avignon hatte ihm in der Königin Johanna von Neapel, einem verbrecherischen Weib, einen gefährlichen Feind und einen schweren Krieg erregt. Der Pabst von Avignon und der Pabst von Rom waren mit einander in fortwährendem, nicht bloß Federn=, sondern Waffenkrieg; und kosteten die Hofhaltungen zweier Päbste schon viel, so kostete dieser Krieg noch mehr; und dazu wurde der Aberglaube der Völker ausgebeutet.

Weil jeder Pabst sich mit der gesetzlichen Zahl von Kardinälen umgeben hatte, und kein Kardinal überflüssig werden wollte, so ergab sich von selbst, daß der Tod des einen Pabstes die Spaltung in der christlichen Welt nicht endete, und jedesmal von dem Kardinalkollegium des abgeschiedenen Pabstes ein neuer gewählt wurde, in Rom wie in Avignon. So dauerte das Schisma fast ein halbes Jahrhundert lang. In Rom folgten auf Urban VI. die Päbste Bonifaz IX., Innocenz VII., Gregor XII., Alexander V., Johannes XXIII. Diese alle umschließen nur einen Zeitraum von sechs und zwanzig Jahren mit ihrem Leben und Wirken.

Aber in dieses halbhundertjährige Schisma der sich selbst schwächenden Pabstmacht ließ Gott den Tod der letzten Prophetin des römischen Katholizismus, der heiligen Katharina von Siena, und die Geburt des Thomas von Kempen, Wykliffe's Bibelübersetzung und seinen Kampf mit der Geistlichkeit, den Beginn der großen Gährung durch Hus und Hieronymus in Böhmen und Deutschland, die Vorschule der Reformation, fallen; und diese Spaltung in der katholischen Kirche war es eben, welche möglich machte, daß Wykliffe in England, Hus und Hieronymus im deutschen Reiche so lange unangefochten wirken konnten. Zugleich aber hatte es Gott so geordnet, daß die entsittlichten Demokratien Italiens unter die Alleinherrschaft von Tyrannen und ihrer Familien durch eigene Schuld herabsanken; ein Gottesgericht, das die Schuldigen strafte und zugleich dem Fortschritt der Menschheit Vorschub that. Das Segnen im Strafen, wie es der Gottheit eigen ist, zeigt sich sehr schön in diesem Gange der Dinge. Denn diese Fürstenhöfe der neuen Alleinherrscher in Italien wurden die Stätten, an welchen die aus Konstantinopel und dem übrigen Morgenland vor den türkischen Barbaren flüchtigen Gelehrten und mit ihnen die klassischen Wissenschaften Schutz, Gunst und jede Förderung fanden; die klassischen Wissenschaften, welche der Reformation das Licht vortragen mußten, wie sie es der Ausbreitung des werdenden Christenthums und seiner Gestaltung zur Weltreligion einst vortrugen.

Allgemeine Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen war schon zuvor da, aber sie schärfte und steigerte sich an diesen Vorgängen. Dieses Nebeneinanderregieren mehrerer sich bekämpfenden Päbste, die einander verfluchten, machte eben damit unwillkürlich die öffentliche Meinung zur Schiedsrichterin. Die Sprecher der öffentlichen Meinung waren die Vertreter der Wissenschaft, die Universitäten voran; und unter den Universitäten die zu Paris. Der freiere Theil der kirchlichen Geistlichkeit in Frankreich sprach selbst aus, daß die Kirche an Haupt und Gliedern „reformirt", gründlich verbessert werden müsse. Peter d'Ailly, Kanzler zu Paris, später Kardinal, und Johann Gerson,

ebenfalls Kanzler zu Paris, ein mystischer Theologe und Erbauungsschriftsteller, Nikolaus von Clamenge (jetzt Clamenges, einem kleinen Dorf in der Champagne), Professor der Beredtsamkeit zu Paris, und Theodorich von Niece, Bischof von Cambray, waren es vorzüglich, welche dem allgemeinen Verlangen nach einer Kirchenreformation ihren Mund und ihre Feder liehen.

Wollten aber die deutschen Mystiker und Brüderschaften, und ebenso die Männer der freien religiösen Bestrebungen in England und Böhmen diese Reformation von außen herein in die Kirche bringen, durch die Laien und deren Stellung gegen die Hierarchie: so gingen jene Männer in Frankreich darauf aus, die Reformation von oben herab, durch die Hierarchie selbst, einzuleiten und durchzuführen, ohne die Laien. Sie waren selbst und blieben Hierarchen, Wykliffe aber und Hus und die ihnen gleichgesinnten Deutschen waren Männer des Volkes.

Es haucht einen ganz eigenthümlich an, dieses Hoffen und Bestreben jener sonst geistreichen, verschlagenen und gewandten Männer in Frankreich, die Hierarchie durch die Hierarchie zu reformiren. Es gehörte bei bestem Willen eine ungeheure Verblendung dazu, um so etwas im Ernste zu hoffen. Diese Verblendung erklärt sich daraus, daß jene Männer außerhalb des Volkes standen und in ihrem Kreis ohne Kenntniß des Volkes blieben und ohne Kenntniß der Strömung des neuen Geistes, welche tief unter dem Standpunkt, von welchem jene Gelehrten herabsahen, durchs Herz der Christenheit, durchs Herz der Menschheit in der Stadt und auf dem Lande, geräuschlos, und darum oben unvernommen, ging.

Darin stehen Wykliffe und Hus hoch über diesen Franzosen, daß der Engländer wie der Böhme ein Auge dafür hatten, daß die Reformation nur von unten auf eingeleitet werden konnte, und daß die von unten begonnene Bewegung vom Königthum dann in die Hand genommen werden müsse.

Jene Franzosen hofften, auf allgemeinen Kirchenversammlungen die Krankheit der Kirche zu heilen.

Die Kirchenversammlungen wurden aber zu dieser Zeit nur

gebildet durch die Gesammtheit der höheren Geistlichkeit. Die höhere Geistlichkeit aber war von demselben Verderben ergriffen, an welchem Pabstthum und päbstlicher Hof litt. An den meisten Bischofshöfen, in den meisten Abteien ging es entweder in allen oder zum mindesten in einigen Punkten eben so her, wie in Rom und in Avignon. Die Kranken sollten also nicht bloß sich selbst heilen, sondern sie sollten selbst sich das absprechen, was bisher ihren Lieblingsneigungen Bedürfniß und lange süße Gewohnheit war; sie sollten als Mißbräuche erklären und abschaffen, was bisher als heiliger Brauch und als Gottesgesetz den Laien vorgespiegelt wurde. Am guten Willen jener französischen Gelehrten ist nicht zu zweifeln: aber Männer ihrer Zeit waren sie nicht. Sie waren kurzsichtig, und, wenn auch nicht geradezu durchaus sittlich schlecht, doch bis auf den Kern hinein angefressen von der sittlichen Schlechtigkeit ihres Jahrhunderts, das sie heilen wollten, und die sittliche Angefressenheit dieser von evangelischen Kirchengeschichtschreibern unnütz gefeierten französischen Gelehrten findet ihre stärkste Beleuchtung durch die Flammen der Scheiterhaufen, an denen sie, Gerson vorzüglich, mitschürten.

Das Schisma zu beseitigen, drangen die Universitäten zuerst auf gleichzeitige Abdankung beider Päbste. Aber weder Benedikt XIII., welcher seit dem Jahre 1394 in Avignon saß, noch Gregor XII., welcher seit 1406 in Rom Pabst war, wollte abdanken.

Jetzt griff die Hierarchie, zunächst der Verein der wissenschaftlichen Träger derselben, um die kranke Kirche zu heilen, zu einem Mittel, welches, statt zu heilen, auflösend wirkte, ja gerade den Bau der Hierarchie im Innersten zerfraß, wie der Schwamm im Gebälke.

Dieses Mittel war — die Stellung der „Kirchenversammlungen“ über den „Pabst“. Die allgemeinen Kirchenversammlungen sollten als der höchste Gerichtshof wieder anerkannt werden, welchem auch die Päbste unterworfen seyen. Die Pariser schrieben fort und fort, die allgemeinen Kirchenversammlungen stehen über den Päbsten; nur in diesen habe die der Kirche zukommende Unfehlbarkeit ihren Sitz, und diesen allein komme es

zu, die Päbste zu wählen, zu beaufsichtigen, zu reformiren und nach Umständen selbst abzusetzen; die allgemeine Kirchenversammlung sey die Vertretung des Ganzen der Kirche.

Damit aber ging man vor die Zeit Gregors VII. zurück, und die Hierarchie selbst war es, welche dahin zurückgehen wollte. Das hieß mit anderen Worten nichts Anderes, als den Bau der Hierarchie untergraben, wie er seit Gregor VII. geworden war.

Es waren zwei Wege offen: entweder blieb es beim Bisherigen und ein großer Geist und Charakter trat als Monarch an die Spitze der christlichen Welt, welcher eben so die Leitung der geistigen Kultur der Neuzeit in die Hand nahm, wie einst der siebente Gregor die geistige Kultur des Mittelalters; oder mußte der Bau der Hierarchie ganz abgetragen, die Hierarchie selbst preisgegeben und dem Strome des neuen Geistes volle Freiheit eingeräumt werden. Dadurch, daß weder das Eine, noch das Andere geschah, sondern die allgemeine Kirchenversammlung über die päbstliche Gewalt sich stellte, führte die Hierarchie selbst in ihren Bau die Auflösung ein, noch ein weiteres zu den vielen auflösenden Elementen, mit denen derselbe nach Außen zu kämpfen hatte.

Nachdem die römische Kirche in der Zeit das, was sie war, geworden war, konnte sie nur fortbestehen durch die monarchische Gliederung der Hierarchie. Wie diese monarchische Gliederung aufhörte oder nur beeinträchtigt wurde, mußte die Universalität der römischen Kirche zu Schaden kommen, und es geschah auch, daß die römische Kirche bald nachher aufhörte, eine im wahren Sinne des Worts katholische, d. h. die allgemeine, Kirche zu seyn. Dadurch, daß die Kirche in Zwiespalt mit ihrem Oberhaupt sich setzte, geschah ein großer Riß in die Hierarchie. Die Reformation stellte sich neben das Pabstthum, die Kirche wurde zerrissen und der Katholizismus schwand zum Partikularismus herunter.

Von der Gefährlichkeit ihres Vorschlags für die Hierarchie hatten Gerson und d'Ailly, Nikolaus von Clamenge und die Andern keine Ahnung, als sie auf eine allgemeine Kirchenversammlung drangen, als auf die höhere gesetzgebende Macht. Die

Kronen verließen den einen wie den andern Pabst großentheils; da wurden beide Päbste auch von ihren meisten Kardinälen verlassen. Diese Kardinäle vereinigten sich zu Livorno und beriefen nach dem Gutachten der Universitäten eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa.

Vom 25. März bis zum 7. August 1409 waren allda vier und zwanzig Kardinäle, gegen zweihundert Bischöfe und bischöfliche Gesandte, dreihundert Aebte, hundert zwanzig Magister der Theologie und dreihundert Graduirte des kanonischen oder römischen Rechts, daneben die Gesandten von Frankreich und England. So waren Priesterthum, Mönchsthum und Wissenschaft, und nebenher auch einestheils die Politik in dieser Versammlung vertreten, welche sich allgemeine Kirchenversammlung nannte.

Diese Kirchenversammlung, deren Richterstuhl die beiden Päbste nicht anerkannten und vor der sie nicht erschienen, sprach die Absetzung beider Päbste aus, und die Kardinäle schwuren, der aus ihrer Mitte zu erwählende Pabst werde die Versammlung nicht auflösen, als bis die Reformation an Haupt und Gliedern vollzogen sey. Der neugewählte Pabst aber, Alexander V., war schon siebenzig Jahre alt, gutmüthig, aber schwach, und ganz unbekümmert um den Eid, daß der neue Pabst vorher die Versammlung weder selbst auflösen, noch, daß sie sich ihrerseits auflöse, zugeben wolle, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die ihm und den ihm zugethanen Kardinälen unbequeme, gefährlich scheinende Versammlung zwar nicht aufzulösen, aber zu *vertagen*, auf drei Jahre, um die nöthigen Vorarbeiten zu einer Reformation der Kirche zu machen, und dann wieder zusammen zu treten.

So war nichts erreicht, als daß jetzt drei Päbste in der christlichen Welt waren; denn Pabst Gregor XII. hatte noch einen großen Theil Deutschlands, selbst den Kaiser Ruprecht und den König von Neapel für sich, Pabst Benedikt Spanien und Schottland. Benedikt erklärte die Versammlung von Pisa für „einen verfluchten Konvent von Teufeln", und die drei Päbste gaben nun aufs Neue der Welt das Schauspiel, wie die, von denen jeder der Statthalter Gottes auf Erden seyn wollte, sich gegenseitig bannten und verfluchten.

Unter Alexander V. wurden die Mißbräuche nicht abgestellt, sondern sie mehrten sich, und zwar durch ihn selbst, und durch den, dem er hauptsächlich seine Wahl verdankte und dessen Werkzeug er wurde, durch den Kardinallegaten Balthasar Cossa.

Dieser ehrgeizige und gewandte Neapolitaner, der von Jugend an ein wildes Leben geführt hatte, aber noch sehr jung zu hohen geistlichen Aemtern und zu großen Reichthümern gekommen war, hatte aus Bologna die Visconti vertrieben, und sich zum Tyrannen dieser Stadt gemacht. Er lud den alten, schwachen Alexander V. zu sich nach Bologna ein. Hier starb der Pabst. Allgemein glaubte man, Cossa habe ihn vergiftet, und Aktenstücke, die später der Kirchenversammlung zu Konstanz übergeben wurden, sprechen dafür. Die Kardinäle aber, aus Furcht oder bestochen, wählten Cossa zum Pabste, und er stieg unter dem Namen Johannes XXIII. auf den päbstlichen Stuhl, im Jahre 1410, um nach wenigen Jahren eines ungeheuerlichen Lebens und Waltens auf der Kirchenversammlung zu Konstanz angeklagt, abgesetzt und eingekerkert zu werden.

Siebentes Kapitel.

Die Kirchenversammlung zu Konstanz: Absetzung der drei Päbste.

Der deutsche Kaiser Sigmund war es, der das Pabstthum aus der dreifachen Spaltung errettete und der Kirche den Frieden wieder gab, aber keine Reformation.

Sigmund hatte die Einsicht wie den Willen, daß die geistlichen und weltlichen Verhältnisse der Christenheit umgestaltet werden müssen. Bedrängt von Neapel, sah Pabst Johann XXIII. nichts vor sich, als dem deutschen Kaiser sich in die Arme zu werfen. Sigmund aber machte zur Bedingung seines Beistands, daß auf deutschem Boden die allgemeine Kirchenversammlung gehalten werde, um den Völkern zu geben, was sie forderten, das Ende der Kirchenspaltung und die Reformation der Kirche. Pabst

Johann XXIII. hatte nämlich selbst die von seinem Vorgänger versprochene allgemeine Kirchenversammlung auf das Jahr 1412 nach Rom ausgeschrieben. Aber weil ihm Niemand traute, so waren auf diesem Concil nur wenige italienische Prälaten erschienen.

Als die Versammelten den bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Choral: „Komm, heil'ger Geist" anstimmten, da — so erzählt Nikolaus von Clamenge — erschien eine ungeheure Eule in der Kirche und nahm ihren Platz gerade dem Pabst gegenüber. Der Pabst sah es und erbleichte. Sie blieb auf ihrem Platz, bis man sie mit Mühe tödtete. Die Kardinäle flüsterten einander zu: „Siehe da den heiligen Geist in Gestalt eines Uhus!"

Die Thatsache ist gewiß, nur wäre sie nach einem andern gleichzeitigen Berichterstatter, dem päbstlichen Geheimschreiber Dietrich von Niem, an einem gewöhnlichen Pfingstfest vorgefallen. Für den Glauben der Zeit aber, namentlich für den Teufelsglauben, war das nichts Unbedeutendes, und das Urtheil der Menschen über diesen Pabst und seine Kirchenversammlung wurde gewiß dadurch noch bestärkt.

Sowohl die Franzosen, als Kaiser Sigmund brachten den Pabst Johann XXIII. in eine Lage, in welcher er es nicht mehr umgehen konnte, die Kirchenversammlung nach Konstanz auszuschreiben, der Reichsstadt in Schwaben am Bodensee.

Die Konstanzer Kirchenversammlung ist in weltlichen Geschichtbüchern so vielfach beschrieben, daß nicht nöthig ist, die Dekorationen derselben hier nachzumalen. Am 1. November 1414 traten die Väter der Christenheit zur allgemeinen Berathung zusammen. Mehrere Wochen vorher schon begann das Einreiten in die Thore der Reichsstadt am Bodensee. Von allen Enden der Christenheit kamen die geistlichen und die weltlichen Herren: der Kaiser mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von tausend Personen, vier Kurfürsten des deutschen Reiches, vier und zwanzig Herzoge und andere Fürsten, viele fürstliche Abgeordnete, viele Grafen und Herren. Von Geistlichen erschienen vier Patriarchen, dreißig Kardinäle, drei und dreißig Erzbischöfe, hundert fünfzig Bischöfe, hundert vier und zwanzig Aebte, alle diese geistlichen

wie die weltlichen Herren mit zahlreichem Gefolge; achtzehnhundert andere Priester, eine ungeheure Zahl von Mönchen, dazu die vielen Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechtes, die Abgeordneten der Universitäten und eine Menge Schaulustiger.

Denn von Schauspielern und Gauklern und Freudenmädchen — mehr als tausend der letztern kamen nach Konstanz — wimmelte es auf dieser Kirchenversammlung, aus welcher, wie von selbst, sich ein europäischer Congreß gemacht hatte. Ueber hunderttausend Fremde beiderlei Geschlechts waren im ersten, fünfzigtausend noch im letzten Jahre der Kirchenversammlung in Konstanz; darunter siebenzehnhundert Schauspieler, Musiker und Schwänkemacher und über siebenhundert öffentliche Frauen, die sich als solche bekannten.

Die beiden Päbste Gregor XII. und Benedikt XIII. ließen sich durch Gesandte vertreten. Pabst Johann XXIII. erschien persönlich. Seine Verwandten hatten ihn gewarnt vor diesem Erscheinen; er aber vertraute seinen Reichthümern, seiner Gewandtheit und der Feilheit der Menschen. Mit großem Glanz eines Gefolges von sechshundert Personen zog er heran. Bei dem Klösterlein auf dem Arlberge warf sein Wagen um im Schnee. „Heiliger Vater," riefen seine Diener, „gebricht Ew. Heiligkeit nichts?" — „Da lieg ich in des Teufels Namen," antwortete der unter dem Wagen liegende Pabst. Die bösen Ahnungen, die zuvor schwer auf ihm lagen, steigerten sich in ihm. Als er den Berg vor Konstanz am 28. Oktober 1414 hinabfuhr, rief er im Angesichte der Stadt: „Das ist die Grube, darin man die Füchse fängt!" Der deutsche König Sigmund traf zuletzt ein, erst am Christtag. Die Versammlung theilte sich in vier Nationen oder vielmehr in vier Körperschaften nach den vier großen Nationen: zu der deutschen Nation wurden auch die Ungarn, Polen, Böhmen und Scandinavier, die Dalmatier, Griechen und Kroaten, Preußen und Reußen gezählt.

Pabst Johann rechnete gemäß der bisher üblichen Abstimmung nach Köpfen auf ein Uebergewicht an Stimmen zu seinen Gunsten, und darum hatte er eine Menge armer und von ihm abhängiger Prälaten aus Italien mit sich hergebracht. Aber eben

in der Voraussicht eines solchen Stimmenübergewichts hatten seine Gegner die Abstimmung nach Nationen beschlossen. In jeder Nation führte Stimmenmehrheit zu einem Beschluß, und nationenweise wurde dann, nachdem jede Nation in besonderer Sitzung für sich berathen und beschlossen hatte, zu vereinten öffentlichen Sitzungen zusammengetreten, in der Domkirche. In diesen vereinten Sitzungen, deren wenige waren, wurde selten debattirt, sondern nur nach Nationen, nicht nach Köpfen, abgestimmt, und die Beschlüsse wurden feierlich mitgetheilt und verkündet. Dadurch war es den italienischen Mitgliedern der Kirchenversammlung unmöglich gemacht, für sich allein, durch ihre bloße Ueberzahl, etwas, das sie wollten, zu einem Beschluß der ganzen Kirchenversammlung zu erheben. Der Pabst wollte, eine entscheidende Stimme sollten nur die Kardinäle, die Erzbischöfe, Bischöfe und die andern Prälaten, neben diesen noch die Ordensgenerale haben. Dagegen ging es durch, daß zwar diese eine entscheidende Stimme, aber in jeder Versammlung einer Nation auch die Doktoren, der niedere Klerus, die Fürsten und deren Gesandte den Zutritt und das Wort haben sollen, und damit einen entscheidenden Einfluß; denn in diesen Letzteren lag eine große Macht wegen des Geistes, der in der Wissenschaft war, und weil viele Prälaten dem Einfluß der weltlichen Fürsten sich nicht entziehen konnten; und diese ganze Macht richtete sich gegen den Pabst.

Zu Anfang drängten sich die Klagereden und die Klageschriften über den Kirchenzustand, und die Reformvorschläge. Aber während die Redner auf dem Rednerstuhle davon sprachen, wie die ganze Christenheit voll Trauer und Schmerz und Seufzen sey, lärmte und flunkerte durch ganz Konstanz Ueppigkeit und Pracht und Schwelgerei, und die Gebete, die Messen und die Prozessionen, womit der Segen des Höchsten für die Kirche erfleht wurde, wurden, wie die Reden in der Versammlung, in den Hintergrund gedrückt durch die weltlichen Festlichkeiten, durch Turniere und Schauspiele aller Art, durch Volksfeste, durch Gelage, durch musikalische Aufführungen, durch Tänze und durch die Lustbarkeiten mit ehrbaren und unehrbaren Frauen.

Konstanz war auf vier Jahre der Mittelpunkt der damaligen Welt und gewährte ein Bild derselben im Kleinen; bunt und vielbeweglich; und dreißig Sprachen konnte man aus dem Völkergewühl heraushören.

Vornherein war der Zweck für die Sitzungen des großen Rathes der Christenheit: erstens, die Kirchenspaltung aufzuheben; zweitens, die Lehren des Wykliffe und des Hus zu prüfen; und drittens, die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren.

D'Ailly und Gerson stellten den Antrag und setzten ihn durch, alle drei Päbste sollen freiwillig abtreten, ihre Gewalt in die Hände der Versammlung niederlegen und von dieser eine neue unparteiische Wahl erwarten.

Zuerst hatten Pabst Johann und seine Anhänger die Versammlung durch andere ferner liegende Gegenstände von der Pabstfrage abzuziehen versucht. Diesen Schlag abzuwenden, setzten sie Alles in Bewegung. Im formellen Recht waren Johann und seine Vertheidiger, als sie sagten, die gegenwärtige Kirchenversammlung sey nur eine Fortsetzung der von Pisa; denn dort war nur eine Vertagung eingetreten; eine Auflösung konnte formell, wegen des Eides der Kardinäle und des Pabstes, nicht geschehen, und von guten Christen nicht als geschehen angenommen werden. Ebenso war er formell im Recht, wenn er und seine Vertheidiger behaupteten, Benedikt XIII. und Gregor XII. seyen schon zu Pisa abgesetzt worden; diese Frage sey durch eine allgemeine Kirchenversammlung abgethan; die Pabstwahl sey ins gesetzliche Geleise durch die Wahl seines Vorgängers gekommen, und er sey in der seitdem wieder gesetzlichen Weise durch das Kardinalkollegium des von der Kirchenversammlung zu Pisa gewählten Pabstes gewählt worden. Der von einer allgemeinen Kirchenversammlung gewählte Pabst könne nicht wieder von einer andern Kirchenversammlung entsetzt werden; die Pabstwahl in Bezug auf ihn sey im alten kirchengesetzlichen Geleise.

Gegen diese nach dem Kirchenrecht der abgelaufenen Jahrhunderte unantastbar richtigen Sätze nahm die Kirchenversammlung zu Konstanz diejenige Schwenkung, welche in der ganzen Zeit lag: sie trat nicht bloß gegen Pabst Johann, sondern gegen

das ganze bisherige Kirchenrecht — „revolutionär" auf. Sie erklärte sich für selbstständig und an nichts gebunden.

Pabst Johann hatte 1,172,000 Dukaten mit sich nach Konstanz gebracht, und da Kaiser Sigmund immer des Geldes bedurfte, war der Pabst freigebig mit Anleihen an ihn gewesen. Als aber Sigmund zu viel wollte, hielt der Pabst zurück und reizte den Kaiser gegen sich. Schon im Februar 1415 wurde der Kirchenversammlung eine Klagschrift gegen Pabst Johann eingegeben. Sie wurde unterdrückt, damit nicht durch eine förmliche Untersuchung gegen den Pabst öffentliches Aergerniß gegeben werde. Johann fürchtete die Untersuchung seines Lebenswandels. Er dachte auf Flucht, mit jeder Stunde wurde es ihm unheimlicher. Aber der Kaiser und die gegenpäbstliche Partei hatten offene Augen und Ohren und bewachten die Thore aufs Strengste. Mit Recht beklagte sich darüber der Pabst. Denn die Stadt Konstanz und der Kaiser selbst hatten ihm Sicherheit und freies Geleit feierlich zugesagt, und, noch ehe er kam, eine weitere Bedingung ihm zugestanden, nach welcher es ihm, falls ihm Konstanz der Luft oder anderer Ursachen halb nicht anständig wäre, freistehen solle, in eine der Städte Herzog Friedrichs von Oestreich sich zu begeben. Sigmund entschuldigte sich persönlich bei ihm, es stehe nicht mehr in seiner Gewalt, ihn hinwegziehen zu lassen, weil solches der ganzen Christenheit zum Spott, und der gegenwärtigen Verhandlung, die er Amts halber zu befördern schuldig sey, zum Nachtheil gereichen würde.

Sigmund gab sich alle Mühe, Pabst Johann zu bestimmen, dem Beschluß der Versammlung entgegen zu kommen, nach welchem alle drei Päbste freiwillig abtreten, ihre Gewalt in die Hände der Kirchenversammlung niederlegen und von dieser eine neue unparteiische Wahl erwarten sollten. Sigmund war von Haus aus eine edlere Natur, sogar, wie wunderlich das Manchem dünken mag, nach tieferer Quelleneinsicht als das zu bezeichnen, was man „eine schöne Seele auf dem Throne" nennt. Für sich selbst zeigt er sich mit freien Gedanken, mit den besten Wünschen für das Ganze, aber auch mit solchen Schwächen, namentlich mit solcher Hingabe an weibliche und männliche Günstlinge, mit

solchem Mangel an Charakter, männlichem Muth und Festigkeit als Fürst, bei wunderbarer Liebenswürdigkeit des Privatmanns, daß das Gute bei ihm und in ihm zerging unter dem Einfluß des Bösen außer ihm und in ihm. Sehr erinnert sein Charakter und seine Stellung in der Weltgeschichte an jenen edeln und liebenswürdigen Charakter, welchen Gott eben so wie Sigmund auf die Gränzscheide einer großen neuen Zeitentwicklung, und eben so hoch, wie diesen, über die christliche Welt gestellt hat, an den Stifter der heiligen Allianz auf dem Congreß zu Wien, an den einst so idealen, für große Reformgedanken schwärmenden, schönmenschlichen und von sich selbst abgefallenen Kaiser Alexander von Rußland. Weiber waren Beider Verderben. Sigmund hat in seinem Reformationsentwurf, den er zwar nicht machte, aber machen ließ und annahm, selbst gesagt: „Das geistliche Recht ist krank; das Kaiserthum und Alles, das ihm zugehört, stehet zu Unrecht." So sehr hatte er vor Vielen erkannt, wie sehr den geistlichen und weltlichen Verhältnissen eine Umgestaltung Noth that. So sehr witterte er den Morgenhauch der neuen Zeit. Aber Sigmund hatte auch schon viel von der aus Frankreich und Italien kommenden schlangenglatten Politik. Und so darf man fast für gewiß annehmen, daß er dem Pabst in Aussicht stellte, seine augenblickliche Abdankung werde als ein Zeichen der Reue und der Aufrichtigkeit seine Wiederwahl zur Folge haben. Kaiser Sigmund hatte die beste Stellung gegen Pabst Johann: wurde Johann wieder gewählt, so war das Zerreißen der dem Pabst gegebenen kaiserlichen Schuldverschreibungen der geringste Lohn dafür; blieb Pabst Johann abgesetzt, so waren die Schuldverschreibungen ohnedieß nicht einkassierbar.

Pabst Johann, der Schlaue, dankte ab, am 6. März 1415; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, die beiden Gegenpäbste müssen Dasselbe thun.

Da küßte ihm Kaiser Sigmund zum Danke den Fuß, und empfing dafür eine goldene geweihte Rose. Pabst Johanns Diener weinten. Die heiligen Väter sangen den Lobgesang. Dreimal des Tags wurde unter den Lobgesängen zu dem freudigen Ereigniß geläutet.

Sobald Pabst Johann aber erkannte, daß er getäuscht war, daß weder er, noch Einer der Andern wieder gewählt würde, und die Deutschen mit den Franzosen eine Schrift verbreiteten, worin die Todsünden Pabst Johanns XXIII. geschildert wurden: da dachte er nur an Entweichen. Die Verbrechen, deren er angeklagt wurde, waren: Wucher, Pfründen- und Aemterhandel, Treubruch, Giftmord, Verführung von einem Halbtausend Nonnen und eine Reihe grober Laster, auch daß er oft und viel beim Teufel geflucht, aber auch wieder gesagt habe, es gebe keine Unsterblichkeit, keinen Himmel und keine Hölle.

Alles das zusammen trieb ihn, Ort und Luft zu verändern. Er zog einen grauen Mantel um sich, eine graue Kappe mit langem Zipfel, der um das Haupt gewunden war, über das Gesicht, setzte sich auf einen Klepper, die Armbrust am Sattel hängend, wie ein Bote oder sonst ein gemeiner Reiter, und ließ sich einen einzigen Jungen nachreiten. So entkam der Pabst unvermerkt aus der Stadt. Hier fing Kaiser Sigmund in seinem Fall, welcher ihn weltgeschichtlich brandmarkt, an, zu dem hinab zu sinken, was als Gottesgericht an ihm vollzogen wurde.

Kaiser Sigmund hatte die feierlichen Sicherheitsbriefe nicht gehalten, welche dem Pabst Johann ausgestellt worden waren dafür, daß er seine päbstlichen Rechte unbeschädigt in Konstanz ausüben und volle Freiheit haben solle, in der Stadt zu bleiben oder sich weg zu begeben.

Am 16. April 1415 beschloß die Kirchenversammlung auf Antrag der „revolutionären“ Partei in ihr: „Eine im heiligen Geiste rechtmäßig versammelte Kirchenversammlung, welche die streitende katholische Kirche darstelle, habe ihre Gewalt unmittelbar von Christus. Jeder, weß Standes er auch sey, ob auch Pabst, sey der Kirchenversammlung zum Gehorsam verpflichtet in Allem, was den Glauben und die Hebung der Kirchenspaltung betreffe.“

Herzog Friedrich erhielt an Einem Tage, als er von der Kirchenversammlung gebannt, vom Kaiser mit der Reichsacht belegt ward, von mehr als vierhundert Städten und Herren Fehdebriefe, weil er dem Pabste die Flucht erleichtert hatte. Die Kirchen-

6*

versammlung bot Ablaß Jedem, der den „Kreuzzug“ gegen den Herzog unternähme. Drei Herrenheere und die schweizerischen Eidgenossen fielen zugleich über die habsburgischen Lande des blutjungen Herzogs her. Es war ja Ablaß von dieser Kirchenversammlung gegeben für jeden Freund, der den Freund, für jeden Verbündeten, der den Bundesgenossen, für jeden Diener, der seinen Herrn verließe und verriethe. Wie hätte, den Ablaß in der Hand, nicht jede Schlechtigkeit beutelustig werden sollen? Da beugte sich Friedrich, und er rief die Gnade des Königs an. Diese wurde ihm erst, als er den Pabst nach Konstanz zurücklieferte. Dieser wurde in das Schloß Gottlieben unweit Konstanz gefangen gesetzt, am 14. Mai suspendirt, am 29. Mai 1415 feierlich abgesetzt, nach vorangegangenem Prozeß, nachdem ein langes Verzeichniß seiner Verbrechen theils bewiesen, theils als erwiesen angenommen worden war.

So hielt Kaiser Sigmund, so hielt die Stadt Konstanz die feierlichen Sicherheitsbriefe — dem Pabst! Wie wunderbar! So sind die Menschen, und so etwas Rares ist es um Folgerichtigkeit des Denkens, nicht bloß in der Masse, bei der sich das entschuldigen ließe, sondern bei den Gelehrten, und bei denen, welche ganz besondere Bildung für sich in Anspruch nehmen. So sehr wirkt der Instinkt, und so sehr herrscht und beherrscht die Macht der Thatsachen. Das Verfahren der Kirchenversammlung wird als ein Beweis „kaiserlicher Energie, als ein Beweis der Einsicht und Kraft Gersons und seiner Partei“ gepriesen und gefeiert; von wem? von denen, welche bei jeder Gelegenheit sich feierlich verwahren gegen alles „Revolutionäre“.

Und was war dieses Verfahren anders, als das revolutionärste? Das ganze frühere Kirchenrecht wurde nicht bloß umgestürzt, sondern weit über den Umsturz bisher bestandener Rechte und Bräuche (Revolution) wurde von der Kirchenversammlung hinausgegangen, bis zu dem Aeußersten, bis wohin die großen politischen Revolutionen Englands und Nordamerikas nicht gegangen sind: bis zum Bruch, zum scheu- und schamlosen Bruch des heiligsten, feierlichst gegebenen Wortes von Kaiser und Reichsständen, bis zum Meineid. Aber das Schrecklichste, was

das Sittengericht der Weltgeschichte an diesem Handeln und an dieser Zeit zu rügen hat, ist nicht einmal das Thun selbst, sondern die Gesinnung, in welcher das Thun geschah, und noch mehr, in welcher dieses Thun aufgenommen wurde.

Es war die Zeit, in welcher man den Wortbruch und den Meineid pries, wegen der Folgen, welche nützlich schienen. Durch Europa klangen freiwillig die Gesänge und die Gebete in den Kirchen. Pabst Johann XXIII. war ein schlechter Pabst, und noch mehr, er war ein schlechter Mensch. Aber das Verfahren gegen ihn war revolutionär, wortbrüchig und meineidig.

Begreiflich ist das für Jeden in unserer Zeit, daß die siegende Partei sang und betete und prozessionirte für einen solchen Sieg. Denn wir erlebten es ja Alle selbst, daß für den Sieg des Wortbruchs, des Meineids, des blutigen Umsturzes, in Kirchen des christlichen Europas feierlich gebetet und Gott gedankt wurde, auf Anordnung christlicher Obrigkeiten, auf Befehl. Bis zu dieser äußersten sittlichen und religiösen Verkommenheit war denn doch das Zeitalter Sigmunds noch nicht herabgesunken, und dennoch schlug Gottes Gericht mit seinen Blitzen und Donnern in jenes Zeitalter, und es kam ein unendliches Wehe über die ganze christliche Welt; die vollen Schalen des göttlichen Zorns wurden ausgegossen, weil die Sünden der Zeit und die unbeschreibliche Schlechtigkeit und Elendigkeit der, von evangelischen Kirchengeschichtschreibern gepriesenen, Konstanzer Kirchenversammlung — zum Himmel schrieen.

Denn die Elendigkeit, welche dem schlechten Pabste Johann XXIII. das feierliche Wort nicht hielt, war dieselbe Elendigkeit, welche dem edeln, frommen Hus nicht bloß das Kaiserwort brach, sondern diesen Wortbruch des weltlichen Hauptes der Christenheit für eine Christenpflicht erklärte, ohne welche er nicht selig werden könne; eine Erscheinung auf dem Gebiete der Sittlichkeit und der Religion, so scheußlich, wie wenige auf den Blättern der Menschengeschichte.

Achtes Kapitel.

Die Verhöre des Johann Hus.

Als der abgesetzte Pabst gefangen auf das Schloß Gottlieben geführt wurde, war so eben Johann Hus daraus hinweggebracht worden, der am 3. November 1414 in Konstanz angelangt war. Er war mit vielseitigen Beweisen der Hochachtung empfangen worden, und erhielt sogar vom Pabste Johann Lossprechung vom Banne.

Fast vier Wochen verliefen aber, ehe ihm ein Verhör bewilligt wurde, aber auch dann nur vor Pabst und Kardinälen, nicht vor der gesammten Kirchenversammlung, wie er doch ausdrücklich zuvor und vielfach verlangt hatte. Unter dem Vorwand eines freundlichen Gesprächs war er aus seiner Herberge in den päbstlichen Palast gelockt worden, am 28. November Abends. Die Priester, die ihn tödtlich haßten, erwirkten vom Pabst einen Verhaftsbefehl.

In der Nacht wurde er in das Haus eines Konstanzer Kanonikus gebracht und acht Tage lang hier bewacht. Umsonst war es, daß sein treuer Johann von Chlum auf den kaiserlichen Geleitsbrief sich berief; umsonst schrieb Kaiser Sigmund, der noch ferne war, den Seinigen, das Siegel des Geleitsbriefs selbst mit Waffengewalt aufrecht zu halten. Die Rache der Priesterschaft kehrte sich nicht daran. Am 6. Dezember wurde Hus in das Dominikanerkloster übergeführt, und hier in einen an eine Kloake stoßenden, finstern, feuchten Kerker geworfen. Als er erkrankte, schickten die Priester die kunstreichen Aerzte des heiligen Vaters, auf daß Hus nicht „eines gemeinen Todes" sterbe und damit der Ketzerstrafe entrinne. Es gelang der ärzlichen Kunst, die Krankheit zu heben und die Lebenstage des ausersehenen Schlachtopfers zu verlängern.

Kaiser Sigmund, der aus der Ferne große Worte gehabt und gedroht hatte, wenn der Pabst Hus nicht frei lasse, werde er das Kloster stürmen und seinen Kerker erbrechen lassen, zeigte

sich nach seiner Ankunft so schwach, daß er nichts für Hus that, aus Eigennutz, aus Mangel an Willenskraft, und umsponnen von den Verführungen der Priesterschaft. Eine Abordnung der Kirchenversammlung trat vor ihn und sprach: „Als Laie dürfe der Kaiser in die Sache des Hus sich nicht mischen; in Glaubenssachen dürfe die Kirchenversammlung durchaus frei handeln, gegen Ketzer bei dem geringsten Verdacht einschreiten, und in solchen Fällen hören selbst die königlichen Geleitsbriefe auf, den Schuldigen vor der verdienten Strafe zu schützen; das dem Ketzer gegebene Kaiserwort binde nicht, Ketzern sey keine Treue zu halten.“ Und Sigmund gestand das zu, er, der so viele Fleisches- und andere Sünden auf sich hatte, in schimpflicher Knechtschaft seiner Weiber stand, und aus beiden Gründen unter dem Einfluß seiner Beichtväter.

Besonders thätig gegen Hus war jener Gerson, ein mit Gelehrsamkeit verbrämter Hierarch, Pfaffe durch und durch.

Um den Haß Gersons und seiner Verbündeten ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die wykliffische und husische Bewegung von unten auf auf Freiheit des Volkes gieng, demokratischer Art war. Gerson aber und die Seinen, diese Theologen und Kirchenwürdenträger waren so recht die Aristokraten der Hierarchie. Die Grundsätze des Wykliffe und Hus gingen auf Befreiung von der Hierarchie; Gerson und die Seinen gingen auf Befestigung der Hierarchie, und wollten nicht das kirchliche Prinzip ändern, vielmehr waren sie dessen Fahnenträger; nur den päbstlichen Absolutismus wollten sie beschränken, die Macht der kirchlichen Aristokratie mehren, und daneben einige Mißbräuche im kirchlichen Leben beseitigen.

Die Böhmen sandten ein Schreiben, worin an das feierliche Kaiserwort für ihren Landsmann erinnert wurde: unter Hohngelächter der Priesterschaft wurde es gelesen, zerrissen und verbrannt. Sie wollten, Hus solle, ohne daß man ihn höre, zum Feuertod verdammt werden. Die eigenen Landsleute und Amtsgenossen des Hus, Stephan Palecz und Michael de Causis von Prag, wirkten besonders boshaft gegen Hus in Konstanz; sie verbreiteten abgerissene Bruchstücke husischer Schriften als Beweise

seiner Ketzerei, theils berichteten sie entstellt, was Hus in vertraulichen Gesprächen zu Prag früher gegen Diesen oder Jenen geäußert hatte. Sie logen und verläumdeten, um gegen ihn tödtliche Anklagepunkte aufzubringen.

Nach der Flucht des Pabsts, am 24. März 1415, kam Hus aus seinem Kerker im Dominikanerkloster in die Gewalt des Kaisers Sigmund, und nach einer Berathung mit der Kirchenversammlung überlieferte dieser ihn an den Bischof von Konstanz. Auf Befehl desselben wurde er auf die bischöfliche Burg Gottlieben am Bodensee verbracht und in einen einsamen hohen Thurm gesperrt. An den Füßen gefesselt, des Nachts selbst mit den Händen an die Wand gekettet, von aller Verbindung mit den Freunden abgesperrt, war er hier gefangen, bis zum 5. Juni 1415. An diesem Tage wurde er von der Burg herab nach Konstanz in das Franziskanerkloster gebracht, an demselben Tage, an welchem der verurtheilte Pabst Johann auf Gottlieben gefangen gesetzt wurde.

Auch auf Gottlieben erkrankte Hus, und krank erhielt er die Anklageakte. Er bat um einen Vertheidiger. Den schlug das Ketzergericht, das aus der Kirchenversammlung sich gebildet hatte, ihm ab, als einem Ketzer. „So sey denn der Herr Jesus Christus mein Anwalt, der auch euch bald richten wird," sprach Hus.

Mit vielen Privatverhören wurde er in seinem Kerker auf Gottlieben gepeinigt; aber wunderbar stärkte Gott die Seele des Mannes mit dem schwachen kranken Leib. Während er seinen Freunden schrieb: „Jetzt erst lerne ich die Psalmen recht verstehen, recht beten und über die Leiden Christi und der Märtyrer nachdenken", durchdrang und hob ihn die freudigste Gewißheit, daß die Sache, der er diente, siegen werde, wenn auch seine Person unterliege. So schrieb er seinen Freunden: „Ich hoffe, daß, was ich unter dem Dache gesagt habe, einst von den Dächern herab verkündigt werden wird."

Selbst im Traume malte sich auf dem Grund seiner Seele der Sieg seiner Ueberzeugungen ab. Ihm träumte in einer Nacht von der Bethlehemskapelle in Prag, wo er so lange den Glauben gepredigt hatte. Da sah er im Traume den Pabst, wie er

alle Bilder Christi und der Apostel darin vernichtete. Das betrübte ihn sehr; aber siehe da, mit der Sonne Aufgang kamen herrliche Maler in großer Zahl, die malten noch weit mehr und schönere Bilder von Christus und den Aposteln. Und er hörte im Traume, wie die Maler, von Schaaren des Volkes umringt, sprachen: „Mögen nun Päbste und Bischöfe kommen, sie wischen diese nie wieder aus!“ Er erzählte voll Freude diesen Traum seinem getreuen Johann von Chlum. „Denkt mehr an eure Vertheidigung, als an Träume,“ sprach dieser. „Ich bin kein Träumer,“ entgegnete Hus; „ich weiß gewiß, Christi Bild wird niemals ausgelöscht werden. Sie haben es zerstören wollen; es wird neu gemalt werden in Aller Herzen durch Prediger, die mehr als ich leisten. Das Volk, das Liebe zu Christus hat, wird sich deß freuen. Ich werde von den Todten erwachen, aus dem Grab wieder aufstehen, und zittern vor großer Freude.“

Nur dem böhmischen und polnischen Adel hatte Hus es zu danken, daß der tief gesunkene Kaiser Sigmund ihm ein öffentliches Verhör vor der Kirchenversammlung gewährte. Kein Pabst saß jetzt mehr in der Kirchenversammlung; denn noch war kein neuer gewählt, und Pabst Johann, eben der, auf dessen Befehl dem Hus der Geleitsbrief gebrochen und dessen Verhaftnahme geschehen war, saß auf Gottlieben gefangen, abgesetzt und verdammt.

Als Hus am 5. Juni vor die Kirchenversammlung treten sollte, da war eine ungeheure Bewegung in Konstanz, eben so sehr der Neugier und des Aberglaubens, als auch der Theilnahme; denn ein dunkler Instinkt sagte Tausenden, ein helles Gefühl sehr Vielen im Volke, daß hier ein Mann des Volkes zu Gericht gehe, ein Mann Gottes, der es mit der Christenheit wohl meine. „Kein Stein auf dem Wege von dem Gefängniß nach der Kirche, in welcher die Kirchenversammlung tagte, konnte wegen der neugierigen Menge mehr erschaut werden, und an den Häusern war Gerüstwerk angebracht bis an die Dächer hinauf; denn mehr als vierzigtausend Köpfe hatten sich zusammengeschaart, ohne Haß und mit Haß gegen den Erzketzer.“

Dreimal läuteten alle Glocken der Stadt die Wichtigkeit des Tages ein. Jede Arbeit ruhte. Unter Trompetengeschmetter ließ

der Kardinallegat ausrufen durch die Gassen, was heute das Vorhaben der heiligen Synode der Väter sey, und jeder Christgläubige möge auf gebeugtem Knie den Triumph der Kirche über die Pforten der Hölle brünstiglich vom Himmel erflehen. Michael de Causis ritt auf einem schneeweißen Gaul einher, und erhitzte die Abergläubigen gegen Hus als einen Erzketzer.

Hus hatte schrecklich gelitten unter seinen Peinigern. In Folge seines Leidenskerkers in jenem feuchten engen Loch im Dominikanerkloster, waren ihm eilf Zähne ausgefallen, die Wangen todesbleich, das Licht der Augen blöde geworden; sein Kerker auf Gottlieben hatte ihn sich nur wenig erholen lassen. Seine braunen Haare waren jetzt durch die sechsmonatlichen Leiden weiß, sein Schritt wank, die Füße trugen ihn fast nimmer.

Hus erbat sich eine Bibel, um daraus die Beweisstellen für seine Lehre lesen zu können. Dieses Verlangen wurde ihm abgeschlagen; ebenso war ihm zuletzt weder Blei noch Pergament bewilligt worden, etwas zu seiner Vertheidigung aufzuschreiben, so viel man ihn auch hatte zuvor Briefe schreiben lassen. „Was schadets?“ sprach Hus, „wenn ihr auch die heilige Schrift verbrennen und vertilgen würdet, wollten wir dieselbe aus dem Gedächtniß wieder ersetzen, mit Ausnahme der Chronika. Obgleich meinem Leib alle Rüstigkeit genommen ist durch die Kerkerungen, hat mein Geist doch immer noch sich sein Flugwerk jung erhalten.“

Sein Kleid, das ganz moderig geworden war, war ihm aus- und ein Priesterkleid angezogen worden. Darin stand er inmitten der Kirche auf einem Gerüste vor der Kirchenversammlung. Als er sich beschweren wollte, daß er gegen den kaiserlichen Schutzbrief seit sechs Monaten im Kerker gepeinigt worden, wurde ihm mit Geschrei und Tumult jede Beschwer verboten, und ihm befohlen, nur auf die Anklagepunkte zu antworten.

Hus stand fest unter dem Sturm von Schmähungen, Spott und Gelärm, und drang endlich durch mit den Worten, wenn man ihn aus der Schrift belehre und überzeuge, so sey er bereit, die ihm beigemessenen Irrthümer zu widerrufen; aber er habe gehofft, in einer solchen Versammlung mehr Ruhe, Anstand und Ordnung zu finden. Da rief der vorsitzende Kardinal von Ostia:

„Also redest du jetzt? Auf Gottlieben hast du bescheidener gesprochen." — „Wohl," entgegnete Hus; „dort hat Niemand gegen mich Geschrei erhoben; jetzt aber schreiet ihr Alle zusammen."

Da erhob sich der Lärm noch roher. Alles schrie und polterte über Hus hinein mit Anklagen und Beschuldigungen, mit Hohn und Schmachreden, so daß Hus schwieg und seine Sache Gott befahl. Man hörte nur noch aus der Versammlung heraus, unter dem vielfachen Geschrei: „Er schweigt jetzt. Gelt, er schweigt! Es ist ein genugsam Zeichen, daß er seine Irrthümer selbst bekennt."

So ging es in der öffentlichen Sitzung am 5. Juni her. „Es war eine elende Konfusion und Betäubung," sagt ein Augenzeuge. Endlich gelang es wenigen Vernünftigen und den Freunden des Hus, zu verhindern, daß in solch wildem Lärmen augenblicklich ein Urtheilsspruch gefällt wurde. Der Gefangene wurde wieder in seinen Kerker im Franziskanerkloster zurückgeführt.

Am 7. Juni hielt das Ketzergericht, aber nur dieses, eine zweite Sitzung über Hus im Speisesaal des Franziskanerklosters. Kaiser Sigmund und die Fürsten waren zugegen.

Es wurden ihm über zwanzig Zeugen vorgeführt, meistens Priester, deren Aussagen und die Anklagepunkte vorgehalten. Hus verantwortete sich so schön, daß manches Herz unter seinen Richtern sich ihm zuwandte, unter denen, die seine von der Kirche abweichenden Anschauungen nicht theilten. Seine Vertheidigung war eben so klar, ruhig und besonnen, als am rechten Orte kühn und begeistert, eben so im Ganzen bescheiden und demüthig, als feurig, hinreißend und entzündend, wo es galt, seine, aus der heiligen Schrift geschöpften Ueberzeugungen leuchten und zünden zu lassen. Dabei widerlegte er so scharfsinnig Anklagen und Zeugen, und handhabte die Waffen der Wissenschaft so geschickt, daß sich seine Feinde schämen mußten und für ihre Wuth nichts weiter als Schimpfworte wußten.

Eine Hauptanklage war, Hus habe gelehrt, alle Glaubenslehre sey einzig und allein aus der heiligen Schrift zu schöpfen, die heilige Schrift allein, nicht die Kirche, sey in Glaubenssachen durchaus maaßgebend und höchste Richterin. Sowohl diese seine

Lehre, als seine Weigerung, seine Einzelüberzeugung der auf einer allgemeinen Kirchenversammlung repräsentirten Kirche zu unterwerfen, wurde als „Ketzerei" bezeichnet; ebenso seine Lehre von der Entbehrlichkeit eines sichtbaren Oberhaupts der Kirche, seine Läugnung, daß durch des Priesters Weihung das Brod im Abendmahl sich in den wahren Leib Christi, in Gott verwandle. Bescheiden und in Wahrheit wies Hus die letzte Anklage mit den Worten zurück, verworfen habe er die Brodverwandlung niemals.

Hus hatte wirklich bei seinen praktischen Reformgedanken es weislich unterlassen, gegen diesen Satz und ähnliche der Kirche seinen Angriff zu richten. Bei den andern genannten Anklagen bejahete Hus freimüthig, das sey noch heute seine Ueberzeugung. Kaiser Sigmund spielte hier eine traurige Rolle. Er versuchte zuerst, gegen Hus sein kaiserliches Verfahren zu entschuldigen, und war eben damit, wie mit der Scham, die seine Wangen färbte, sein eigener Ankläger. Es gehört zum Schwächsten, was aus eines Kaisers Mund ging, das Wort Sigmunds, „durch das Zugeständniß eines öffentlichen Verhörs sey das kaiserliche Versprechen gelöst und der Geleitsbrief erledigt". Kaiser Sigmund drang dann in Hus, er möchte doch durch Zeugnisse dargethane Irrlehren bei Zeit widerrufen, und nicht hartnäckig sie vertheidigen.

Da rief Hus Gott zum Zeugen an, er sey nie gesonnen gewesen und sey es noch nicht, etwas hartnäckig zu vertheidigen; er wolle gerne seine Meinung ändern, sobald er eines Besseren belehrt werde, aus der heiligen Schrift oder durch Gründe der Vernunft. Es kam so sehr Kraft aus der Höhe über den Märtyrer, daß er jetzt erst recht mit Wärme und Klarheit seine innigsten Ueberzeugungen vortrug, namentlich wie die Kirche auch ohne Pabst regiert werden könne und eigentlich solle, unmittelbar durch Christus, durch den Geist Christi; aber gerade die Freudigkeit, der strahlende Freimuth des kranken Mannes, den man Anfangs mürbe gepeinigt glaubte, und das Geschick, womit er unter Anführung seiner eigenen Schriftworte alle falsche Konsequenzenmacherei niederschlug, schadeten ihm, statt ihm zu nützen.

Denn wer saß vor ihm? Hier Scholastiker, welche sich für

freisinnig ausgaben und Hierarchen, so gut als einer, waren; dort nationale Verbitterung der Deutschen gegen den Tschechen, den Slaven; wieder dort die ächten Gefäße des Aberglaubens und des Fanatismus; überall herum eigentlich der aufgereizte Corpsgeist der Klerisei, welcher von Hus sich tödtlich beleidigt fühlte.

Denn das war eigentlich der Brennpunkt der ganzen Wuth gegen ihn, daß er die Verderbtheit der Geistlichkeit so rücksichtslos aufgedeckt hatte. Dadurch hatte er den ganzen Corpsgeist gegen sich, die liberalthuenden wie die absoluten Hierarchen.

Erst weil sie gegen ihn mit den andern Anklagepunkten so zu Schanden wurden, griffen sie zuletzt zu dem, was bei der einen wie bei der andern Schattirung der Klerisei vornherein das böseste Blut gegen ihn gemacht hatte. Sie klagten ihn als Revolutionär an, als „Volksaufwiegler“ gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit. Er habe den Ungehorsam gegen die weltliche Obrigkeit gelehrt, die Unterthanen von der Pflicht, den Zehenten und ähnliche Abgaben zu zahlen, losgesprochen, auch bereits offene Empörung angestiftet. Zuletzt traten Zeugen hervor, welche sagten, wer öffentlich lehre, und das habe Hus gethan, Unterthanen und gemeine Leute dürfen der Obern Laster aufdecken und strafen, der sey kein Freund der bürgerlichen Ruhe, sondern ein vermaledeiter Aufwiegler.

Das geschah schon in der Ketzergerichtssitzung am 7., noch mehr aber in der am 8. Juni. Schon am 7. sagte Sigmund, ehe es noch auf das Politische kam, wenn Hus seine religiösen Irrlehren nicht widerrufe, so müsse er gewärtigen, daß das Oberhaupt des Reiches, ehe es frevelhafte Hartnäckigkeit und das Umsichgreifen der Irrlehren dulde, mit eigenen Händen die Flamme des Scheiterhaufens anschüren werde.

Als gegen Hus nun ausdrücklich die Anklage geschleudert wurde, er habe durch öffentliche Anschläge das Volk zum Gebrauche des Schwertes gegen die Widersacher aufgefordert, that der Kaiser um so mehr verstimmt, als er gerne die Ehrlosigkeit seines Geleitsbruchs mit irgend einer Schuld des Hus zugedeckt hätte. Hus aber konnte durch die anwesenden edeln böhmischen Zeugen beweisen, daß er stets nur von geistiger Waffenrüstung

gesprochen und ausdrücklich gegen alle Mißdeutung oder Verdrehung sich verwahrt habe. Darauf sagte der von evangelischen Kirchengeschichtschreibern als fromm und freisinnig angemalte d'Ailly, gegen seine geistige Waffenrüstung spreche, daß er geprahlt habe, hätte er nicht freiwillig nach Konstanz kommen wollen, so hätte ihn weder der König von Böhmen, noch der Kaiser dazu zwingen können.

Da trat der mächtige böhmische Baron von Chlum, da traten die andern böhmischen, mährischen und polnischen Herren für Hus ein, und bekräftigten, sie und die Nation hätten Hus geschützt, und Hus habe damit nur die Wahrheit gesagt.

Es konnte seinen boshaften Feinden französischer Art nicht viel kosten, gerade aus diesem kecken Zeugniß der unerschrockenen Barone dem schwachen Kaiser Sigmund Furcht einzuflößen vor dem, dessen Wort den Adel und die Nation Böhmens zu seinem Schutz in Waffen bringen könne.

Man hat noch in allerneuester Zeit die Konstanzer Kirchenversammlung „eine freisinnige" Versammlung genannt. In dieser Versammlung wurde Hus darüber als über etwas Ketzerischem angeschrieen: „ob es erlaubt sey, an Christus zu appelliren, wie er thue? und ob ihm der Pabst die Erlaubniß gegeben habe, von seiner Gerichtsbarkeit sich loszusagen?" In dieser Versammlung wurde Hus als todeswürdiger Ketzer angeschrieen, weil er gesagt habe, ein Pabst, Bischof und Priester jeder Art, welcher in Todsünden lebe, könne weder weihen noch taufen. Einfach sagte Hus, er rede davon, daß ein solcher nicht „würdig" weihen oder taufen könne.

Hiemit hatte Hus in das Herz des Priesterthums hineingestochen, nicht bloß in das Herz der Priesterschaft. Das war gegen die Grundlage der ganzen Hierarchie. Entweder kam dieser Satz zur Geltung; dann mußte Priesterthum und Priesterschaft absterben. Oder mußte der sterben, der diesen Satz ausgesprochen hatte.

Die hierarchische Partei lechzte von Anfang an nach seinem Blut, und es ist grundfalsch, zu meinen, es habe eine freisinnige Schattirung im eigentlichen Sinne des Worts zu Kon-

stanz gegeben, und diese habe ihn „nur geopfert, um dem Verdachte der Mitschuld an einer Ketzerei zu entgehen". Nein, die wenigen Freunde des Hus ausgenommen, waren es lauter Hierarchen auf der Kirchenversammlung, und die ganze Klerisei, welche da war, war voll Gift und Geifer gegen Hus, nicht wegen Abweichungen in Glaubenssätzen, sondern einzig, weil Hus in Predigten und Schriften die ganze Klerisei herabgesetzt hatte, nicht, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, in gelehrter lateinischer Sprache, sondern in der Volkssprache, in der deutschen wie in der tschechischen, vor aller Welt Ohren; und weil er den bisherigen Bestand der Hierarchie, zumal den finanziellen Theil derselben, thatsächlich, in bedenklicher Weise angetastet hatte. Das war das einzige todeswürdige Verbrechen des Hus in den Augen derer, welche die Kirchenversammlung leiteten, eines d'Ailly und Gerson.

Hus erscheint wie einer der Märtyrer der ersten Jahrhunderte auf der Arena Roms, und d'Ailly, Gerson und die andern Scholastiker sind die Tiger und Löwen, welche den Märtyrer zerfleischen, obgleich sie keine Löwen des Geistes gegen ihn sind. Das gerade ist das Widrige des Kampfes dieser d'Ailly und Gerson, daß man überall herausspürt, wie sie die Wahrheit der Glaubenslehren, welche Hus aufstellt, innerlich für sich anerkennen, weil sie sie wissenschaftlich anerkennen müssen; wie sie aber ihn dennoch verfolgen und angreifen, nirgends mit wissenschaftlichen Gründen, sondern nur aus hierarchischem Haß. Weder sie selbst gehen irgend gründlich auf eine Glaubenslehre ein, noch gestatten sie dem Angeklagten, darauf einzugehen.

Es ist das Gefühl in Allen, das Bewußtseyn in Vielen, daß es sich hier um Manches in der Kirche handle, was sich vor der Wissenschaft nicht länger halten könne. Aber sie greifen mit der ganzen Konsequenz der Hierarchie, welche seit lange jedes Rütteln an ihrem Gebäude erbarmungslos der Dominikaner-Inquisition zur Bestrafung übergab, statt zu Gründen der Vernunft und der Wissenschaft, zur Folter durch Kerkerleiden und zum Scheiterhaufen; d'Ailly und Gerson voran. Denn sterben mußte, dreifach todeswürdig in ihren Augen, der, welcher die

Oberhoheit der „Geweihten" läugnete und dem bisher in der Blindheit gehaltenen Volke die Augen öffnen wollte.

Der Instinkt mehr, als das klare Bewußtseyn, sagte ihnen, wie weit die Anerkennung der husischen Anschauungen tragen würde.

Es saßen ja lauter Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe und andere Würdenträger da. Und da Hus darauf blieb, daß die christliche Kirche eines sichtbaren Oberhaupts, des Pabstes, gar nicht bedürfe, sondern Christus das einzige Haupt der Kirche sey, so wurden folgerichtig, wo kein Pabst nöthig war, auch die Kardinäle unnöthig, und der ganze päbstliche Hof, und viele Erzbischöfe; und die Folgerungen aus diesem Grundsatze konnten durch die ganze untere Klerisei gerade so fortgezogen werden, wie sie die lutherische Reformation fortgezogen hat.

Das schwebte den Hierarchen jeder Farbe vor. Darum verlangten sie den Tod des Hus, damit nicht gleiche Gesinnung um sich greife; damit sie Geister, welche die Fackel, wie er, tragen wollten, namentlich seine Schüler, durch das Beispiel eines Blutgerichts abschrecken; damit für jetzt wenigstens der kecke Mund stumm werde.

D'Ailly war am 8. Juni der Hauptangreifer des Hus, und Gerson sekundirte.

Aus den ihm vorgelegten Schriften des Hus wurden ihm Sätze vorgehalten, besonders aus seiner Schrift „über die Kirche". In dieser Schrift hielt Hus die Verfassung der ganzen christlichen Hierarchie an den Maaßstab des Evangeliums und an das Urchristenthum, sowie an die Aussprüche der ältesten Kirchenlehrer. Von dieser Schrift sagte der Kardinal d'Ailly, „sie bekämpfe durch eine unendliche Reihe von Stellen erwiesener Maßen das päbstliche Ansehen und die Fülle der päbstlichen Gewalt so, wie der Koran den katholischen Glauben".

Hus anerkannte zum Theil die aus seinen Schriften gezogenen Sätze als die seinen; er erläuterte sie, und that deren Wahrheit aus der heiligen Schrift dar und aus den Kirchenvätern. Einen großen Theil derselben wies er zurück, und that dar, daß einige gar nicht in seinen Schriften stehen, andere aus dem

Zusammenhang gerissen, wieder andere gefälscht und verdreht ausgezogen seyen; und daß man ihnen einen andern Sinn, als sie ursprünglich haben, aufzwingen wolle. Er siegte dadurch über seine Feinde, daß er stets wortgetreu seine eigenen Worte anführte, sie aus dem Zusammenhang erläuterte, und aus Stellen der heiligen Schrift erwies. Da griff d'Ailly zur Heimtücke.

Dieser Kardinal, welchen die Nachsicht protestantischer Theologen unter „die der Reformation vorhergegangenen Zeugen der Wahrheit" gerechnet hat, war von Haus aus ein Ketzerriecher und Ketzerverfolger. Er hatte schon im Jahre 1411 zu Brüssel eine Ketzerjagd angeordnet und geleitet auf Brüder des freien Geistes, nach denen er unter Weltlichen und Geistlichen spähte. Wykliffe und alles Wykliffische haßte er grimmig, in Hus sah er nichts, als einen wykliffischen Ketzer, und als der bescheidene Böhme seine Angriffe mit so klaren Gründen widerlegte, da traten zu dem Fanatismus des Hierarchen noch die verletzte Eitelkeit des Gelehrten und der Neid, um ihn zum Verderben des Hus vorwärts zu stacheln.

Auch d'Ailly zeigt hier einen Charakter, wie ihn seit Jahrtausenden so viele Gelehrte, und unter diesen besonders Theologen, zur Entehrung der Wissenschaft, in ähnlichen Fällen gezeigt haben, den Charakter vollständiger Niederträchtigkeit, welcher kein Mittel zu klein und zu verworfen ist, um den Gegner zu verderben, der geistig und sittlich sich öffentlich überlegen erwies, und den die dadurch tödtlich beleidigte Eitelkeit, unter dem Scheine des frommen Eifers für „die reine Lehre", in die Ferse sticht, oder heimtückisch von hinten anfällt, indem sie die Frage von dem Feld, auf das sie gehört, hinwegspielt, und, um Verbündete zu bekommen, die theologische Frage zur politischen umstempelt, und die religiöse Ueberzeugung des Einzelnen als eine revolutionäre gegen Thron und Altar zugleich, als eine allgemein staatsgefährliche hinstellt.

Da der Kaiser und die Fürsten zugegen waren, und d'Ailly's und der Seinigen Niederlage in der kirchlichen Frage mit ansahen, so schwenkte d'Ailly plötzlich ab, und malte Hus, mit tückischer Konsequenzenmacherei und Verdrehung seiner Sätze, als

den staatsgefährlichsten Ketzer, der nicht bloß auf den Umsturz der Kirchenverfassung und des geistlichen Standes, sondern auf eine allgemeine Revolution, auf Abschaffung des Königthums und auf Republik, auf Umsturz der Throne wie der Altäre, ausgehe.

Solche Ausdeutung gab d'Ailly den urchristlichen Sätzen des frommen Hus, und mit einer solchen Gewandtheit, daß Kaiser Sigmund wenigstens that, als sehe er in Hus den allergefährlichsten Staatsumwälzer. Als Hus die Angriffe d'Ailly's einzeln zurückweisen wollte, da griff d'Ailly und mit ihm das ganze Ketzergericht zu der Taktik, ihm Schweigen aufzuerlegen. Man disputire hier nicht länger mit ihm, er habe einfach und unbedingt alles ihm zur Last Gelegte zu widerrufen, unbedingt der Kirchenversammlung sich zu unterwerfen. Hus wollte sprechen. Alles schrie durch einander: „Widerrufe, widerrufe, widerrufe!"

Man hat gesagt, „das Concil, das unbedingten Widerruf gefordert, habe bloß die Hartnäckigkeit des Hus verdammt, daß er nur der heiligen Schrift oder Gründen der Vernunft habe nachgeben wollen. Ein anderer Charakter hätte sich vielleicht retten können, ohne Verrath an der Wahrheit, ja sich unter die Häupter der Kirchenversammlung zu stellen vermocht".

Richtig ist daran, daß die, welche die Seele der Kirchenversammlung waren, dabei sehr interessirt waren, daß jede dogmatische Frage von jeder Seite unangeregt blieb; daß sie zuerst allem dogmatischen Streit auswichen, und daß sie erst zuletzt Dogmatisches vorschoben, um daran Hus zum Ketzer zu machen. Aber eben weil Hus derjenige Charakter war, welcher er war, fing er an, was er angefangen hat. Ein anderer Charakter hätte das zu so gefährlicher Zeit in dieser Art gar nicht angefangen. In dessen Charakter aber es lag, unter solchen Umständen so etwas anzufangen, in dessen Charakter lag es auch eben so, das Angefangene fortzuführen und in seinem Stück zu vollbringen.

Charaktere sind es ja allein, welche Anstoß zu nationalen Bewegungen und zu Weltbewegungen geben, einfache, folgerichtige Menschen, welche groß genug sind, nicht bloß das Richtige zu

erkennen und zu bekennnen, sondern alles Erdenglück, sich selbst, aufzuopfern, für den als wahr erkannten Gedanken und dessen Verwirklichung in der Welt.

Die Gegenwart thut keine großen Rucke mehr vorwärts im Leben, obwohl in den Gedanken und Erfindungen; sie thut sie nicht, aus Mangel opferfähiger Charaktere, welche sterben, und mit Freudigkeit sterben, damit ihre Gedanken ins Leben eintreten.

Reich aber an solchen Charakteren war das Jahrhundert, durch welches die neue Zeit vorbereitet wurde und der Bruch mit dem Mittelalter; und in besonderer Schönheit leuchtet darunter der Charakter des Hus.

Hätte er sich unbedingt der Kirchenversammlung unterworfen, so hätte er damit seine Grundüberzeugung, und eine der ersten Grundwahrheiten, ohne welche die neue Zeit nicht möglich war, preisgegeben, nämlich die, daß in Glaubenslehren weder Pabst noch Kirchenversammlung gelte, sondern Maaßstab wie Quelle dafür nur die heilige Schrift sey. Wenn er ferner unbedingt, wie verlangt wurde, Alles widerrufen hätte, was allerdings unzweifelhaft seine Aufnahme in eine glänzende Carriere ermöglichen mußte, so hätte er damit vielfach die Wahrheit verläugnen müssen. Theils auch hätte er, was er nie behauptet hatte, sondern was ihm nur angedichtet wurde, widerrufen müssen, und damit hätte er zugegeben, als habe er je so etwas gelehrt. Das hätte zu großem Aergerniß Vieler gereicht, deren Lehrer und Hirte er so lange gewesen.

Darum konnte Hus nicht unbedingt widerrufen, nicht unbedingt sich unterwerfen. Die Klarheit dieser Einsicht sprach er selbst schön aus am Tage nach dem letzten Verhör, am 9. Juni, in den uns erhaltenen Worten: „Wie hätte ich, ein Priester des neuen Gesetzes, ob auch ein unwürdiger Priester desselben, durch eine so schwere Sünde, wie der unbedingte Widerruf, Gottes Gesetz übertreten mögen, bloß aus Furcht der Strafe, welche schnell vorüber seyn wird? Erstens hätte ich müssen von der Wahrheit zurückweichen; zweitens hätte ich durch Widerruf und Abschwörung einen Meineid thun müssen; drittens hätte ich Aergerniß meinen Nächsten gegeben. In Wahrheit frommt mir

mehr, zu sterben, als einer kurz dauernden Strafe zu entgehen und dadurch in die strafende Hand Gottes zu fallen."

Das schrieb er am Tage darauf, nachdem er ermattet von den Anstrengungen und allseitigen Zusetzungen, welchen er vom 5. bis 8. Juni ausgesetzt gewesen war, wieder in seinem Gefängnisse lag. Als Hus auf das allseitige Geschrei: „Widerrufe, widerrufe!" zum Wort kam, sprach er ruhig und feierlich: „Wollet mich nicht, ich bitte und beschwöre euch, zwingen zu dem, was ich nicht ohne Widerspruch meines Gewissens und ohne Gefahr der ewigen Verdammniß thun kann!"

Da wurde die Sitzung aufgehoben und Hus abgeführt. Nach seiner Abführung erklärte der Kaiser, Hus habe so viele verderbliche Ketzereien vorgetragen, daß er schon wegen einzelner derselben den Scheiterhaufen verdiene. Auch wenn er noch widerrufen würde, so dürfte er nicht mehr predigen und lehren, noch weniger nach Böhmen zurückkehren; wie nach Böhmen, so solle auch nach Polen und andern Ländern, wohin die Lehre des Hus gedrungen sey, das Verdammungsurtheil über dieselbe hingesandt werden.

Kaiser Sigmund hatte auch noch einen andern Grund, den Tod des Hus zu wünschen: der Kaiser mußte schamroth werden, wenn er an Hus nur dachte, geschweige wenn er ihn sah; nur edle oder große Menschen, aber nicht bloß kirchliche oder frömmelnde, am wenigsten bösartige Leute, thun demjenigen Gutes, an dem sie sich als Sünder wissen, wofern sie höher stehen, als der von ihnen Gekränkte. Selbst dessen Großmuth ist ihnen eine Last, und sie wollen lieber, daß er in den Staub gedrückt oder gar vernichtet werde, als daß er länger da stehe, wie er steht, und ihnen etwas zu verzeihen habe.

Hus hatte so schön zuletzt gesprochen, und war so rein da gestanden, daß, wie er in sein Gefängniß zurückgeführt werden sollte, Johannes von Chlum, der mächtige böhmische Magnat, ihm noch vor Kaiser, Fürsten und Prälaten seine Verehrung ausdrückte. Das that Hus wohl. „O wie stärkte es mich," schrieb er des andern Tages an Chlum, „daß ihr euch nicht schämtet, mir von der ganzen Welt verabscheuten Ketzer in Ketten die Hand zu drücken!"

Kaiser Sigmund hatte in Ketten den zu sehen ertragen können, welchem er freie Her- und Rückreise, und Freiheit und Sicherheit während aller Verhandlungen, feierlich bei Gott mit kaiserlichem Wort und Siegel zugesagt hatte.

Neuntes Kapitel.

Die Ermordung des Hus.

Der Eindruck von dem Auftreten des Hus war innerhalb und außerhalb des Ketzergerichts ein so außerordentlicher, daß weder Sigmund noch die Hierarchen ein Urtheil überhaupt, geschweige das Todesurtheil, jetzt zu fällen für gut fanden.

Es war nicht bloß die Stimmung mancher Seele in Konstanz, was davon jetzt abhielt; es war die Furcht vor der böhmischen Nation, welche dem Kaiser vor die Seele trat, und deren Stimmung er in den Augen, in dem Reden und Thun der anwesenden Edeln aus Böhmen, Mähren und Polen lesen konnte. In Konstanz selbst scheint im Volk eine bedeutende Sympathie für Hus gewesen zu seyn. Denn was Hus behauptete, mußte dem Volke einleuchten; zumal er um solcher Punkte angeklagt wurde, welche handgreiflich evangelisch waren. Wie mild hatte sich Hus ausgedrückt, und der Kirchenversammlung Raum zur Besinnung gelassen, wenn er in Betreff des Abendmahlkelches für die Laien sagte: „Den Kelch zu nehmen, ist erlaubt und frommt, obwohl Leib und Blut unter beiderlei Gestalt sind, so daß also der Genuß des Einen hinreicht."

Erst, nachdem am 15. Juni die Kirchenversammlung ausdrücklich die Reichung des Kelches an Laien als „Ketzerei" verdammt hatte, zürnte Hus in seinem Gefängniß auf und schrieb: „Keine Stelle der heiligen Schrift, sondern bloß eine schlechte Gewohnheit steht dem Laienkelch im Wege. Man muß Christo folgen und seiner Wahrheit. So weit ist jetzt schon die Bosheit, daß sie eine Einrichtung Christi verdammt als Irrthum."

Zudem war Hus in seinem Gefängniß im Franziskanerkloster so, daß seine Gefängnißwärter, wie früher die in Gottlieben, mit schwärmerischer Verehrung für ihn eingenommen wurden. Man weiß, was das heißt in einer kleinen Stadt, bei einem Gefangenen solcher Art, und welche Wirkung solche Gesinnung seiner Wärter und deren Mittheilungen an das Volk haben. Darum schon, und aus manchen andern Gründen, wäre höchst wahrscheinlich, was erzählt wird, daß Hus die Gelegenheit zur Flucht offen stand, er aber aus Grundsatz das abwies. Urkundlich läßt sich das nicht erweisen, es ist nur Sage. Aber das Anbot zur Flucht sieht der Sachlage, das Ausschlagen dem Charakter des Hus gleich.

Im Angesicht seines Todesurtheils, das er als ganz gewiß hinnahm, schrieb er die schönsten Briefe, wie sie nur ein Zeuge der Wahrheit schreiben kann, an seine Freunde, seine Schüler, seine Gemeinde. Auch in diesen Briefen zeigt er die versöhnendste Gesinnung. So schreibt er: „Das Concil verlangte, daß ich alle aus meinen Schriften gezogenen Artikel für falsch erklären solle. Ich wollte mich dazu nicht verstehen, wenn sie mir nicht durch die heilige Schrift die Falschheit bewiesen. Läge irgend ein falscher Sinn in irgend einem dieser Artikel, so verabscheue ich den, und ich stelle jeden solchen der Verbesserung des Herrn Jesu Christi anheim, der meine aufrichtigen Gesinnungen kennt."

In der Vorbereitung auf seinen Tod nahm er auch Abschied, lange voraus, von Allen, deren Lehrer er war, und bat sie bei Gott, nicht in dem Schlechten, wofern sie solches von ihm gehört oder an ihm gesehen hätten, ihm nachzufolgen, sondern Gott um Vergebung für ihn zu bitten.

Einem seiner liebsten Schüler schrieb er, indem er ihn zur Standhaftigkeit, zum treuen Halten an der Ueberzeugung ermahnte: „Fürchte den Tod nicht, wenn du mit Christus leben willst." Aus den Grüßen, die er in diesem Brief aufträgt, sieht man, daß ein Theil seiner Gemeinde, die er in der Bethlehemskirche um sich hatte, aus Arbeitern bestand. Denn er schreibt: „Meine Lehrer, die theuren Brüder in Christo, auch die Schneider, die Schuster und die Abschreiber, grüße, und sage ihnen, daß sie um das Gesetz Christi bekümmert seyn, und nicht ihren eigenen

Deutungen, sondern den Erklärungen der alten heiligen Lehrer folgen möchten." Auch an die Lehrer und Studirenden in Prag schrieb er. Ihnen empfahl er, nur die Ehre Gottes zu ihrem Augenmerk zu machen, und gegenseitige herzliche Liebe zu üben; er empfahl ihnen besonders auch sein theures Bethlehem. In einem weitern Briefe an seine „gnädigen Wohlthäter und Beschützer der Wahrheit", an die böhmischen Ritter, beschwor er diese bei der Barmherzigkeit Jesu Christi: „Sagt euch los von den Eitelkeiten dieser Welt, und dienet dem ewigen Könige, dem Herrn Christus!"

Aus allen diesen Briefen, die er in diesen Tagen in die Heimath schrieb, leuchtet die Ruhe des Weisen und das Gottvertrauen des Glaubigen, Muth und Freudigkeit über seinen Bruch mit der römischen Pabstkirche, unbekümmert, ob sein Leben darüber gebrochen werde.

Noch vier Wochen lang aber zögerte die Kirchenversammlung mit ihrem Urtheilsspruch. So sehr d'Ailly und Gerson und die Pariser Professoren überhaupt auch ihrerseits im Widerspruche mit mancher Lehre und Satzung der Kirche waren, so wollten sie gerade dadurch in reinem Kircheneifer glänzen, daß sie die beredtesten Bekämpfer alles Ketzerthums machten. Durch sie wurden Wykliffe's Lehren als Irrlehren zu Konstanz verdammt, fünf und vierzig seiner Sätze als besonders ärgerlich und ketzerisch bezeichnet, in der achten allgemeinen Sitzung am 4. Mai 1415.

Wykliffe war zwar schon über dreißig Jahre todt und begraben. Aber das Ketzergericht sollte an den Resten des Todten noch vollzogen werden. Die Kirchenversammlung zu Konstanz beschloß und befahl, Wykliffe's Gebeine selbst sollen aus ihrer stillen Ruhestätte ausgegraben, verbrannt und die Asche in die Winde zerstreut werden. Das geschah nun zwar nicht gleich, aber es geschah doch. Dreizehn Jahre nach diesem Beschluß verbrannte Bischof Richard Flemyng von Linkoln die ausgegrabenen Gebeine des Wahrheitszeugen, mit Fluch und spöttlichen Formen, und übergab die Asche den Winden und die Erzketzerseele dem Teufel und dem höllischen Feuer.

Aber gegen Hus bis zum Aeußersten vorzugehen, standen

sie dennoch an. Ist es auch menschlich schön, anzunehmen, daß in d'Ailly, Gerson und vielen Anderen längere Zeit der Eindruck der Vertheidigung nachgewirkt, und eine gewisse Scheu vor der Wahrheit manches Worts aus dem Munde des Hus sie zurückgehalten habe: so war doch gewiß diese Ehrfurcht vor der Wahrheit das Untergeordnete, die Menschenliebe, welche das Blut des Hus nicht wollte, nur in der Brust sehr Weniger unter den Richtern, wohl aber vorherrschend die Furcht vor den Folgen eines Bluturtheils.

Denn einerseits wurde Hus dadurch zum „Märtyrer" gemacht, und seine Person, seine Sache und seine Lehre wurden dadurch erst recht bemerklich in den Augen der Völker, während, wenn von Hus ein Widerruf erlangt wurde, das der Kirche unberechenbar nützen mußte, und insbesondere der in Konstanz versammelten Kirchenaristokratie. Welcher Triumph aber vollends für die Schulweisheit der Pariser Theologen, wenn sich ihr der berühmte Böhme überwunden gab, der Mann des Volkes sich bekehrte, und Alles als Irrthum widerrief, was seit Jahren Böhmen zu bewegen angefangen und seine Kreise über Böhmen hinaus nach Mähren, Polen und Deutschland gezogen hatte!

Andererseits hörte das aufmerksamere Ohr bereits ein unheimliches Rauschen vom fernen Böhmen her: das einem Böhmen gebrochene Kaiserwort brachte das böhmische Nationalgefühl in Aufregung, und Feinde des Hus gingen darin einig mit seinen Freunden. So schrieb die Politik denen in Konstanz vor, Alles zu versuchen, um Hus zu retten, durch Bewegung zum Widerruf oder auf anderem Wege.

Es wurde auch Alles versucht in diesen vier Wochen, Zureden und Drohen, Bitten, Ränke, blendende Verheißungen, Strenge. Kein Morgen und kein Abend verging, ohne daß ihm irgend in einer Weise in seinem Kerker zugesetzt wurde. Es kamen auch solche, welche wahrhaft herzliche Theilnahme und Liebe für Hus, Verehrung in seinen Kerker trieb; darunter ein frommer Abt. Der suchte ihn zu überreden, um der Sache selbst willen nachzugeben; er könne ja die Erklärung abgeben, daß ihm zwar Vieles aufgebürdet worden sey, was er nie gedacht habe,

daß er aber doch, aus Rücksicht auf das Ganze, bescheiden in allen Punkten sich der Entscheidung und Verbesserung durch die Kirchenversammlung unterwerfe.

Gerührt von des Mannes Wohlwollen, antwortete Hus ihm demüthig, aber fest: „Ich habe an Jesus Christus, den mächtigsten Richter, appellirt; und weil ich ihm meine Sache anvertraut habe, so stelle ich Alles seinem heiligen Richterspruch anheim. Denn ich weiß, daß Er nicht nach falschen Zeugnissen, nicht nach irrthumsfähigen Concilien, sondern nach der Wahrheit und seinem Verdienst jeden Menschen richten wird."

Eine der schwereren Stunden mag es für Hus gewesen seyn, als eines Tages — Palecz zu ihm eintrat. Palecz war lange in Prag unter den vertrauten Freunden des Hus gewesen, er hatte sich erst, als dieser den Ablaß und den Pabst so schonungslos angriff, von ihm getrennt, und war später sein verbitterter Gegner geworden. Der trat jetzt auch in seinen Kerker und bat ihn, zu widerrufen, und die Schande des Widerrufes nicht zu scheuen. — „Verurtheilt zu werden," entgegnete Hus, „und auf dem Scheiterhaufen zu sterben, ist doch gewiß eine noch größere Schande. Aber könnet ihr mir rathen, etwas gegen mein Gewissen zu thun?" — Da verstummte Palecz und weinte. —

Hus aber, müde des unaufhörlichen Inihndrängens auf Widerruf von allen Seiten, setzte sich und schrieb in die Heimath: „Die Macht des Herrn ist nicht verkürzt, die Macht Dessen, der den Petrus durch einen Engel aus dem Kerker führte, daß die Fesseln von seinen Händen fielen. Aber immer geschehe der Wille des Herrn, der an mir erfüllt werden möge um seiner Ehre und um meiner Sünde willen. Der Herr ist mit mir als ein tapferer Streiter. Der Herr ist mein Licht und mein Heil; wen soll ich fürchten?" —

Und in einem Briefe vom 23. Juni schrieb er: „Selig seyd ihr, so euch die Menschen hassen um meinetwillen, groß ist dann euer Lohn im Himmel: ein Wort des herrlichsten Trostes, leicht zu verstehen, aber schwer zu erfüllen im Leiden. O theuerster Christus, ziehe uns Schwache Dir nach; denn wenn Du nicht selbst uns ziehst, können wir Dir nicht folgen. Verleih einen

starken willigen Geist, und wenn das Fleisch schwach ist, so trete Deine Gnade vor uns, sie stehe uns zur Seite, sie folge uns nach; denn ohne Dich können wir nichts, und am wenigsten um Deinetwillen in den grausamen Tod gehen."

In allem Thun und Reden des Gefangenen aus diesen letzten Wochen und Tagen ist ruhige Gewißheit und Klarheit, eine vollkommene Gottergebenheit, keine Spur eines schwärmerischen Feuers oder einer Ueberspanntheit.

Es war am 5. Juli, als vier Bischöfe und zwei böhmische Ritter, darunter Chlum, zu ihm in seinen Kerker traten. Es war eine Abordnung vom Kaiser, um noch einmal einen Versuch zu machen, Hus zum Widerruf zu stimmen. „Ich bin ein ungelehrter Mann," sprach Chlum, „und weiß euch nicht zu rathen. Doch bitte ich euch, seyd ihr euch irgend eines Irrthums bewußt, so scheuet euch nicht, nach dem Willen der Kirchenversammlung eure Meinung zu ändern. Sonst kann ich euch nicht rathen, etwas wider euer Gewissen zu thun." — Des Freundes treuherzige Worte bewegten Hus zu Thränen. „Ich rufe Gott zum Zeugen an," antwortete er ihm, „daß ich von Herzen bereit bin, wenn die Versammlung aus der heiligen Schrift mich eines Besseren belehrt, sogleich meine Meinung zu ändern." — Einer der Bischöfe meinte, er würde nie so viel von sich halten, daß er seine Meinung der des ganzen Concils vorzöge. „Auch ich," antwortete Hus, „bin nicht anders gesinnt. Wenn der Geringste auf der Kirchenversammlung mich eines Irrthums überführt, will ich gern ganz der Versammlung zu Willen seyn." Es war ihm nicht verborgen, daß, wenn er nicht widerrufe, die große Mehrheit der Versammlung für sein Todesurtheil und dessen alsbaldige Vollziehung entschieden sey.

In dieser Stimmung schrieb Hus seinen letzten Brief, wenige Worte des Abschieds im Angesichte des Todes. Diese letzten Worte sind an seinen jungen Freund Peter von Mladenowicz gerichtet. Darin dankt er ihm für alle Freundlichkeit, die er ihm erwiesen, bittet ihn um Gottes willen, ja besorgt zu seyn um seinen größten Freund Johannes, den treuen und standhaften Ritter (Chlum), daß derselbe nicht um seinetwillen in Gefahr

komme; zugleich bittet er ihn, dem König Wenzel für alles ihm erwiesene Gute zu danken und die Freunde zu grüßen. Zum Schlusse schreibt er: „Ich bitte euch, daß ihr nach Gottes Wort lebet, Gott und seinem Gebote gehorchet, wie ich euch gelehrt habe. Betet zu Gott für mich, ich bete für euch; mit seiner Hülfe werden wir Alle zu ihm kommen. Amen. M. Johann Hus, Knecht Gottes in der Hoffnung. Nachschrift: Peter, mein theuerster Freund, den Pelz behalte dir zum Andenken von mir. Herr Heinrich (er meinte den Ritter von Latzenbock), lebet wohl mit eurer Frau. Ich danke euch für alle Wohlthaten, Gott verleihe euch allen Segen!"

Der 6. Juli brach an, es war der sechs und vierzigste Geburtstag für Hus. Die Kirchenversammlung hielt in der Domkirche ihre fünfzehnte allgemeine Sitzung. Die ganze Kirchenversammlung war anwesend, wie alle Geistlichen, so alle Weltlichen, der Kaiser und was von Fürsten und Herren des Reiches zu Konstanz war. Der Erzbischof von Gnesen hielt die Messe. Während derselben mußte Hus, von Bewaffneten umgeben, an der Kirchthüre stehen. Dann bestieg Bischof Jakobus von Lodi die Kanzel, und hielt die Predigt über Röm. 6, 6.: „Auf daß der sündliche Leib aufhöre." Hus war zuvor in die Kirche geführt und auf ein hölzernes Gerüste gestellt worden, zu Jedermanns Schau. Während der Predigt lag er auf seinen Knieen und betete still.

Die Predigt war zu Ende. Und nun wurden die Artikel aus den Schriften des Hus vorgelesen, die als ketzerisch von den acht und achtzig Ketzerrichtern verdammt worden waren, mit angehängten Erdichtungen und Beschuldigungen. Hus fiel sogleich, als nach dem Vortrag der ersten Artikel der Vorlesende eine Pause machte, ein, und fing an, Einzelnes zu erläutern, zu berichtigen, Anderes geradezu als unwahr zurückzuweisen.

Hier ist nicht zu vergessen, daß Hus jetzt erst zum zweiten Mal vor der allgemeinen Kirchenversammlung stand. Das erste Mal störte und hob jede Vertheidigung auf der allgemeine Sturm, in welchen die Versammlung sich auflöste. Die andern Verhöre waren nicht vor der allgemeinen Kirchenversammlung, sondern

Verhöre vor engerem und weiterem Ketzergericht. Das letztere nannte sich die „Generalkongregation", und bestand aus Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und auserlesenen Theologen; das erstere aus einem Ausschuß, welcher nichts war, als ein Ausschuß des gewählten Ketzergerichts, welches den Prozeß nach den Auftritten bei der ersten Verhandlung mit Hus vor der allgemeinen Kirchenversammlung in die Hand nahm. Der Kaiser und die mit ihm anwesenden Reichsfürsten wohnten auch zweien dieser Verhöre bei, aber nicht als Mitberathende und Mitstimmende, sondern um Ordnung und Anstand zu handhaben. Zwar wird berichtet, daß der Kaiser auch hier im Speisesaal des Barfüßerklosters auf einem Stufensitz saß, „mit veilchenfarbigem Stoff überdeckt, gar kostbar anzuschauen; über demselben ein Schalldeckel, von welchem herab in faltigen Längen ein Throndach sich bildete, und vornehm mit goldenen Knäufen, Haften, Troddeln und Franzwerk staffiret anzusehen war". Aber dieser Thron des Kaisers war ein beweglicher. *)

Vor der eigentlichen Kirchenversammlung, vor dem allgemeinen Concil der Christenheit, erschien Hus erst wieder am 6. Juli. Zum ersten Mal war ihm die Möglichkeit gegeben, vor dem gesammten großen Rathe der Christenheit zu sprechen.

Aber kaum hatte er angefangen, zu reden, so wurde ihm Schweigen geboten. Da hob Hus die Hände zum Himmel und sprach mit lauter Stimme: „Ich bitte euch im Namen Gottes, des Allerhöchsten, hört mich ruhig an, daß ich mich gegen den Vorwurf der Ketzerei rechtfertigen kann, wenigstens vor den Umstehenden."

---

*) Die amtlichen Akten des Konstanzer Concils gleichen den Protokollen gewisser deutscher Ständeversammlungen. Sie sind absichtlich so angelegt, daß es unmöglich ist, das Einzelne in Wahrheit zu erheben und ein klares Bild der Verhandlungen zu gewinnen. Die Berichte, die nicht amtlich sind, zeigen dieß noch deutlicher; aber sie enthalten neben handgreiflich Wahrem auch Sagenhaftes, Eingebildetes, entschieden Irriges; wie alte Leute beim besten Willen mitunter Falsches berichten, z. B. Blücher über die Schlacht an der Katzbach.

Hiemit wollte Hus theils an die Mitglieder der Kirchenversammlung sich wenden, welche in den beschränkten Verhörversammlungen nicht zugegen gewesen waren, theils an die nicht zur Kirchenversammlung gehörigen Geistlichen und Laien, welche in großer Menge, natürlich aber mit Auswahl im Sinne der Hierarchen, zugelassen waren.

Da hieß man ihn wieder schweigen. Und er schwieg. Als aber die Anklage kam, Hus habe im vertraulichen Gespräche mit Freunden sich für die vierte Gottheit in der heiligen Dreieinigkeit ausgegeben, da schwieg Hus nicht mehr. Er hatte diese und andere unverschämte Unterschiebungen in den Vorverhören widerlegt, aber die Kirchenversammlung war so vom „Satanismus" durch und durch besessen, daß sie geradezu schamlos wurde, und der früheren Widerlegungen des Angeklagten nicht achtete, in einer Anklage, welche an und für sich völlig sinnlos war. Aber gerade dieser an und für sich völlig sinnlose Anklagepunkt wurde mit voller Frechheit trotz alles Protestes beibehalten, als einer derjenigen, welcher auf die Dummen wirken mußte. Dieser Anklagepunkt ist durch die Urkunden unantastbar festgestellt. Daß weder d'Ailly noch Gerson, noch irgend einer der Scholastiker und Dogmatiker, den logischen Unsinn dieser Anklage hervorhoben, beweist die geistige und sittliche Niederträchtigkeit des Pariser Professorenkollegiums eben so sehr, als die der großentheils unwissenden, schändlich ungebildeten Mönche aus Italien, deutschen und andern Landen.

Als Hus dieser gar zu tollen Lüge widersprechen wollte, überlärmten sie ihn von allen Seiten: „Schweig, schweig, wir haben dich genug gehört!" Hus suchte dennoch das Wort zu gewinnen, als weiter gelesen und seine Appellation an Christus als eine Verspottung der kirchlichen Gerichtsbarkeit und ihrer Instanzen verdammt wurde. „O Christus," rief er, „dessen Wort von diesem Concil öffentlich verdammt wird, von Neuem appellire ich an dich. Auch du hast, als deine Feinde dich übel behandelten, deine Sache jenem gerechtesten Richter übergeben, damit auch wir deinem Beispiele folgen sollen, wenn Unrecht uns unterdrückt. Siehe, mein guter Jesus, was du den Deinen

befohlen hast, das wird von meinen Feinden verdammt! Ja, ich sage es standhaft, daß man an dich am sichersten appelliret, weil dich Keiner durch Geschenke bestechen, Keiner durch falsches Zeugniß oder List dich täuschen kann."

Da drückten ihm, auf Befehl des ersten Kardinals, die bewaffneten Schergen um ihn den Mund zu und schlugen ihn.

Auf das sah Hus den Kaiser, der ihm Sicherheit so feierlich zugesagt hatte, starr an, und rief, daß es durch die ganze Kirche hallte: „Ich habe mich freiwillig zum Verhöre gestellt, unter Treue und Glauben des hier anwesenden Kaisers."

Der Kaiser rührte sich nicht für die Ehre der Krone der Deutschen und für den Mißhandelten. Er schwieg. Aber er erglühete roth vor Scham, und sah zu Boden, als Hus ihn so starr anschaute und also sprach.

Da fiel Hus abermals auf die Kniee und befahl seine Sache dem Gerichte Gottes.

Jetzt wurde der Urtheilsspruch des Ketzergerichts verlesen. Es ist sehr genau zu unterscheiden, was man gewöhnlich, in Darstellung und Vorstellung, theils absichtlich mit bösem Willen, theils unabsichtlich mit kritikloser Leichtgläubigkeit, gibt und annimmt, von dem, wie es wirklich bei der Verurtheilung des Hus herging. Ein rechtliches Verhör, wie es von dem Kaiser ihm zugesagt war, vor der gesammten Kirchenversammlung, ist Hus niemals gestattet worden, niemals eine rechtliche Vertheidigung. Es war dieselbe Taktik, welche zu allen Zeiten, und zwar von protestantischer wie von katholischer Seite aus, nur unbedingten Widerruf und Anerkennung der Sätze, die als allein rechtgläubig anbefohlen waren, verlangte, aber nie auf eine Vertheidigung im Einzelnen sich einließ. So wurde auch Luther auf dem Reichstage zu Worms behandelt. So ists in unsern Tagen. Höchstens hört man die Einzelnen in besonderen Verhören vor Wenigen; zu einem öffentlichen Verhöre vor allen Gläubigen läßt man es nicht kommen. Und die Wenigen, einige Kirchenwürdenträger und Kronbeamte, nennen sich die Kirche, und die Masse läßt sichs gefallen, in ihnen und in ihrem Spruche die Kirche und den Spruch der Kirche zu sehen. Gegen solches

protestantisches Kirchenverfahren war das Benehmen der Pabstkirche wider Hus, so rechtlos es war, noch immer ein glänzendes; denn es waren doch die Großwürdenträger der Kirche und die berühmtesten Namen der Theologie aus allen Landen, welche das Ketzergericht gegen Hus bildeten.

Weder zum ersten Mal vor der gesammten Kirchenversammlung, noch zum zweiten Mal wurde Hus rechtlich gehört, sondern überlärmt, mit Gewalt ihm der Mund geschlossen. Und das, was man als das große Verhör des Hus vor der Kirchenversammlung am 6. Juli gewöhnlich darstellt, war nichts als die Verkündigung seines Todesurtheils und die Aufforderung zum Widerruf, ohne ihn irgend in etwas zu hören und ihm zur Vertheidigung vor Allen Raum zu geben. Das Bluturtheil war lange zuvor gefällt. Das Ketzergericht hatte es zuvor schon so gesprochen, unter sich, in einer Gerichtssitzung für sich, nicht durch alle Stimmen, aber durch Mehrheit der Stimmen, so daß bereits „die Hippen zum Brandstoß schon gespohnt und mit Pech beträufelt waren, durch Amann Weikhli von Graubündten", ehe Hus vor die Kirchenversammlung geführt wurde.

Der Urtheilsspruch des Ketzergerichts über Hus lautete: Hus sey ein halsstarriger, verstockter Ketzer; er wolle nicht in den Schooß der heiligen Kirche zurückkehren und seine Ketzereien abschwören; darum solle er als unverbesserlich seines priesterlichen Standes und seiner Würde beraubt, und dann der weltlichen Obrigkeit zur Vollziehung der Ketzerstrafe an ihm übergeben werden.

Wie das letzte Wort verklang, fiel Hus wieder auf seine Kniee und sprach laut betend: „Herr Gott, ich bitte dich um deiner Barmherzigkeit willen, verzeihe allen meinen Feinden; du weißt, daß sie mich fälschlich angeklagt, und gegen mich falsche Zeugnisse und Verläumdungen gebraucht haben; du weißt, daß ich ungerecht verurtheilt bin. Vergib ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen."

Jetzt traten sieben Bischöfe an ihn heran, der Erzbischof von Mailand, zwei Kardinäle, zwei Bischöfe und zwei Weihbischöfe. Sie bekleideten ihn mit einem vollen Meßornat, und fragten ihn

noch einmal, ob er widerrufen und abschwören wolle. „Wie kann ich," sprach der Märtyrer, „vor Gottes Angesicht Irrthümer abläugnen, welche nie auf meinem Gewissen waren. Ich stehe hier vor Gottes Auge; ohne dessen Schmach und meines Gewissens Verletzung kann ich das nimmermehr thun, was ihr von mir fordert." Da entstand ein ungeheures Blutgeschrei der Priesterschaft. Zum Meßornat hatten sie ihm auch den Abendmahlskelch in die Hand geben. Indem sich nun die sieben Bischöfe daran machten, ihn aus dem priesterlichen Stand auszustoßen, wurde ihm der Kelch aus der Hand gerissen mit den Worten: „Verdammter Judas, wir nehmen diesen Kelch von dir, worin das Blut Christi dargebracht wird; du hast den Rath des Friedens verlassen und mit den Juden gerathschlagt." Ein Stück des Meßornats um das andere wurde ihm von den Bischöfen ausgezogen. Während dem entgegnete er auf die Kelchentreißung: „Ich aber vertraue der Barmherzigkeit Gottes, daß er den Kelch des Heils nicht von mir nehmen, sondern daß ich mit seiner Hülfe noch heut in seinem Reiche davon trinken werde." Bei jedem Stück des Meßornates, das ihm abgezogen wurde, sprach ein Bischof eine besondere Verfluchung über ihn aus. „Verflucht sey der Tag deiner Ordination," sprach der eine. „Verflucht sey die Stunde, da man dir die Platte schor und dich mit heiligem Oele salbte," sprach der andere. „Verdorre, wie der abgehauene Baum; verdammt sey die Stätte, wo du gestanden und gewuchert hast," sprach der dritte, und so fort noch ärgere Fluch- und Scheltworte, bis das letzte Stück der Meßkleidung ihm ausgezogen war von denen, welche sich Oberpriester der Religion der Liebe hießen. „Versündiget euch nicht länger, ihr unglücklich Verblendeten," sprach Hus dazwischen. Sein Priestergewand rissen sie in Fetzen. Zuletzt setzten sie ihm eine ellenhohe papierene Mütze, mit Flammen und Teufeln bemalt und mit der Umschrift „Erzketzer", auf das Haupt. „Mein Herr Jesus," sprach Hus, „hat für mich die Dornenkrone getragen; darum will ich Elender gern um seinetwillen die leichtere tragen." — „Somit," riefen Bischöfe im Chor, „haben wir dich ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Priesterschaft und übergeben deine Seele dem Teufel

und seinen Engeln!" — „Ich aber," sagte Hus, „empfehle sie in deine Hände, o Herr Jesus Christus, du mein Erlöser!"

Der Kaiser war bei allen diesen Ausstoßungsceremonien nicht mehr anwesend. Während der letzten Verlesung des Bluturtheils „war er davon gewichen, als ob er ein Missethäter worden und die Vögel des Himmels ihm Rache schrieen".

In des Kaisers Auftrag nahm den dem weltlichen Arm Uebergebenen Kurfürst Ludwig von der Pfalz in Empfang, der übergab ihn dem Vogt des Reichs und der Stadt Konstanz. Dieser trat hervor mit seinen bewaffneten Knechten und sprach zu dem Nachrichter und seinen Schergen: „Auf unseres Herrn, des Kaisers, Urtheil und Befehl nehmet hin da Meister Johann Hus und verbrennet ihn als einen Ketzer."

So wurde er vor die Kirchenthüre hinausgeführt und hinein in einen großen Kreis von Bewaffneten. Da lohete ein Feuer. Er mußte zusehen, wie Wykliffe's und seine Schriften verbrannt wurden. Er lächelte, als er solches Thun sah. Ein blutroth als Narrenfürst ausstaffirter Knecht des Henkers gabelte mit langem Haken die brennenden Bücher im Feuer umher, unter seltsamen Possen und Sprüngen und viel Gelächter des Pöbels. „Gib mir einen Trunk Wasser," sagte Hus zu einem seiner Wächter, „daß ich meine Zunge netze." Mitleidig reichte der Soldknecht ihm seinen vollen Weinkrug. Hus trank nicht davon, sondern bat um reines Wasser, das ihm gereicht ward. Der Gleichmuth aber und die Frömmigkeit des Verurtheilten bewegte tief das Herz vieler seiner Wächter.

Der Scheiterhaufen war auf einer Rheininsel geschichtet. Unterwegs dahin betheuerte er den Mitwallenden seine Unschuld und die Bosheit seiner Feinde. Auf dem Richtplatz selbst wollte er noch zum Volke reden. Es wurde ihm verwehrt. Da fiel er auf die Kniee und betete den 51. und 53. Psalm und anderes Gebet. Wiederholen hörte man ihn die Worte: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott." Er betete so inbrünstig, daß im Volke laute Verwunderung sich erhob, wie ein Ketzer so zu beten vermöge. Darum nöthigte man ihn, vom Gebet aufzustehen. Auf-

gerichtet, sprach er: „Herr Jesu, steh mir bei, daß ich diesen grausamen und schmachvollen Tod, zu dem ich wegen der Predigt deines Wortes verdammt worden bin, standhaft leide, mit deiner und deines Vaters Hülfe."

Unter Thränen nahm er Abschied von seinen Freunden, auch von seinen Gefangenwärtern, und dankte diesen für ihre Liebe und Schonung.

Jetzt wurde er auf den Scheiterhaufen erhoben. Die Hände wurden ihm auf den Rücken, der Leib mit sechs feuchten Stricken an einen Pfahl gebunden, der Hals mit einer Kette angeschlossen. „Gerne," sprach er, „trage ich diese Kette um Christi willen, der ja weit schwerer getragen hat."

In diesem Augenblicke sprengte der Reichsmarschall von Pappenheim heran. Der Kaiser schickte ihn. Der Marschall forderte Hus im Beiseyn des Pfalzgrafen Ludwig noch einmal zum Widerruf auf, und der Kurfürst selbst bat ihn inständig darum, damit er sein Leben und seine Seele rette. Hus antwortete: „Welchen großen Irrthum sollte ich widerrufen, da ich mir keines Irrthums bewußt bin? Das Falsche, das gegen mich vorgebracht wird, habe ich nie gedacht, geschweige gepredigt. Ich rufe aber Gott zum Zeugen an, daß ich all mein Predigen, Lehren und Schreiben und all mein Thun dahin gerichtet habe, nach der Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi, und nach der Auslegung der heiligen Väter die Menschen Buße und Vergebung der Sünden zu lehren, und die Seelen von der Macht des Teufels zu retten. Um Dasselbe mit meinem Blute zu besiegeln, bin ich bereit, mit freudiger Seele zu sterben." Voll Mitleid und hoher Bewunderung zogen sich der Fürst und der Marschall zurück.

Hus war mit dem Gesichte gegen Sonnenaufgang gekehrt. Der bewegliche Pfahl wurde umgedreht, nicht darum, weil, wie man schon gemeint hat, einige Zuschauer es für einen Ketzer unziemlich hielten, mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang zu sterben, sondern aus Theilnahme. Der Wind wehete von Westen. Vom Wind ab, starb er langsam; dem Winde zugekehrt, mußte er schnell und leicht sterben. Der Holzstoß wurde angezündet. Hus sang mit heller Stimme: „Jesu Christe, du Sohn des

lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner." Schon als er zum dritten Male diese Worte anstimmte, trieb der stark wehende Wind die Lohe gegen ihn herauf, und der Rauch erstickte seine Stimme. Durch die Flamme hindurch glaubte man noch zu sehen, wie seine Lippen sich betend bewegten. Sein Tod war ein schneller, und es war die eilfte Stunde Mittags seine Todesstunde. Der Rauch, der ihn eine Zeit lang in schwarze Wolken gehüllt hatte, schlug sich nieder, Hus wurde Aller Augen sichtbar. Er hatte das Haupt tief geneigt und war augenfällig verschieden, ehe eine Flamme ihn leckte. Als nach mehreren Stunden sein Körper vom Feuer verzehrt war, wurde seine Asche zusammengeschaufelt, in ein Stierfell geschüttet und in den Rhein gestreut.

Unerweislich ist, daß Hus auf dem Wege zum Tode, oder noch am Pfahle, zu Kurfürst Ludwig prophetisch, ausdrücklich, die Worte gesprochen habe: „Heute bratet ihr eine magere Gans; aber über hundert Jahre werdet ihr einen Schwan hören singen, der aus meiner Asche sich erheben wird; den sollt ihr ungebraten lassen, und weder Stange noch Masche wird selben euch fahen." Es ist möglich, daß die Worte in dieser bestimmten Form erst zu Luthers Zeit in Umlauf kamen. Münzen hat man aus der Reformationszeit mit der Umschrift: „Nach hundert Jahren werdet ihr Gott Rechenschaft geben müssen." Gewiß ist, daß Hus oft (und warum nicht auch auf seinem Todeswege?) den baldigen Sieg der evangelischen Wahrheit vorausgesagt hat, wenn er auch nicht gerade hundert Jahre angab, also die Zeit, in welcher Luthers Reformation eintrat.

Wer aber das Herz des gemeinen Mannes und der Frauen kennt, der weiß auch die Bedeutung zu schätzen, die darin lag, daß bei Luthers Hervortreten schon auf allen Gassen der Reim klang: „Hundert Jahr nach mir wird kommen ein Schwan, den werdet ihr ungebraten lan"; und daß dieser Reim allgemein als eine alte Weissagung des Hus genommen wurde. In einen Reim gebracht hat diese Weissagung vielleicht Ulrich von Hutten; denn er war es auch, der zuerst einen Theil der Schriften des Hus herausgab.

Zehntes Kapitel.

Verbrennung des Hieronymus und der Ausgang der Reform-Concile.

In Hus sah die Kirchenversammlung die Concentrirung und Verkörperung des Ketzergeistes; in Wahrheit war in ihm der frei gewordene Geist Person geworden, der jetzt mit immer schnellerem, unaufhaltsamem Schritte vorwärts ging, bald nicht mehr Einzelne, sondern Völker durchdrang, zuletzt einen ganzen Welttheil, und die neue Zeit ins Leben führte.

Von jetzt an durchzieht der Geist der Umgestaltung, nach allen Seiten eingreifend, die ganze Geschichte der Christenheit. Man spaltet gewöhnlich diese neue Zeit in zwei Abschnitte oder Zeitalter, in das der „Reformation" und in das der „Revolution". Verfolgt man aber die tiefer liegenden Fäden der Geschichte, so fangen innerlich beide, die Reformation und die Revolution, schon sehr frühe an, und wie die Fäden der Reformation, so lassen sich die Fäden der Revolution zurückverfolgen bis in die Tage der Hohenstaufenkaiser. Die innere Freiheit, die Freiheit des Gewissens, und die äußere Freiheit, die politische Freiheit, sind zwei Bäche aus Einer Quelle, Ausflüsse des Christenthums und der fortgehenden Bildung, die immer mehr alle Schichten der Gesellschaft zu durchdringen anfing und ausging vom Christenthum.

In der äußerlichen Geschichte Europas stellen sich die beiden als nach einander dar; zuerst die Reformation, dann die Revolution; zuerst Umgestaltung und Freiheit im Kirchlichen, dann Umgestaltung und Freiheit im Bürgerlichen. Anders aber ist es auf der Tiefe der Geschichte, wo sich die Fäden spinnen und weben zu den äußeren Erscheinungen, zu den Weltereignissen.

So bereiten sich die revolutionären Bestrebungen frühe vor und erreichen an mehr als Einem Punkte lange vor der Reformation bedeutende Erfolge und feste Ergebnisse: so in den Städten Italiens und Deutschlands; so in Frankreich (denn von

Oben, von der Krone aus, begonnene oder geleitete Umwälzungen sind auch Revolutionen); so in Spanien; so vor Allem in England. Innerlich vollends treten für jeden tieferen Beobachter die Ideen und Fäden der Reformation und der Revolution nicht als etwas, das nach einander ist, sondern als etwas, das neben und mit einander ist, klar zu Tage mit Wykliffe; in Hus schlagen sie durch, ihm selbst nicht klar bewußt. Darin gleicht Hus dem späteren Luther, daß keiner von beiden die Folgerungen seiner Grundgedanken klar durchschaute, noch viel weniger sie für das Politische zog.

Aber in Wykliffe und Hus fanden Pabst und Hierarchen heraus, wohin das führen könnte, eben so aus hierarchischem Instinkt, als aus Scharfsinn; die bedrohte Existenz macht scharfsichtig und scharfsinnig, und schonungslos grausam, zu jedem Mittel der Rettung geneigt.

So wurde Hus verbrannt, er, den man nicht widerlegen konnte. Die Hierarchen kümmerten sich nicht darum, ob er die ewige Wahrheit für sich habe; sie stellten sich auf den Boden des bestehenden Rechtes, des Kirchen- und Staatsrechts. Das hatten sie für sich; nach diesem war Hus ein Ketzer und todeswürdig. Daß aber nach Buchstaben und Geist dieses bestehenden Rechtes ein so frommer Zeuge der Wahrheit todeswürdig war, das ist ein Beweis dafür, daß dieses Recht und diese Rechtszustände bereits reif waren zum Untergang; und daß die weit überwiegende Mehrheit der allgemeinen Kirchenversammlung, einer so großen Versammlung, wie lange keine beisammen war, die Gründe dieses Zeugen der Wahrheit nicht hörte, sondern das bestehende Recht auf ihn anwandte, die Reformationsversammlung auf den Reformator, das zeichnet diese Versammlung und die bestehende Kirche selbst, als beherrscht und besessen vom „Satanismus".

Von nun an gehen in der Weltgeschichte die großen Kämpfe vorwärts für innere und äußere Freiheit, als „Reformation" und „Revolution".

Man scheue doch nicht, wie ein Pferd vor dem Kameel, vor einem Ausdruck, der allein im Stande ist, die Sache wissenschaft-

lich voll auszudrücken. Aus Scheu vor einem Worte würde man sich versagen, zu der richtigen Anschauung der geschichtlichen Thatsachen zu gelangen. Die Wissenschaft fragt so wenig, als die nothwendige Entwicklung der Ereignisse der praktischen Thatsachen, nach Sympathien und Antipathien. Die Wahrheit fragt nicht, was gefällt, sondern sie ist, was sie ist im Leben und in der ächt wissenschaftlichen Darstellung, ob sie mißfällt oder gefällt.

Zur Wahrheit gehört, daß man alle Voraussetzungen und allen Fanatismus bei Seite läßt, und niemals vergißt, daß überhaupt im Menschenleben, und so auch im Lager der Reformation und Revolution einerseits, und im Lager der bekämpften Gegner andererseits, Gutes und Schlechtes sich findet, eben so hüben wie drüben, in Leidenschaften und Triebfedern, in Persönlichkeiten und Verhältnissen. In großen Entwicklungskämpfen, in religiösen wie in politischen, zumal aber in solchen, in welchen Religiöses und Politisches in einander spielen, gilt vor Allem der Satz: Wo viel Licht ist, ist viel Schatten; er gilt für Menschen und Thaten.

Unter den Wehen des Werdens der neuen Zeit ist Hus verbrannt worden; unter diesen Wehen starb sein Freund Hieronymus von Prag.

Hieronymus befand sich in den königlich polnischen und großfürstlich russischen Landen, wo er auf Wunsch der Landesherren predigte, und besonders zu Krakau den tiefsten Eindruck machte, als er von der Verhaftung seines Freundes Hus hörte, und im Winter aus dem fernen Rußland nach Konstanz eilte. Am 4. April traf er unerkannt in Konstanz ein. Am 7. April machte er durch Anschlag an den Rathhaus- und Kirchthüren dem Kaiser und den Prälaten bekannt, daß er gekommen sey, um die Vertheidigung seines Freundes öffentlich zu führen. Er bat um einen sicheren Geleitsbrief. Bald genug aber sah er mit Augen die rohe Gewalt, welche auf dieser Reformationsversammlung herrschte. Auf seiner böhmischen Freunde Rath entwich er in die nahe Reichsstadt Ueberlingen, und erwartete hier die Antwort. Der Kaiser sagte ihm nur freies Geleit zu unter dem Beisatz, „so weit, als es an uns liegt, und der orthodoxe Glaube es erfordert". Die

Kirchenversammlung selbst erklärte, sie werde ihn nur vor Gewalt, nicht vor Recht schützen, vielmehr in gesetzlicher Form gegen ihn einschreiten. Auf das trat Hieronymus die Rückreise nach Böhmen an. Unweit des Böhmerwaldes, zu Hirschau in der Oberpfalz, zwei Meilen von Sulzbach, kehrte er in dem Pfarrhaus ein. Ein zugleich anwesender Edelmann, ein Dienstmann des Herzogs von Bayern, entlockte gleißnerisch dem lebhaften, feurigen und unvorsichtigen Hieronymus die Aeußerung, das Concil zu Konstanz sey eine Schule des Teufels und der verkehrten Leute. In der Heftigkeit gab er sich zu erkennen, wurde im Namen des Herzogs von Bayern verhaftet am 25. April 1415, und am 23. Mai in Ketten in Konstanz eingebracht.

Noch an demselben Tage erhob Gerson die Anklage gegen ihn in dem Ketzergerichtsausschuß. Hieronymus antwortete frei und kühn. „Der muß verbrannt werden!“ schrieen die Ketzerrichter. „Wenn euch mein Tod gefällt, im Namen des Herrn,“ entgegnete Hieronymus. Das war vor den großen Verhören des Hus.

Er wurde in einem Thurm am St. Paulskirchhofe eingekerkert, gefesselt an Händen und Füßen, und absichtlich so qualvoll gebunden, daß der körperlich starke Mann, ein Riese gegen Hus, schon am eilften Tage todtkrank war, in seinem finstern, ungesunden Kerker.

Den Theologen, den Prälaten, den Kardinälen, und der ganzen Möncherei war Hieronymus noch weit verhaßter, als Hus. Er war es ja, der nicht nur in Böhmen, sondern in Polen und Rußland gegen Rom, dessen Lehren und Verfassung eine revolutionäre Thätigkeit entfaltet, und Fürsten und Volk zum Abfall zu bewegen versucht hatte; den man beschuldigte, er habe gegen die Reliquien nicht bloß geeifert, sondern Reliquien mit Füßen getreten; ja, von ihm aufgeregt, habe das Volk Mönche in Prag eingekerkert, einen sogar in die Moldau geworfen. Thatsächlich war, daß beim Erscheinen der Ablaß- und Kreuzfahrtsbulle des Pabstes Johann XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel Hieronymus diese Bulle einer durch ihre Unzucht berüchtigten Dirne um den Hals hängen, von ihr durch die Gassen Prags

tragen, und zuletzt die Bulle und einen Pack päbstlicher Ablaßbriefe am Pranger der Neustadt verbrennen ließ.

Schon darum wurde er in seinem Kerker raffinirt von den Mönchen gepeinigt; aber auch darum, weil der Hierarchie Alles daran liegen mußte, wenigstens Hieronymus, den zweiten Hus, zu brechen, nachdem Hus selbst ungebrochen gestorben war, und sein Tod, wegen der Freudigkeit seines Leidens und Sterbens für seine Ueberzeugung, der Kirche nichts genützt, nur sehr geschadet hatte. In dem starken Körperbau des Hieronymus war nicht die unbeugsame Seele, wie in dem schwächlichen Leibe des Hus. Hus aber war immer ein Ascet gewesen, Hieronymus seiner ganzen Laufbahn nach ein Weltmann, an gutes Leben und an viele Bedürfnisse gewöhnt. Hus in seinem Kerker bei Wasser und Brod und braunem Brei entbehrte eigentlich nichts, wenigstens nicht viel, da er sein Leben lang von Wasser und Brod und Suppe gelebt hatte. Der reiche Ritter Hieronymus mit seinem heißen Blut, der an den Tafeln der Großen und der Fürsten gesessen und nie entbehrt hatte, konnte durch Entziehung aller Bedürfnisse in kurzer Zeit systematisch schrecklich heruntergebracht werden. Hus, der Mann der Studirstube, hatte sich nach der Art der Gelehrten seines Schlags Jahrzehnte lang freiwillig selbst in Haft gehalten. Hieronymus war durch Europa geschweift, frei wie der Vogel in der Luft. An ihm waren die Künste der Dominikanerinquisition, durch Kerkerung und Kerkerpeinigung mürbe und matt zu machen, leichter mit Erfolg anzuwenden.

Ihr Erfolg war, daß am 19. Juli 1415, also dreizehn Tage nach der Hinrichtung des Hus, Hieronymus bei seinem zweiten Verhöre die Lehre von der Verwandlung des Brodes im Abendmahl in den wirklichen Leib Gottes annahm; in welchen Worten ist nicht überliefert, da wir nur, was seine Todfeinde schrieben, darüber haben. Mit Sorgfalt hat ohnedieß die hierarchische Partei alle Akten der vorreformatorischen und reformatorischen Zeit gesichtet und überarbeitet, ehe sie vor das Auge eines Ungeweihten kamen. Sie enthalten die Wahrheit im Einzelnen gerade eben so sehr und eben so wenig, als veröffentlichte politische Protokolle, in welchen die, welche Augen- und Ohren-

zeugen und Mithändelnde gewesen, gerade Hauptsachen und das Pikanteste des Vorgefallenen nicht finden.

Trotz der fürchterlichen Eindrücke auf ihn muß Hieronymus aber in diesem Verhöre gesprochen haben, was den Hierarchen gefährlichst schien. Fast noch zwei Monate wurde er von ihnen kerkerlich abgemartert und abgemattet, bis man ihn, den an Leib, Seele und Geist mit raffinirtester Bosheit Gebrochenen, mürbe genug wußte. In zwei Verhören, am 10. und 11. September, gab der durch die Gefängnißbehandlung todesschwach gewordene Mann Alles zu, was der Ketzergerichtsausschuß von ihm forderte, d. h. er sagte auf Alles ja in Gottes Namen, was man ihm vorlegte. Vorgelegt aber wurde ihm, zu widerrufen Alles, was Wykliffe und Hus und ihm selbst als unkirchliche Lehre zur Last gelegt wurde, und anzuerkennen, daß das Urtheil über Hus und seine Lehre kirchenrechtlich, also gerecht sey; ferner mit Allem übereinzustimmen, was die römische Kirche und die Kirchenversammlung über die Schlüsselgewalt, die Weihen, die kirchlichen Officien und Strafen, die Reliquien, die Ceremonien lehre, und feierlich zu geloben, der Kirchenlehre stets treu zu bleiben, und bei der ersten Abweichung vom Kirchenglauben der ganzen Strenge der Kirchengesetze sich zu unterwerfen. Nachdem der Todesschwache vor seinen Kerkerverhörrichtern zu allem Dem sich herbeigelassen, zwangen sie ihn noch zu der Unterschrift, er werde feierlich vor der allgemeinen Kirchenversammlung wiederholen, was er jetzt hier versichere, nämlich, daß er alle diese Erklärungen „ungezwungen" und „freiwillig" abgegeben habe.

Nach diesem Sieg über Hieronymus wurde durch angemessene Weiterbearbeitung in Dominikanerart der Gefangene für das Erscheinen vor der neunzehnten allgemeinen Sitzung der Kirchenversammlung vorbereitet. Diese Sitzung war am 23. September. Der sich nicht mehr gleich sehende Hieronymus wiederholte hier, feierlich, was die Ketzerverhörrichter im Kerker ihm abgezwungen hatten.

Die ihm zugesicherte Freiheit aber erhielt er nicht. Die Prager Mönche schrieen, seine Heimkehr brächte der Kirche große Gefahr. Man hätte ihm aber diese verbieten und doch die Frei-

heit geben können. Aber Gerson fürchtete die Freiheit dieses freien Geistes. Dieser, schmachvoll, von Protestanten als freisinnig gepriesene, begabte, aber sittlich niederträchtige Pfaffe wußte wohl — denn er war einer der Ketzerverhörrichter —, daß diese Lerche nur im Kerker schwieg, weil sie krank war, und daß sie wieder wie zuvor singen würde in des Himmels freier Luft. Gerson schrieb eine eigene Schrift über Protestation in Glaubenssachen, und machte die Erklärung des Hieronymus verdächtig. Er verlangte einen neuen Prozeß gegen ihn.

Diese Niederträchtigkeit des übrigens ganz folgerechten Satanismus, der in Gerson und Seinesgleichen war, wurde selbst von mehreren Ketzerrichtern mißbilligt, und sogar ein d'Ailly erklärte laut dieses Verfahren für etwas Ungerechtes. Da verdächtigten Gerson und die Mönche, voran die von Prag, d'Ailly und die gleich ihm Sprechenden, sie seyen bestochen. Gerson bestand auf der Wiederaufnahme des Prozesses. Kardinal d'Ailly, der diesen niederzuschlagen sich bemühte und den öffentlich gegebenen Widerruf für genügend erklärte, unterlag dem Kanzler Gerson. Der hierarchische Professor Gerson handelte nach dem alten Grundsatz, „nur die Todten beißen nicht mehr". Ein neuer Ketzergerichtsausschuß wurde niedergesetzt, am 24. Februar 1416.

Jetzt forderte Hieronymus, was er bisher so wenig als Hus gehabt hatte, ein öffentliches Verhör vor der ganzen Kirchenversammlung. Nun zeigte sich, daß d'Ailly ein feineres und weiter sehendes Auge hatte, als der ungestümme Gerson. D'Ailly und die mit ihm von Gerson Gekränkten setzten die Gewährung eines öffentlichen Verhöres durch. Am 23. und 26. Mai stand Hieronymus vor der allgemeinen Kirchenversammlung. Er antwortete auf alle Beschuldigungen, und zwar so, daß sich die Versammlung in Bewunderung und Schrecken theilte.

Bewundert wurde die außerordentliche Gabe der Beredtsamkeit, die Kraft des Geistes, des Gedankens und des Worts, womit er bald durch die Waffen des Ernstes und des wissenschaftlichen Beweises, bald durch einschneidenden Witz und Spott die Ankläger niederschlug. Manche der feindseligsten Gegner sagten, während er sprach, gegen diesen Mann von so außerordentlichen

Gaben müsse man milde seyn; wie Einer, der zwölf Monate schweres Gefängniß erduldet habe, in solcher Kraft des Geistes zu reden vermöge! Das sagten sie aber nur bei dem ersten Theil seiner Rede, welche von Geist und Begeisterung voll war, wie niemals eine bis dahin in der Domkirche gehört worden war; denn Hieronymus war viel beredter als Hus.

Er sprach, nachdem er am 23. nur die besonderen Anklagen beleuchtet hatte, am 26. Mai in langem zusammenhängendem Vortrage mit einem christlichen Geiste, welchen Feinde als solchen anerkannten, und mit einer überraschenden Wissenschaftlichkeit über die Offenbarung Gottes in der Geschichte der Menschheit, und über die Zeugen der Wahrheit, welche als Lohn dafür, daß sie wahr und tugendhaft gewesen, den Tod von ihrer verblendeten Zeit empfangen haben, oder wenigstens von ihrem Volke mißkannt und verfolgt worden seyen. Er sprach von dem Kampfe, den Moses mit seinem eigenen Volk zu führen hatte; von dem, was die Propheten erlitten; er sprach von den Wahrheitszeugen Sokrates, Plato und Anaxagoras. Dann sprach er in wunderbarer Weise von dem Heiland der Menschen und seinem Kreuzestod durch die Pharisäer und Priester. Er sprach von den Aposteln und den christlichen Märtyrern, von denen, welche durch Heiden, und von denen, welche durch Christen zu Märtyrern ihrer Ueberzeugung gemacht worden seyen.

Hingerissen von dem unwiderstehlichen Zauber der Wahrheit und der Redekunst, womit sie vorgetragen wurde, erwarteten nun sowohl die ursprünglich Besseren in der Versammlung, als auch d'Ailly und seine Schattirung, Hieronymus werde nun protestiren gegen die ungerechte Fortdauer seiner Haft, und seine Freiheit verlangen.

Jetzt aber erst erhob sich Hieronymus zu dem Glanzpunkt seiner Rede, und, was er jetzt sagte, war wie Blitz und Donner in den Ohren der Kirchenversammlung. Jetzt nannte er Wykliffe und Johann Hus „Märtyrer", und stellte sie neben die Leuchten der Vorzeit, als Zeugen der Wahrheit. Wie glühendes Blei fiel jedes Wort auf die Versammlung, das er über Hus sprach.

Hieronymus erklärte unter feierlicher Anrufung Gottes, daß

er bei Hus immer nur heiliges Leben und heilige Lehren gefunden. Er bereue nichts so schmerzlich, als daß er, von Hunger, Krankheit, Kerkerpein und Angst vor dem Tode, wie sie, wenige Tage nach der Ermordung des Hus, über ihn, den raffinirt Abgematteten, gebracht worden sey, das Andenken des heiligen Mannes Hus mit verlästert habe; und er nehme seinen früheren Widerruf hiemit förmlich zurück. Er sey entschlossen, die Gesinnungen und Lehren der guten, gerechten und heiligen Männer, Wykliffe und Hus, welche, wie die früheren Wahrheitszeugen, nur die Wahrheit bezeugt haben, mit seinem Blute zu besiegeln, und falsche Richter, welche Gott betrügen möchten, vor Gottes Gericht zu erwarten.

Der Augenzeuge, der hochbegabte Florentiner Johann Franz Poggio Bracciolini, welcher bis 1452 päbstlicher Sekretär war, 1459 als Kanzler von Florenz starb, und jetzt einer der Richter des Hieronymus war, erzählt, Hieronymus habe eine unverwüstliche Ruhe und Besonnenheit gezeigt, und grobe Widersacher und erhitzte Mönche, welche ihn durch Geschrei oder Schmähungen zu verwirren suchten, mit beißendem Witze getroffen; sey ein Gemurmel entstanden, so habe er eine Weile geschwiegen und dann die Leute gebeten, mit Geduld ihn zu hören, da sie ihn doch nimmermehr zu hören bekommen. Seine Stimme sey lieblich, klar und verständlich gewesen, seine Haltung unerschrocken und furchtlos, wie die eines Mannes, welcher den Tod verachtet, ja ihn begehrt; anzusehen und zu hören, wie ein zweiter Cato.

Die Versammlung beschloß, ihm vier Tage Bedenkzeit zu geben. Während dieser Frist besuchten ihn manche seiner Gegner, die seine Worte ergriffen hatten, im Kerker, und gaben sich alle Mühe, ihn zu nochmaligem Widerruf zu überreden, besonders Kardinal Franz Zabarella aus Florenz.

Hieronymus aber blieb nicht nur fest, sondern als in der ein und zwanzigsten Sitzung der allgemeinen Kirchenversammlung, am 30. Mai, er zum letzten Male zum Widerruf ermahnt und ihm eröffnet wurde, daß, wenn er nicht widerrufe, das Urtheil gefällt und sogleich vollzogen werde, sprach er: „Nun wohlan, so bezeuge ich heute vor euch Allen auf meinen Gott und Herrn,

daß ich wissentlich keine Ketzerei hege, und darum auch nicht abschwören kann, weder meine eigenen Ueberzeugungen, noch die ächt christlichen Lehren des Wykliffe und Hus. Denn diese gottseligen Meister haben mit Fug und Recht gegen das schändliche und verderbliche Leben der Geistlichkeit geschrieben, und eben so der Wahrheit gemäß eure falschen Satzungen und bösen Bräuche angegriffen. Von diesem Bekenntniß will und darf ich nicht abstehen, obgleich ihr mich darum tödten werdet. Euch ist wohl bewußt, daß ihr mich widerrechtlich und boshaft verdammet, da ihr auch jetzt noch keine Schuld an mir gefunden habt. Ich aber werde nach meinem Abscheiden Stachel und Gewissensbisse in euren Herzen lassen; und ich berufe mich auf den höchsten und gerechtesten Richter, auf den allmächtigen Gott; vor diesem werdet ihr in hundert Jahren mir Rede stehen müssen." *)

Der Ernst, mit dem er das Verderben der Klerisei züchtigte, verbitterte die Versammlung: fast einhellig wurde die Strafe des Scheiterhaufens ausgesprochen, und an demselben Tage vollzogen, auf derselben Stätte, auf welcher sein Freund Hus verbrannt worden war. Auf dem Wege dahin sang er mit heller Stimme und heiterem Blicke den christlichen Gesang: „Der Tag, der ist so freudenreich", und andere christliche Lieder, sowohl unterwegs, als auf dem Richtplatz selbst. Auch das apostolische Glaubensbekenntniß sang er. Dann sprach er zu dem Volke: „Meine lieben Kinder, so und nicht anders glaube ich, und nur darum sterbe ich, weil ich nicht habe zugeben wollen, daß Hus mit Recht verurtheilt worden sey; denn ich habe ihn gut gekannt als einen wahrhaftigen Prediger des Evangeliums."

Ein Bäuerlein brachte noch ein großes Büschel Reiser herzu und legte es auf den Scheiterhaufen. „O heilige Einfalt," sprach Hieronymus lächelnd; „wer dich betrügt, der hat dessen tausendfältige Sünde!"

Angebunden an den Pfahl, sang er ein Passionslied, freudigen Muths. Der Scharfrichter wollte den Scheiterhaufen aus

*) Die letztern Worte stehen in einigen Urkunden, ohne daß die hundert Jahre genannt sind. Sie stehen aber in zeitgenössischen,

Schonung von hiaten anzünden. Hieronymus befahl ihm, daß er es vorn vor seinen Augen thue. „Hätte ich das Feuer gefürchtet," sagte er, „so wäre ich nicht hieher gekommen." Jetzt sprach er laut: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist!" Noch aus den Flammen hörte man ihn rufen: „Herr, allmächtiger Gott, erbarme dich meiner, und vergib mir meine Sünden. Herr, du weißst es, daß ich deine Wahrheit und das Wort deines Geistes geliebet habe."

Langsam tödtete ihn das Feuer. Wohl eine Viertelstunde lang sah man seine Lippen sich betend bewegen, bis er todt war. Auch seine Asche und Gebeine wurden in den Rhein gestreut. „Den hat weder das Feuer, noch die Qual und die Art des Todes geschreckt; wohl nie hat ein Stoiker mit solcher Standhaftigkeit und solchem Muthe, wie er, den Tod erduldet!" sprach Poggio, als er das mit ansah.

Poggio, wie man sieht, war mehr begeistert für das Altklassische, als für das Christliche; er gehörte zu den Wiederherstellern der Studien des Alterthums. Humanisten und gute Lateiner saßen unter den Richtern zu Konstanz, aber wenige Christen. Durch den Mord des Hus und des Hieronymus hatte die Versammlung eine ungeheure doppelte Blutschuld auf sich geladen, und der Fluch lag auf ihr. Das Satanische, das in ihr vorherrschte, trat in dem Zwiespalt hervor und in der Feindseligkeit, welche unter den Vertretern der Nationen so groß wurde, daß in einer Sitzung Kardinal Zabarella an den Folgen des gewaltigen Schreiens und des Zornes starb, und die Zuschauer fürchteten, es werde Alles zerschlagen.

Diese traurige Versammlung, die zur Reformation der Christenheit zusammengetreten war, konnte nur erbärmlich enden, als ein lebendiges Pasquill auf sich selbst und auf die so gewordene sichtbare Kirche. Einen Monat nach der Ermordung des Hus hatten diese christlichen Pharisäer, welche die Propheten des Herrn tödteten, und die reformatorischen Kräfte der Zeit mordeten, einen „Reformationsausschuß" aus sich gewählt. Welche Selbstironie! Nach zwei Jahren ging der Reformationsausschuß und die ganze Kirchenversammlung aus einander, und das Große,

was für die Reform der Kirche geschehen war, bestand darin, daß die alten kanonischen Satzungen über — Kleidung und Tonsur der Geistlichen bestätigt wurden. Weiter geschah gar nichts für die Sittenzucht und die allgemeine Besserung der kirchlichen Verhältnisse. Bestechung brachte es dahin, daß die Mehrheit dafür war, zuerst einen neuen Pabst zu wählen, und dann erst die Reformen zu berathen. Die Minderheit hatte die Reform vor der Pabstwahl verlangt. Am 11. November 1417 wurde Kardinal Odo Kolonna zum Pabst gewählt und nannte sich Martin V.

Dieser Italiener antwortete den Mahnungen der Deutschen und Engländer an die vor seiner Wahl zugesagte Reform fein und höflich als geweihter Pabst, „Reformen bedürfen einer reiflichen Ueberlegung“. Achtzehn Reformartikel waren vor der Pabstwahl formulirt worden, „über welche sich der künftige Pabst mit dem Concil oder den Deputirten der Nationen zu einigen habe“. Pabst Martin V. zog es vor, Concordate abzuschließen mit den Deputirten der einzelnen Nationen. Die Zugeständnisse des Pabstes darin waren so zweideutig gestellt, daß es ihm leicht war, sie nicht zu halten. Er hielt sie nicht, verschob die eigentliche Reform auf die Zukunft, gab glänzende Versprechungen und entließ die Kirchenversammlung am 22. April 1418. Sie war ohne Nutzen gewesen, weil sie in sich selbst nichtsnutzig war. Vier Jahre hatte sie gesessen, in jeder Art von Unsittlichkeit, Aemterverkauf und Lastern, um aller Welt zu beweisen, daß das Gottesgericht nöthig sey, welches jetzt von Böhmen aus über die schuldigen Hirten der Völker und über die wenigstens nicht unschuldigen Heerden hereinbrach mit Blut und Feuer, von der Moldau bis zum Oberrhein.

Eilftes Kapitel.

Anfang des Gerichtes Gottes durch die Hussiten.

Der Rhein hatte die Asche des verbrannten Hus mit sich ins Meer geführt, aber die Funken seines Scheiterhaufens entzündeten den größten Theil der böhmischen Nation: zu Prag fing es an, und es wurde ein Brand, der erst nach siebenzehn Jahren in Strömen von Blut erlosch. Das Gericht Gottes kam über die Mörder, eben so über den Kaiser, wie über die Kirchenversammlung, zwar erst nach fünf Jahren; aber sogleich, bei der ersten Nachricht von der Gräuelthat an Hus, über diejenigen in Prag, welche als bekannte Feinde des Hus dazu beigetragen hatten.

Ein Aufstand erhob sich in Prag bei der ersten Kunde, Aufstand von Adel wie von Volk. Die Häuser aller Geistlichen, die man als besonders feindselig gegen Hus kannte, wurden zerstört; der Erzbischof rettete nur durch die Flucht sein Leben, und die Blutrache vergriff sich an Priestern und Mönchen. König Wenzel selbst war hoch entrüstet über den Mord an Hus. Die Königin Sophie, deren Beichtvater Hus war, trat laut und öffentlich für den heiligen Märtyrer ein.

Und wenn man alles Das zusammenhält mit der aus tausend Urkunden erwiesenen Verlogenheit, Dichtung und Umdichtung, so dürfte allerdings die Geschichte König Wenzels besser lauten, als sie seit lange geschrieben worden ist, bis auf seine Vertheidiger in neuester Zeit, und viel für sich hat die Untersuchung des zu früh verstorbenen edeln und scharfsinnigen Otto Abel über die Nepomuk-Legende, nach welcher alle Nepomuks-Bilder Ehrenbilder des gemordeten Hus sind, und nach welcher erwiesen ist, daß es nie einen Beichtvater einer Gemahlin König Wenzels gab, welcher Nepomuk hieß. Derjenigen priesterlichen Kunst, welche den Himmel und die Erde mit Heiligen, die es niemals waren, oder die es sogar niemals gab, bevölkert hat, konnte es niemals schwer werden, die Bilder des Hus nach der Niederlage und Ausrottung der Hussiten in Nepomuk-Bilder umzutaufen, und den „ketzerischen“

Beichtvater der Königin Sophie, Johann Hus, zu einem fabelhaften rechtgläubigen Beichtvater der Königin Johanna von Bayern umzumodeln, unter dem Namen Nepomuk.

Hervorspringend ist, daß König Wenzel Hus und die freie religiöse Richtung stets begünstigt hat: bei schweren, breiten sittlichen Schatten hatte Wenzel einen hellen, der neuen Zeit zugewandten Verstand. Darum ist Alles, was römische Federn über Wenzel sagen, mit großer Vorsicht zu benützen.

So war der König und die Königin und die Bevölkerung in Prag für Hus. Aber nicht sie waren von Gott als würdig erfunden, die Werkzeuge seines Gerichtes zu werden. Gott wählte dazu eine reine Hand.

Diese Hand war Johann Trocznow (Trautenau).

Dieser böhmische Edelmann war von Kindheit auf am königlichen Hof erzogen worden. Er hatte sich im Kriege viel Ruhm erworben, in einer Schlacht ein Auge verloren und daher den Beinamen „Ziska" (d. h. der Einäugige, der Auglose).

Ziska war nicht groß von Gestalt, fast klein, wie die meisten Helden des Geistes und des Schwertes in der Weltgeschichte; aber von festem Bau; sein großer Kopf fast kahl, seine Nase stark gebogen und groß, wie sein Mund.

Dieser Mann war jetzt der Mann der Weltgeschichte, die Ruthe in der Hand Gottes für die verkommene Christenheit. Die Geistlichkeit selbst hatte ihn dazu herangezogen: ein Mönch hatte ihm seine Schwester, welche eine Nonne war, geschändet; darum haßte er die Mönche. Meister Hus war sein Mann, und ihm und seiner Lehre war er ganz ergeben. Bei der ersten Kunde von dem Mord an Hus schwur Ziska einen feierlichen Eid, diesen großen Zeugen der Wahrheit an der ganzen Klerisei rächen zu wollen.

Daß diesem Schwure die That folgte, beweist die Geschichte. Nationale Erhebungen brauchen Vorbereitungen; und wenn auch erst vier Jahre darauf das böhmische Volk in Waffen stand, so darf man sicher seyn, daß Ziska es war, der das Böhmenland waffnete, und nicht das, was Ungeschicktes ferner noch von Konstanz ausging.

Die Kirchenversammlung zu Konstanz war so verblendet durch den Geist des Satanismus, der sie beherrschte, daß sie ganz Prag mit dem Interdikt belegte. Noch drei Wochen vor der Ermordung des Hus, am 15. Juni 1415, hatte die Kirchenversammlung in ihrer dreizehnten allgemeinen Sitzung auf Gersons Antrag erklärt, „zwar habe Christus und die erste Kirche allerdings, wie die Böhmen sagen, das Abendmahl unter beiden Gestalten (d. h. Kelch und Brod) an Alle ausgetheilt; aber später habe die Kirche aus guten Gründen nothwendig befunden, in der äußerlichen Verwaltung des Sakraments nach den Bedürfnissen der Umstände vernünftig zu ändern; und darum sey Jeder als ein „Ketzer" zu bestrafen, welcher der Kirche und der Kirchenversammlung sich hierin nicht unterwerfe".

Am 2. September 1415 erließ der zu Prag versammelte Landtag einen Brief an die Kirchenversammlung, worin dieser die an Hus begangenen Gräuelthaten vorgehalten und Drohungen den Vorwürfen angehängt wurden. Vierhundert zwei und fünfzig Barone und Ritter Böhmens und Mährens bekräftigten diesen Erlaß mit ihren Siegeln. Drei Tage nachher beschloß der Landtag, jeder Gutsherr solle befugt seyn, auf seinem Grund und Boden die Lehre des Hus ferner predigen zu lassen. Da beschloß mit dem Anfang des Jahres 1416 die Kirchenversammlung zu Konstanz die schärfsten Maaßregeln gegen die „Ketzer" in Böhmen, und am 20. Februar lud sie alle Barone, welche den Drohbrief gesiegelt hatten, als „der Ketzerei verdächtig" vor ihr Gericht. Der Prozeß gegen sie wurde sofort eröffnet. Sie zählte auf den „katholischen Herrenbund", der sich vier Wochen später, als der „hussitische Herrenbund", gebildet hatte, unter der Verpflichtung, der römischen Kirche und der Kirchenversammlung in Allem stets treu und gehorsam zu seyn.

Das Bundeszeichen und der erste sichtbare Vereinigungspunkt der „Hussiten" wurde — der Abendmahlskelch, der von ihnen auch den Laien gereicht wurde, nach Christi Einsetzung und dem alten Kirchengebrauch. Die Ermordung des Hieronymus steigerte die Aufregung. Schaarenweise wurden die katholischen Pfarrer von ihren Pfarreien vertrieben; selbst die Königin Sophie

führte auf allen ihren Besitzungen hussitische Pfarrer ein. Am 16. März 1417 erklärte sich auch die Prager Universität für das Abendmahl unter beiderlei Gestalt; „die Böhmen sollen sich darin nicht irre machen lassen, selbst wenn ein Engel vom Himmel sie anders belehren wollte". Die Konstanzer Kirchenversammlung suspendirte jetzt alle Privilegien der Prager Universität, und Gerson rief, das Geeignetste scheine, mit weltlichem Arm, statt mit geistlichen Mitteln, gegen die böhmischen Ketzer einzuschreiten. Die Kirchenversammlung und der neugewählte Pabst Martin V. erließen eine Anweisung in fünf und zwanzig Artikeln, wie die böhmischen Ketzer mit Gewalt unterdrückt werden sollten.

König Wenzel gab endlich dem Drängen seines Bruders, des Kaisers, nach, und befahl zu Anfang des Jahres 1419 die Wiedereinsetzung aller vertriebenen katholischen Priester in ihre Pfarreien.

Die Hussiten waren von Anfang an, wie es in allen politischen oder religiösen Volksbewegungen geht, in Parteien, und die Parteien in Schattirungen, zwar nicht getheilt, aber doch unterschieden. Die Gemäßigten darunter forderten nichts, als: Freiheit der Predigt des göttlichen Worts; das Abendmahl unter beiderlei Gestalt; Rückkehr der Geistlichkeit zu apostolischer Armuth; und die Bestrafung aller Todsünden als Recht der Gemeinde. In der Lehre hielten sie, seit die Prager Universität sich an die Spitze der Gemäßigten stellte, sich sehr nahe an die katholische Kirche. Diese Gemäßigten hießen „Kalixtiner", d. h. die Freunde des Laienkelchs. Die Weitergehenden hießen „Taboriten". Der Unterschied der Anschauungen und Forderungen war natürlich lange da, vor diesen Namensunterschieden.

Im Städtchen Austi lebte ein Tuchhändler, der hieß Pytel. Pytel war ein begeisterter Freund des Hieronymus und des Hus. Seit dem Jahre 1415 war sein gastliches Haus Allen offen, welche um des evangelischen Glaubens willen verfolgt wurden. Da hatten sie Dach, Tisch und jede Art von Gastlichkeit, womit der in dem Lande der Berge, in Böhmen, neuerwachte religiöse Geist seine Liebe und Hochachtung denen bewies, welche Vertreter und Märtyrer dieses Geistes waren.

Das böhmische Volk war es, in welchem mitten in der lau oder kalt gewordenen Christenheit Gotteskräfte neu sich erwärmten, während ringsum die Christenheit auf scholastischen Stelzen ging, und in sittlicher Auflösung begriffen war.

Die Herberge der um des Glaubens willen Verfolgten in dem Städtchen Austi wurde der Herd eines Feuers, welches die Christenheit erleuchtete, indem es sie strafte. Da sammelten sich im Hause des Tuchhändlers Pytel die Freunde des entschiedenen religiösen Fortschritts um die Verfolgten, welche hier in den Tagen der Verfolgung ein gastliches Dach fanden.

So wurde auch, als Kaiser und König mit weltlichem Arm einschreiten wollten, Pytels Haus und das Städtchen Austi der Mittelpunkt, wo die neu erwärmten Gotteskräfte sich sammelten. Ziska und Nikolaus von Pistna auf Hussenecz, dem Geburtsort von Hus, riefen nach Austi eine Versammlung aller ihrer Glaubensgenossen zusammen, zur Antwort auf Kaiser Sigmunds und König Wenzels Befehl. Auf einem Berge oberhalb Austi im Bechiner Kreise genoßen die Versammelten das Abendmahl. Es waren Vierzigtausend, Männer und Frauen; Viele bewaffnet. An mehreren hundert Tischen saßen sie, und genoßen das Abendmahl, ganz in Art der späteren Reformirten, als die neue Kirche, unter beiderlei Gestalt. Alle schwuren unter freiem Himmel, Alles zu opfern für ihren Glauben.

König Wenzel, der noch in diesem selben Jahre starb, war sehr schwach geworden, und an seiner Statt gaben römisch gesinnte Höflinge die Befehle. So waren volksbeliebte Prediger eingekerkert worden. Die Hussiten in Prag zogen in einem langen Zuge, der ein ganz religiöser war, Psalmen singend, vor die Gefängnisse und vor die Häuser der Regierenden. Sie begehrten die Herausgabe derselben. In den religiösen Zug fielen Steinwürfe in der Neustadt Prag, und zwar vom Rathhause herab, als Antwort auf ihre Petition. Zu dem Umzuge war auch Ziska gekommen, mit einem Haufen derer, die auf dem Berge Tabor bei Austi das Abendmahl genommen und für ihren Glauben sich vereidet hatten. Durch die Steinwürfe und den Hohn ergrimmt, stürmte das Volk das Rathhaus der Neustadt, warf

den Bürgermeister und zwölf Stadträthe durch die Fenster in die emporgestreckten Spieße, Schwerter, Keulen und Mistgabeln, und stürzte sich dann auf die Wohnungen der Katholischgesinnten in der Altstadt. Diese hatten sich geschaart und wiesen den Angriff blutig zurück. Aber mehrere Klöster wurden geplündert, die Mönche mißhandelt, jedoch keiner getödtet. Es waren Stimmen da, welche ihr Blut forderten; aber Ziska mit seinem Machtwort schützte ihr Leben.

Ziska und Nikolaus auf Hussenecz hatten gleich nach jenem großen Abendmahl zwei große Beschlüsse gefaßt, erstens, auf die von der Kirchenversammlung und dem Pabst gegen ihren Glauben beschlossenen Vernichtungsmaaßregeln zur Selbstwehr zu greifen, ja nöthigenfalls angreifend vorzugehen, den „Antichrist" mit Feuer und Schwert zu bekämpfen; zweitens, auf dem Berge Tabor, dem Berge des großen Abendmahls, eine feste Stadt zu bauen, damit die in Böhmen zerstreute Kraft der Anhänger des Hus sich hier, als im Brennpunkt des Glaubens, sammle; damit jeder irgendwo Verfolgte hier eine Zuflucht habe; und damit von dieser Veste des Glaubens aus nach allen Seiten hin Hülfe oder Strafe getragen werden könnte, wo die eine oder die andere nöthig wäre.

So bauten sie das Städtchen Austi zu der gewaltigen Festung Tabor um.*)

Davon hießen Ziska und die Seinen, im Gegensatze zu den Kalixtinern, „Taboriten".

König Wenzel schwur auf die Ereignisse in der Neustadt allen Hussiten in augenblicklicher Zornaufwallung den Tod, verzieh aber gleich darauf Allen, und starb einige Tage später, kinderlos.

Zu dem Königreiche Böhmen gehörte damals noch Mähren,

---

*) Ob der Name Tabor schon früher Name des Berges war, und wegen seiner Gestalt Tabor, d. h. der Zeltberg, hieß; oder ob er diesen Namen erst, als die Vierzigtausend dort ihre Zelte aufschlugen, erhielt; oder ob der Name schon früher dem Berge gegeben wurde von den an seinem Fuße zu Austi im Hause des Tuchhändlers sitzenden verfolgten Prager Gelehrten, im Angedenken an den Tabor über Nazareth, — ist bis jetzt nicht klar.

Schlesien und die Lausitz. Der Erbe dieses Königreiches war nun Wenzels Bruder, Kaiser Sigmund, der Mörder dessen, welchen die Böhmen im Leben liebten und im Tode als Märtyrer verehrten, des Johann Hus.

Die meisten Stände des Königreichs verweigerten, einem Fürsten, wie Sigmund, zu huldigen, der das feierlich gegebene Kaiserwort gebrochen habe. Fürchterlich rächte es sich, daß das Kaiserthum sich ehrlos gemacht hatte in den Augen der Menschen. Das Pabstthum war in der öffentlichen Meinung tief herabgesunken durch eigene Schuld, und noch heruntergesetzt worden durch die Konstanzer Kirchenversammlung. Und eben so war die zweite große Kraft in der Christenheit, die Idee des Kaiserthums, neben Anderem, vollends tief herabgedrückt worden durch das Pabstthum, welches den Kaiser Sigmund in seinen Verlegenheiten zwang, solche Rollen zu spielen, wie wir gesehen haben. Aber schrecklich mußte es wirken auf das sittliche Leben der Völker, daß, unläugbar, Thron und Altar dastanden als „wort- und eidbrüchig“. Ein eidbrüchiges Kaiserthum und Kirchenthum hatte sich eben damit reif gemacht für den Untergang und für das Gottesgericht. So vorbereiteten auch diese Todsünden des Kirchenthums und des Kaiserthums den Untergang ihrer Herrschaft.

Zwölftes Kapitel.

Die Begeisterungsstunde der Hussiten.

Die „Taboriten“ hatten von Anfang an einen alttestamentlichen Geist in sich, wie er aus dem Buche Josua und dem ersten Buche Samuels spricht, und an diesen Geist setzte sich in kurzer Zeit Manches als Beisatz an, was weder alt- noch neutestamentlich war; Personen und Ansichten machten sich geltend, welche schwärmerisch waren, und zwar eben so auf das Politische als auf das Religiöse ihre Schwärmerei übertrugen.

Die „Akademie der freien Geister“ im Hause Pytels zu Austi, welche sich als solche im Gegensatz zur Prager Universität fühlte und benahm, stellte weitgehende Grundsätze auf, besonders Meister Johann von Jesenic. Bei Ziska fanden diese einen kräftigen Wiederhall.

Kaum war die Stadt Tabor entstanden, die Bergveste der neuen Kirche, so strömten den Hussiten neue Kräfte dahin zu in Begharden und Andersglaubigen aller Schattirungen, welche plötzlich und massenhaft, namentlich die Waldenser, aus ihrem bisherigen Dunkel und Geheimniß emportauchten. Allwärts her wurden reformatorische und revolutionäre Kräfte des Zeitalters von Tabor angezogen, floßen da zusammen und mischten sich mit einander.

Die Forderungen, die auf Tabor gestellt wurden, traten mit den Waffen in der Hand in die Zeit hinein, gleich nach dem Tode Wenzels. Bei weitem die Mehrheit aller Böhmen, die gemäßigten Hussiten wie die Taboriten, verweigerte dem Bruder Wenzels, dem Kaiser Sigmund, die Anerkennung, und dieser rüstete sich, mit Waffengewalt die „böhmischen Ketzer sich und der Kirche zu unterwerfen“. Diese von Außen drohende Gefahr hatte die Folge, daß für jetzt Kalixtiner und Taboriten, d. h. alle Schattirungen der Anhänger an die Lehren des Hus, zusammenhielten, weil sie von Außen zusammengedrängt wurden; und zweitens, daß diejenigen in der Vereinigung die Oberhand hatten, welche an Energie des Gedankens und der That voraus waren, die „Begeisterten“. Wunderbar war es hier, wie später in der großen religiös-politischen Bewegung Englands: die durchschlagende Thatkraft mit der leitenden und berechnenden Besonnenheit war auf Seiten der Begeisterten, nicht der Gemäßigten. Ziska und die Seinen herrschten.

Die Aeußersten unter den Taboriten forderten, alles fremde Recht, heidnisches und deutsches, soll in Böhmen aufgehoben seyn. Alle Gemeinden sollen sich fortan nur nach dem Recht und Gesetz Gottes richten. Alle katholischen Ueberlieferungen und Einrichtungen, welche sich nicht streng an die heilige Schrift anschließen, sollen abgeschafft seyn; so die Heiligen- und Bilder-

verehrung, die Lehre vom Fegfeuer, das Gepränge beim Gottesdienst, die Fasten und Feiertage, aller weltliche Besitz der Geistlichkeit, alle Klöster und Ornate und dergleichen. Verzicht jedoch auf die weltlichen Besitzungen forderten auch die Gemäßigtsten unter den Kalixtinern von der Geistlichkeit.

Nicht schon jetzt, sondern später, viele Jahre später, erst im blutigen Fortrollen der hussitischen Revolution, traten solche auf, welche predigten, die Zeit des in der Offenbarung geweissagten irdischen Reiches Jesu sey nun da; damit es vollends kommen könne, müssen alle Feinde desselben mit dem Schwerte vertilgt, alle Standesunterschiede, alle Abgaben, Steuern und Zahlungen abgethan werden.

Schon jetzt aber, gleich nach Wenzels Tode, trat von Seiten der Taboriten die Forderung der Republik hervor, einer Republik mit religiösem Zuschnitt. Ein Freistaat, worin Alle Brüder seyen, worin nur Gott selbst als König über die Menschen verehrt werde, und die Regierung bei dem ganzen Volke der Gläubigen stehe, sey allein freier Männer und Christen würdig.

Gingen auch die Kalixtiner nicht so weit, so forderten doch auch sie mehr, als bisher, nämlich ein Königthum mit wichtigen gesetzlichen Beschränkungen, einen konstitutionellen Fürsten.

Die Taboriten zu isoliren, wäre für Sigmund um so leichter gewesen, je schärfer sich die politische wie die religiöse Abweichung zwischen ihnen und den Kalixtinern herausstellte. Denn für die Republik war vorzugsweise nur der ärmere Adel, der gemeine Mann auf dem Lande und in den Städten; für den konstitutionellen König war die Mehrheit des Adels, der reicheren Bürger und der Großbauern. Sigmund aber beleidigte die Gemäßigten wie die Taboriten, die Königspartei wie die Republikaner: er wollte nach keiner Seite hin ein Zugeständniß geben.

Wie die Kirchenversammlung den Bann und den Kreuzzug, so sprach Kaiser Sigmund die Reichsacht aus über die Böhmen, und stellte sich selbst an die Spitze des Kreuzzugs gegen sie. Die Katholischen in Böhmen hatten den Hradschin, die königliche Burg über der Stadt Prag, bisher behauptet, und hier ließ sich Sigmund durch den Patriarchen von Aquileja zum Könige von

Böhmen krönen. Aber zu Breslau in Schlesien hatte Sigmund abermals die Schwäche, auf das Verlangen des päbstlichen Legaten den Prager Kaufmann Johann Krasa am 17. März 1420 in Ketten durch die Straßen Breslaus schleifen und auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen, bloß darum, weil Krasa die Verurtheilung des Hus in offener Herberge eine ungerechte genannt hatte. Wo das Kreuzheer, Sigmund an dessen Spitze, Hussiten ergriff, wurden sie durch Feuer oder durch Schwert hingerichtet. Sigmund wollte schrecken, und reizte dadurch die Hussiten zur schrecklichsten Rache.

Ziska, der Führer des „Volkes Gottes", wie die Taboriten sich selbst hießen, sagte, nunmehr sey die Zeit der Rache, nicht mehr die der Gnade vorhanden. Er griff zu dem alttestamentlichen Schreckens- und Vertilgungssystem, um „den Antichrist", alle „Philister und Kananiter", auszurotten. Alles Papistische nannten die vom Geist „Ergriffenen" unter den Taboriten, welche weissagten und entflammten, mit diesen Namen. Auch ihre eigenen Helden und ihre Lagerorte nannten sie mit biblischen Namen. „Hier ist Horeb, hier der Oelberg, hier der Hügel des Lammes," sprachen die Schwärmer, und Kaiser Sigmund hieß der rothe Drache in der Offenbarung, sich selbst hießen sie auch Jünger und Streiter des Heilands und seiner Zukunft, Vorläufer des jüngsten Gerichts.

Auch hier tritt, wie später in England, das Wunderbare in mächtiger Gestalt und in fester Zeichnung hervor. Ziska bildet sich in wenigen Monaten zum größten Feldherrn seiner Zeit, und sein aus Handwerkern und Landleuten zusammengesetztes Heer ist in eben so kurzer Zeit so kriegsgeübt, daß es der Schrecken der Christenheit ist, und ein Kreuzheer um das andere vor ihm erzittert und fällt, obgleich vom Kaiser geführt und allen berühmten Kriegsobersten der katholischen Welt. Und die Ritter des Kreuzheeres waren geharnischt, die Taboriten im Bauernrock größtentheils, roh bewaffnet mit Keulen, Spießen, Feuerhaken und eisenbeschwerten Dreschflegeln; die Ritter zu Roß in Masse beim Kreuzheer, die Taboriten zu Fuß mit geringer Reiterei.

Ziska war eben so sehr von seinem Gott ergriffen, wie seine

zuvor im Krieg ganz ungeübten Bauern, und es war ein unläugbar außerordentlicher „wunderbarer“ Geist, der es möglich machte, daß diese Ungeübten in wenigen Monaten zu den furchtbarsten Kriegern Europas sich umschaffen ließen, wie daß der einäugige Heerführer, welcher dieß vollzog, jeden Fleck Terrains besser als seine Gegner zu benützen verstand, und der Erfinder wurde für die Anfänge der neuen Feldbefestigungskunst.

Für die politische Geschichte bietet der Hussitenkrieg die großartigste Reihe eigenthümlicher Gemälde in seinen Helden und Thaten; für die Kirchengeschichte in so engem Rahmen, wie die unsrige, läßt sich nur das hervorheben, was die außerordentlichen Wirkungen religiöser Begeisterung veranschaulicht.

Der Schrecken vor dieser Begeisterung war so groß, daß Kaiser Sigmund und das Kreuzheer zweimal Ziska sich näherten, und zweimal bei Nacht zurückwichen, als der „Schreckliche“ ihnen zur Schlacht entgegenrückte. Wo Ziska mit einzelnen Abtheilungen des Kreuzheeres oder mit katholischen Plätzen und Haufen zusammengetroffen war, die sich nicht ergaben, sondern erstürmt oder bekämpft werden mußten: da würgte er, wie Josua würgte, ohne Unterschied der Schuld und der Unschuld, des Alters und des Geschlechtes. Als der Kaiser und das Kreuzheer wieder nicht die Entscheidung für den Glauben auf das Gottesgericht der Schlacht zu setzen wagte, trug Ziska die Rache des „Volkes Gottes“ vorwärts unter die „Kananiter“.

So berannte er das Schloß Rabi, eine Burg auf hohem Felsen hinter Glattau, im Prachenser Kreis in Böhmen. Er hielt unter einem Birnbaume, um von hier aus den Sturm zu leiten. Da traf ein Schuß den Birnbaum, ein Splitter schlug ihm das noch sehende Auge auch vollends aus; er war nun völlig augenlos. Aber er hatte eine so lebendige Einbildungskraft, ein so scharfes Urtheil, ein solches Combinationsvermögen, daß er, obgleich völlig blind, die Schlacht fortleitete, als wäre er sehend. Es gehörte etwas ganz Außerordentliches dazu, um im Gluthschmerz der Wunde auf dem Platz auszuhalten und Befehle zu ertheilen, was Thatsache ist.

Es war das gewiß eines der Wunder der spezifischen

Glaubenskraft, an welchen die Geschichte des Christenthums reich ist: verkenne man nur nicht die Wunder, welche in dem einen wie in dem andern Lager, in dem evangelischen wie in dem katholischen, im Lager der Rechtgläubigen wie im Lager der Andersgläubigen, in Folge dieser spezifischen Glaubenskraft sich finden. Auch das war noch ein Wunder an Ziska, daß er blind an beiden Augen als der größte Heerführer Europas die Schlachten leitete, noch vier Jahre lang. Seine Adjutanten berichteten ihm Zahl, Stellung, Bewegungen des Feindes, und der völlig augenlose Heerführer gab auf das hin seine Befehle, welche noch vier Jahre lang überall den Sieg entschieden.

Der Aberglaube des Mittelalters auf katholischer Seite glaubte diesen großen Feldherrn mit dem Teufel im Bund. Der Rationalismus erklärte das aus der Terrainkunde und dem ungeheuren Gedächtniß dieses Tschechen, und vergaß dabei, daß, so lange die Welt steht, noch kein Rationalist solche Erfolge erzielt hat, trotz anerkannten Gedächtnisses, anerkannter Terrainskenntniß und anderer im bürgerlichen Leben brauchbarer Eigenschaften.

Der augenlose Ziska sah durch innere Erleuchtung, was zum Zwecke nöthig war, für welchen ihn Gott in die Welt gestellt hatte. Erleuchtung von Oben, und zwar wunderbare, weil durch nichts genügend erklärbare, innere Erleuchtung, wie sie die Werkzeuge Gottes haben, war es, was ihn so handeln ließ: ein Wunder, vor welchem der Verstand des gemeinen Lebens stille steht, aber nicht die Vernunft.

Ziska verstand es, seine Leute durch kriegerische Uebungen und durch Gottesdienste mit Gebet und Lobgesängen, mit Lesung der für die Lage passendsten Bibelstücke und mit Predigten schwärmerischer Prediger ununterbrochen in Spannung zu halten. Nicht weil er grausam war, sondern theils zur Vergeltung, theils um Schrecken vor sich her zu verbreiten, verfuhr Ziska, wie nach der Bibel das Volk Gottes gegen die Kananiter. Durch Schrecken bewirkte er, daß der Krieg im Ganzen weniger Blut und Opfer kostete, weil seit den Schreckensbeispielen, die er gab, Städte und Plätze ohne Widerstand die Thore öffneten, und ganze Heere ohne Schwertstreich flohen, sobald sie Ziska's Schlacht-

marsch aus der Ferne her durch die dumpfen Trommeln wirbeln hörten.

Der Hussitenkrieg zeigt, wie alle Religionskriege, schauderhafte Thaten von beiden Seiten, weil die wilde Schwärmerei des religiösen, des politischen und des nationalen Hasses darin zusammenwirkte. Als Sigmund den zweiten großen Kreuzzug gegen die Hussiten führte, dessen Vortrab 20,000 Schlesier bildeten, schnitten diese den gefangenen Böhmen Nasen, Ohren und Hände ab und stachen ihnen die Augen aus. Dagegen nahm Ziska die Maaßregel, daß er keinem gefangenen Feinde Gnade gab, der zu denen gehörte, welche Grausamkeiten an den Seinen geübt hatten. Er unterschied aber sehr scharf. Zu Kuttenberg hatte sich der Kaiser mit 60,000 Kriegern gelagert, und die bigottkatholischen Bergknappen Kuttenbergs, meist Deutsche, hatten ganze Schaaren hussitischer Umwohner in den Schachten ihrer Bergwerke eingesperrt und zu Tode gehungert. Dennoch verschonte Ziska die Bürger Kuttenbergs und die Stadt, als sie um Gnade flehten, nach der fürchterlichen Niederlage des Kreuzheers.

In drei Stunden hatte Ziska bei Kuttenberg das Kreuzheer so geschlagen, daß es bis nach Mähren floh und nach allen Winden hin: es hatte nichts für den Sieg der Katholischen geholfen, daß dieses zweite Heer, wie das erste schon, vom Pabste selbst für die Kreuzfahrt geweihet war. Die Hussiten wälzten ihre verheerenden Schaaren und das Entsetzen vor sich her bis in das Herz des deutschen Reiches.

Jetzt, nach dem großen Siege, löste sich die nur durch den gemeinschaftlichen äußeren Feind gewordene Einheit zwischen der Königspartei und der republikanischen. Der Sieg machte die weissagenden Brüder unter der letzteren noch schwärmerischer. An die Nähe des tausendjährigen Reiches glaubte der gemeine Mann jetzt immer mehr; und die Mehrheit der Taboriten ließ sich hinreißen von solchen, die da predigten, aus den mit dem Schweiß und Blut des Volks bedeckten veralteten Staatsformen werde ein neues Leben hervorbrechen, das Reich Gottes, wie es geweissagt sey; die neue Kirche werde über die ganze Erde sich ausbreiten, schon sitze der Heiland auf dem Stuhle des Gerichts, und als

Vollstrecker seines Urtheils habe das gläubige Volk der neuen Kirche den Beruf, alle Kronen und Fürstenstühle zu zerbrechen, den so lange durch Götzen- und Knechtsdienst entwürdigten Erdboden zu reinigen, das Unkraut mit der Wurzel auszureuten, das Land neu zu bepflügen, eine allgemeine Brüdergemeine und das neue Jerusalem aufzurichten.

Es lag nahe, daß, als die siegreichen Böhmen ihren Glauben, und ihre politischen Gedanken, mit den Waffen in der Hand schon über die Städte und Dörfer Mährens hintrugen, die Politik des Kaisers und des Pabstes die weiteren Fortschritte durch Aussaat und Pflege der Zwietracht unter den Böhmen selbst, durch die uralten Künste der Diplomatie zu hemmen suchte. Es ist bei allen religiösen und politischen Revolutionen so: sie tragen in Persönlichkeiten und in Fragen den Stoff zur Zwietracht in sich selbst, dieser Stoff würde sich auch mit der Zeit von selbst entzünden; da kommen dann aber noch die Gegner von Außen, und lassen durch Hände, die heimlich in ihrem Dienst und Solde sind, zutragen und schüren, daß die Zwietracht schneller auflohe, und unlöschbar. So war die einseitige Wahl des lithauischen Fürsten Sigmund Koribut zum Könige von Böhmen, als ein in jeder Hinsicht unpassender und ungeschickter Schritt, greiflich eine Handlung geheimer Einwirkungen von Außen, vom Pabst und vom Kaiser; denn diese Königswahl konnte für Niemand einen Erfolg haben, als eben für diese Feinde Böhmens. Die Wahl Koributs war von dem größten Theile des böhmischen Adels und von den Pragern ausgegangen.

Die Folge davon war ein so schroffer Gegensatz zwischen Pragern und Taboriten, daß Ziska diesen, des Ganzen wegen, nur durch das Gottesurtheil der Schlacht ausgleichen zu können glaubte. Am 8. Juni 1424 hatten die Römischen die Freude, die Hussiten im Bürgerkrieg sich zerfleischen zu sehen. Die Bruderschlacht geschah auf dem Gebirgsplateau bei Maleschau, wenige Meilen von Kollin. Die Prager und der Adel wurden geschlagen, Ziska umlagerte Prag. Als die Seinen sich zum Sturme rüsteten, kam der von beiden Parteien hochgeehrte Prediger der Prager, Johann Rokiczana, ein Schüler von Hus und dessen Freund,

Jakob von Misa, heraus zu Ziska, und vermittelte den Frieden zwischen beiden Parteien.

Sieger in eilf Schlachten, starb am 11. Oktober 1424 Ziska, von einer Seuche, nicht von Waffen bezwungen, und feierlich in dem Münster von Zaslau beigesetzt; wochenlang beklagten ihn in aufrichtiger Trauer alle Taboriten. Sein glaubenskräftiger Heldengeist blieb in den Seinen, namentlich in den Führern, die unter ihm befehligt hatten, in Prokopoly, einem ehemaligen Mönch, der auch der größere Prokop heißt, in Hinko und in Krusina, und am meisten in Prokop dem kleinen, welcher Adjutant Ziska's gewesen war. Der Haufe, den Ziska unmittelbar befehligt hatte, nahm, um auch darin die Größe ihres Verlustes zu zeigen, nach dem Hingang ihres Vaters Ziska den Namen „Waisen" an.

Die „Waisen" waren nicht so schwärmerisch wie die eigentlichen Taboriten, wie diese letzteren jetzt zum Unterschiede von den Waisen hießen. Die Taboriten bildeten jetzt die Aeußersten unter den Hussiten, welche mit der ganzen alten Kirche gebrochen hatten, und mit Allem, was an dieselbe erinnerte. Die „Waisen" behielten in Gottesdienst und Glaubenslehre und in kirchlichem Leben noch so viel von der alten Kirche, als Hus davon behalten hatte. War Wykliffe politisch und kirchlich weiter gegangen als Hus, so gingen die jetzigen Taboriten noch über Wykliffe weit hinaus. Sie waren religiös-fanatisch, aber ganz unkirchlich, priesterfeindlich bis aufs Aeußerste. Die dritte Partei, deren Hauptforderung der „Kelch" im Abendmahle war, die „Prager" und der Mehrtheil des „Adels", welchen das Uebergewicht der taboritischen Landleute und die harte Gleichheitslehre der äußersten Taboriten von Anfang an ungewohnt war und immer lästiger wurde, — wähnte es sich zuträglicher, sich lieber der alten Kirche wieder mehr zu nähern, als sich von Waisen und Taboriten den Ton angeben zu lassen, und in die allgemeine Brüderlichkeit und Gleichheit einzugehen. Diese Lehre dünkte dem alten Adel zu hart, und eben so der höheren Klasse der Städtebürger.

Zudem waren die Waisen wie die Taboriten — Republikaner,

bloß mit dem Unterschied, wie man etwa die Waisen blaue, die Taboriten rothe Republikaner nennen würde. Sie selbst aber waren mehr als je für einen König. Der Wahn, als ob Freiheit und Völkerglück an eine Form des Staates, das Königthum oder die Republik, gebunden sey, erzeugte schon damals den unnützen Formenstreit und Spaltungen der Kraft.

Doch schloßen sich alle Schattirungen noch einmal fest zusammen, als die Kinder des „gelobten Landes", als das „Volk Gottes", wie sie selbst Land und Volk der neugläubigen Böhmen nannten, gegen die „Philister, die Moabiter, Amalekiter und Söhne Edoms", wie sie die Fremden und die Römisch-katholischen nannten; aber nicht diejenigen Katholischen, welche als Böhmen mit ihnen hielten gegen den Ueberzug der Fremden. Denn selbst die Aeußersten unter den Hussiten ließen Jedem seinen Glauben und drangen Niemand den ihrigen auf: das Abthun der Mönchs- und Nonnenklöster ist ihnen fälschlich als eine Unduldsamkeit gegen den Katholizismus aufgebürdert worden.

Dreizehntes Kapitel.

Ausgang der Kreuzzüge gegen die Hussiten und die Bedeutung der hussitischen Bewegung.

Da sie jeden Augenblick einem neuen Kreuzzug wider sich entgegensehen mußten, so wollte das Volk Gottes, nach Ziska's Mahnung, nicht mehr bloß abwehren, sondern angreifen, und durch einen Angriffskrieg sich sichern. So fielen sie in Oestreich, in Schlesien, in Bayern und in Sachsen ein, und erhoben den „Ketzergroschen"; wer diesen nicht zahlte, Fürst, Stadt und Dorf, fand keine Gnade; wer ihn zahlte, blieb verschont. Mit diesen Geldern der feigen rechtgläubigen Kirche führte die neue Kirche ihren Vertheidigungskampf für sich selbst.

Und damit die unglücklichen Völker ihre eigenen Sünden und die ihrer gewissenlosen Vertreter zu Konstanz recht zu büßen

bekämen, wurde nun auch zu einem neuen „Kreuzzug“ wider die „Ketzer und Hussiten“ durch gemeinschaftlichen Erlaß des Pabstes und des Kaisers der „gemeine Pfenning“ eingefordert, d. h. die erste allgemeine Steuer, die auf Priester und Weltliche, auf Weiber und Männer, auf jedes Alter und jeden Stand gelegt wurde.

In der ganzen Christenheit wurde zu diesem dritten Kreuzzug gesammelt, im Kreuzheere selbst das Fluchen bei Pranger und Geißelung verboten, und jeder Heertheil mit „wohlgelehrten Pfaffen“ versehen, welche Beichte hören, predigen und das Volk lehren sollten, wie man sich zu halten und für den Glauben zu kämpfen habe. Der Kardinallegat des Pabstes, Julian Cäsarini, der das Kreuzheer zusammenpredigte, mit Ablaß und Verheißungen des Himmelreichs, weihte mit dem geistlichen Segen das hunderttausend Mann zählende Kreuzheer wider die Furcht des Todes und wider die Schrecken des bösen Gewissens; und in der Heerordnung hieß es unter Anderem, wer aus dem Streit fliehe, solle mit Weib und Kind ewig vertrieben werden und Hab und Gut verlieren.

So zogen die Kreuzfahrer über den Wald nach Böhmen hinein und schlugen am Abend vor Mariä Himmelfahrt zwischen Taus und Riesenburg eine Wagenburg. Da rollten fernher die dumpfen Wirbel der hussitischen Trommeln. Entsetzen ergriff die vordersten Reihen der Deutschen, die Fuhrleute. Sie flohen, ohne auf des Kardinals Flehen und Geschrei zu hören, sie sollen doch stehen, Gott helfe ihnen gewiß gegen die Ketzer. Das ganze Heer war plötzlich in toller, verworrener Flucht durch einander. Reiter, Fußknechte, Karren, Geschütz verwickelten sich im finstern Böhmerwald. An 11,000 wurden von den nachsetzenden Hussiten oder durch Hunger und Elend im Waldgebirg aufgerieben, und 8000 Wagen, darunter 240 mit Gold, Silber und Wein, 150 schwere Geschütze wurden die Beute der Hussiten. Es war am 14. August 1431. Auffliegende Pulverkarren weckten im Walde mit ihrem Getrach einen so grauenvollen Wiederhall, daß die Fliehenden noch flüchtiger wurden, als wollte der ganze Wald über sie fallen und sie zudecken. Der Kardinallegat, im Fliehen

so hurtig als Einer, verlor im Gedränge seine Bannbulle und seine Klingel, seinen Kardinalsmantel, seinen rothgefütterten Hut und sein kostbares Kreuz. Erst in Regensburg sammelten sich ärmliche Trümmer des wie Schnee zerronnenen Kreuzheers.

So hatte auch dieses mit Ablaß und Weihen gesegnete Kreuzheer keinen Erfolg gehabt, als die allerschimpflichste Niederlage. Kardinal Julian war zugleich als Stellvertreter des Pabstes, Eugens IV., Vorsitzender der allgemeinen Kirchenversammlung zu Basel. Diese Kirchenversammlung sollte fortsetzen, was zu Konstanz mißlungen war. Sie war am 23. Juli 1431 eröffnet worden. Julian war ein Mann von Geist und gutem Willen für Reformen, wie für den Frieden in der Christenheit; ein Mann von höherem Geist, altklassischer Bildung und staatsmännischer Einsicht in die Zeitbedürfnisse, erhaben innerlich über das, was er äußerlich in seiner Amtsstellung zu vertreten und zu handhaben hatte.

Seine erhaltenen Briefe zeigen, wie sehr er die Einsicht gewonnen hatte, daß man wahre Begeisterung eines Volkes, in welchem sie neu war und im Feuer eines verjüngten Glaubens glühte, nicht mit einem alten Glauben bekämpfen könne, in welchem sich ein Volk abgelebt hatte, und welchen man künstlich ins Feuer zu bringen suchte. Dieser Italiener und Großkardinal durchschaute mit klarer Bewußtheit, was die Völker Europas ahneten oder fühlten, nämlich daß das Volk der Hussiten da stand als ein furchtbarer Kläger und Rächer der Sünden des Jahrhunderts, des geistigen und weltlichen Herrenthums; daß ein neuer Gott über und mit den Hussiten war; daß die Welt anfing, unter ihrem Fußtritt sich zu wandeln und neu zu werden in allen Verhältnissen, in bürgerlichen wie in religiösen, im Familien- wie im öffentlichen Leben; daß die Sichel, mit welcher die Hussiten auf Erden aufräumen wollten, wirkliche Uebel, woran die Menschheit seit Jahrtausenden gelitten, an der Wurzel abzuschneiden begonnen hatte, und aus dem Grund und Boden des Reinmenschlichen und Geistigen ein neues Gewächs im Hervortreiben war, dessen Werth und Bedeutung, trotz seiner Auswüchse und Ansätze, unverkennbar waren.

Aber auch das Gefährliche entging dem Kardinal nicht, das der fernere Waffenkampf mit den Hussiten hatte, sowohl durch die Niederlagen der Kreuzheere, als durch die Ansteckung der Ideen, die mit den Siegen der Ketzer zunehmen mußte, da die Böhmen ihre Waffen und ihre Gedanken bereits nach Franken, ja tief herein nach Schwaben trugen. Ihm entging am wenigsten, wie dadurch der langangehäufte politische und religiöse Brandstoff zugleich sich zu entzünden drohte, rings umher. Er sah, wie das Gewitter aus Böhmen auf die Nachbarvölker wirkte, nicht bloß erschütternd und zerstörend, sondern auch erleuchtend und belebend.

So wirkte es besonders auf den gemeinen Mann. Wie die böhmischen Bauern mit ihrer Begeisterung immerfort so siegten, da sank beim gemeinen Mann im deutschen Reiche die hergebrachte Meinung von der Königsmacht und der Furchtbarkeit des Adels tief; und in gleichem Maaße stieg der Glaube an Volkskraft, und die Sehnsucht nach Befreiung von Priesterbanden und Herrenlasten einerseits, und andererseits dämmerte es in manchem Kopfe, diese Ketzer dürften in Glaubenssachen anders zu beurtheilen seyn.

Während die Masse der Rechtgläubigen in den Fortschritten der Hussiten nur das sahen, was ihre Priester ihnen vorsagten, nämlich Wirkungen des Teufels und des Bundes mit ihm, fing denn doch auch mancher rechtgläubige Kopf, der zu denken wagte, einzusehen an, daß Gott stärker seyn müsse als der Teufel, daß die Hussiten darum fortwährend siegen, weil nicht der Teufel, sondern Gott mit ihnen sey, und daß, was die Hussiten lehren, nicht teuflisch, sondern göttlich klinge. Die überall im Geheimen lebenden freien Brüderschaften wußten da von selbst die Ansicht bis zur Einsicht zu bringen.

Der Kardinal Julian ließ es darum nach seiner Flucht aus Böhmen in Basel sein Erstes seyn, die Kirchenversammlung und alle Reichsfürsten zu gütlicher Unterhandlung mit den Hussiten zu stimmen. Kaiser Sigmund selbst gab, um den Böhmen durch den gewählten Ausdruck sich angenehm zu machen, auf der Kirchenversammlung zu Basel die Erklärung ab, die Böhmen seyen „ein Heldenvolk“. Insgeheim kamen er und die Staatsmänner der Versammlung überein, die Böhmen können nur durch sich selbst

bezwungen werden; man müsse um jeden Preis mit ihnen Frieden machen und das Uebrige von der Zeit erwarten, um sie in den Schooß der allgemeinen Kirche zurückzuführen.

Gewarnt durch das Schicksal des Hus, ging keine der Parteien unter den Hussiten auf die Einladungen ein, welche sie in den rücksichtsvollsten Worten ersuchten, aufs Schnellste ihre Abgeordneten zur Kirchenversammlung nach Basel zu entsenden. Die ganze Kirchenversammlung schrieb an sie, und gleichzeitig erließ Kaiser Sigmund selbst ein eigenhändiges Schreiben an sie.

Uebel sah der Pabst Eugen IV. in Rom dazu. Man dürfe, sagte er, den böhmischen Ketzern nicht zu Recht stehen ohne Gefährde des Ansehens der heiligen römischen Kirche, welche ja jene Halsstarrigen öffentlich zu Konstanz verurtheilt habe. In Basel und rings umher wurzle der hussische Unglaube. Darum müsse die Kirchenversammlung von Basel nach Bologna verlegt werden.

Die versammelten Väter aber wiesen dieses Ansinnen einmüthig zurück, und der Kardinallegat unterstützte sie. Die Kirchenversammlung wiederholte den Grundsatz, daß sie über dem Pabste stehe. Der Nothschrei der christlichen Völker, da die Hussiten bis Stettin und an das ganze Gestade der Ostsee im Jahre 1432 ihre Waffen und ihren Glauben trugen, drängte um so mehr die Väter und den Kaiser, durch neue Botschaften die Hussiten zu bewegen, die Kirchenversammlung in Basel zu beschicken.

Prokop der Größere, der frühere Mönch, und Johann von Rokiczana gingen als Abgeordnete nach Basel. Dreihundert hussitische Krieger begleiteten sie. Auf die erste Einladung war von Herren, Rittern, Städten und Ständen des böhmischen Reiches dem Kaiser geantwortet worden, man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen, und ihre Pflicht sey, die Wahrheit Gottes frei zu lehren, und die Hauptfeinde der göttlichen Wahrheit, die römische Priesterschaft, so lange zu bekämpfen, bis sie ablassen von unchristlichen Ränken und Gewaltthaten. Um so mehr machte man von Basel aus ihnen jetzt alle Einräumungen, selbst die, daß sie unter den Augen der Kirchenversammlung in Basel selbst ihren hussitischen Gottesdienst halten durften.

Im deutschen Reiche war es nach den drei Kreuzzügen

Sprüchwort, jeder böhmische Landsknecht habe hundert Teufel im Leibe. Die Mönche hatten geschrieen, die Hussiten seyen leibhaftige Höllengeister; manches Weib und mancher Mann wurde in diesem Glauben befestigt durch den Graus dessen, was die Flüchtigen erzählten; und in Städten und Dörfern, wo die hussitischen Gesandten durchzogen, studirte manches Weib und mancher Mann ängstlich-neugierig ihre Gesichtszüge und Gebärden, um den Teufel darin zu erkennen.

Mit ungewöhnlicher Höflichkeit und Auszeichnung wurde die hussitische Gesandtschaft in Basel empfangen, am 6. Januar 1433, besonders vom Kardinal Julian. Aber an diesen groben Leuten des Kriegshandwerks und der Berge gleitete die italienische und die französische Feinheit ab, und ihr Freimuth, womit sie die evangelische Wahrheit vortrugen, brachte die gewandtesten Scholastiker in Verlegenheit, so daß einmal der Kardinallegat, um von der heikeln Hauptfrage abzulenken und Prokop zu verwirren, Prokop den Vorwurf machte, die Hussiten haben den Bettelmönchorden, ja das Mönchthum überhaupt (Prokop war ein Mönch) für eine Erfindung des Teufels erklärt. „Wessen sonst,“ antwortete Prokop, „da weder einer der Erzväter, noch Moses, noch einer der Propheten, noch Christus oder einer der Aposteln sie eingesetzt hat? Wer siehet da nicht das Werk des Teufels und der Finsterniß?“ Da lachte der größte Theil des Kirchenversammlungsausschusses zu diesem trockenen Beweis des schlachtenberühmten ehemaligen Mönchs.

Nach fünfzigtägigem Verhandeln kehrten die Hussiten wieder heim. Die Mehrheit der Kirchenversammlung war nicht zu bewegen gewesen, anzunehmen, was der milde Rokiczana als Hauptartikel des Friedens vorlegte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten, die freie und lautere Predigt des Worts Gottes in der Landessprache, die Untersuchung von Todsünden und anderen Verbrechen der Geistlichkeit durch die weltliche Obrigkeit, die Abtretung aller politischen Gewalt und alles Güterbesitzes, so viel davon jetzt in den Händen der Priesterschaft sey, an die Gemeinden.

Rokiczana und Prokop blieben dabei: was sie fordern, sey urevangelisch; was die Geistlichkeit jetzt sey, sey den ausdrück-

lichen Lehren des Evangeliums entgegen, sowie den Bräuchen der ältesten Kirche. Die Abreise der Hussiten machte einen solchen Eindruck, daß die Mehrheit der Versammlung plötzlich zu allen Zugeständnissen des Augenblicks bereit war. Jetzt schickte die Kirchenversammlung eine glänzende Gesandtschaft an die Hussiten nach Prag. Dabei waren ihre gewandtesten Diplomaten. Ihre öffentliche Aufgabe lautete, Frieden zu schließen; ihre geheime, den Samen der Zwietracht unter die Hussiten einzusäen und die Einheit derselben zu sprengen. Rokiczana wurde gewonnen durch Zusicherung, ihn als Erzbischof der Kalixtiner, als Erzbischof von Prag anzuerkennen. Der Adel und die großen Grundbesitzer und die Prager konnten nur ihren Vortheil darin sehen, wenn der lange und noch weit aussehende Krieg in Frieden überging; die Gesandten des Concils wußten auch ihre Furcht vor der „Bauernherrschaft" und der „Tyrannei der Republikaner" noch zu steigern.

Die „Prager Verkommniß", abgeschlossen am 30. November 1433, war die Frucht dieser Diplomatenkünste. Darin wurde festgesetzt, das Abendmahl solle unter beiden Gestalten, aber auch unter Einer Gestalt ausgetheilt werden dürfen; es solle frei das göttliche Wort in der Landessprache gepredigt werden, aber nur von verordneten Priestern, unter der Autorität der geistlichen Vorgesetzten und der höchsten des Pabstes; die Geistlichkeit solle zwar keine Güter besitzen, aber den Nießbrauch und die Verwaltung des bisherigen Kirchenguts haben, und jede anderweitige oder weltliche Verwendung des Kirchenguts solle als Kirchenraub gelten; die Kirchenzucht solle zwar strenger gehandhabt werden, aber bei denselben Vergehen sollen für den geistlichen Stand nur die geistlichen Gerichte zuständig seyn.

Als die Kalixtiner zu Prag diese Artikel annahmen, nannte die Kirchenversammlung zu Basel sie „die ersten Söhne der Kirche". Diese Artikel waren sehr verschieden von dem, was Rokiczana früher zu Basel mit Prokop vorgelegt hatte; sie hatten überdieß Worte und Vorbehalte in sich, aus denen man später Alles machen und dem ganzen Vertrag Alles entziehen konnte, was zu Gunsten der Hussiten darin zu liegen schien.

Schlau und absichtlich hatte die Kirchenversammlung ein-

seitig mit den Kalixtinern verhandelt. Da die Taboriten und Waisen eine solche Verkommniß verwarfen, so war eben damit die Einheit der Hussiten nach Außen gesprengt: die Kalixtiner trennten sich von den Taboriten und Waisen, und verbanden sich mit der Macht Sigmunds und den Katholischen.

Es kam zum Bürgerkrieg; zuerst in der Prager Neustadt, wo auf beiden Seiten gegen 20,000 Menschen fielen, am 6. Mai 1434. Und am 29. Mai kam es zur Hauptschlacht zwischen der mit den Römischkatholischen verbundenen kalixtinischen Königspartei einerseits und der Volks- und republikanischen Partei der Hussiten andererseits, bei Böhmischbrod, unweit Prag. Beide Prokope fanden in der Schlacht den Tod, und mit ihnen der Kern der Taboriten und Waisen, vor der Ueberzahl der Gegner. Die Trümmer dieses Heers hatten sich bis nach Lomnitz, einer kleinen Stadt im Bechiner Kreise zwischen Tabor und Budweiß, zurückgezogen. Hier kam es abermals zur Schlacht. Zwölf Stunden lang kämpften Taboriten und Waisen, bis um Mitternacht, dann ließen die Reste dem dreifach überlegenen Feinde die Wahlstatt.

Dadurch waren die Taboriten so geschwächt, daß die Kalixtiner herrschten, und auf einem Reichstage zu Prag anerkannten diese Kaiser Sigmund als König, gegen offene Urkunden, wie gegen geheime Zusagen, die er ihnen gab. Die Prager Verkommniß bestätigte er, eben so Rokiczana als Erzbischof. Am 23. August 1436 hielt er seinen Einzug in Prag; selbst viele taboritische Gemeinden unterwarfen sich ihm nach und nach. Nur in Tabor und in einigen andern festen Plätzen hielten sich die Reste der eigentlichen entschiedenen Hussiten in ungestörter Freiheit.

Der siegreiche Feind aber, als er Böhmen wieder mit der katholischen Kirche äußerlich vereint sah, hielt sich nicht mehr an das gebunden, was er zuvor den Kalixtinern versprochen hatte.

Der siebenzigjährige König Sigmund war ein Spielzeug seines sittenlosen Weibes und der Priester. Unter seinen geheimen Zusagen war namentlich auch die Nichtaufnahme der vertriebenen Mönche und Nonnen. Kaum saß er fest, so rief er wortbrüchig die Domherren und Klosterbrüder nach Prag zurück, und in einer

Reihe Kirchen und Kapellen in Prag und auswärts wurde der römisch-katholische Gottesdienst wieder hergestellt, der Erzbischof Rokiczana vertrieben. Das war die Vergeltung dafür, daß die Kalixtiner ihre Sache von der ihrer Brüder getrennt, und die Freiheit ihres Glaubens und ihres Vaterlandes einer Politik anvertraut hatten, die bekannt war, daß sie Verträge und Vergleiche nur so lange halte, als sie es in ihrem Interesse finde.

Sigmund starb am 9. Dezember 1437, als eben die böhmische Nation wieder in drohende Bewegung durch Rückführung der alten Kircheneinrichtungen zu kommen anfing. Die Nation griff auf ihr altes Recht der Königswahl zurück, die Katholischen in Böhmen und die Kalixtiner stellten jede Partei ihren König auf, und die Reibungen dauerten fort, bis Georg von Podiebrad von allen Böhmen außer den Taboriten als König anerkannt wurde, im Jahre 1457.

Schon zuvor als Reichsverweser hatte er die Taboriten zu vernichten gesucht. Rokiczana, nach Sigmunds Tode wieder Erzbischof in Prag, hatte sich umsonst Mühe gegeben, die Taboriten mit den Kalixtinern zu vereinigen, und so die Lücken wieder zu decken, welche die Partei der Kalixtiner durch Rücktritte in den Schooß der katholischen Kirche erlitten hatte. Podiebrad war grundsätzlich Kalixtiner, aber er ließ sich von katholischen Bischöfen krönen, und verpflichtete sich im Krönungseide zum Gehorsam gegen die katholische Kirche und den Pabst, dem Frieden nach Außen, der Ruhe im Innern zu liebe. Zur Ruhe im Innern aber hatte er schon vier Jahre vor seiner Krönung für nöthig erachtet, die letzten Bollwerke der Taboriten, vor Allem die „Hoffnung Gottes", d. h. die Veste Tabor, zu unterwerfen. Und es war ihm gelungen.

Seit der Unterwerfung Tabors treten die Taboriten in den Hintergrund zurück; Tabors Fall war die Auflösung dieser streng hussitischen Partei. Dennoch hatten die Kalixtiner Mühe, der römischen Kirche gegenüber sich zu behaupten, und Pabst Paul II. forderte wiederholt zu einem neuen Kreuzzug gegen die gebannten Ketzer in Böhmen auf.

Schon zuvor, im Jahr 1462, erklärte Pabst Pius II. die

Prager Verkommniß für ungültig; „die Basler Kirchenversammlung und Kaiser Sigmund haben sie nur im Drange der Umstände zugestanden". Derselbe Pabst erklärte unumwunden, Niemand dürfe sich wundern, wenn er als Nachfolger des Apostelfürsten jetzt abschwöre, was er, ehe er Pabst geworden, irrig durch Wort und Schrift verbreitet habe.

Dieser Pabst war der berühmte Aeneas Sylvius Piccolomini, geist- und kenntnißreich wie nur Einer in seiner Zeit, ein ausgezeichneter Dichter und Redner, aber ohne den höheren Adel der Seele, und darum leicht bereit, seine Ueberzeugung zu ändern, um für seinen Ehrgeiz immer höhere Stufen zu ersteigen; eingeübt in die Lehre der Kirche und das Kirchenrecht, aber vom christlichen Geist und Leben ganz unberührt, ja ihm fremd, und darum zuletzt auf dem päbstlichen Stuhle in feindseliger Stellung gegen Geist und Leben des Christenthums.

Aeneas Sylvius gehört schon jener Zeit an, in welcher am päbstlichen Hofe das Christenthum mehr nur noch dem Namen nach die Hauptsache ist, in Wahrheit der weltliche Sinn der Gelehrsamkeit und Philosophie, der Kunst und des Luxus den päbstlichen Hof und die Kirche beherrscht. Die Jugend des Aeneas Sylvius fiel schon in die Anfänge dieses neuen Zeitalters des Pabstthums.

Dieser in der Geschichte der christlichen Kirche so viele Jahre lang ganz besonders einflußreiche Mann hatte folgenden Lebensgang.

Er war eines blutarmen Edelmanns Sohn aus dem Toskanischen, so arm, daß er bis zu seinem zwei und zwanzigsten Lebensjahre genöthigt war, von Feldarbeit seinen Unterhalt zu ziehen. Verwandte halfen ihm darauf, daß er in Siena studiren konnte. Kardinal Dominikus Capranita nahm ihn mit nach Basel. Da brachte es der talentvolle Jüngling zum Geheimschreiber und Kanzleivorsteher der Kirchenversammlung. Hier vertheidigte er Jahre lang mit dem ganzen Feuer der Jugend und mit glänzenden Erfolgen seiner Feder und seines wundersam beredten Mundes die Rechte und die Freiheit der Kirchenversammlung gegen den Pabst, und bewies die Nothwendigkeit der kirchlichen Reformen.

Darauf durchlief er die Geheimschreiberdienste bei dem Gegenpabst Felix V. und bei dem deutschen Kaiser Friedrich III., wurde weltklug bei wachsendem Ehrgeiz und Zunahme seiner Freunde, da seine Talente, eben weil sie glänzend und nicht großartig waren, ihm viele Freunde machten, dachte an die päbstliche Krone, ließ sich darum leicht von Pabst Eugen IV. gewinnen, wurde dessen Geheimschreiber, dann Bischof, schwenkte jetzt um, vertheidigte das Gegentheil von dem, was er bisher vertheidigt hatte, das alte bisherige Kirchenregiment gegen die Kirchenversammlung, die Oberhoheit des Pabstes über jedes Concil, war so dreier Päbste geheimer Staatssekretär, wurde Kardinal, endlich Pabst: für so viel Talent und Arbeit vor seiner unsittlichen Gegenwart und der unsittlichen Nachwelt eine glänzende Laufbahn, vor dem Weltgericht der Geschichte eine elende traurige Rolle, deren Bewußtseyn am Ziele des Ehrgeizes, aber auch am Ziele eines im Leichtsinn heiterer Poesie verlebten Daseyns, sich so tief in das Innere des Sünders einäzte, daß er, wie Lord Byron in unserem Jahrhundert, zuletzt nur noch Eine Sehnsucht kannte, durch eine große That seines Lebens noch aufzuglänzen, und in deren Glanz sein früheres für die Menschheit verlorenes Daseyn und Wirken verschwinden zu machen.

Die Türken überflutheten den christlichen Osten. Konstantinopel war von ihnen erobert. Gegen die Türken, gegen die Türken einen europäischen christlichen Kreuzzug! das war des Aeneas Sylvius letzter Gedanke, letzte Arbeit. Ein staatsmännisches Auge, wie das seine, mußte sehen, daß die so gewordene Christenheit gegen die so naturmächtig dastehende Kraft der Islamsvölker nichts zu leisten vermöge.

Aber er erreichte es, daß er im Glauben seiner Zeit und der nichtsdenkenden Nachwelt als ein in großem Streben Dahingegangener verschied, ohne dem Weltgericht der Geschichte zu entgehen, welche bedauert, daß er eine Kraft war, welche, Gott und dem Evangelium zugewandt, viel hätte leisten können, aber nichts geleistet hat, wofern die Leistungen für Christenthum und Christenheit ins Auge gefaßt werden. Vom evangelisch-christlichen Standpunkt aus betrachtet, ist der berühmte Aeneas Sylvius

Piccolomini, der Pabst Pius II., eine der traurigsten Erscheinungen am Ende des Mittelalters. Wer für sittliche Betrachtung der Weltgeschichte keinen Sinn hat, der hat auch für diese Bemerkung keinen Sinn; so großartig der Verlauf der Weltbegebenheiten in unseren Tagen die Vergeltung des ewigen Sittengesetzes vor Aller Augen in die Tafeln der Weltgeschichte eingegraben hat, und täglich eingräbt.

Dieser Pabst Pius II. war es, welcher den Prager Religionsvergleich so ohne Weiteres für nichtig erklärte; welcher seine ganze eigene Vergangenheit als einen „großen Irrthum“ widerrief, und die Böhmen bannte: der Tod entnahm ihn im Jahre 1464 rasch der Rolle, seinen Ruhm als Mann des Fortschritts und der neuen Zeit durch ein längeres Leben als traurigster Reaktionär vollends ganz auszuwischen.

Viel nützte es sowohl dem todten Aeneas Sylvius, als den Hussiten, daß sein Nachfolger, Pabst Paul II., nichts war, als schön von Gestalt, aus vornehmer venetianischer Familie, und, wie er aus dem Conclave als Pabst hervorging, so abgeschmackt eitel war, daß er als Pabst den Namen „Formosus“, d. h. der schöne Mann, der schöne Pabst, annehmen wollte. Erst auf die Vorstellungen seiner Kardinäle, wie das Gerede der Leute das ins Böse kehren möchte, nannte er sich nicht den „Schönen“, sondern Paul. Doch konnte ers nicht lassen, recht oft in Prozessionen aufzutreten, um zu zeigen, erstens, daß er schön sey, zweitens, viel länger als die anderen Menschen Italiens. So oft er das Hochamt hielt, schminkte er sich zuvor, weiblich eitel. Um sich selbst zu heben, schenkte der sonst gar nicht freigebige „schöne Pabst“ reichlich Purpurtuch an alle seine Kardinäle, ihre Pferde und Maulthiere damit zu bedecken, zur Verherrlichung seines Pabstthums.

Aus den Geldern, welche der Glaube und Aberglaube der europäischen Christenheit theils nach altem Zwang, theils freiwillig nach Rom sandte, glaubte er den besten Gebrauch zu machen, wenn er die Mütze damit schmückte, welche er als Pabst bei seinem öffentlichen Auftreten trug. Ungeheure Summen verschwendete er an die Bedeckung seines päbstlichen Hauptes. Die

köstlichsten Edelsteine und Perlen ließ er in allen Landen aufkaufen, um die drei Kronen seiner Pabstmütze damit aufzuputzen, und sein größtes Glück war, mit einem neuen großen Smaragd, Chrysolit oder Diamant an seiner Mütze sich vor allem Volke zu zeigen, als „der Schönste unter den Päbsten". .

Welche Ironie eines Pabsts auf das Pabstthum! Gregor VII. und Paul II.!

Und das war der Mann, welcher den Hussitenkönig Podiebrad, den König der Wahl einer Nation, bannte, und seine Absetzung auszusprechen, ja gegen ihn und seine Böhmen zu einem neuen Kreuzzug die christliche Welt aufzufordern die Thorheit hatte.

Die Böhmen hielten die Freiheit ihrer Königswahl auch nach Podiebrads Tod aufrecht, und allen römischen Hetzereien zum Trotz wurde endlich den Abneigungen wie den Reibereien ein Ende gemacht, und zwar selbst durch den katholischen Wahlkönig Wladislav aus Polen. Dieser hielt den Prager Religionsvergleich mit voller Kraft aufrecht, und machte allen religiösen Anfeindungen ein Ende, durch zwei Urkunden. Die eine davon war die Urkunde des Religionsfriedens von Kuttenberg. Nach dieser Urkunde mußten Katholische und Hussiten geloben, einander wegen der Verschiedenheit im Abendmahle nicht zu bedrängen, nicht zu schmähen oder zu verketzern; wer dawider thue, solle des Landes verwiesen werden. Diese Urkunde war vom Jahre 1485. Im Jahre 1497 ertheilte er den Hussiten die zweite Urkunde, welche sie berechtigte, auch ihrerseits einen Administrator des Prager Erzbisthums als ihr geistliches Oberhaupt zu erwählen.

Die einzelnen Kämpfe der hussitischen Schattirungen gehören nicht in den Rahmen unserer Kirchengeschichte. Die allerneuesten Untersuchungen lassen ohnedieß ein nicht erfreuliches Licht darauf fallen, und zeigen die satanischen Folgen, wenn die Kirchen oder Einzelne die Lehre Christi mit Dogmen der christlichen Kirche verwechseln, bald unabsichtlich, bald taschenspielerartig; und wenn, statt Geist und Leben im Christenthum, nur eine Summe abstrakter Begriffe, sogenannter Glaubenssätze (Dogmen), und so-

genannter Kirchengesetze und Bräuche, als Christenthum der Welt geboten werden.

Der Sturm, der durch mancherlei in Gährung gesetzte Kräfte, aufregende und aufgeregte Elemente, über das Herz der europäischen Christenheit hingebraust und das stehende und faulgewordene Leben in Bewegung gesetzt hatte, der Hussitensturm, war vorübergerauscht; aber er hatte, wenn auch nicht von allem, doch von vielem unsauberen, von manchem schädlichen Dunst die Welt gereinigt, und die Fackel, die das böhmische Volk an den Scheiterhaufen des Hus und Hieronymus angezündet, hatte weithin über Europa nach allen Seiten hin Funken verstreut, welche nicht mehr alle erloschen.

Der Hussitensturm war, wie alle Gerichte Gottes, Beides gewesen, Strafe für die Zeit und Wohlthat zugleich. Die Hussiten, trotz vieler Sünden, in denen sie handelten, waren die Werkzeuge, welche den ewigen Willen der Vorsehung vollzogen.

Wie viel den Hussiten selbst in so langen religiös-politischen Aufregungen blieb, kommt, wie bei allen großen Sendungen, welche Völker haben, so wenig in Betracht, als was dem Gesandten bleibt, wenn er das erfüllt hat, wozu er gesandt worden ist. Unendlich mehr war ihnen geblieben, als bloß „die Aeußerlichkeit des Kelches und große Erinnerungen". Es war ihnen so viel geblieben, daß sie nicht bloß eines der ersten Völker für die Annahme der lutherischen Reformation wurden, sondern daß sie, als nach der Reformation alle reformirten Völker des deutschen Reiches durch Glaubensgezänke kraftlos geworden waren, die einzige Nation waren, welche die hohe sittliche Kraft des aufopferungsfähigen Christenthums, die Thatkraft des Glaubens, sich bewahrt hatte, im siebenzehnten Jahrhundert.

In Betracht kommt die große religiöse, wie politische Bedeutung, welche die hussitische Bewegung für das deutsche Reich und für die Christenheit hatte, durch ihre Gedankenausstreuung über Europa hin: bei der Fackel in der Hand der Hussiten fing manches Auge zu sehen an, das zuvor wenig oder nicht gesehen hatte, mancher Blinde wurde sehend; und die Gedanken im Politischen und Religiösen, welche die Hussiten über ihre Marken

hinaus getragen hatten, lebten und wirkten fort im deutschen Volke, nachdem Jahrzehnte lang schon die Gebeine der Taboriten bleichten und die Schädel, in welchen diese Gedanken gewohnt, und welche dafür auf der Wahlstatt das Leben gelassen hatten.

Die „böhmischen und mährischen Brüder“ sind nur ein unbedeutender Absenker des gewaltigen Baumes, der unter Stürmen zwischen das verfallende Gemäuer des Mittelalters hinein und empor gewachsen war und viel davon gesprengt hatte.

Die böhmischen Brüder waren zuerst nur ein kleiner Kreis, aber Männer und Frauen, denen es Ernst war, und ein Sohn der Schwester Rokiczana's stand an der Spitze. Diese brachen ganz mit Rom, aber auch mit den Kalixtinern und mit Rokiczana, der sich sehr zu Rom hinneigte, um von Rom als Erzbischof anerkannt zu werden, was ihm doch nicht gelang. Podiebrad wies diesen böhmischen Brüdern einen Bezirk im Riesengebirg an, um dort nach ihrer Weise zu leben, zu glauben und zu lehren. Umher zerstreut durch ganz Böhmen, waren sie wie Missionäre ihres Glaubens unter den Andern. Gesammelt an Einen Ort und seitab, glaubte man sie unschädlich. Allwärts her kamen auch Trümmer der taboritischen Partei, dieser Sammlung des Volkes Gottes im Riesengebirg sich anzuschließen. Die Gemeinden dieser Brüder, die, hier von ihnen wohl eingerichtet, eben im Aufblühen waren, schienen den römischen Priestern gefährlich, und sie vermochten Podiebrad, unter dem Vorgeben, sie bereiten einen neuen taboritischen Aufstand vor, eine strenge Verfolgung über sie zu verhängen, und sie wieder aufzulösen und zu zerstreuen.

Die Meisten aber bargen sich ins tiefere Gebirg, in die Wälder, und wohnten da in Höhlen und Gruben, daher sie den Namen Grubenhainer erhielten. Das geistige Band aber hielt auch in der Zerstreuung die Brüder zusammen, und in den Wäldern des Gebirgs hielten sie Synoden, welche von den Vornehmsten aus Böhmen und Mähren besucht wurden. Sie selbst nannten sich die „Brüder des Gesetzes Christi“. Der polnische Fürst Wladislav, den die Böhmen nach Podiebrads Tode zu ihrem Könige wählten, und der von 1472 bis 1516 regierte, ließ die Brüder in Ruhe und hob sogar die strengen Erlasse gegen sie

auf. So erhielt sich diese kleine Kirche, die Gemeinschaft der böhmischen und mährischen Brüder, mit ihrer eigenen kirchlichen Einrichtung, in die Tage der lutherischen Reformation hinein. Diese Brüder und die Kalixtiner begrüßten auch freudig die Reformation, welche sie selbst nicht vermocht hatten durchzuführen.

Vierzehntes Kapitel.

Wissenschaftliche Vorläufer der Reformation.

Siebenzehn Jahre saß die Kirchenversammlung zu Basel, vom Jahre 1431 bis zum Jahre 1448; im letzteren Jahre verlegte sie sich nach Lausanne, und tagte hier noch ein Jahr; dann gingen, nachdem von Jahr zu Jahr die Abnahme an Mitgliedern und Einfluß sichtbar geworden war, die Ueberbleibsel der Versammlung im Jahre 1449 vollends aus einander.

Sie hatte zwar einen Ansatz genommen, Mißbräuchen zu steuern, sowohl in der Geistlichkeit, als im Leben der Christenheit, sowohl bei Priestern, als am päbstlichen Hofe; namentlich den unrechtmäßigen Geldbezügen des römischen Stuhles, der sich bisher von erledigten hohen Kirchenstellen die sogenannten „Jahrgelder" (Annaten) und andere Steuern zahlen ließ, Uebergriffe in die Verwaltung der Landeskirchen machte, und noch immer Bisthümer und Abteien an den gab, der sie abkaufte, während Kirchengesetz war, daß Bischöfe und Aebte von ihren Kapiteln frei gewählt werden sollen, und der Pabst nur die Bestätigung habe. Das alles aber, und von Anderem wenigstens das Meiste und Wichtigste, blieb auf dem Papier, es blieb in den Protokollen liegen, es ging nicht ins Leben über. Sie setzte den Pabst Eugen IV. ab, und wählte zu Basel einen Pabst, Felix V. Aber der Letztere fand keinen Anhang, weder bei Fürsten noch Völkern. Und als die Versammlung aus einander ging, hatte auch sie der Welt den Beweis geliefert, daß die Hierarchie nicht vermochte, sich selbst umzuwandeln, daß eine Kirchenversammlung zu un-

mächtig war, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen.

Selbst wenn die Kirchenversammlungsprotokolle in Vollzug und ins Leben getreten wären, wäre der christlichen Welt nicht damit geholfen gewesen. Helfen konnte nicht eine Beseitigung einzelner Mißbräuche, nicht eine Beschränkung der bisher unbeschränkten Pabstmacht, sondern nur eine völlig neue Grundlage der Kirche, und eine durch alle Seiten des christlichen Lebens durchgreifende, bis in den Kern dringende Umgestaltung, eine Aenderung des kirchlichen Prinzips.

Aber die päbstliche Macht war noch zu fest begründet, und wußte sich zu geschickt zu decken gegen die Angriffe der Kirchenversammlungen auf ihre unbeschränkte Alleinherrschaft, und zudem war diese absolut monarchische Gliederung der Hierarchie Etwas, das naturgemäß und folgerichtig aus den zur Herrschaft gebrachten und herrschenden Begriffen über Kirche und Priesterthum hervorgewachsen war. Diese Begriffe wollten aber die Hierarchen in der Kirchenversammlung nicht angetastet wissen, nur die letzte Konsequenz dieser Begriffe. Sie wollten die römisch-katholische Kirche beibehalten, aber nicht den absoluten Pabst, und doch war das absolute Pabstthum als die Spitze der Kirche die unvermeidliche Folge der römisch-katholischen Grundbegriffe: mit dem Aufhören des unfehlbaren, absoluten Pabsts hörte auch die römisch-katholische Kirche auf, römisch-katholisch zu seyn. So waren diese Reformconcilien mit sich selbst im Widerspruch. Ein Widerspruch aber war es auch, Beschlüsse über strengere Kirchenzucht zu fassen, und während man sie faßte, öffentlich ein schamlos unzüchtiges Leben zu führen. Die Hierarchen auf den Kirchenversammlungen wollten das Pabstthum bessern, und die niedere Geistlichkeit bessern, sich selbst aber nicht. Die Verschwendung, die Liebe zur Pracht und zum Prunken, das unverhüllte, üppige und leichtfertige Leben, welches die höhere Geistlichkeit zu Pisa, zu Konstanz, zu Basel zeigte, die Menge von Freudenmädchen, die bei den Kirchenversammlungen sich einfand und blieb, sowie die Gesellschaftsdamen, mit welchen die Prälaten ständig und offen zusammenlebten, standen in einem grellen Contrast zu den Beschlüssen

dieser Herren über Sittenreform. Das tägliche Leben der Kirchenversammlung war ein Pasquille auf ihre Reden und Beschlüsse. Das sah Jedermann, und Viele mußte dieser Anblick zu dem Gedanken führen, ob nicht der Weingärtner bald kommen und den Baum, der so faule Früchte bringe, abhauen werde und ins Feuer werfen.

So viel stand für jeden Denkenden fest, daß eine Reformation der Kirche durch Kirchenversammlungen nicht zu hoffen war, und daß Erfolge dafür nur zu erzielen seyen auf dem Wege der Volksbewegung. Denn selbst die weltlichen Fürsten, von denen man so viel für die Kirchenreformsache Anfangs erwartete, hatten theils zweideutig, theils zaghaft und lau, theils bestechlich und geradezu schlecht sich erwiesen.

Auch die Fürsten, wie die Masse, wie die Reformers der Kirchenversammlung, waren noch nicht reif für eine großartige Reformation. Die Letzteren konnten fromme und erleuchtete Männer verbrennen, und Kreuzzüge gegen eine edle, christliche Nation beschließen, ohne Gemüthsbewegung; aber in feurigste Andacht kommen, in Thränen zerfließen — bei dem Anblick von allerlei Gebeinen, welche, als Reliquien von Heiligen, der schlaue Erzbischof von Arles in ganz Basel zusammensuchen und durch Schaaren singender Mönche in den Sitzungsaal bringen ließ, um damit die leeren Sitze der abwesenden Mitglieder der Kirchenversammlung zu füllen.

Zwar war auch auf dem Wege der böhmischen Volksbewegung die Reformation nicht zu einem Ziele geführt worden; aber sie hatte doch große Fortschritte gemacht, und es lag zu Tage, daß aus der Tiefe des Volkes die Reform ausgehen müsse, die Neugestaltung des Christenthums gerade so, wie der Anfang des Christenthums unter den Menschen von den Armen, von den Kleinen, von der Tiefe der Gesellschaft ausgegangen und von unten auf nach und nach zu den höheren Ständen aufgestiegen war. Wenn aber das Christenthum das Leben der Völker neu durchdringen sollte, so mußte noch Manches geschehen, den Durchbruch der Reformation vorzubereiten. Die Hussitenbewegung war nur Bahn brechend, nicht durchführend. Noch war die ganze

Zeit nicht reif; noch waren Kopf und Herz der Menschen zu weit zurück, noch lange nicht aufgeklärt genug; noch war das Maaß der Sünden, welche die Päbste und die große Mehrheit der Geistlichkeit auf sich luden, noch das Maaß des äußeren und inneren Drucks, des vielseitigsten Unrechts, unter dem die christliche Menschheit seufzte, nicht voll.

Dieses Maaß voll zu machen, dafür sorgte eine Reihe von Päbsten am Ende des fünfzehnten und am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, durch ihre Sitten, wie durch ihre Maaßregeln. Die Geister für die Reformation mehr zuzubereiten, dafür wirkte, still und vereinzelt, mancher wissenschaftliche und reformatorische Kopf. Das Meiste aber trugen bei außerordentliche Ereignisse, welche die Hand Gottes in der Geschichte zusammenwob, unverkennbare Zeichen, welche einen Wendepunkt der Weltgeschichte, den Anbruch einer neuen Zeit voraus andeuteten.

Im fünften Jahre nach der Unterdrückung der ächten Hussiten, als Mancher die letzte Hoffnung für die Freiheiten des Glaubens und des Volkes begraben hatte, und die Finsterlinge für immer den Geist der Zeit gebunden und gefesselt glaubten, feierte eben dieser Geist auf deutschem Boden einen Triumph, dessen Zeugen und Weiterführer die kommenden Jahrhunderte seyn sollten. Dieser Geist erfand sich eine Waffe, deren Klang Völker aus dem Grabe zu rufen, tausend Meilen weit Getrennte zu vereinigen, deren Blitz und Schlag die Throne der Nacht und des Despotismus zu beleuchten und zu zertrümmern die Kraft in sich schloß: im Jahre 1440 wurde die Buchdruckerkunst erfunden.

Das Schießpulver, welches seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zur Anwendung im Kriege immer mehr kam, änderte die Art der Kriegführung, und brachte das Fußvolk, damit auch das Volk überhaupt, zu ganz neuer Bedeutung. Durch die Erfindung des Kompasses und dessen Anwendung wurden andere Welttheile entdeckt, durch Anwendung des Schießpulvers erobert. Die Entdeckung der neuen Welt erweiterte den Horizont der Menschen. Aber mehr als diese Entdeckung, mehr als die Anwendung des Schießpulvers im Kriege, wirkte für die Bildung der Laien die Buchdruckerkunst, durch welche im Jahre 1457 der

erste gedruckte Psalter herauskam, und durch welche andererseits jedes freie Wort Flügel erhielt. Ja man hat sie mit Recht das „geistige Schießpulver“ genannt, wodurch „die aufzuckenden Blitze des neuen, zersetzenden Grundstoffs, der in der Zeit war, nach den fernsten Marken der europäischen Völkergeschlechter gesandt worden seyen“.

Es sollte aber der Buchdruckerkunst auch sogleich nicht an manchfaltigem Stoff zum Drucken fehlen. Denn Gott ließ die Eroberung Konstantinopels durch die Türken geschehen, am 29. Mai 1453.

Wie früher die Sarazenen von Spanien aus, wie von Afrika und Asien aus, anregend und mächtig eingewirkt hatten auf die allgemeinen Schicksale der Welt: so brachen jetzt die muhamedanischen Osmanen, wilde Stämme, aus Asien hervor gegen Europa.

Nach langem Kampfe fiel Konstantinopel durch Sturm, das letzte christliche Bollwerk Europas gegen diesen Feind. Auf den Trümmern des byzantinischen Reiches siedelten sich die Nachkommen Osmans, die Türken, an. Sultan Muhamed machte die verwüstete Sophienkirche zur Hauptmoschee, Konstantinopel hieß jetzt Stambul, und wo die christlichen Lobgesänge verstummt waren, klangen fortan die Gebete und Gesänge des Islams. Drei Tage lang wüthete die rohe Naturkraft dieser asiatischen Barbaren in der ungeheuren Christenstadt, welche trotz ihrer Ueberverfeinerung heldenmüthig zuletzt gekämpft hatte. An sechszigtausend Christen wurden in die Sclaverei abgeführt, Priester wie Laien, Nonnen wie Mönche, Reiche wie Bettler. Aus den heiligen Gefäßen aßen die Türken ihre Mahlzeit, aus den heiligen Kelchen tranken sie ungemischten Wein.

Unzählige Bücher, die Wissenschaft und Dichtung von Jahrtausenden, wurden auf Karren geladen, überall hin zerstreut; um ein einziges Goldstück konnte man zehn Schriften kaufen, den Aristoteles und Plato, theologische und andere Schriften. Von den Evangelienbüchern rissen sie das Gold und Silber ab, und warfen dieselben weg. Die Kunstwerke aus Holz, wie die gemalten Bilder, wurden alle von ihnen ins Feuer geworfen, und daran kochten sie sich ihr Fleisch.

So verschwand von der Erde das christliche Konstantinopel, welches das klassische Alterthum und das romantische Mittelalter eigenthümlich in sich verband. Bald darauf ward Griechenland erobert, die Osmanen drangen über die Donau, und unterwarfen die Nordküsten des schwarzen Meers und Ungarn, und bedrohten zuletzt das deutsche Reich. Es ist ein wunderbares Gewebe der Begebenheiten, welches die höhere Hand in dieser Zeit und später wob: die Erbfeinde des Christenthums, die Osmanen, wirken unbewußt und wider Willen mit zum Siege der Reformation, welche Raum zum Wachsen erhält, weil die Barbaren des Islams an den Gränzen der Erbstaaten des deutschen Kaisers stürmen, und sie schwächen die Kaisermacht, und stärken dadurch die Kraft der nachmaligen protestantischen Fürsten.

Aber auch noch in anderem Sinn trug das Vordringen dieser muhamedanischen Barbaren zur Anbahnung der Reformation bei. Schon bei dem Vordringen derselben auf Konstantinopel flüchteten viele Tausende byzantinischer Gelehrten, noch mehr nach dessen und Griechenlands Fall, mit ihrer altklassischen Bildung und den Pergamenten der alten Klassiker nach dem christlichen Westen. Durch sie lebten hier die Wissenschaften wieder auf, die klassische Bildung kehrte im Westen ein und trieb in Italien und Deutschland rasch schöne Blüthen.

Durch die klassische Bildung hörten die Universitäten vollends auf, im Dienste des Pabstthums zu stehen, die klassische Bildung wurde die gefährlichste Feindin der Verdumpfung und der Unwissenheit, auf welchen die neueste Hierarchie ruhte, zumal da die Universitäten auf deutschem Boden im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts sehr zahlreich geworden waren, und diese dahin arbeiteten, Geistesbildung vorzugsweise unter den Laien zu verbreiten, sie zu einem Gemeingut Aller zu machen und zu einer Hauptwaffe gegen den Geistesdruck.

Die klassischen, oder, wie man sie auch nannte, die humanistischen Studien übten eine große Wirkung auf die ganze Richtung des Zeitgeistes: die ersten Siege nicht bloß, sondern die Fortschritte der Reformation zogen aus ihnen einen sehr großen Theil ihrer Kraft.

Unter den gelehrten Vorläufern der Reformation zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind zu nennen Johann Wessel aus Gröningen, auch Gansfort genannt von dem westphälischen Stammort seiner Familie, ein hochbegabter Gelehrter, ein gründlicher Erforscher des biblischen Christenthums, und dessen etwas älterer Freund, Johann von Wesel, so genannt nach seinem Geburtsort Oberwesel zwischen Mainz und Koblenz. Johann Wessel war humanistisch gebildet auf mystischer Grundlage, die Religion ihm eine Sache des Herzens, die der Christ allein mit seinem Gott abzumachen habe; es war in ihm eine den Anschauungen Luthers in dessen Jugend so verwandte Auffassung des Christenthums, daß Luther im Jahre 1522 die Schriften Johann Wessels, die er bei seinem Auftreten noch nicht gekannt hatte, im Druck herausgab und in der Vorrede sagte: „Wenn ich den Wessel zuvor gelesen hätte, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther habe Alles vom Wessel genommen; so sehr stimmt unser Beider Geist zusammen.“ Wessel gab namentlich auch besondere Thesen über den Ablaß. In diesen bestreitet er den Ablaß weit entschiedener, als später Luther in den seinigen, und doch ist Wessel nicht der Mann geworden, der die Reformation in die Welt einführte, ob er gleich nur acht und zwanzig Jahre vor Luthers Auftreten starb, im Jahre 1489, in einem Frauenkloster zu Gröningen. Auch ein Beweis, daß zum Reformator noch etwas mehr gehört, als die bloße Erkenntniß der Wahrheit.

Wessel, der klare und tiefsinnige Geist, so stark seine Grundansichten der römischen Kirche entgegen waren, wußte diese mit klassischem Ausdruck eben so sehr scharf zu umschneiden, als durch die Schönheit des klassischen Ausdrucks die Schärfe zu mildern; Lehren der Kirche, womit er nicht übereinstimmte, bekämpfte er nicht geradezu, sondern er ließ sie stehen, aber vergeistigte sie; so sagte er von dem Fegfeuer: „es sey die läuternde Kraft der Sehnsucht nach Gott“. Er behielt seine Ansichten auch ganz innerhalb der theologischen Schule, und wandte sich damit nicht an die Laienwelt. Das war es wohl hauptsächlich, warum man ihn ganz unangetastet ließ.

Nicht so gut ging es seinem Freunde, Johann von Wesel. Der war zugleich eine volksthümliche Natur, und wandte sich mit derbem Freimuth gegen die Kirche an das Volk. Als Prediger zu Worms predigte er, wer im Buche des Lebens geschrieben stehe, dessen Namen könne kein Bannfluch eines Pabsts darin löschen, und wer nicht darin stehe, den könne kein päbstlicher Ablaß hineinsetzen; auch könne keine Beobachtung bloß menschlicher Satzungen, mit denen die Kirche ganz überladen sey, die Seligkeit fördern. Zudem war ihm in seinen Predigten der Pabst Nichts, und Christus Alles, und im Gebet wies er, statt an Maria, die Leute an den Herrn Christus; an den sollen sie sich halten, an Jesus, den Gekreuzigten, der so freundlich alle Mühseligen zu sich einlade.

Johann Wessels Ansichten waren so sehr, als die Johanns von Wesel, gegen das Grundsystem der damaligen Hierarchie, nämlich gegen das Finanzsystem, wie es von Avignon ausgegangen war. Man kann das nicht besser bezeichnen, als Joseph von Görres, welcher sagt:

„Der päbstliche Stuhl sah die zunehmende Macht des Geldes, und entfernt von jenem Gebiete, das in seinem äußeren Bestand ihm Nahrung früher gegeben, hatte der päbstliche Stuhl in die umlaufende Geldmasse seine Wurzel hinabzusenken gesucht."

Jede Lehre also, welche die Geldbezüge der Kirche angriff, oder auf das Fließen oder Versiegen der neuen oder alten Geldquellen Einfluß haben konnte, mußte vom päbstlichen Hofe wie von der Möncherei beseitigt werden. Das war von den Predigten Johanns von Wesel zu fürchten.

Darum wurde er vors Ketzergericht der Dominikaner gezogen, im Jahre 1479, und eingekerkert. Geschwächt durch Alter, Krankheit und Kerkerplagen, durch ein empörendes Verfahren gegen ihn, durch ein Foltern des Geistes und Leibes, durch alle Künste des kirchlichen Satanismus, ließ sich Johann von Wesel zu einem Widerruf und zu einer mildernden Erklärung seiner Sätze bewegen. Dann wurden seine Schriften öffentlich verbrannt, und er selbst zu lebenslänglichem Kerker im Augustinerkloster zu Mainz ver-

urtheilt. Selbst sein Freund und stiller Genosse seiner Gesinnung, der Erzbischof von Mainz, Dieter von Isenburg, konnte ihn nicht ganz schützen: Dieter war selbst früher gegen den päbstlichen Hof auf eine Art aufgetreten, welche alle Fürsten und Völker gegen denselben aufrief, und er hatte darüber fast seinen Fürstenstuhl verloren. Zwei Jahre darauf starb Johann von Wesel im Gefängniß zu Mainz, 1481.

Im Kerker zu Eisenach wurde Johann Hilten, ein frommer und freisinniger Franziskanermönch, von der Inquisition zu Tode gequält, im Jahre 1502. Ehe er in den Kerker gelegt wurde, that er eine Weissagung zu Eisenach, die sich schnell in Umlauf setzte. Die Weissagung, die er aus dem Propheten Daniel zu stützen suchte, lautete: „im fünfzehnhundert und sechszehnten Jahre werde die Machtgewalt des Pabstes anfangen zu fallen“.

Der Einfluß solcher Männer auf das Volk wirkte, in Städten wenigstens, auf die Einkommensquellen der Geistlichkeit so nachtheilig, daß die Leute immer weniger opferten, und Klöster, welche, ihre Küchen und Keller von Anderen sich füllen zu lassen, so lange her gewohnt waren, erlebten bereits solchen Verdruß, daß sich z. B. die Predigermönche in Frankfurt in Einem Jahre für dreihundert Goldgulden Wein anschaffen mußten.

Noch früher als diese Drei starb in Italien der Karmeliter Thomas Conecte aus Flandern, der wegen seiner ernsten reformatorischen Predigten nach Rom gefordert und daselbst verbrannt wurde im Jahre 1432.

Unangetastet blieben, welche ihre Ansichten nicht unter die Laien brachten, Matthäus von Cracow, welcher im Jahre 1409 als Bischof von Worms starb, und über die „Schmutzflecken der römischen Kurie“, sowie über die nothwendige „Sittenreform der Geistlichkeit und der Laien“ schrieb; Jakob von Jüterbogk, der ebenfalls über Reform schrieb und 1465 starb; Johann Pupper, der nach seiner Vaterstadt Goch in Cleve auch Johann von Goch heißt, und 1475 starb als Prior eines von ihm gestifteten Nonnenklosters zu Mecheln. Er schrieb „über vier Irrthümer, welche dem Evangelium widerstreiten“. Solche Irrthümer seyen die Festhaltung des mosaischen Gesetzes,

die man in mancherlei Gestalt noch unter den Christen finde; ein Glauben ohne Werke; dagegen auch ein Sichgenugseyn in den Werken ohne die Gnade; und Klostergelübde, von denen man meine, durch sie sey die christliche Vollkommenheit bedingt. Auch schrieb er „über die christliche Freiheit", und machte die christliche Freiheit als die Seele aller christlichen Tugenden geltend.

Diese Drei standen auf biblischem Grund, sie waren überzeugt, daß die heilige Schrift allein entscheidendes Ansehen habe in Glaubenssachen. Damit standen sie auf einem Standpunkte, welcher wider die römische Kirche war; aber weil sie nur Forscher, nur stille Betrachter blieben, ganz fern von der Laienwelt, und weder Feder, noch Zunge, noch Hand rührten, ihre Grundsätze zum Ausgangspunkt einer Reformation machen oder gar an die Spitze einer solchen sich stellen zu wollen, blieben sie von Inquisition und römischem Hofe unbeachtet, wenigstens unverfolgt.

Als aber der fromme Dominikaner, Erzbischof Andreas von Krain, der den Kardinalshut trug, gegen das „himmelschreiende römische Verderben" laut und offen zeugte, und gegen Pabst Sixtus IV. zur Rettung der Kirche im Jahr 1482 auf eigene Faust zu Basel eine neue Kirchenversammlung aus allen wahren Freunden der Kirche versammeln wollte, da fand er, daß die römische Kirche noch mächtiger war, als die Freunde des Evangeliums. Er sah sich bald von Allen, auf die er gezählt hatte, verlassen. Die Stadt Basel hielt zu ihm, und ließ es auf das Interdikt ankommen; nicht aber eben so seine Gesinnungsgenossen des geistlichen Standes. Er wurde gefangen gelegt und starb im Gefängniß im Jahre 1484 zu Basel. Man fand ihn erhängt am Gitter des Thurms, der sein Kerker war. In dasselbe Jahr fiel die Disputation des Magisters der Sorbonne Johannes Laillier „gegen die Verderblichkeit der hierarchischen Zwangsherrschaft".

Einem andern freisinnigen Mann zog das, daß er fürs Volk schrieb, was er gegen das römische Wesen und die Möncherei dachte, ebenfalls schweren Kerker zu, wo nicht den Tod; denn er verschwand, ohne daß man die Zeit und die Art seines Todes

weiß. Das war Felix Hemmerlin, Doktor des kanonischen Rechts, Chorherr zu Zürich und Stiftsprobst zu Solothurn.

Hemmerlin, der sich nach der Sitte der Gelehrten seiner Zeit lateinisch Malleolus nannte, war im Jahr 1389 zu Zürich geboren, aus dem guten alten Stadtadel. Aus dem adeligen Blut, blieb diesem Manne, in welchem einer der merkwürdigsten Vorläufer und Vorkämpfer der Grundsätze der neuen Zeit steckte, sein Leben lang dennoch etwas von aristokratischem Geist und Wesen. Es ist ein großer Irrthum, zu meinen, weil Einer aristokratisch in Formen, Bildung und Wesen, oder gar, weil er aus aristokratischer Familie ist, könne er nicht aufrichtig zugleich dabei für den Fortschritt und für das Volk seyn. Die Geschichte lehrt das Gegentheil sehr oft, so auch bei Hemmerlin.

Als Züricher Patrizier und Patriot waren ihm die Eidgenossen von Schwyz, Uri und Luzern und ihr ungerechter Krieg gegen seine Vaterstadt widerwärtig, mehr aber noch dem klassisch gebildeten Mann das Bäurische derselben, in dessen Form ihre Anmaaßung eingekleidet war. In diesem Sinn schrieb er öffentlich gegen dieselben, und reizte ihren Haß gegen sich. Aber es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, durch den Haß der Schwyzer, Urner und Berner sey Hemmerlin in den Klosterkerkern von Luzern verschwunden. Wenn Hemmerlin ein Mann der Kirche gewesen wäre, so hätten ihn die Klostermauern geschützt, nicht erdrückt. Man hat in unsern Tagen Beispiele, daß Klostermauern schützten, selbst wenn Königsacht und siegreiche Heere einen von der Kirche als den Ihren erkannten verfolgten.

Hemmerlin ging unter, weil mit Recht die römische Kirche in ihm einen solchen sah, welcher den Kitt auflöste, der die Steine ihres Baues bisher zusammenhielt, ja der sie zersetzte, indem er sich die Miene gab, sie zu decken.

Hemmerlin ist einer von den Männern, welche nicht nur im Wendepunkt der alten und neuen Zeit stehen, sondern von der neuen Zeit voraus Vieles in sich haben, während sie über die alte zwar hinaus, aber doch noch nicht ganz aus ihr hinaus sind, und so recht den Uebergang von der einen zur andern in sich selbst darstellen. Seit seinen Jugendjahren schauete er in

nächster Nähe den langen Kampf und das schwere Werden der neuen Zeit, er erlebte deren Geburt nicht mehr, er war nur Zeuge der nicht enden wollenden Wehen, in denen die Welt lag, und half mit Wort und That sein volles Leben lang mit, damit sich diese neue Zeit endlich aus dem Schooße der alten ans Licht losringe. Rechts von Zürich lag Konstanz, links von Zürich Basel, wenn sein nationales patriotisches Auge auf die Schmach und das Elend seiner deutschen Nation hinschaute. Hemmerlin war Deutscher, nicht bloß Schweizer. Er war Zeuge der Konstanzer Kirchenversammlung und sogar, als einer der vornehmsten Geistlichen der Schweiz, Mitglied der Kirchenversammlung zu Basel.

So sehr er Anfangs im Ganzen noch mit der katholischen Kirche und ihrem Lehrbegriff zusammenhing, so mißfiel ihm doch sehr, was er in Konstanz und in Basel sah, wie ihm zuvor schon in seiner nächsten Umgebung das ausschweifende Leben der Geistlichen, der Uebermuth und die Habgier der Klöster mißfiel, namentlich die Menge von Bettelmönchen, welche das Gelübde der freiwilligen ewigen Armuth gethan und doch so reiche Besitzungen hatten.

Da schrieb er: „Die Mönche haben jetzt größere Speicher, als die Klöster der Alten waren. Jene waren fröhlich bei ihrer Armuth, diese plagt bei ihrem Uebermuthe ewig fort die ängstliche Sorge, noch mehr zu erwerben, so viel sie schon Ueberfluß haben. Monströs ist die Pracht und der Pomp des Hofstaates, den sogar die Prälaten des Benediktinerordens führen; und sie lassen sich Fürsten tituliren, wie z. B. die Aebte zu St. Gallen, Einsiedeln, Reichenau und andere, sind aber gekrönte Esel, wie Johannes Andreas sie nennt. Die Bettelmönche hinwieder machen von ihrer Armuth großen Lärm. Sie predigen vom gekreuzigten Christus, der arm und hungernd durch die Welt gegangen, mit vollem Bauch, wie der gemästeter Gänse; sie predigen von Fasten, als etwas Nothwendigem zur Seligkeit, mit rothglühenden Backen und Vollmondsgesichtern.“ — „Seyd ihr Apostel,“ rief er ihnen zu, „so thut es ihnen nach, nicht bloß in der Predigt, sondern im Leben und in der Enthaltsamkeit. Seyd ihr Bettler, so habe ich niemals reichere Bettler gesehen;

seyd ihr Reiche, so sind mir niemals ärmere Reiche vor Augen gekommen."

Auch die eigenen Chorbrüder schonte er nicht. Da diese kein erbaulicheres Leben führten, und, um die reichlichen Gaben und Einkünfte ihrer Pfründen recht behaglich zu verzehren, ihre Chordienste durch Miethlinge versehen ließen, so nannte er sie stumme Hunde, die nicht bellen. Von den geistlichen Pfründen sagte er, das Verkaufen derselben sey zu Pabst Martins V. Zeit so alltäglich gewesen, wie der Verkauf der Schweine auf dem Markt. Auf der Kirchenversammlung selbst sey weder von den Richtern, noch Kommissären, noch von einem Untergeordneten Recht und Billigkeit auch nur im Geringsten beachtet worden, sondern Alles sey von Habsucht, Lug und Trug niedergedrückt gewesen.

Im Jahre 1439 wurde Hemmerlin meuchelmörderisch niedergestoßen, und zwar auf Anstiften einer Reihe Zürichischer Chorherren. Doch starb er nicht. Die überführten Mörder wurden nicht zur Strafe gezogen, weil die höhere Geistlichkeit Hemmerlin haßte. Sie verschworen sich ordentlich gegen ihn: Hemmerlin rächte sich durch beißenden Witz und Satyre, verbittert durch das, was er erfahren hatte. Die Geistlichkeit haßte ihn am meisten darum, daß er ihr durch seine Satyren, die er unter das Volk verbreitete, alte und neue Geldzuflüsse abzuschneiden suchte und abschnitt. Selbst den Hussitenkrieg schrieb Hemmerlin vorzugsweise auch dem Hasse zu, den sich Geistliche und Klöster durch Pfründenanhäufung und Geldaussaugung zugezogen.

Alles, was er drucken ließ, war auf das Volk berechnet. Die Armen hingen ihm sehr an, und er war überaus freigebig aus seinem großen Vermögen gegen alle Bedürftige. Täglich hatte er an seinem Tisch eine Zahl Gäste, mit denen er sich in Scherz und Ernst unterhielt, täglich gingen Unterstützte aus seinem Hause. Nikolaus von Wyl aus Bremgarten übersetzte seine lateinischen Satyren, lauter kleine Flugschriften, ins Deutsche.

Der Haß der Geistlichkeit und der von ihm beleidigten Schwyzer und Urner ließ ihn um Fastnacht 1454 durch eine große Schaar junger Bursche, die zu den Fastnachtslustbarkeiten in Zürich aus verschiedenen Kantonen sich versammelt hatten, in

seinem Hause überfallen; der Vikar des Bischofs von Konstanz, Gundelfinger, dingte den Haufen. Er wurde „als Feind der Eidgenossen, des Pabstes und des Bischofs" gewaltsam ergriffen, gleich einem Missethäter auf ein Pferd gesetzt, ihm die eine Hand auf den Rücken, beide Füße unter dem Bauch des Pferdes zusammengebunden, und er so durch Heinrich Gerweil, den Diener des Vikars von Konstanz, in des Bischofs Schloß nach Gottlieben abgeführt.

In Gottlieben wurde er in einen finstern stinkenden Kerker gebracht, worin kurz erst zwei Straßenräuber gelegen waren. Nach vierzehn Tagen wurde er in das Schloß Kastel übersiedelt, und ihm ein geräumigeres Gefängniß angewiesen, scheinbar ein gutes. Darüber aber hingen losgerissene Felsstücke, welche der nächste Wintersturm herabwerfen mußte. In der dritten Nacht stürzte auch ein solches Felsstück der Sturmwind herab, es fiel aber nicht auf sein Gefängniß, sondern nur hart an seinem Gefängniß nieder. Zwei Monate saß er hier unverhört.

Hemmerlin entfloh, wurde wieder eingefangen und mit schweren Ketten an Händen und Füßen auf einem hohen Thurm, wahrscheinlich derselbe, worin Hus gelegen, in einen engen, finstern Kerker gesperrt, zu einem Mörder, der mit einer eckelhaften Krankheit behaftet war. Unwetter und Sturmwind rissen von Zeit zu Zeit große Steine an dem Thurm los, und das Herabfallen derselben erschreckte die Beiden in der Nacht oft so, daß sie auf dem nackten Stroh, worauf sie lagen, jeden Augenblick ihrem Tod entgegensahen.

Vier volle Monate verlebte er hier, bis der Vikar des Bischofs zum ersten Verhör kam. Erst drei Monate nach dem Verhör wurden ihm seine Fesseln abgenommen, er in die bischöfliche Pfalz geführt und ihm sein Urtheil verkündet: lebenslängliche Einsperrung in ein Kloster, weil er in seinen Schriften Schimpfliches gegen den Pabst Nikolaus, seine Kardinäle und die ganze römische Kurie, sowie gegen die Bettelmönche geschrieben habe. Selbst daß er einige Züricher Chorherren öffentlich als Anstifter des Meuchelmords gegen ihn genannt habe, wurde ihm, obgleich sie als solche durch das eigene Geständniß des gedungenen

Meuchelmörders und durch ihre Flucht überwiesen waren; als Verläumdung ausgelegt, oder vielmehr ihm zum Verbrechen gemacht, daß er als Priester gegen Priester solches veröffentlicht habe. Nach der Verkündigung des Urtheils wurde er wieder in seinen alten Kerker zurückgeführt, und noch so lange hier gefangen gehalten, bis das Jahr seiner Einkerkerung vollendet war. Erst im Februar 1455 wurde er aus seinem Thurme abgeholt, mit gebundenen Händen weiter geführt, ohne daß er wußte, wohin? und nach einer langen Fahrt im Barfüßerkloster zu Luzern abgesetzt, zu seinem Schrecken; diese Bettelmönche waren ja seine Todfeinde.

Sie nahmen ihn auch nicht in ihr Kloster auf, sondern legten ihn in einen nebenan gebauten finstern Thurm, das gewöhnliche Verbrechergefängniß. Erst nach zwei Monaten brachten sie ihn in einen anständigen Ort im Kloster selbst, und zum Aufseher über ihn ward der Guardian des Klosters gesetzt, ein rauher hartherziger Mann. Aber auch verurtheilt, gefangen und unter strenger Aufsicht, verläugnete er in dem, was er hier schrieb, seine frühere Gesinnung nicht, nur wurde seine Satyre feiner, und während er die Geißel über die herrschende Barbarei, die Laster und Mißbräuche, namentlich auch über den unsinnigen Aberglauben in der Kirche schwang, gab er sich das Ansehen eines ganz Gläubigen, und erzählte mit der ernstesten Miene von der Welt Geschichten, worin zwar der Verständige mit dem ersten Blick den hell und frei denkenden Kopf heraus findet, welcher Thorheiten seiner Zeit lächerlich macht, welche aber seine Barfüßermönche für baaren Ernst nahmen. Seine höher stehenden Feinde aber und der römische Hof verstanden die versteckte Satyre recht wohl. Der letztere verbot alle seine Schriften, und noch die Kirchenversammlung von Trient wiederholte das Verbot, der Jesuit Delrio nennt sie Schriften voll dreister, ausschweifender Irrthümer, welche großes Aergerniß geben, und darum habe weislich und frühzeitig die Kirche Hemmerlin in die erste Reihe derer gesetzt, von welchen Alles verboten sey, was sie geschrieben haben.

Hemmerlin ist eine schöne Erscheinung auf dem wissenschaftlichen Gebiete durch die Charakterfestigkeit, mit der er sich gleich

blieb, und nicht nur selbst im Unglück die Farbe nicht änderte, für das, was er dachte, einstand, und seine Ueberzeugung frei und offen aussprach, weil es Zwecke des Vaterlands und der Menschheit galt, denen er mit Bewußtheit Ehren und Würden, Vermögen, Freiheit und Leben zum Opfer brachte. Auch das Leben; denn er verschwand hinter den Klostermauern seit dem Jahre 1457, und Niemand, — als wohl die Inquisition und die in deren Register Eingeweihten, — weiß, was aus ihm geworden ist, weder die Art, noch den Ort, noch die Zeit seines Todes.

Das that er in einem Jahrhundert, wo unter den Gelehrten Charakterschwäche allgemein war, Charakterlosigkeit als diplomatische Weisheit galt und Charakter als Ausnahme sich fand.

Aber der Charakter ist es, nicht die Charakterlosigkeit, wodurch die Weltgeschichte und die Menschheit weiter kommen; nur der erste gefällt Gott wohl, nur er lebt und stirbt im Dienste Gottes.

Die Andern haben ihren Lohn dahin. Was half es, daß d'Ailly anführte, älteste Kirchenlehrer haben dafür gehalten, daß Kirchenversammlungen auch in Glaubenssachen irren können? Was half es, da er selbst so charakterlos war und zur Verbrennung des Hus und Hieronymus mitwirkte, weil beide die Unfehlbarkeit der Kirchenversammlungen nicht anerkannten, und nicht widerriefen, was sie als Wahrheit erkannt hatten? Was half es, daß Gerson die Idee einer allgemeinen Kirche aussprach, die unter Christus als ihrem alleinigen Haupte eine von der römischen Kirche sehr verschiedene sey? Was halfen solche frei thuende Redensarten, denen der Charakter fehlte, welcher für sie mit Allem, selbst mit dem Leben eintrat, Alles hingab, um sich und der Menschheit das Ewige zu gewinnen? Was halfen sie, da Gerson nicht bloß nicht sich selbst dafür opferte, sondern Hus opferte, Hieronymus opferte, die charaktervollen Wahrheitszeugen?

Hier ist es am Ort, auf diese zwei Männer, d'Ailly und Gerson, und die sogenannte liberale Partei der Konstanzer Versammlung noch einmal einen kurzen Blick zu werfen, aus zwei Gründen: einmal, weil es ein Unrecht ist, wenn Männer in der

Vorstellung der Menschen einen geachteten, ja einen ehrenvollen Platz einnehmen, welche sich mit Schande bedeckt haben, und hüben und drüben dem Gottesgericht verfallen sind, dem Gerichte der Geschichte diesseits und dem Gerichte einer andern Welt; zweitens, weil die Charakterlosigkeit und das Verbrechen sehr verderblich nachwirken, wenn die Menschen sehen, daß man Beides an sich haben und doch in der Geschichte und in der Meinung der Menschen sich gut betten kann.

Es ist wahr, die Formel des Widerrufs, welche d'Ailly und Gerson dem Hus vorlegten, war so mild und so elastisch, daß man wohl sieht, es war Alles so gestellt, um Hus den Widerruf leicht zu machen. Daraus hat selbst Schleiermacher, gewiß ein in dogmatischen und philosophischen Dingen, aber nicht in geschichtlichen, hell und scharf sehender Geist, schließen zu können geglaubt, „die beiden achtbaren Franzosen haben es nicht auf das Verderben des Hus angelegt, und Wykliffe's Ansicht über die Kirchenverfassung, der eigentlich das ganze Presbyterialsystem ausgesprochen habe, sey ihnen zu frei, die ähnliche Gesinnung des Hus zu schroff gewesen; um den Kirchenfrieden zu vermitteln, seyen sie in Konstanz gewesen; eine Verweigerung des Widerrufs in so mild gestellter Form haben sie von Hus nicht erwartet, und da die Sache einmal eingeleitet gewesen sey, haben sie sie nicht mehr aufhalten können". Kein Christ, am wenigsten ein verordneter Diener der Religion Jesu Christi, hat den Kirchenfrieden höher zu achten, als die Wahrheit, und ist nicht da in erster Linie, den Kirchenfrieden zu vermitteln, sondern die Wahrheit zu zeugen, wie Jesus Christus sie gezeugt hat. Ihre Charakterlosigkeit hat auch den Kirchenfrieden nicht vermittelt, sondern jene schreckliche Erschütterung Europas hervorgerufen, und der Fluch des Hussitenkrieges ruht großentheils auf ihrem Andenken.

Wie gesegnet und geehrt dagegen ist ein Georg von Heimburg, der freimüthige Deutsche! Der ist zwar im Jahr 1472 gestorben; im hohen Greisenalter hat er das stolze Haupt gesenkt; aber er hat es erst gesenkt, als ihn Alles verlassen hatte, auch die Kraft des eigenen Körpers, nicht des eigenen Geistes. Zwölf Jahre lang mit Acht und Bann verfolgt, hat dieser Syn-

dikus von Nürnberg als rechtsgelehrter Rath und Abgeordneter der deutschen Kürfürsten gegen die römischen Eingriffe in das deutsche Nationalgefühl und in die Rechte der deutschen Christenheit unerschrocken gekämpft. Zuvor schon hatte er schriftlich und mündlich auf der Kirchenversammlung zu Basel das römisch-päbstliche Wesen als das, was es war, dargestellt. Das war ein deutscher Christ, dem nichts das Haupt ganz beugte, als der Tod. Und je höher Georg von Heimburg leuchtet, in desto tieferen Schatten tritt sein durch viele Jahre mit ihm treu verbundener Freund Aeneas Sylvius; da der Letztere noch ein ehrlicher Mann war, waren sie Freunde.

Fünfzehntes Kapitel.

Höhepunkt päbstlicher Entsittlichung.

Als Birgitta, die fromme Seherin aus dem königlichen Hause Schweden, auch die Heilige des Nordens genannt, die Stifterin des weiblichen Ordens des Erlösers, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach Rom kam, war sie überrascht und erschüttert von dem, was sie da sah. Es schienen ihr in Rom alle zehn Gebote verkehrt in das Eine Machtwort: „Geld her, Geld!“ In ihrem Kloster im hohen Norden weissagte sie nach ihrer Heimkehr, es werde eine Reformation der Christenheit bald kommen, aber diese werde nicht vom Pabst ausgehen, sondern vom christlichen Volke. Wäre diese fromme Frau vollends erst zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Rom gekommen, was hätte sie dann gesagt!

Selbst ein noch besserer Pabst, Pius II., jener Aeneas Sylvius, verdammte die Reformgrundsätze der Konstanzer und Basler Kirchenversammlung als „ketzerisch“, weil er sah, daß dadurch die Geldeinkünfte des päbstlichen Stuhles so gar beschränkt würden; und die alten Mißbräuche mit den Jahrgeldern, dem Pfründenverkauf, und alle anderen, trieb er so sehr, wie Einer zuvor. Kaum hatte er, ehe er Pabst wurde, den Aus-

spruch gethan, das Gesetz über Ehelosigkeit der Priester sey zwar wohl begründet, noch begründeter aber die Aufhebung desselben: so hielt er als Pabst fest über diesem Gesetz, wie über allen Gesetzen der Hierarchie.

Zu dieses vielgewandten Mannes Eigenthümlichkeit gehörte die vollendete Charakterlosigkeit. Als Geheimerrath Kaiser Friedrichs III. sprach er es in einem noch vorhandenen Briefe,*) gerade so, als hätte das für einen christlichen Prälaten gar nichts auf sich, als wäre es eine christliche Tugend, ganz unumwunden aus, er suche keinen Geistlichen ins Amt, welcher Märtyrer werden wolle für eine der in der Kirche streitenden Parteien, für die Reformpartei oder für den römischen Stuhl. „Wir," setzte er bei, „haben denjenigen Glauben, welchen unsere Fürsten haben; und, wenn diese Götzen verehren, thun wirs auch." Wie er charakterlos war, wollte er nur Charakterlose um sich und unter sich haben, und pflanzte so Charakterlosigkeit.

Es war jetzt die Zeit des gesunkenen Pabstthums. Die Päbste haben ihre große Weltstellung verloren, und nicht mehr das Pabstthum und dessen Größe ist es, wofür sie arbeiten, sondern jeder Pabst sucht seine Familie zu heben und zu bereichern, den verschiedenen Gliedern derselben hohe Aemter, Güter, wo möglich Fürstenthümer, zu verschaffen.

Sixtus IV., welcher von 1471 bis 1484 Pabst war, ein mit scholastischer Gelehrsamkeit prangender Franziskanergeneral, aus dem hochadeligen italienischen Hause della Rovere, gab den Ton dazu an. Zuerst stiftete er seinem „Nepoten" (d. h. Neffen, Kunstausdruck bei den Päbsten und bald bei andern Geistlichen für Sohn), den er zum Kardinal gemacht, Girolamo Riario, ein Fürstenthum; er erklärte ihn zum Herrn von Imola und Forli. Dasselbe für andere Nepoten oder Söhne zu erreichen, ließ sich dieser Pabst in Ränke, Händel, Verschwörungen ein. Er war es auch, welcher die Pabstmacht zu einer völlig politischen Macht umzugestalten anfing, den päbstlichen Stuhl zu einem geradezu weltlichen Fürstenthron. Der weltliche

*) Dem fünf und zwanzigsten in seiner Briefsammlung.

Fürstenhof war längst da. Das Geistliche dabei wurde fortan nur als dasjenige betrachtet, was Einkünfte zu bringen habe. Die ganze Christenheit mit ihren Belangen in diesem und jenem Leben wurde dem Departement des päbstlichen Finanzministeriums zugetheilt, während Pabst und Hof in den Genüssen des Schönen sich ergingen, wie sie die Rückversetzung in das altklässische Heidenthum bot.

Kam ein Mann, von welchem man etwas zur Abhülfe der Mißbräuche erwartete, in eine einflußreiche Stellung am päbstlichen Hofe, so unterließen die Wohlmeinenden nicht, es ihm zu Gemüthe zu führen. Als Aeneas Sylvius Kardinal wurde, wünschte ihm im Jahr 1457 der Kanzler der Mainzer Kirche in seinem und seines Kurfürsten Namen Glück dazu, benützte aber das Glückwunschschreiben zu sehr ernster Darlegung der Gelderpressungen des römischen Stuhles und zu Warnungen sowohl über das Ablaßunwesen, als die andern Arten rechtswidriger Aussaugung. Es thue ihm nur leid, schrieb der Kanzler, daß der Herr Kardinal diese Würde in solcher Zeit erlangt habe, in welcher der römischen Kirche bei der endlichen Entrüstung der deutschen Fürsten große Verdrießlichkeiten bevorstehen. Die deutsche Nation, einst die Königin der Welt, jetzt eine zinsbare Magd der römischen Kirche, fange an, wie aus einem Traume zu erwachen, und sey entschlossen, das Joch abzuwerfen.

Das Glückwunschschreiben war eine großartige Klagschrift der deutschen Kirche und Nation. Der edle Deutsche mit diesem Nationalsinn und Freimuth, des ersten geistlichen Kurfürsten erster Minister und selbst ein Geistlicher, war ein Bürgerlicher und hieß Martin Mayer.

Was antwortete der neue Kardinal? Er läugnete nicht, daß das Geld der gläubigen und ungläubigen Deutschen, theils mit, theils wider Willen derselben, in das große Bassin Rom floß; aber er entgegnete: „Alles Geld der Deutschen könne ja doch gar nicht in Anschlag gebracht werden gegen die Wohlthat des Christenthums und aller Bildung, welche sie von Rom empfangen haben, als ihre Väter in den Wäldern lebten."

So eine merkwürdige Aeußerung gibt in ihrer Naivität mehr Licht über Roms Ansichten in seinem Verhältniß zu Deutschland und der Christenheit, als lange Abhandlungen. Das heißt sich selbst beleuchten.

Ist es ein Wunder, wenn die deutsche Nation und andere Völker mißtrauisch wurden, selbst gegen solche vom päbstlichen Stuhl ausgehende Gedanken und Aufforderungen, welche einen höheren christlichen Zweck voranstellten? wenn selbst für eine allgemeine, gegen die von den Türken drohende Gefahr weder unten noch oben einige Begeisterung zu entzünden war, weil die Zeit, die daran war, zu Verstande zu kommen, aus der täglichen Erfahrung schloß, es möchte auch das nur ein neuer Vorwand zu Erpressungen seyn, ein neues Mittel des römischen Hofes, Geld für sich zu machen?

Der Verstand der Zeit durchbohrte auch den Firniß, mit welchem sich das Pabstthum selbst unter Pius II. wieder aufzuputzen gesucht hatte; und das Ohr der Zeit hörte den Wurm, welcher nagte im ganzen Bau der Kirche.

Nur in Rom selbst hörte man nichts von diesem Wurm. Obgleich Warner, sittlich besser als Aeneas Sylvius, lange zuvor schon ehrlich und frei ihre Meinung, wie jener Kardinal Julian, sagten, der seinem Pabst Eugen erklärte, diese Unordnungen erregen den Haß des Volkes gegen den ganzen geistlichen Stand, und wenn man sie nicht abstelle, sey zu besorgen, daß das Volk sich über die ganze Geistlichkeit hermache nach dem Beispiel der Hussiten, wie die Leute bereits öffentlich drohen. „Alle Gemüther,“ schließt er, „sind in der gespanntesten Erwartung, was man von Seite der Kirche thun wird, und es hat ganz das Ansehen, daß irgend etwas sehr Tragisches daraus entstehen wird. Der Gift, den sie gegen uns im Herzen tragen, zeigt sich schon offenbar, und bald werden sie glauben, Gott einen Dienst zu erzeigen, wenn sie die Geistlichen als Leute, welche Gott und Menschen gleich verhaßt sind, mißhandeln, ausplündern und ihre Rache sonst an ihnen üben.“

Taub schon damals, wurde die römische Kanzlei noch tauber, seit die Päbste nur den Nutzen ihrer Familien ins Auge faßten,

ganz unbekümmert, ob oder wie viel sie dadurch dem Ansehen des Pabstthums und der Kirche schaden.

Die fürchterliche Charakterlosigkeit, welche sie um sich her sahen, schien die Päbste auf ihrem Stuhl und ihre Vertrauten ganz zu verwildern. Sahen sie doch die talentvollsten und kräftigsten Männer, welche auf den Kirchenversammlungen so laut gesprochen und so scharf geschrieben hatten für Reform und für Sittlichung der Kirche, nach und nach sich unter die Flügel des päbstlichen Stuhles sammeln, wo es wohl zu leben war; und sahen sie doch die noch schrecklichere Charakterlosigkeit der öffentlichen Meinung: wenige dieser Wetterwendischen, dieser Ueberläufer, dieser Sonnenblumennaturen, wurden von ihr gerichtet, und auch diese nur so leicht, daß die Leichtfertigkeit des öffentlichen Urtheils gerade zum Ueberlaufen verlocken mußte. Am entsittlichendsten aber wirkt, wenn man, wie das in unsern, jener Zeit ähnlichen Tagen geschieht, sieht, wie selbst solche, welche Geschichte schreiben, solche Charakterlosigkeit des Kopfes und des Herzens nicht bloß leicht hingehen lassen, sondern sogar noch sie auf eine Ehrensäule stellen, wegen einer gewissen Gelehrsamkeit und wegen gewisser schöner Worte und Reden, von denen sie selbst nachher nicht bloß abgefallen sind, sondern zu deren Gegentheil sie sich als Werkzeuge brauchen ließen um Geld und Ehrentitel.

Das sind jene Geschichtschreiber, welche Sixtus IV. als einen höllischen Menschen, der er wirklich war, verdammen, mit lautem Mordgeschrei, welche aber Nikolaus von Kusa als einen vortrefflichen Mann preisen, wegen seiner Metaphysik, und weil das Ideal von Kirche und Staat, das er in sich getragen habe, jetzt doch noch nicht habe verwirklicht werden können; welche erzählen, er habe sich erkaufen lassen, und das Gegentheil von dem als Kardinal verfochten, wofür er als Kirchenversammlungsmitglied gekämpft hatte, welche aber zugleich ihn rühmen, er habe dem alleinigen Glauben an die heilige Schrift die Macht des Geistes, der vor dem Buchstaben gewesen sey und die Kirche gegründet habe, entgegengesetzt, und den Untergang des Pabstthums und eine Erneurung der Kirche geweissagt, in ferner Zukunft; er habe zwar als Ablaßprediger sich brauchen lassen, aber

er sey uneigennützig dabei gewesen und habe die Reformation im Herzen bewahrt.

Solcher Unsittlichkeit der öffentlichen Meinung gegenüber genirte sich Pabst Sixt IV. nicht, seine Kassen auch noch dadurch zu füllen, daß er die Anlegung öffentlicher Häuser der Unzucht in Rom erlaubte, gegen Geld, wenn er auch nicht selbst solche anlegte, und daß er der Erfinder der Hurensteuer in der Christenheit wurde. Er gab es zu, auf einer Inschrift Gott genannt zu werden; er nahm Theil an einer meuchelmörderischen Verschwörung wider das mediceische Haus zu Florenz; entblödete sich nicht, gegen Lorenzo Medici, als dieser den Dolchen der Verschwörer entging, den Bannfluch zu schleudern; füllte Italien mit Strömen Bluts, um seinen Söhnen Herrschaften zu erobern, und trieb ein förmliches Handelsgeschäft mit dem Verkauf von Kirchenämtern und Kirchengnaden. Priesen ihn doch dem ungeachtet Viele, daß er Rom verschönerte und die Lehre der Bettelmönche von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria so warm befürwortete.

So war es auch mit seinem Nachfolger, Innocenz VIII. Der war so frei in der Liebe und umgab sich mit sechszehn Kindern, die er erzeugt hatte, so offen, daß ihn ein gleichzeitiges Gedicht ironisch als Vaterlandsvater pries. Sahen doch die Gläubigen mit Bewunderung zu ihm hinauf, wenn er, auf dem Throne sitzend, die rechte Hand zum Segnen erhob, und in der Linken die heilige Lanzenspitze trug, welche einst die Seite des gekreuzigten Heilands geöffnet und sein Blut getrunken. Ueber der heiligen Lanze vergaß die Mehrheit der Gläubigen, daß diese ihm der Erbfeind der Christenheit, der Türkensultan Bajesid nebst 12,000 Dukaten geschenkt hatte, und daß der heilige Vater dafür und für weitere jährliche 40,000 Dukaten sich hergab, Dschem, den jüngeren Bruder des Sultans, gefangen zu halten. Das geistliche Haupt der Christenheit im Solde des Sultans, des Ungläubigen, als dessen Kerkermeister!

Der Volksaberglaube verehrte ihn als Eiferer für das Reich Gottes, als Verfolger der Hexenmeister und der Hexen, von denen gefabelt wurde, daß sie in Deutschland im Bunde mit dem Teufel ihr Wesen treiben zu großer Beschädigung ihrer Mit-

menschen an Leib und Gut. Er erneuerte und schärfte nicht bloß die alten Gesetze gegen Zauberei, sondern ernannte für Oberdeutschland zwei Hexenrichter, Heinrich Krämer und Jakob Springer. Diese trugen den sogenannten „Hexenhammer" zusammen. Das ist ein Handbuch des Hexenprozesses, voll Aberglauben und Unsauberkeiten, so recht ein handgreiflicher Beweis, wie unflätig die Einbildungskraft Gelehrter seyn kann, und wie ohne Gränzen dumm die Gelehrsamkeit. Von jetzt an loderten die Scheiterhaufen, auf welchen Hexen verbrannt wurden, aus Aberglauben, aus Bosheit und aus Habsucht; denn das Vermögen der verbrannten Hexen verfiel der Kirche und der weltlichen Kasse. Die Ketzerverfolgung hatte aufgehört, eine sehr ergiebige Geldquelle zu seyn; die Hexenverfolgung sollte sie ersetzen.

Die Gräuel des Pabstthums voll zu machen, erkaufte im Jahre 1492 Roderigo Borgia öffentlich die Stimmen seiner Mitkardinäle und bestieg als Alexander VI. den päbstlichen Stuhl.

Mit ihm scheint die ganze Hölle in den päbstlichen Palast eingezogen zu seyn. In ihm saß der Satanismus verkörpert auf dem päbstlichen Thron, der rücksichtsloseste Egoismus, welchem nichts heilig und kein Mittel zu verworfen war, gepaart mit einem sinnlichsten Genuß des Lebens, der keine Scham kannte und frech jede Hülle abwarf. Alexander hatte spanisches Blut in den Adern und italienisches zugleich, er war ein „Neffe" des Pabstes Kalixt III. Als Kardinal hatte er ein verbotenes Liebesverhältniß mit der Gemahlin eines vornehmen Römers, der schönen Rosa Vanozza, und ganz Rom erkannte ihre fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter, als die Kinder des Kardinals Borgia und des Pabsts Alexander VI.

Diese Kinder, besonders Cäsar Borgia und die Tochter Lukretia Borgia — denn sie führten öffentlich ihres ehebrecherischen Vaters Namen —, wandelten mit ihrem Vater den päbstlichen Palast zu einem heidnischen Tempel der Weltlust um, so sehr in einem Meere der Lasterhaftigkeit schwimmend, daß es im Volke Glauben fand, der Pabst lebe in einem schändlichen Verhältniß zu seiner eigenen Tochter, das jedoch durch keinen geschichtlichen Beleg erwiesen ist.

Der Neapolitaner Sannazar machte auf diesen Pabst die Grabschrift: „Vielleicht weißt du nicht, wessen Grab das ist; tritt her, Wanderer, wenn es dich nicht eckelt. Der Name Alexander, den du hier siehst, ist nicht der jenes großen Helden, sondern der Name dessen, der, bloß von wollüstigem Blutdurst besessen, so viele berühmte Städte, so viele Fürstenthümer zu Grunde gerichtet, so vielen Fürsten und Führern den Tod gegeben hat, um seine Söhne zu bereichern; die Welt hat er mit Raub, mit Eisen und Feuer bis auf den Grund verheert, ausgesogen, aus ihren Angeln gerissen. Die menschlichen Rechte und die himmlischen Gesetze, ja die Gottheit selbst hat er abgeschafft, damit ihm vergönnt sey, o Gräuel, ihm, dem Vater, den Schooß der Tochter zu verunreinen, und sich ihm zu vermählen, da die Scheu einmal weg war."

Für die Verheirathung, Ausstattung und Bereicherung seiner Kinder erlaubte dieser Pabst sich unerhörte Treulosigkeiten und Verbrechen. Er riß vom Kirchenstaat Stücke los und formte daraus unabhängige Herzogthümer für seine Söhne. Zu eben diesem Zweck raubte er den Fürsten Mittelitaliens von ihrem Erbe. Den meuchelmörderischen Dolch und alle Arten von Gift handhabte der Pabst und seine Familie als etwas Gewöhnliches, als die einfachsten Mittel, einen Zweck der Lust oder der Habsucht, der Ehrsucht oder der Rachsucht zu erreichen. Cäsar Borgia mordete seinen Bruder Ludwig, und ließ dessen Leichnam in die Tiber werfen, mordete seinen Schwager Alfonso, mordete eine Reihe vornehmer Italiener; Lukretia Borgia war in kurzer Zeit an vier Männer nach einander vermählt; satt des einen, hatte sie ihn ermordet, und den andern geheirathet, um ihn wieder zu ermorden; von einem ließ sie sich durch ihren Vater scheiden. Bei den meisten Schandthaten fällt dem Pabste die Mitschuld, die Mitwissenschaft oder die Mitwirkung zur Last; keine wenigstens rügte oder strafte er. Sehr gerne sah er es, und gab Rath und Mittel dazu, daß sein Sohn Cäsar die großen römischen Familien vernichtete, die unabhängige Aristokratie im Kirchenstaat brach, durch Vertreibung und das Schwert der Fehde, wie durch Gift und Dolch.

Eine ganze Hölle von Verbrechen setzten Cäsar Borgia und sein Vater, der Pabst, in Bewegung, um diesem Bastard ein winziges Königreich zu schaffen, und der Pabst suchte diesen Länderraub an Freistaaten und Fürsten durch die Vorspiegelung zu beschönigen, als haben diese Verbrechen des Despotismus einen höheren Zweck, die nationale Einheit Italiens unter Einem Haupte. Durchs Herz aller Besseren Italiens zuckte seit Jahrhunderten die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung der Glieder des einst so mächtigen und schönen Leibes, der Volk und Land Italien geheißen. Die von einander gerissenen Glieder waren noch so warm, und selbst der Despotismus war ihnen noch lieber als die Zerrissenheit, als er ihnen mit der Hoffnung der Einheit schmeichelte. Viele Italiener trugen es darum, weil Alexander es zu den Mitteln der Einheit rechnete, daß der heilige Vater in einen vertrauten Bund mit dem Sultan der Ungläubigen, Bajesid II., trat; was den Gläubigen der übrigen Christenheit großes Aergerniß gab.

So mörderisch er gegen die römische Aristokratie war, Tiberius und Nero in Einer Person: so mild war er dem Volke. Man weiß, wie viel das Volk erträgt, und über wie viel es die Augen zudrückt, wenn seine Herrscherfamilie ihm mild ist, es nicht drückt und gar noch für sein Wohl etwas thut, wie es Alexander VI. wirklich that. Daß dennoch zuletzt auch im Volke Roms der Haß gegen die Borgia allgemein wurde, spricht mit dafür, wie nie da gewesen das Ungeheuerliche des Schandlebens und die Unzahl der Gräuelthaten dieser Borgias war. Weit nicht so sittlich war das Gefühl der Könige und der Diplomaten der Zeit. Denn nicht sowohl das Pabstthum, als vielmehr die Persönlichkeit Alexanders VI., sein Geist, kraftvoll wie seine Gestalt, sein kluger, politischer Kopf und seine Meisterschaft in der Diplomatie, imponirten den christlichen Fürsten noch so sehr, daß die Könige von Spanien und Portugal ihren Streit über ihren Antheil an der neuentdeckten Welt jenseits des atlantischen Oceans seinem schiedsrichterlichen Spruch übertrugen: dieser Pabst Alexander VI. theilte im Jahre 1493 die neue Welt zwischen Spanien und Portugal.

Durch die Masse des christlichen Europa aber ging ein Schauder über die Aeußerungen, die der Pabst am Mahle gethan haben sollte, und über die Thaten wie über die Lebensweise des Pabstes, seiner Familie und seines Hofes, wovon man sich Dinge erzählte, die unmöglich schienen und dennoch als wahr sich erwiesen. Bis nach Ungarn lief das Epigramm: „Alexander verkauft die Schlüssel Petri, die heiligen Altäre und Christus; gekauft hatte er sie ja zuvor, mit Recht kann er sie jetzt verkaufen.“ Viele sahen in ihm den Antichrist, und bezeichneten ihn laut als solchen. Die öffentliche Meinung wurde ihm und den Seinen so unbequem, daß er der Erste war, welcher der neu erfundenen Buchdruckerkunst Fesseln anlegte, und die Censur für Alles, was gedruckt wurde, einführte, für Bücher wie für Flugblätter.

Der Satanismus dieser Maaßregel hat seine würdige Quelle in dem Ungeheuer Alexander VI.

Dennoch gelang es ihm nicht, die öffentliche Meinung dadurch stumm zu machen, und selbst was im Geheimsten des päbstlichen Palasts vorging, die Aufführung schändlicher Schauspiele und Tänze durch feile Dirnen, welche unverhüllt ihre Kunst zeigten, während der Pabst mit den Seinen beim Becher am Mahle saß, kam gedruckt in Umlauf; eben so, wie reiche Kardinäle gesund und fröhlich zur Tafel des Pabstes, Liebhaber frisch und kräftig in den Palast seiner Tochter Lukretia gingen, und vergiftet als Leichen herausgetragen wurden. Der Blut- und Giftgeruch, der um das Haus Borgia war, verbreitete sich durch die ganze Christenheit.

Eine durchaus glaubwürdige Nachricht erzählt Alexanders VI. Tod also. Arian da Corneto, einer der Reichsten unter den Kardinälen, wurde vom Pabste, der ihn gerne beerbt hätte, zum Mahle geladen, in der Absicht, ihn durch vergiftetes Konfekt unter die Todten zu bringen. Nach einer andern Erzählung war es sein Sohn Cäsar, der den Kardinal vergiften wollte; und nicht im Konfekt, sondern im Wein. Es war das am 18. August 1503. Um diese Zeit betrat Niemand mehr den Palast Lukretias oder Cäsars oder des Pabstes als Gast ohne Grauen.

So wunderbar schön des Pabstes Tochter war, so giftmischerisch war sie, und so berüchtigt durch die Opfer, die Nachts unter den Dolchen ihrer besoldeten Banditen fielen. Ihr Bruder Cäsar war ein gewaltiger Kriegsmann, er hieß der schönste Mann der Zeit; aber Jedermann wußte, er war ein moralisches Scheusal. Pabst Alexander selbst war nicht bloß der glänzendste Gesellschafter und eine majestätische Gestalt, sondern er hatte auch noch ein bezaubernd schönes Gesicht. Aber Jedermann wußte, dieser schöne „heilige Vater" war ein Ungeheuer.

Eine Einladung ausschlagen aber, war noch gefährlicher, als sie annehmen. Denn jede Beleidigung eines Borgia brachte den gewissen Tod. Die wohlwollendsten päbstlichen Berichterstatter, wie Onufrius Panvinius, sagen, „Rom war zur Mördergrube geworden"; und sehr nahe lag dem Glauben jener Zeit, in so viel Schönheit, mit so viel unmenschlichen Thaten des Bösen zusammen, — keine Menschen zu sehen, sondern böse Dämonen, Geister, der Hölle entstiegen; in Alexander, dem Pabste, den Antichrist, in seinen Kindern, Cäsar und Lukretia, einen Teufel und eine Teufelin.

Vorsichtig gingen die Geladenen zu den anschauernden Mahlen der Borgias, wo das Aeußerste der Wollust und die feinsten Genüsse aus der raffinirtesten Zeit des alten Heidenthums zu genießen waren, unter dem Zittern vor Gift.

Die Reichen und Reichsten lernten die Borgias überlisten. Gegen Banditendolche trugen sie unter Sommerkleidern schützende Decken; gegen Gift am Mahl sicherten sie sich durch Aufmerksamkeit und durch Bestechung der ganzen auftragenden Dienerschaft. Vom letzten Diener und Koch bis zum Küchenmeister und allen Palastbeamten war Alles zuletzt im stehenden Solde der für ihr Leben fürchtenden Gäste der Borgias, welche die Einladungen nicht auszuschlagen wagen konnten.

So rettete der Küchenmeister, im Solde Arians da Corneto, einerseits diesen Kardinal vor dem Tode durch das vergiftete Konfekt, und ließ es andererseits, auf dessen Wink zur Rache und zur Befreiung Roms und der Welt, dem Pabste selbst vorsetzen. Alexander VI. aß das Konfekt, und verendete schnell auf

den Genuß, an diesem selben Tage. Ganz Rom schwärmte und lärmte in ausgelassener Freude. Denn des Pabstes Tod war der Sturz der Borgias. Pius III. wurde nachgewählt und starb so schnell, daß schon am 1. November 1503 der erbitterte Feind der Borgia, Julian della Rovere, Pabst wurde, als Julius II.

Lukretia endete durch Gift, das sie aus lieber Hand empfing; ihr Bruder Cäsar wurde durch Pabst Julius vertrieben, nachdem dieser Borgia vergeblich versucht hatte, sich mit dem Kaiser, mit Venedig, mit kleinen Tyrannen Italiens und mit größeren christlichen Fürsten sich in den Kirchenstaat zu theilen und sich dadurch zu halten. Das Scheusal Cäsar Borgia trat flüchtig in die Dienste des Königs von Navarra. Vom Schlachtfeld bei Viana trug den Erschlagenen ein schlechter Maulesel hinweg, und mit Armen und Beinen hing der Todte nackt ausgeplündert von dem Eselsrücken herab.

Für das Pabstthum nicht bloß, sondern für die katholische Kirche, die noch ferner unter Päbsten stehen wollte, mußte neues Blut auf den Stuhl steigen, nach solchen Vorgängen. Das Pabstthum hat von da an eine neue Art.

Der Satanismus hatte sich nicht bloß zuletzt ohne Hülle gezeigt, sondern, los von jeder Scham, sein Aeußerstes in menschlicher Gestalt vor der Welt herausgekehrt.

Damit aber weder die Mitwelt noch die Nachwelt an dem Geist und an der Kraft des Christenthums zweifle oder gar verzweifle im Anblick solcher Ungeheuer an der Spitze der Christenheit, hatte Gott schon zwei große Lichter aus dem Schooße des Christenthums hervorgehen lassen, die Welt zu erleuchten, und ihr als Zierden der Menschheit vorzuleuchten, in einem Lichte, in welchem so breite schwarze Schatten zu ertragen sind, welche die drei letzten Päbste, und zumal Alexander VI. und sein fluchwürdiger Hof, weit hinaus in die Welt warfen.

Der eine hieß Martin Luther; der andere hieß Christoph Kolumbus. Jener gewann der Menschheit den verlorenen Himmel zurück; dieser entdeckte für sie eine neue Welt und gewann diese als Arbeitsplatz für das Christenthum.

Aber ehe Luther die Fackel der Welt vortragen konnte, welche

nicht mehr erlosch, brannte noch Savonarola's Scheiterhaufen. Auf dem Holzstoß noch mußte dieser Prophet weissagen, ehe Luther der Welt den Genuß der Weissagung zu geben vermochte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Prophet von Florenz.

Auch diese schreckliche Zeit des zum Sterben sich neigenden Mittelalters ließ Gott in Italien selbst nicht ohne Zeugen der Wahrheit. Noch immer gab er den Völkern im Aeußersten ihres Elendes auch ihren Propheten, von welchem Licht ausging und sittlichende Kraft, wo ringsum die Nacht so groß war und so lastervoll, weitum höllische Nacht.

Es ist nicht ohne Grund so gefügt, daß Savonarola's Scheiterhaufen gerade in der Mitte der Regierungszeit Alexanders VI. brennt. Das Licht, welches davon ausgeht, beleuchtet erst recht das Allerschwärzeste der höllischen Borgias und des damaligen Pabstthums, die Laster und die Verteufelung, in welche diese Werkzeuge der finstern Mächte die christliche Welt hineinziehen wollten, einen Theil davon hineinzogen und darin festhielten: denn die satanische Politik, welche die Borgias ausbildeten und übten, und welche mit Unrecht, aus Mißverstand, nachmals nach dem großen Florentiner Macchiavelli die macchiavellistische, statt die Borgiapolitik, genannt worden ist, wirkte bis in die neueste Zeit nach. Zwar waren die Borgia nicht die Anfänger, nur die Ausbilder dieser Politik; aber vom päbstlichen Stuhl ist sie ausgegangen, und die weltlichen Fürsten haben sie nur angenommen.

Schon im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts hatte die päbstliche Politik die deutschen Fürsten so angesteckt und ihre Sittlichkeit durchfressen, daß der fromme Deutsche Eberhard von Windek schrieb: „Zu der Zeit stand es übel zwischen den Weltlichen und Geistlichen, welche gleicherweise übel regierten; die

Weltlichen also übel, daß leider Niemand ein gut Ebenbild von dem Andern nehmen mochte. Die Laien gaben den Pfaffen die Schuld, und die Pfaffen gaben den Laien die Schuld; also daß nach meinem Verstande beide Theile in allen bösen Sachen unverschämt übel standen, in allen bösen Sünden. Denn Wucher, Aemterverkauf und Kauf, unkeusche neue Lüste sind keine Sünden und Schanden mehr bei Pfaffen und Laien."

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber hatte die päbstliche Politik die meisten Fürstenhöfe der Christenheit so vergiftet, daß nicht nur die alten Rechte der christlichen Völker und Gemeinden hier geradezu mit Füßen getreten, dort in leere Schattenbilder, in Formen ohne Inhalt und Wirkung, von gottlosem Absolutismus umgewandelt wurden, sondern ohne Uebertreibung wahr ist, was der englische Geschichtschreiber Mackintosh davon sagt: „Das christliche Europa schien nahe daran zu seyn, nur das widerliche, zurückstoßende Schauspiel der kalten Einförmigkeit eines schwachsinnigen Despotismus ausschweifender Höfe und grausam unterdrückter Völker zu gewähren."

Gegen den schamlosen Despotismus und alle Laster, die in seinem Gefolge waren, wie sie von Pabst Alexander VI. der verworfensten Zeit der altrömischen heidnischen Kaiser und dem byzantinischen Hofe, beide überbietend, nachgemacht wurden, trat Girolamo (Hieronymus) Savonarola*) auf. Er nannte nicht bloß dieses Pabstregiment ein gottloses Heidenthum, sondern er sprach drohende Unglücksweissagungen aus, ja er ging viel weiter.

Savonarola war Dominikaner, und lebte lange Zeit im Kloster. Er war geboren am 21. September 1452 zu Ferrara, aus vornehmem altitalienischem Geschlecht. Wider den Willen seiner Eltern ging er in ein Dominikanerkloster zu Bologna, in seinem drei und zwanzigsten Jahre. Auf Verlangen des Lorenzo Medici ging er nach Florenz, in das St. Markokloster, und wurde bald dessen Prior. Die christliche Wahrheit aber galt ihm mehr, als die Hofgunst eines Herzogs.

---

*) Die vorletzte Sylbe dieses Namens wird lang, die letzte kurz gesprochen.

Savonarola hatte etwas von der Natur und dem Charakter des Täufers Johannes. Selbst sittlich strengst im eigenen Wandel, strafte er, was er Unreines um sich sah oben und unten, mit einem vor nichts zurückschreckenden Freimuth, in öffentlicher Predigt, in Vorlesungen über die Offenbarung des Johannes, und überall mit Mund und Feder.

Gebildet hatte sich Savonarola aus den alten Kirchenvätern, und unter diesen vornämlich aus Augustin, aus Thomas von Aquino, aus den Mystikern, und zuletzt vor Allem — aus der heiligen Schrift. Wie er sich in diese vertiefte, wurde sie ihm über Alles lieb und hoch, und in das Christenthum gewann er daraus nicht bloß eine reinere, sondern eine so reine und vollkommene Einsicht, daß er noch heutzutage über Millionen protestantischer Christen steht in dem Verständniß dessen, was das Christenthum ist und was es will.

Eine heilige Begeisterung war in ihm und glühete jedes Wort an, wenn er predigte. Dazu war er von Natur, noch mehr durch Kunst und Uebung, ein großer Redner, der eben so sehr die Herzen zu erschüttern, als zu erwärmen und zu befruchten wußte, der eben so hell in seinen Gedanken, als überzeugend und hinreißend sprach.

Noch tieferen Eindruck aber, als seine Beredtsamkeit, machte das Prophetische in ihm, das er wirklich hatte. Wenn er die Sünden des gemeinen Mannes und der Großen, die Sünden der Geistlichen und der Laien strafte, wenn er den um sich greifenden Unglauben züchtigte, die völlige Religionslosigkeit, die in Italien bereits vielfach oben und unten zu finden war, so beugte sich Alles unter der Wahrheit seiner Rede. Wenn er das Verderben der Kirche züchtigte und beklagte, so fühlten alle Hörer das Herzzerreißende seiner Klage. Aber erschreckt, wie vom Blitz getroffen, stürzten die Einzelnen vor ihm nieder, wenn er die Hartnäckigkeit ihres Unglaubens wie ein Rohr brach durch Enthüllung ihrer geheimsten Sünden unter vier Augen. Da glaubten sie an den Propheten; das könne ihm nur Gott geoffenbart haben.

Der Glaube an ihn als Propheten wurde allgemein in

Florenz, als bestimmte politische Weissagungen, die er that, sich buchstäblich erfüllten.

Zuerst hatte er nur die Erneuerung der Kirche, und deren Läuterung von Florenz aus, als etwas Nahes, verkündet. Diese werde kommen nach schweren Drangsalen und göttlichen Strafgerichten, die zuvor über Italien hereinbrechen, um es zur Buße reif zu machen. Dann aber weissagte der große Bußprediger, der auch kein Christenthum kannte, als ein solches, dessen nothwendiger Ausfluß die bürgerliche Freiheit ist, — den Untergang des Fürstenhauses Medici und den Heerzug eines fremden Königs über die Alpen, um die Tyrannen Italiens zu strafen, und die Kirche mit dem Schwert zu bessern.

Da starb der Tyrann von Florenz, Lorenzo Medici; des Propheten Weissagung erfüllte sich an diesem Herrscherhause, in welchem sich die Sünden gehäuft hatten. König Karl VIII. von Frankreich zog im Jahre 1494 über die Alpen, vertrieb die Söhne des Lorenzo Medici aus Florenz, und die Bürger sprachen die ewige Verbannung derselben aus. Das schöne, aber sündenvolle Land Neapel wurde von Karl erobert, unter Leiden und Verwüstungen solcher Art, daß noch heute die Spuren der französischen Vandalen zu sehen sind.

Jetzt hatte Savonarola erst festen Boden unter den Füßen, und jetzt erst wurde er, auf was er von Anfang ging, der feurige Prophet einer kirchlichen und politischen Wiedergeburt seines Vaterlandes. Jetzt glaubte alles Volk in Florenz an ihn, da seine Weissagungen, die er in so bestimmter Art gemacht, sich so bestimmt erfüllt hatten.

Auf seinen Rath bemächtigte sich das „Volk" der ihrer Tyrannen entledigten Republik; denn, aufs Mildeste gesagt, waren auch die Medici — Tyrannen, nicht bloß im altgriechischen Sinne des Worts. Wenn Gregorovius sagt, den Sarkasmen der Neapolitaner auf die Borgia „halten die Loblieder der Poeten von Ferrara die Wage", so darf man annehmen, daß, was diese Poeten vom Hofe von Ferrara und von den Medici überhaupt singen und sagen, Quellen sind, die man mit Vorsicht gebrauchen muß, und denen man das Wenigste glauben darf.

Aber nicht an die Spitze des neuen demokratischen Freistaates stellte sich Savonarola; nur seine Rathschläge gab er für den neuen Gang der Dinge. In das Einzelne der Verwaltung mischte er sich nicht; nur in großen Staatsfragen hörte die Volksgemeinde auf seinen Rath, den die Staatsbeamten einholten. Florenz, sagte er, müsse das Vorbild einer christlichen Stadt werden, ein freier Gottesstaat mit Volksregierung; denn die alte apostolische Kirche kenne nur eine Gleichberechtigung Aller, eine Brüdergemeinde. Für Florenz sey das am angemessensten, daß es im Kirchlichen gehalten werde in altapostolischer, in demokratischer Weise, und daß im Politischen eben so die gesammte Gemeinde an der Verwaltung Theil habe.

Für Florenz rieth Savonarola die Volksregierung. Daraus folgt nicht, wie man schon gemeint hat, daß Savonarola Italien zur Republik machen wollte, für ganz Italien die Volksregierung angemessen hielt. Die Volksregierung wählte er deßwegen, weil er sah, wie durch den üppigen Fürstenhof der Mediceer, an welchem zwar das Studium der alten Literatur, Kunst und Wissenschaft gepflegt, aber auch ein verführerischer, die alte Kraft schwächender Kultus des Schönen betrieben wurde, die Sitten der Stadt angesteckt und in tiefem Verfall waren; und weil er am Beispiele der Republik Venedig sah, daß eine Republik, in welcher der Aristokratismus herrschte, die freie Entfaltung aller Kräfte hemme, den Volksgeist in Fesseln schlage und erstarren mache.

Eben so sah er, daß bei derjenigen Art des Fürstenthums, welche in Italien Ton und bereits lange Gewohnheit geworden war, wie bei derjenigen Art des Freistaats, wie sie in Venedig war, der christliche Staat nicht möglich war, den er wollte, ein Staat, „festgegründet auf Gottesfurcht, Gemeinsinn und Frieden Aller unter einander". Bis zum Erschrecklichen groß gewachsen war unter dem Zusammenwirken der manchfachen Einflüsse des neuen Heidenthums in Italien, des mit den frischen Blumen der Genialität und der Lebensfreude geschmückten Antichristenthums, die Unsittlichkeit auch in Florenz, und der Egois-

mus ehrgeiziger Bürger; fürchterlich die Sucht des Genießens, des poetischen und ästhetischen Lebens.

Dieses Florenz der Mediceer war so recht der Staat „des schönen Scheins“, und ruhte auf dem dunkelsten Grund in sittlicher Hinsicht, wie in Hinsicht des allgemeinen Volkswohls. Grob getäuscht wurde die Welt durch das Geschmetter der Fanfaren, welche von den freigebigst überschütteten Poeten und Künstlern der midiceischen Höfe erklangen, und durch das gedankenlose Nachschreiben derer, welche dieses Fanfarenlob der Mediceer für baare Wahrheit nahmen. Nur wo etwas zum Aeußersten geworden ist, weckt es seinen Gegensatz, daß er äußerst gegen dasselbe auftritt.

Dieses ästhetische Genießenwollen, dieses poetisch- und künstlerisch-geniale Treiben war zum Gift geworden, weil es bloß und einzig betrieben wurde und bloß und einzig gelten wollte. Wo irgend in einem Staat, in einer Stadt, in einem Hause bloß der Kultus des Schönen, und nichts als dieser Kultus, getrieben wird, da wird dieser Kultus des Schönen zum Gifte, welches das Mark des sittlichen Lebens anfrißt und zuletzt verzehrt.

Gegen dieses Gift war in Florenz der Puritanismus Savonarola's ein Gegengift.

Man muß einen Begriff haben von dem über alle Sittlichkeit, als „Vorurtheil“, sich hinwegsetzenden Leben der die Kunst beschützenden Fürstenhöfe, einen Begriff davon aus der Kenntniß der Einzelheiten; dann begreift man die „puritanische“ Strenge, deren Vorläufer Savonarola war, oder den „montanistischen“ Eifer, welchen Savonarola für seine Zeit wieder aufnahm.

Unter diesem Hofleben war vor lauter ästhetischer Bildung, vor lauter egoistischer Genußsucht und vor lauter Genießen des Schönen, von Hingabe an das gemeinsame Wohl Aller, von jener Liebe, welche den Nächsten liebt als sich selbst, von jener Opferfähigkeit für das Vaterland und die Menschheit, für große Gedanken, und für den Glauben oder die Ueberzeugung, nirgends mehr etwas sichtbar. Da aber das zum Kern des Christenthums gehört, so war eben damit vom Christen-

thum auf diesem Boden nichts mehr sichtbar, wo Alles nur ästhetisch genießen wollte, und weder Kraft noch Lust hatte, dem Glücke seines ästhetischen Fürsichselbergenießens zu entsagen, oder sich nur davon abzubrechen, um für das Allgemeine etwas zu thun, geschweige dafür zu leben.

Das Volk seiner Vaterstadt zu erziehen für christliche Sitte, für christliche Vaterlandsliebe und Opferfähigkeit, für christliches Leben in der Gemeinde — das hielt er nur für möglich in dieser Zeit, bei dieser Sachlage, an diesem besonderen Ort — durch die Volksregierung. Eines hat man bis jetzt ganz übersehen: neben Savonarola steht in Florenz der große nachmalige Geschichtschreiber, Patriot und Republikaner Machiavelli; und Machiavelli tritt in die Staatskanzlei zu Florenz — nach dem Sturz des bisherigen Systems, sofort; nämlich im Jahre 1494, eben als auf Savonarola's Rath die demokratische Regierung in Florenz eingeführt wird.

Hier ist nicht bloß ein Nebeneinander der Männer, sondern ein Miteinanderhandeln zu beachten. Machiavelli's Schriften, wie Machiavelli's Persönlichkeit, Charakter und Handlungsweise unter den verschiedensten Lagen und Verhältnissen der Dinge, sind bis heute noch nicht recht begriffen, weil nur solche darüber geschrieben haben, welche niemals in solchen politischen Lagen waren, und darum nicht an sich erfuhren, wie viel Einer von sich selbst opfern kann, um den großen Zweck, den Sieg seiner Idee, für sein Volk zu erreichen.

Savonarola und Machiavelli sind vor jedem Kenner der Thatsachen Führer einer und derselben Partei, nämlich der demokratischen; nur mit dem Unterschied, daß Savonarola mit den Gemäßigten ging, Machiavelli mit den „Rabiaten"; und daß Machiavelli nur politisch, Savonarola auf christlich-religiösem Grunde den Staat umwandeln wollte.

Sowohl durch sein Vorbild, als durch seine Predigten bewirkte Savonarola eine große sittliche Aenderung in der Stadt. Von der herrschenden Kirchenlehre sagte er sich nicht los; sein Reformationsstreben war ein rein praktisches, so sehr seine Glaubensansichten von denen der Kirche abwichen. Praktisch begann er mit

der Umgestaltung einiger Klöster in der Stadt. Pabst Alexander VI. suchte den einflußreichen Mann, der zwar den Namen eines Propheten ablehnte, aber vom Volk ein Prophet genannt und als solcher verehrt wurde, zuerst für sich zu gewinnen, eben so, weil er ihn füchtete, als weil er ihn für seine politischen Zwecke zu brauchen wünschte. Mit arglistiger Freundlichkeit, mit glatten Worten und glänzenden Verheißungen, selbst mit dem Kardinalshut, den er ihm aus der Ferne zeigte, wollte er ihn verlocken. Aber es war ein vorausschauender Geist in Savonarola, und eine edle aus der heiligen Schrift genährte Seele. Auf die Vorspiegelung des Kardinalshutes antwortete Savonarola, er begehre keinen Hut, als den rothen Hut des Märtyrerthums. Sich selbst gleich, fuhr er fort in seinen Reformen und in seinen Predigten gegen den geistlichen Despotismus und die Verirrungen des päbstlichen Stuhles, wie gegen die Sünden der Zeit; er behauptete nur noch stärker die Nothwendigkeit einer Reformation der ganzen Christenheit, einer Reformation an Haupt und Gliedern. Darauf befahl ihm Pabst Alexander, seine öffentlichen Predigten einzustellen, ja Florenz zu verlassen. Die Bitten der Florentiner, wahrscheinlich durch klingendes Gold unterstützt, erlangten vom Pabste die Zurücknahme des Befehls.

Es kam zum Kampfe zwischen dem durch Savonarola neu geweckten Christenthum einerseits, und dem neuen Heidenthum des ästhetischen Lebensgenusses andererseits. Mit einer stürmischen Leidenschaftlichkeit, mit einer dem Schönen selbst feindseligen Härte, wie sie bald darauf die karlstadtischen und münzerischen Bilderstürmer, später die englischen Puritaner zeigten, und wie sie im vorigen Jahrhunderte sektirerische Ausartungen, wofern ihnen die Macht dazu an der Seite gewesen wäre, gezeigt hätten, warfen sich nicht durch Savonarola, sondern durch andere Uebereifrige fanatisirte Volksrotten auf Werke des Luxus und der Kunst, welche ihnen heidnisch zu seyn schienen, und es freilich auch waren.

Wie einst der Montanismus als Gegengift den Schein des Barbarischen annahm, und so handelte gegen das Gift, das aus dem Heidenthum herein zerfressend in das christliche Leben eingedrungen war: so warf sich jetzt in Florenz das überstreng und

finster gewordene christliche Eifern auf das, was von dem vernünftigen Christenthum in Friedenszeit als Werk der Kunst, als Darstellung des Schönen an sich, auch wenn es den christlichen Anschauungen nicht entspricht, geachtet wird, was aber in dieser Kampfzeit der wiedererweckten Religiosität so erschien, als dürfe es nicht bloß, sondern als müsse es vernichtet werden.

In die wilden Freuden des italienischen Karnevals hinein verbrannten die Uebereifrigen, zu christlichem Gegensatz gegen dieses Heidenthum, in ihrer Ueberspannung Luxus- und Kunstsachen. Das wollte Savonarola so wenig, als später es Münzer wollte; aber es machte ihm viele Feinde, unter der genußsüchtigen Jugend und unter den Weibern. Zudem waren die Altadeligen vornherein mißvergnügt, daß die „Narren" das Regiment führen, das Volk und der „verrückte Mönch", welcher selbst meine, unter dem Einfluß göttlicher Offenbarungen zu stehen. Die verjagten Mediceer unterhielten ohnedieß einen Anhang in der Stadt, und säeten Zwietracht und verdächtigten die Besten des Volks, voran Savonarola.

Am 21. Juli 1495 lud Pabst Alexander Savonarola nach Rom. Er antwortete, unter den jetzigen Umständen sey es ihm unmöglich, Florenz zu verlassen. Oeffentlich predigte er noch schärfer gegen das Verderben der Kirche, und nannte Rom gerade den Hauptsitz desselben. Er schrieb nach allen Seiten Briefe an die christlichen Fürsten, worin er des Pabstes Unwesen schilderte: „Dieser Alexander sey kein Pabst; er habe die Würde erkauft; er lebe in Verbrechen; er glaube nicht an Gott." Ein Zufall spielte einen dieser Briefe dem Pabste in die Hände. Dieser verlangte die Auslieferung des Mönchs; aber umsonst. Noch war Savonarola's Anhang zu mächtig, obgleich eine Hungersnoth Manche im Volke von ihm abwandte, und obgleich das wechselnde politische Geschick, zuletzt der Rückzug des französischen Königs, auf welchen Savonarola so viel Vertrauen im Kampfe gegen den Pabst gesetzt hatte, seine politische Weissagung zu nichte zu machen schien. Als die Partei der Mediceer in der Stadt einen Versuch machte, die Herrschaft der Medici wieder herzustellen, wurde derselbe schnell niedergeschlagen und eine Zahl der Schuldigsten hin-

gerichtet, ohne die gesetzlichen Rechtsformen einzuhalten, standrechtlich durch ein Ausnahmegericht.

Als der Pabst seine Auslieferung forderte, antwortete Savonarola in der Predigt: „Wer den rechten Glauben hat, liebt und fürchtet die Dinge dieser Welt nicht.“ In die Kirche aber hatten sich auch Feinde Savonarola's eingeschlichen. Man hörte während der Predigt sie laut mit einander sprechen; man sah entblößte Schwerter. Aber die treue Gemeinde deckte ihren Prediger gegen diesen Ueberfall, unter dem Rufe: „Es lebe Christus, unser König!“ Bewaffnet geleiteten seine Freunde ihn in sein Kloster. Jetzt verbot der Pabst ihm aufs Neue die Kanzel, im Oktober 1496. Er aber predigte fort, er wollte für Gottes Wort die evangelische Freiheit haben. Da wurde er von Rom aus in den Bann gethan, am 12. Mai 1497.

Er aber kümmerte sich nichts um des Pabstes Bann; hatte er doch zuvor gepredigt, des Pabstes Absolution ohne die Absolution Christi sey gar nichts. „Wenn Christus dich nicht absolvirt, was helfen dir andere Absolutionen?“ hatte er gesagt; was konnte dem des Pabstes Bannformel seyn? Jetzt ließ der Pabst im Dome zu Florenz unter dem Geläute der Todtenglocken das Interdikt gegen die Stadt verlesen. Nun ließen sich immer mehr Stimmen gegen Savonarola hören und immer lauter. Die Franziskaner in der Stadt, eifersüchtig auf die Dominikaner von San Marko und deren Uebergewicht durch ihren Klosterbruder Savonarola, hetzten auf. Der Pabst lud Savonarola vor das Glaubensgericht; der Stadt aber ließ er Gnade angedeihen, und nahm das Interdikt zurück. Viele aus der genußsüchtigen Jugend hatten indessen ihre Wahl in den Rath durchgesetzt, und dort die Mehrheit für sich. Das Gottesurtheil der Feuerprobe sollte entscheiden, wer schuldig sey, Savonarola oder der Pabst und die Römischen. Viel Volk war sehr gespannt darauf. Als es nicht dazu kam, weil es beiden Theilen an Lust dazu und an Glauben daran fehlte, regten die Franziskanermönche das Volk, dessen Neugier um dieses Schauspiel gekommen war, überall auf.

Savonarola aber predigte fort, und wandte sich von dem irdischen Pabst an den himmlischen. „Nur du, Herr Christus,

bist mein Bischof und mein Pabst," sprach er. Eines Tags überfiel ein Mönchs- und Volkshaufen, von adeligen Feinden Savonarola's geführt, das Kloster San Marko. Selbst in die Kirche drang mit Feuerbränden eine wüthende Rotte. Einige Anhänger Savonarola's wurden niedergestoßen, und — der Pabst gab nachher gerne Absolution für alle diese an der heiligen Freistatt verübten Frevel. Das geschah zu Anfang des Jahrs 1498. Um das Kloster zu retten, stellte sich Savonarola selbst seinen Feinden dar. Er hatte die rohesten Beleidigungen zu erdulden, während die erbitterte Rotte mit ihm durch die Gasse zog und ihn seinen Feinden im Rath überlieferte.

Ein Untersuchungsgericht setzte sich über ihn nieder. Darin saßen lauter Feinde von ihm. Er wurde der Ketzerei beschuldigt. Als solche wurde ihm namentlich auch der evangelische Satz angerechnet, „der Akt der Rechtfertigung sey ein Akt der lauteren Erbarmung Gottes durch die Gnade und das Verdienst Jesu Christi". Das habe er nicht bloß für sich geglaubt, sondern er habe offen die freie Rechtfertigung durch den Glauben an Christus gepredigt und so das Volk irre geführt. Das Ungeheuer Alexander **VI.** auf dem heiligen Stuhl stand hinter dem Gerichtshof, der nicht nach den Gesetzen des Staats zusammengesetzt, sondern ein außerordentliches, ein Ausnahmegericht war, und trieb teufelisch, da kein Zeugniß gegen Savonarola verfangen wollte, das Gericht an, ihn so lange grausamst zu foltern, bis er wider sich selbst aussage. Unter den Schmerzen rief der Gemarterte: „Es ist genug, Herr Jesu, so nimm du meine Seele!" Zugleich betete er für seine Peiniger. Es war eine solche unverwüstliche Kraft des Glaubens und der Hoffnung in ihm, daß er im Kerker, in den letzten Tagen seines Lebens, jene tiefsinnige Auslegung des 31. Psalms: „Herr, auf dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden", und des 51. Psalms: „Gott, sey mir gnädig nach deiner Güte", verfaßte, welche Martin Luther im Jahre 1523 zu Wittenberg im Druck herausgegeben hat.

Um etwas Todeswürdiges auf ihn zu bringen, verfiel man zuletzt darauf, die Akten zu fälschen, auf des Pabstes Betrieb. „Denn," sprach Alexander **VI.**, „dieser Mensch muß sterben, und

wenn er ein zweiter Johannes der Täufer wäre!" Zu der Niederträchtigkeit dieser Aktenfälschung ließ sich ein Mensch gebrauchen, welcher zuvor, da er getödtet werden sollte, nur der Fürbitte Savonarola's die Erhaltung seines Lebens verdankte. Als Savonarola solche Richter und ein solches Verfahren sah, verachtete er sie und enthielt sich jeder weiteren Vertheidigung.

Er wurde für überwiesen angenommen, daß er ein Ketzer und ein Volksbetrüger sey, daß er aus Ehrgeiz den Propheten gespielt habe. Wahr ist es, er hatte gesagt, „das Alte und das Neue Testament seyen die Mutterbrüste der Prophetie, und an diesen habe auch sein Geist sich genährt, und in so weit sey auch sein Geist ein prophetischer, und seine Weissagungen habe er aus der heiligen Schrift geschöpft; darin könne er nicht irren, oder Gott selbst müsse irren". Den Namen aber eines Propheten lehnte er ausdrücklich ab.

Und was betrafen seine Weissagungen? Gottesgerichte über Gottlosigkeit und Gottlose, über den Pabst und über die Tyrannen, welche alle erfüllt worden sind; den „Sieg des Kampfes der Zeit mit dem Antichrist", wie er das entartete Pabstthum, zunächst die Person Alexanders VI., nannte. „Schnell werde die Erneuerung der Kirche kommen; schon fange man an, das neue Licht sehen zu können."

Als das vom Pabste bestätigte Todesurtheil ihm vorgelesen wurde, hörte er es mit Ruhe an, und an seinem Todesmorgen schrieb er ein schönes christliches Gebet nieder.*) Zwei seiner Freunde waren mit ihm zum Tode verurtheilt; es waren zwei seiner Ordensbrüder, Dominikaner. Der Spruch des Pabstes lautete auf Ketzerei; der Spruch der Signoria, d. h. des Rathes, oder vielmehr seiner Feinde im Ausnahmegericht, sprach den Tod „wegen Verbrechen, die nicht genannt werden".

---

*) Man findet dieses Gebet in dem Buche: G. Rapp, die erwecklichen Schriften des Märtyrers H. Savonarola. Stuttg. 1839. 8. Dieses Buch enthält zugleich Savonarola's vorzüglichste praktische Schriften: „Die Einfalt des Christenwandels"; die „Anleitung zum Gebrauch der heiligen Schrift"; „Geistliche Lieder"; „Predigten"; jene „Psalmenauslegung".

So wegen ungenannter Verbrechen und wegen Ketzerei, welche im Lichte des Evangeliums lauterer christlicher Glaube war, verdammt, reichte Savonarola sich selbst das Abendmahl; denn Jedermann war es verboten, es dem Ketzer zu reichen. Mit hoher Freudigkeit schritt er zum Richtplatz, mit frommer Ergebung, am 23. Mai 1498. Er wurde an den Galgen festgebunden, wie einst Arnold von Brescia. Rechts und links wurden seine beiden Freunde ans Holz gehängt, so daß Savonarola mitten inne hing. Dann wurde der am Fuße des Galgens gehäufte Scheiterhaufen angezündet. Noch mitten in der Gluth sah man Savonarola die schon halb versengte Hand zum Segen aufheben. Die Zuschauer waren getheilt; Einzelne schleuderten Steine nach dem Sterbenden, Andere beteten mit ihm, und drängten sich zu seiner Asche, um Reliquien zu erhaschen.

Die doppelte Todesart sollte ihn als Ketzer durchs Feuer, und als Staatsverbrecher durch den Galgen strafen. So verbrannte Savonarola mit dem Holz, daran er hing, zu Florenz, er, der ein Mund Gottes und das Gewissen des Staates, gewissermaßen seiner Zeit, gewesen war, und eben damit den Charakter eines Propheten gehabt hatte.

Nicht darum ist Savonarola untergegangen, weil er nicht bloß die Kirche, sondern auch den Staat reformiren wollte, wie man schon gesagt hat. Keineswegs war seine Theilnahme an der politischen Umgestaltung seiner Stadt vornämlich die Ursache seines Sturzes.

Eben so wenig ist es richtig, daß von seiner Arbeit, weil sie nicht ganz auf selbstverläugnender Demuth geruhet habe, eine sichtbare „Spur nicht geblieben sey". Luthers Reformation war dauernd, nicht weil sie ganz auf selbstverläugnender Demuth beruhte, was ja keineswegs bei Luther der Fall war, — sondern weil jetzt die Zeit reif war, die Geister hinlänglich dafür vorbereitet waren; Savonarola's Arbeit hat mächtige Spuren zurückgelassen, nicht bloß in Italien, wo der von ihm ausgestreute Same schon aufgegangen war, als der Hauch der lutherischen Reformation herüberwehte, sondern auch in Luther selbst. Er hat nicht bloß Luthers Reformation vorausverkündet, sondern aus

seinen Schriften hat Luther gelernt; Luther hat sie nicht bloß zum Theil herausgegeben und verbreitet, sondern er hat sich am Geiste der Schriften des hochbegabten Mannes mitgenährt. Savonarola war vorzugsweise einer derjenigen, welche an der Freiwerdung des Geistes arbeiteten, und zwar derjenige darunter, der am mächtigsten dazu mitgewirkt hat. Aber er ging unter, theils weil dieser Geist noch nicht frei geworden war, welchen Luther schon frei geworden vorfand; namentlich aber ging er darum unter, weil er für sich und sein Werk den schützenden Arm des mächtigsten Reichsfürsten, die Zustimmung vieler weltlicher Herren und ihrer Interessen, und die Waffen einer begeisterten Ritterschaft nicht hatte, welche Luther für sich und sein Werk hatte.

Interessant ist, was derjenige, der in nächster Nähe ihn beobachtete, der große Staatsmann Machiavelli, über Savonarola sagt. Machiavelli spricht überall, wo er seinen Namen nennt, von ihm, seinen Gaben und Bestrebungen nur mit Ehrfurcht. Er nennt ihn in Einer Reihe mit Mose, Cyrus, Theseus und Romulus, und nennt ihn und sie „hohe Vorbilder". Dabei sagt er: „Alle Propheten, welche Waffen für sich hatten, siegten; die aber keine Waffen für sich hatten, erlagen. Das Volk ist bald so, bald anders, und es ist leicht, es zu etwas zu überreden, aber schwer, es dabei zu erhalten; und man muß sich darum eine Stellung zu geben wissen, daß, wenn es nicht mehr glaubt, man es durch Gewalt zum Glauben zwingen kann. Mose, Cyrus, Theseus und Romulus hätten es nicht leicht dahin gebracht, daß ihre Anordnungen befolgt wurden, wenn sie ohne Waffen gewesen wären. Wie es in unsern Tagen dem Savonarola widerfuhr, der mit seinem neuen Werke zu Grunde ging, als die Menge begann, nicht mehr an ihn zu glauben, und als er nicht im Stande war, die, welche geglaubt hatten, bei ihrem Glauben zu erhalten, und die Ungläubigen glauben zu machen." Zum Schlusse sagt er noch, wenn Savonarola die aus dem Wege geräumt hätte, welche vermöge ihrer natürlichen Stellung eifersüchtig auf ihn seyn mußten, so wäre er in Sicherheit, Macht und Glück geblieben.

Ein Savonarola aber konnte sich morden lassen, nicht aber

selbst morden. Selbst die katholische Kirche duldete später in Italien die Verherrlichung Savonarola's, und im Kloster San Marko hing sein Bild mit dem Heiligenschein, herrlich gemalt von Fra Bartolomeo.

Der Geist aber, der in ihn eingeströmt war, offenbarte sich noch mächtiger in Martin Luther, und machte — die Reformation. Nicht Luther hat diese gemacht, sondern sie ist Ausdruck und Ergebniß dieses Geistes und dieser Zeit.

Siebenzehntes Kapitel.

Durchbruch des Geistes der neuen Zeit zuerst auf dem Gebiete der Religion: Martin Luther.

Das Pabstthum hatte seine Herrschaft gehabt über die christliche Welt, so lange diese auf der Stufe des bloßen Gemüthslebens, der Jugendträume und der Phantasien stand; und das Geheimniß dieser Herrschaft ruhte auf dem unbedingten Glauben und auf dem Aberglauben. Sobald der Glaube die Augen aufschlug und das Denken über ihn kam, sobald die christliche Welt der Stufe des Verstandes zurückte, nahm die Herrschaft der Pabstmacht ab.

Der sich freiringende Geist war schon frühe in den frommen Brüderschaften und besonders in einzelnen reformatorischen Männern zum Ausdruck gekommen. Wir haben gesehen, wie frühe der Protest des Geistes gegen die Hierarchie sich kund gab in einer Reihe von Männern, seit Montan, und wie der Protestantismus weit älter und tieferen Ursprungs ist, als das, was nachher als protestantische Kirche hervortrat. Zum Durchbruch kam aber dieser Geist erst, als der Samen zu einer neuen Zeit, der seit Jahrhunderten auf religiösem, nationalem und wissenschaftlichem Boden ausgestreut worden war, allenthalben aufging, und alle Kräfte, die im Schooße des Mittelalters gereift waren, sich sammelten und auf Ein Ziel hinstrebten.

Dieses Ziel war zunächst — die Befreiung des Geistes von der Pabstmacht, und diese Befreiung geschah durch die deutsche Reformation.

Die Hierarchie war von den Romanen ausgegangen und die Germanen waren von den Romanen unter die Herrschaft der römischen Pabstmacht gebracht worden. Von dieser Fremdherrschaft befreite sich der germanische Geist durch die Reformation, welche an den größten Namen und Charakter derselben, an Luther, anknüpft.

Die Reformation und mit ihr die Einführung des Geistes der neuen Zeit in die Welt, zunächst in die Völker und Staaten germanischer Abkunft, ist ein ächt deutsches Werk. Sie trägt durch und durch den germanischen Stempel. Sie konnte gar nirgends anders woher ihren Ausgang nehmen, als vom deutschen Boden. Noch einmal erhob das Mittelalter sich glänzend in der Schönheit, die der Pinsel und der Meisel schafft, und die römische Kirche ließ sich durch alle Künste schmücken mit einem blendenden Schmuck. Rom leuchtete neu auf im Kultus des Schönen, mit dem es seine Dogmen umgab und durch die ganze römisch-katholische Christenheit seine Tempel neu schmückte.

Hinter diesen trügerischen Schein der Schönheit, womit die Pabstkirche sich umgab, um den Geist der Zeit durch diesen neuen Zauber noch länger gebunden und im Bann zu halten, wäre der romanische Süden für sich nie gekommen; denn eben des Italieners, des Südfranzosen und des Spaniers Natur ist für das Sinnliche, und ein Kirchenthum in sinnlicher Schönheit ist eben das, was recht eigentlich vollends die sinnlichen Herzen und Augen des Südens gefangen nehmen mußte.

Es gehörte die grobe Verständigkeit des derben deutschen Naturells, ein dieser feinen, neuheidnischen Schönheitsbildung Roms ganz fremdes, unnahbares Bauernthum des Geistes, wie es sich damals eben auf deutschem Boden geltend machte, dazu, um an diesen trügerischen Schein der Schönheit ungeblendet heranzutreten, die schöne Ausstaffirung abzureißen, und aller Welt zu zeigen, was dahinter war.

Aber nicht nur der ungeschlachte deutsche Verstand gehörte

dazu, sondern auch der sittliche deutsche Charakter. Wenigstens im Verhältniß zu dem sittlichen Leben der romanischen christlichen Völker war das der germanischen Nationalität am wenigsten angesteckt und angefressen. Auch darum konnte die Reformation nur aus der Mitte der germanischen Völker ausgehen, und unter diesen nur vom Boden Deutschlands, weil hier mehr, als irgendwo sonst, die verschiedenartigsten Kräfte für Neugestaltung sich vorfanden und zusammenwirkten, und weil Deutschland auch geographisch in der Mitte Europas liegt.

Hier ist nach Gottes Ordnung fortan der Herzschlag der christlichen Weltgeschichte. Die deutsche Nation wird der Träger des Geistes der neuen Zeit. Die Völker germanischen Blutes, die Völker Scandinaviens und Englands, folgen zuerst dem großen Anstoß, welcher von der deutschen Nation der Menschheit gegeben wird, damit sie vorwärts schreite.

Wie jeder Organismus sich nur aus seinem Innern restauriren kann, so geschah es auch bei der Kirche Christi. Aus der Mitte der entarteten christlichen Kirche kam die Reformation zum Durchbruch, nicht durch die Humanisten, nicht durch das weltliche Fürstenthum, nicht durch den weltlichen Bürgerverstand, nicht durch die Männer der wunderbar aufblühenden neuklassischen Kunst, sondern durch einen Kirchenmann, und zwar durch einen Mönch.

So mußte es seyn. Durch die Mönchsorden, nachdem ihre Blüthe vorüber war, hatte die christliche Welt, als durch das Kriegsheer des Pabstes, zu kranken angefangen; Mönche waren es lange gewesen, welche, vom wahren Geiste des Christenthums durchdrungen, vor die Fronte dieses Kriegsheers heraustraten, und dem Kriegsherrn, dem Pabste, und dem Pabstthum den Krieg erklärten.

Und ein Mönch war es, durch welchen das Pabstthum die große Schlacht verlor.

Erasmus war viel aufgeklärter, als Luther; unendlich gebildeter. Aber es brauchte mehr, als gebildete Männer, es brauchte Charakter, um das zu vollbringen. Nicht die noch so gelehrte Wissenschaftlichkeit, sondern der Genius leitet eine neue Weltperiode, eine neue Zeit ein.

Der Genius ist aber der, in welchem sich alle geistigen und sittlichen Kräfte der Zeit concentriren, so weit sie neuzeitig, also durchbrechend sind.

Der Grundcharakter der neuen Zeit ist der Durchbruch des Geistes, welcher für Alle gleiche Berechtigung fordert, das Hereintreten der Letzten, der Unterdrücktesten in der christlichen Gesellschaft, in diejenigen Rechte, welche das Wort des Herrn Allen einräumt: „Du sollst deinen Nächsten lieben gleich als dich selbst", mit allen seinen logisch unumgänglichen Folgerungen und staatlichen Folgen.

Man hat es noch lange nicht genug beachtet und begriffen, daß Gott es so geordnet hat, daß, wie die erste Umgestaltung durch das Christenthum vom gemeinen Mann ausging, so die Umgestaltung des Pabstthums und der Kirche von Grund aus erstens ausgegangen ist von einem armen Bauernsohn, und zweitens, zuerst wenigstens, von unten auf, vom Volke.

Wie das geschah, wird am besten durch einfache Darlegung der Thatsachen klar, welche dazu zusammen oder dabei gegen einander wirkten. Hervorgerufen wurde die Reformation durch den Entwicklungsgang der Menschheit. Ihr Kommen war nichts Anderes, als die innere Nothwendigkeit der Sache. Aber zu ihrem Eintritt in die Wirklichkeit floß und schloß sich gar Vieles zusammen. Es war eine Kette von Verwicklungen, eine Reihe verschiedenartiger Triebfedern, Persönlichkeiten und Verhältnisse, welche dabei mit und durch einander spielten, und in deren Mittelpunkt Martin Luther steht.

Wer war der Mann, an dessen Namen die Bewegung sich knüpft, welche dem menschlichen Geiste die Bahn brach zu vollster, freiester Entwicklung, und welche den Schwerpunkt der Weltgeschichte vom Mittelmeer weg höher gegen Norden rückte, ihn aus den romanischen Völkern weg in die germanischen verlegte?

Luther selbst hat gesagt: „Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater sind rechte Bauern gewesen. Mein Vater ist nach Mansfeld gegangen und dort Hauer geworden."

Das Pabstthum triumphirte eben über neue Siege des

katholischen Glaubens, über den Fall Granadas und des maurischen Reichs in Spanien, durch Ferdinand von Aragonien, über die Entdeckungen des Kaps der guten Hoffnung und des Seewegs nach Indien: eine neue Welt für Ausdehnung der Herrschaft des römischen Stuhls lag vor den trunkenen Augen des Pabstes Innocenz **VIII.**, und er sah stolz und jubelnd hinein in das Morgenroth eines neuen Zeitalters für die päbstliche Macht.

Es war das Morgenroth einer neuen Zeit, aber in ganz anderem Sinne, als Innocenz sich es träumte. Er hatte keine Ahnung, daß ein paar Monate vor seiner Stuhlbesteigung derjenige geboren war, der dem Pabstthum für immer seinen Glanz nehmen und Anstoß werden sollte, die christliche Welt umzuwandeln; keine Ahnung davon, daß Gott dieses sein Werkzeug in die Hütte eines armen Bergmanns im Thüringer Walde als ein Kindlein, schwach und dürftig, gelegt hatte, welches nach wenigen Jahrzehnten so gewaltig schreiben und den päbstlichen Thron bekämpfen würde, wie es von Niemand sonst bisher geschehen war, in keiner Nation.

Eine Stunde vor Mitternacht am 10. November 1483 wurde Hans Luther aus Mansfeld von seiner Frau Margareth, einer geborenen Lindemann aus Neustadt im Bisthum Würzburg, mit einem Söhnlein erfreut, dem der Vater am 11. November, am Martinstage, den Namen Martin gab. Die Geburt erfolgte zu Eisleben, der kleinen Hauptstadt der Grafschaft Mansfeld, und in dasiger Peterskirche wurde der neugeborene Martin Luther getauft. Seine Eltern wohnten entweder damals vorübergehend in Eisleben, oder waren sie dahin besuchsweise gegangen; Luther selbst sagt, „meine Eltern waren dahin vom nahen Eisenach gewandert“. Nach einer alten Ueberlieferung soll Luthers rüstige Mutter gerade auf den Jahrmarkt nach Eisleben gewandert und dort unerwartet niedergekommen seyn. Luthers Aeußerung widerspricht dieser Sage nicht, eben so wenig der Umstand, daß Eisenach eilf Meilen von Eisleben entfernt ist.

Luthers Familie stammte eigentlich aus dem Dorfe Möra bei Eisenach; das Dorf aber gehörte zu der Grafschaft Mansfeld in Thüringen. Martin Luther war kaum sechs Monate alt,

als seine Eltern in das nur eine Meile entfernte Mansfeld übersiedelten, um einen besseren Verdienst sich zu suchen. „Meine Eltern," sagt Luther selbst, „sind sehr arm gewesen. Mein Vater war ein Holzhacker, und meine Mutter hat oft ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder aufziehen konnte. Sie haben sichs lassen blutsauer werden."

Der junge Martin hatte eine harte Kinderzeit. Es schadete ihm nichts und nützte ihm sehr, wenn er barfuß ging im Winter und Holz trug mit seiner Mutter über den gefrorenen Schnee von den Mansfelder Bergen herab. Dieses Werkzeug Gottes mußte auf dem harten Ambos der Noth geschmiedet werden, für das, wofür es bestimmt war. Schon die Erziehung der Zeit war streng, und des jungen Martins leidenschaftliches, ungestümmes Wesen veranlaßte den absonderlich strengen Vater oft zu Züchtigungen des Kindes, ja selbst die Mutter strafte ihn so, daß Luther selbst später sagte: „Meine Eltern haben mich hart behandelt, was mich furchtsam gemacht hat. Meine Mutter züchtigte mich einmal so hart, daß das Blut floß. Sie meinten es herzlich gut; aber sie konnten die Charaktere nicht unterscheiden, denen gemäß die Züchtigungen zu bemessen sind."

In der Schule ging es dem Kinde noch viel schlimmer. Der Schullehrer prügelte ihn öfters an Einem Morgen wohl fünfzehnmal durch. Luther erzählt das selbst mit dem Zusatz, man müsse die Kinder peitschen, aber auch lieben. Das Kind war zudem, als es in die Schule geschickt wurde, noch so klein, daß es öfters sein Vater oder auch ein junger Mann aus Mansfeld, Nikolaus Emler, der später eine Schwester Martin Luthers heirathete, in das Schulhaus trugen und dort wieder abholten. Daß nicht nur die Grammatik, sondern die zehn Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniß, das Gebet des Herrn, die Kirchenlieder und die Gebete mancherlei Art, also die Religion der damaligen Zeit, dem Knaben Martin Luther eingeprügelt wurden, hatte die Folge, daß, nach dem Zeugniß Luthers und seiner Zeitgenossen, er erblaßte vor Schrecken, wenn von Religion und von Jesus Christus die Rede wurde. Dafür hatte er als Knabe kein Gefühl, als die Furcht.

Auch sein Vater Hans kannte nur die Furcht Gottes, aber nicht die Liebe Gottes. Seine Mutter eben so. Sie war eine fromme, überaus rechtschaffene, altdeutsch keusche Frau; aber fromm ganz in der Art der Zeit, wie die Frauen, auch in Deutschland, damals fromm waren; wegen ihrer sittlichen Strenge unberührt in ihrem abgelegenen Gebirgsorte von der Entartung, die selbst in deutschen Städten, und in Städten ihrer nächsten Nähe, Ton geworden war. Diese Mutter war eine inbrünstige Beterin; aber sie betete zu „der Mutter Gottes Maria" in allen Herzensangelegenheiten, und ihr lieber Sohn Martin empfing das, nicht zu Gott, sondern zu Maria zu beten, so sehr von seiner Mutter als Kindheitseindruck, daß er noch spät, als er in Studentenjahren, da er längst über die Maria hinaus zu Gott gekommen war, bei einem besonderen Fall, in der Nachwirkung dieser Kindheitseindrücke, in äußerster Noth, wo die Uebermacht des Eingepflanzten sich zeigte, nicht Gott anrief, nicht Jesus Christus, den Mittler, sondern — Maria; Maria in inbrünstigem Gebet.

Unter dem Einfluß eines solchen gottesfürchtigen Familienlebens wuchs der Knabe heran, ein Sohn des Gebirges, unter den Leuten der Einfalt und der Natur.

Sein Vater war aber nicht bloß ein Mann der Berufsarbeit, sondern er stand über den Leuten seines Standes: er las; Bücher lesen war sein Liebstes nach des Tages harter Arbeit; wo er ein Buch auftreiben konnte, las er es. Belesene Leute waren seine liebste Gesellschaft; Gelehrte schätzte er überaus. Der praktische Mann hatte im Wald und in den Bergwerken gearbeitet und sich bald so heraufgehoben, daß er in dem Bergwerksland Mansfeld eine Schmiede anlegen konnte mit zwei Oefen. Dabei hatte er vor Allem im Auge, so viel dadurch zu verdienen, daß sein Martin ein Gelehrter werden könne. Unausgesetzt arbeitete er an den Schmelzöfen, damit es reiche „für den Unterricht seines Sohns".

Mathesius, welcher, wenn auch gar wenig kritisch, doch herzlich liebevoll und volksthümlich schön, das Leben Martin Luthers beschrieben hat, sagt in seiner Historie: „Aus einer Bergmannsfamilie mußte dieser geistliche Schmelzer der Christenheit hervor-

gehen, als Bild dessen, was Gott thun wollte, indem er durch diesen die Söhne Levi reinigte und sie, wie das Gold, in seinen Oefen verfeinerte."

Gott segnete den Fleiß Hans Luthers und seine Rechtschaffenheit so, daß ihn die Mansfelder Bürger in den Rath der Stadt wählten. Seit dem liebte er es, die Geistlichen und die Schullehrer der Stadt oft zu sich zu Tische zu laden, und andere Bürger, um mit ihnen in Gesprächen sich zu unterrichten. Im eigentlichen Sinn aber „ein wohlhabender Hüttenherr und Rathsmann", wie man wohl liest, wurde Hans Luther vorerst nicht.

Denn als Martin im vierzehnten Jahre in die Franziskanerschule nach Magdeburg, d. h. zu den dasigen Nollbrüdern (Lollharden), gebracht war, damit er ein „Gelehrter" werde, war er in der Lage der armen Knaben der lateinischen Schule zu Tübingen, welche noch heute gegen Gaben vor den Häusern der Wohlhabenden singen, und die „Pauper" heißen, mit einem eigenen „Präfekt" an der Spitze des „Pauperinstituts", was eine tief mittelalterliche Anstalt ist. Ja Martin war in Magdeburg so in Noth, daß er nicht nur in der Stadt den Bettelstudenten machen mußte, sondern sogar mit eben so armen Knaben auf die Dörfer um Magdeburg hinauszog. „Ich bettelte," sagt Luther selbst, „mit meinen Kameraden um etwas Nahrung zur Befriedigung unserer Bedürfnisse. Einen Weihnachtstag durchzogen wir die benachbarten Dörfer, gingen von Haus zu Haus, und sangen vierstimmig die gewöhnlichen Lieder vom Christkindlein in Bethlehem." Die wachsende Familie des Vaters, vielleicht auch ein Mißjahr zwischen hinein, machten es ihm unmöglich, den Sohn mehr zu erleichtern. Aber sie übersiedelten ihn auf die Schule nach Eisenach, wo mehrere Verwandte wohnten. Doch traf ihn auch hier noch oft die harte Noth, daß er, um leben zu können, mit andern Kameraden vor den Häusern um ein Stück Brod singen mußte, und vor manchem Haus statt Brod Scheltworte erhielt, was ihm manche bittere Thräne entlockte.

Eines Tags war er so nach einander an drei Häusern auf dem Georgsmarkt abgewiesen worden, und die Scheltworte hatten ihn verstummen gemacht. Da öffnete sich die Thüre des nächsten

Hauses, und eine Frau trat auf die Schwelle, und bat ihn liebreich, einzutreten und mit ihr zu speisen. Diese Frau hatte die Scheltworte der Nachbarn gehört, und als sie heraustrat, in dem armen Schüler, der trauernd da stand, sogleich denjenigen wieder erkannt, der schon mehreremale in der Franziskanerkirche ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, durch sein „Singen und herzliches Gebet".

Dem Mann dieser Frau gefiel der arme Schüler Martin so, daß er ihn auf die nächsten Tage zu Tische lud, und in der nächsten Woche ihn ganz in sein Haus nahm. Von da an hatte der Schüler Martin keine Sorge mehr.

Die Frau aber mit der milden liebreichen Seele, die also handelte, war die Tochter des Bürgermeisters zu Ilefeld, in der Grafschaft Hohenstein, eine Meile von Nordhausen gelegen. Sie hieß Ursula, und ihr Gatte Konrad Cotta. In den Eisenacher Chroniken heißt sie „die fromme Sunamitin". Diese Bezeichnung ist sinnreich. Sie erinnert an die reiche Frau zu Sunim, welche den Propheten Elisa in ihr Haus einst einlud, „daß er bei ihr aß, und welche ihm eine Kammer einrichtete und ein Bett, Tisch, Stuhl und Leuchter hineinsetzte". (2 Kön. 4, 8—11.)

Daß aber in dem Augenblick, in welchem der junge arme Schüler beklemmten Herzens und ganz niedergeschlagen, durch harter Menschen harte Worte, an das Heimgehen zu seines Vaters Schmelzöfen gedacht hatte, diese Frau ihm ihr Haus aufschloß, das rührte sein Herz an, wie ein Wunder, das der Herr an ihm gethan. Er sah darin Gottes Finger, um so mehr, weil nur ein Augenblick lag zwischen der Fortsetzung seiner Studien und der Heimkehr, um das Handwerk seines Vaters aufzunehmen, bei welchem sein Talent im Wald beim Holzhau oder hinter den Schmelzöfen vergraben worden wäre. Luther selbst sagt, daß aus dieser Stunde sein unverwüstliches Gottvertrauen sich herschreibe und sein Glaube, daß der Herr etwas mit ihm vorhabe. Von da an trug er unerschüttert Alles, was über ihn kam.

Der Mann, dessen Wort und Gedanken weltbewegend geworden sind, hat als Knabe sein Brod betteln müssen, und der ums Brod vor den Thüren sang, hat aus seiner frommen,

musikalischen Seele heraus später Lieder und die Gesangweisen dazu gedichtet, welche Lebensbrod für Millionen Seelen evangelischer Christen geworden sind; der hat Text und Musik des Chorals gemacht, welcher der Bundesgesang aller freien christlichen Geister jeder Farbe seit Jahrhunderten gewesen ist und ewig seyn wird, den Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott“.

„Verachtet nicht,“ sagte Luther auf der Höhe seines europäischen Ruhmes, „die Kinder, welche vor den Thüren singen und Brod um Gottes willen suchen: ich habe dasselbe gethan. Allerdings hat mich mein Vater später mit dem Schweiße seines Angesichts liebevoll und gütig auf der Universität Erfurt erhalten; aber ich bin auch ein armer Bettler gewesen. Jetzt bin ich durch meine Feder so weit gekommen, daß ich mit dem Großtürken nicht tauschen möchte.“

Solche Großheit der Gesinnung und Anschauung — wie wohlthuend für uns zeichnet sie den Reformator nicht nur Europas, sondern zweier Welttheile! Und wie hätte Martin Luther gelacht, wenn er die Bestrebungen gelesen hätte, seine frühste Jugend schon zu glorifiziren, und nicht nur ihn zum Sohne des wohlhabenden Hüttenherrn und Rathsmanns vornherein, sondern ihn sogar a d e l i g zu machen, wie der wohlmeinende, gelehrte J. C. Ortmann, welcher Luthers Stammbaum auf die Freiherren von Luter im Hennebergischen zurückzuführen sich bemühte!

Luther hat sich so wenig, als irgend ein wahrhaft großer Mensch, der armen Verhältnisse seiner Jugend geschämt, sondern sie als das betrachtet, wodurch Gott ihn erzog, der geistigen und sittlichen Armuth einer Welt aufzuhelfen; und man freut sich dabei auch des Wortes, das Luther in späterem Alter, als er von Frau Ursula, seiner Pflegemutter, in großer Gesellschaft sprach, aus seinem dankbaren Herzen schöpfte. „Es gibt,“ sprach er, „nichts Lieberes auf der Welt, als ein Frauenherz, in welchem Frömmigkeit wohnt.“ Auf dem Gipfel seiner Weltstellung gab es ihm Gott, daß ein Sohn jener Ursula und jenes Konrads die Hochschule Wittenberg besuchte, und Luther diesen an seinen Tisch und in sein Haus nehmen konnte.

Sein Vater war zu Kräften gkommen, als Martin achtzehn

Jahre alt war, und im Jahre 1501 sandte er ihn auf die Universität Erfurt, um die Rechte zu studiren; denn in Amt und Ehre am Fürstenhof wollte Hans seinen Martin sehen. Seine Talente wurden von seinen Lehrern erkannt; den Genius, der in ihm war, ahnte Niemand, so wenig, als die Zukunft des Wegs, den ihn Gott gehen hieß. Zwanzig Jahre war er alt, als er auf der Erfurter Bibliothek „die Bücher fein nach einander besah, und er über ein lateinisches Buch kam; das hatte den Titel Biblia". Der zwanzigjährige Martin hatte keine Bibel bis jetzt gesehen.

Wenn auch nichts sonst, das allein spräche der Kirche dieser Zeit ihr Urtheil. Es war ihm bis dahin kein Gedanke gekommen, daß die Evangelien und Episteln, die Sonntags in der Kirche vorgelesen wurden, nicht das Ganze der heiligen Schrift Neuen Testaments sey, vom Alten kannte er nur die Psalmen und einzelne Bruchstücke. Wunderbar fesselte ihn die Geschichte von Hanna und dem jungen Samuel, dem Kinde, das die fromme Mutter fürs ganze Leben dem Ewigen weiht, und das Loblied der Hanna von dem Ewigen, der den Armen aus dem Staub und den Dürftigen aus dem Kothe hebe, um ihn unter die Fürsten zu setzen. Dieses Kapitel war das erste, was ihm beim Aufschlagen in die Augen fiel. Gewiß von wunderbarer Wirkung wie Bedeutung für Luthers Herz und Laufbahn!

Mit Begier durchliefen seine Augen das Buch. „Könnt' ich einmal so ein Buch eigen haben," sprach er für sich, als er die Bibel in lateinischer Uebersetzung (die Vulgata) an ihren Platz auf der Bibliothek zurückstellte. Das war ein großer Augenblick in Luthers Leben und im Leben der christlichen Kirche. Luther erst hat die Bibel zum Buche der Welt und zum Volksbuch gemacht. Gott ließ ihn die Bibel aus dem Staub einer Bibliothek herausgreifen, damit er sie dazu mache. Was Wykliffe und Hus für die Bibel gethan, war dem Volk aus dem Bewußtseyn gekommen, durch die Maaßnahmen der Kirche, namentlich die Inquisition; denn selbst im Augustinerkloster zu Erfurt war das einzige Exemplar der Bibel — an einer Kette angelegt.

Angestrengtes Studiren warf den Jüngling in eine schwere

Krankheit. „Bald werde ich von dieser Welt abberufen seyn,“ sagte er todtschwach zu einem greisen Priester, der ihn besuchte und ihn liebte. „Du stirbst nicht an dieser Krankheit,“ entgegnete liebreich der Greis; „Gott macht einen Mann aus dir, der viele Andere trösten wird.“ Diese Worte, an welche sich Luther später oft erinnerte, stärkten den Kranken, und Gebet und jene „Biblia“. Wieder genesen, wurde er Doktor der Philosophie im Jahre 1503, und ging nun an das Rechtsstudium, wie es sein Vater wollte. Zugleich trug er daneben mehrere Zweige der Philosophie als Lehrer an der Hochschule vor.

Eines Tags hörte Luther den plötzlichen Tod seines liebsten Universitätsfreundes Alexius, der, wie es scheint, im Duell erstochen wurde. Erschüttert davon, kam Luther auf den Gedanken, Geistlicher zu werden. In den Ferien des Frühjahrs 1505 sprach Luther mit seinem Vater davon, welchem das sehr mißfiel. Auf der Rückkehr, nicht weit von Erfurt, wurde er auf freiem Felde von einem fürchterlichen Gewitter überfallen. Der Blitz schlug neben ihm ein. Er stürzte betäubt zu Boden. Wie er wieder zu sich kam, blieb er auf den Knieen, betete und gelobte, umgeben von den Schrecken der Natur, in der „Angst des Todes“ inbrünstig, „wenn der Herr ihn aus diesen Gefahren erlöse, wolle er die Welt fliehen und ganz Gott angehören“. Das gelobte er — der heiligen Anna, zu der er betete. Wider den entschiedenen Willen seines Vaters ging er, getrieben von den Gedanken an Tod und Gericht, in der Nacht des 17. Juli 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt: er wurde Mönch, weil ihm in der Welt um seine Seligkeit bangte; in der Einsamkeit des Klosters wollte er sich heiligen.

Luther handelte hier, wie immer, gemäß seinem Temperament, welches ein sehr gemischtes war, auf melancholisch-cholerischem Grunde stark sanguinisch.

Diese Mischung in seinem Temperament muß man nicht übersehen: aus ihr erklären sich, und zwar aus ihr allein, wichtigste Schritte in Luthers Leben, kühne glückliche Griffe und auch Mißgriffe; Luther, wie er war und handelte. Die Lust zur Heiterkeit und zum Frohsinn des geselligen Lebens, seine Freude

an fröhlichem Scherz und am Lachen, an „Weib, Wein und Gesang", waren bei ihm helle, farbige Blüthen zwischen dunkelm Laub, aus dem Grund eines Gemüthes getrieben, dessen tiefste Tiefe nur Ernst war, der Ewigkeit zugekehrter Ernst. Aus fröhlichem Kreise der Zecher, die er am letzten Abende noch zu sich geladen, ging er eilig ins Kloster, um Mönch zu werden; und als er Mönch werden wollte — was nahm er von allen seinen Büchern mit? Den römischen Dichter Virgil und die Komödien des Plautus.

Noch nicht ganz zwei und zwanzig Jahre alt war Luther, als die Zelle des Klosters ihn für immer von der Welt abgeschlossen zu haben schien. Und doch war diese Mönchszelle gerade nöthig. Denn ohne die Mönchszelle Luthers wäre es nie so weit gekommen, daß die Blitze seines Geistes Völker erleuchteten, der Donner seines Wortes über die Welt hinrollte, und beide, Blitz und Donner, die neue Zeit zum Durchbruch brachten. Nach seines Vaters Willen wäre Luther höchstens ein berühmter Rechtslehrer oder ein Geheimerrath eines Fürsten geworden; durch Gottes Führung, dessen Stimme Luther in seinem Innern hörte, wurde er der große, gewaltige Lehrer der Menschheit; kein Weltmann, aber der Mann der Welt; ob auch jetzt noch ein Theil der Christenheit seinen Namen mit Haß nennt, so beugt sich doch auch dieser Theil theils willig, theils unwillig vor der geistigen Größe des lutherischen Genius.

Wie sehr Luthers Zeitgenossen diese höhere Fügung erkannten, zeigt ein Brief, welchen Crotus Rubianus, sein Universitätsfreund, später an ihn schrieb. Darin heißt es: „Die göttliche Vorsehung bedachte deine Zukunft, als auf der Rückkehr vom Elternhaus das Feuer vom Himmel wie einen zweiten Paulus dich auf die Erde warf, in der Nähe von Erfurt, dich unserer Gesellschaft entzog, und der Sekte Augustins dich zuführte." Vergleichungspunkte zwischen Paulus und Luther geben sich allerdings von selbst an die Hand; nicht nur die Art der Berufung, sondern auch Temperament und Wirkung Beider haben Aehnlichkeit: was Beide glaubten, redeten, schrieben und einrichteten, wirkte weltumgestaltend; und hat Paulus aus alten Heiden Christen

gemacht, so wollte Luther, was neuheidnisch in Christenthum und Christenheit geworden war, wieder altchristlich machen.

Sein Vater erklärte ihn seiner Liebe verlustig; seine Erfurter Freunde machten sich nach dem Kloster auf, um ihn aus „einem Leben, das ein halber Tod sey", herauszureißen. Die Klosterpforte aber blieb ihnen verschlossen.

Der Doktor der Philosophie, der Lehrer der ersten unter den Universitäten Deutschlands, verrichtete jetzt als Mönch im Kloster die niedrigsten Arbeiten; er hatte die Thore zu öffnen und zu schließen, die Uhr aufzuziehen, die Kirche und die Zellen auszukehren, selbst die Abtritte zu reinigen, und, war er damit fertig, mit dem Sack durch die Gassen der Stadt zu wandern und zu betteln von Haus zu Haus; denn die Augustiner gehörten zum Orden der Bettelmönche.

Unverdrossen that der junge Mönch alles Das; aber die übrigen Stunden, die ihm diese niedrigen Knechts- und Bettlerdienste ließen, verwandte er auf das Studium der Bibel, welche die Mönche an eine Kette gelegt hatten, und der Schriften Augustins, Bernhards von Clairveaux und der mittelalterlichen Mystiker. Namentlich fand er in der Klosterbibliothek auch die Schriften Taulers, und das helle Buch eines unbekannten Verfassers, das den Titel „deutsche Theologie" führt und neuerdings mit Recht viel verbreitet wird, da es unter mystischer Hülle tiefe Wahrheiten enthält, sittliche und religiöse Wahrheiten. Da mußte er von rohen groben Mönchen sich dann wohl manchmal sagen lassen, „durch Studiren nütze man dem Kloster nicht, sondern dadurch, daß man Brod, Korn, Eier, Fische, Fleisch und Geld hereinschaffe". Luther ließ es geschehen, daß sie ihm das Buch aus der Hand nahmen und ihm dafür den Bettelsack umhingen. Er hatte ja Bettelmönch seyn wollen. Weil er das gewollt, dauerte er aus; und diese Schule der Beharrlichkeit in diesem Kleinen, was er gewollt, machte ihn reif und stählte ihn dafür, beharrlich zu seyn in dem Großen, wozu ihn Gott in der Welt bestimmt hatte. An großen Gedanken hat es nie unter den Menschen gefehlt, noch weniger an großen und schönen Worten; wohl aber an beharrlichen, durch nichts zu beugenden

Charakteren, wie sie nöthig sind, um das groß Gedachte groß durchzuführen. Was von den Klostermönchen zu seiner Demüthigung ersonnen war, schlug zu Gottes Ehre aus und zur Ehre dessen, der gedemüthigt werden sollte, und andererseits trug der Stolz der Universität dazu bei, daß diese niederen Dienste nicht länger von einem ehemaligen Mitgliede derselben gethan werden mußten: auf Ansuchen der Universität wurde Luther von diesen Arbeiten entbunden.

Luther lebte den Regeln seines Ordens so strenge nach, daß ihm Feind und Freund als wahr bezeugen mußten, daß, „wenn ein Mönch durch seine Möncherei in den Himmel gekommen wäre, so wäre er dadurch darein gekommen, und hätte das noch lange dauern müssen, so wäre er durch Nachtwachen, Gebete, Fasten und Arbeiten zu Tode gemartert worden". So schrieb Luther selbst später an Herzog Georg von Sachsen, und sein Feind Kochläus sagt das Gleiche von ihm. Der Mönch Martin aber war eben darum der großen Masse der Mönche unbequem, weil er ihrer Lebensweise fremd war: den Frieden aber fand er nicht, weder in der Klostereinsamkeit, noch in den klösterlichen Uebungen.

Trübsinnig und schattenhaft, durch Studiren, Kasteien, Nachtwachen und innere Kämpfe bis auf die Knochen abgemagert, dabei immer ernst und feierlich, sah man den jungen Mönch in den Klostergängen wandeln; oft fand man ihn entkräftet da liegen; einmal lag er wie todt da, als ein befreundeter Mönch, weil er ihn mehrere Tage nicht sah, die Thüre seiner geschlossenen Zelle sprengte. Luther lag auf dem Boden, ohne Zeichen des Lebens. Nach vergeblichen Versuchen, ihn zu sich zu bringen, sang der Freund Lukas Edemberger mit einigen Chorknaben eine Lieblingsmelodie Luthers, das wirkte auf diese musikalische Natur; er kam zu sich.

Man hat den Grund dieser Melancholie allein in den inneren Anfechtungen Luthers finden wollen, in seinem überzarten Gewissen, das in jeder Kleinigkeit eine Sünde sah, und in seiner getäuschten Hoffnung, die im Kloster nicht die Heiligung fand, die er darin erwartete. Luther selbst suchte später noch darin die Quelle seiner damaligen Melancholie. In Wahrheit aber kam

alles Das so über ihn, weil er, der thatendrangvollste und thatkräftigste Mann seiner Zeit, ein völlig thatloses Daseyn in diesen Klostermauern hinschleppte; weil er, der Mann der Freiheit, hier Knecht war; weil er, der Mann der Zukunft, unter der Bürde eines Glaubens seufzte, welcher der Vergangenheit angehörte, und welchem die Herrschaft auf Erden abzunehmen, gerade seine innerste Bestimmung war. Melancholisch war dieser Geist, weil er, der für das Handeln Geborene, für die neue Zeit und Welt der eigentliche Apostel des Lebens, hier geistig und leiblich schwand, vermoderte, und jeden Tag mehr empfand, daß seine Erfurter Freunde recht hatten, wenn sie das Klosterleben einen halben Tod genannt hatten. Nie war ein Mensch durch eigene Wahl in Verhältnissen, welche seiner ganzen Natur mehr entgegen waren, als Luther zur Zeit seiner Klostermöncherei in Erfurt.

Später erkannte Luther selbst, daß die Thatlosigkeit und das Widernatürliche seiner Stellung ihn so herab brachte. Er sagt selbst: „Länger denn zwanzig Jahre habe ich in meiner Möncherei durch Abbrechen meines Leibes, durch Fasten, Wachen, Singen und Beten, Gott gesucht, und darob schändlich die Zeit zugebracht, und ihn doch nicht gefunden.“

Man hat sich seit Melanchthon viele Mühe gegeben, die Welt glauben zu machen, die richtigere Erkenntniß eines „Dogma“, des Dogma von der Vergebung der Sünden, habe Luther innerlich geheilt. Aber er hatte dieses lange schon erkannt, und er war dabei weder an Geist noch an Herz gesund geworden. Er wurde es erst, als er hineingestellt wurde in die manchfaltige, freie Thätigkeit des öffentlichen Lebens. Der Lebensgeist der Zeit hatte sich in ihm nach Gottes Ordnung concentrirt. In keinem Andern war darin so viel, wie in ihm; und darum konnte ihm nur wohl werden mitten darin im Leben der Zeit. „Der Levite des Todes“ stieg aus der Einsamkeit seiner Klostermauern heraus und wirkte als ein Lebendiger unter Lebendigen. Erst wieder recht zu leben fing Luther an, als er aus der Kälte der Klosterzellen weggeführt wurde in die Wärme jugendlicher Menschenherzen und Geister, die ihn als seine Zu-

hörer umgaben. Aufs Neue als Lehrer an einer Universität Geist und Herz der Jugend belebend, wurde er selbst wieder erst recht belebt, weil diese warmen Menschenherzen ihm entgegenschlugen.

Das dankte er dem Generalvikar seines Ordens in deutschen Landen, Johann von Staupitz.

Staupitz, aus einem adeligen Geschlecht in Meißen, war ein sehr edler Mensch. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, wählte ihn zu seinem vertrauten Freunde, gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften, und hatte kurz erst durch ihn die Universität Wittenberg gegründet. Wittenberg ist keine Hochschule mehr; an die Krone Preußen gefallen, wurde im Jahr 1817 die Wittenberger Universität mit der von Halle vereinigt; aber das Licht leuchtet noch fort durch die ganze Welt, das von Wittenberg in dessen erster Jugendblüthe ausgegangen ist. Staupitz war der erste Dekan der theologischen Fakultät daselbst. Die Schriften des Staupitz über die Liebe Gottes und über den christlichen Glauben lassen uns noch heute in die Seele dieses Mannes hineinsehen. Er trauerte über das Sittenverderben in der Kirche und über manche Lehre der Kirche, die er nicht im Einklang, zum Theil in grellem Widerspruch fand mit der heiligen Schrift, deren Kenner er war.

Aber Staupitz gehörte zu jenen weichen, milden Naturen, welche, so hell sie die Wahrheit sahen, und so zahlreich sie um diese Zeit in der Christenheit waren, dem allgemeinen Durchbruch der Wahrheit Kopf, Herz und Arm zu leihen nicht vermögend waren. Dazu bedurfte es jener Blitz- und Donnersöhne, jener frühe von Gott dafür gestählten und leicht durchs Feuer von Oben angeglühten Charaktere, wie sie nun in der großen Periode der religiösen und politischen Umgestaltung der christlichen Welt hervortreten, und, wenn auch nicht alle als gewaltige Geister, doch alle als mächtige Charaktere hoch hereinragen in unsere Gegenwart, mit Lichtern und Schatten so groß, daß das jetzige Geschlecht an ihnen hinaufzusehen hat.

Mit der Milde seiner Seele und mit dem Scharfsinn und den Kenntnissen seines Kopfes, mit der Innigkeit seiner Gottes- und Menschenliebe, wie mit seiner großen Beredtsamkeit und

seinem äußeren Auftreten erinnert Staupitz — an Schleiermacher. Beide berührten nur leicht das äußerste Ende der elektrischen Stange, aber sie wichen den Blitz- und Donnerschlägen aus, welche die Zeit in schweren Wolken über die Welt zu entladen drohte.

Als der Sturm aufrauschte im deutschen Lande, von Wittenberg aus, welcher als religiöse und politische Reformation zugleich über die Völker sich hinwarf, da flüchtete sich Staupitz zu Ende des Jahres 1518 nach Salzburg zu dem Erzbischof Matthäus Lang, in dessen Diensten er früher gestanden; dann zog er sich in ein Benediktinerkloster zurück, und starb daselbst 1524. Bei seinem Tode fand man alle Schriften Luthers in seiner Bibliothek, und viele andere Schriften, welche die Kirche verboten hatte, „einen ganzen Wagen voll". Er lauschte mit der vollen Theilnahme seines Herzens aus der Stille der Klostermauern, die seine Natur bedurfte, dem Sturme des Geistes und der Waffen, der die Welt reinigte.

Der Sturm des Geistes brauste mehrere Jahre schon durch die Lande; aber auch die Waffen von Eisen, die das Volk schwang, fingen schon an, zu klirren, als er sich aufs Sterbebett legte. Zum Kämpfer im Sturme der Zeit war er nicht geschaffen; aber den größten Helden der Zeit auf dem Felde des geistigen Kampfes auf seine Bahn zu führen, das ist sein Wille und seine That gewesen.

„Nicht umsonst prüft dich Gott durch so viele Kämpfe; du wirst schon sehen, daß er dich in großen Dingen als seinen Diener gebrauchen wird," — so sprach Staupitz zu dem blassen Mönch, dessen Bedeutung für die Zukunft er blitzschnell aus Allen heraus erkannte. Ihm schenkte er eine Bibel, wies ihn vor Allem auf die Bibel, und zeichnete ihm vor, was er sonst studiren solle.

Es ist nicht zu übersehen, daß später Luthers Gegner, Thomas Münzer, den Staupitz „das stets hinter Luther stehende Orakel" genannt hat. Das ist ein Zeichen von einem in seiner Umgebung bekannten großen Einfluß dieses Staupitz auf Luthers Denken und Thun.

Noch bald nach seiner Priesterweihe, die im Frühjahr 1507 stattfand, am darauf folgenden Fronleichnamsfest, als Staupitz

selbst das heilige Sakrament bei der Prozession trug, war Luther, der hinter ihm ging, des Glaubens, daß es Jesus Christus selbst sey, welchen der Generalvikar trage; und von diesem Gedanken, daß der Herr persönlich vor ihm da sey, wurde seine Einbildungskraft so verwirrt und so voll Schrecken, daß er glaubte, vor Angst sterben zu müssen, und gestand dieß nachher Staupitz. Der aber sprach zu ihm das denkwürdige Wort: „Es ist nicht Christus; denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet nur."

Staupitz empfahl ihn dem Kurfürsten von Sachsen, und dieser berief ihn im Jahre 1508 als Professor an die Universität Wittenberg.

Obwohl Luther auch hier ganz als Mönch lebte, so war er doch jetzt in seinem Element, einer freien geistigen Wirksamkeit, die seiner Natur gemäß war, und in derjenigen Bahn, in welcher er, dessen sich selbst nicht bewußt, seiner Weltbestimmung entgegengeführt wurde.

Achtzehntes Kapitel.

Die kleinen Anfänge des Weltumschwungs.

Im Jahre 1509 bewirkte Staupitz, daß Luther von der Philosophie, für die er zunächst berufen war, zu Vorlesungen über Theologie überging, und zwar, wie ausdrücklich bestimmt wurde, zu Vorlesungen über die Bibel. Luther las über die Psalmen und den Römerbrief; und bald mit solchem Aufsehen, daß Professoren diesen Vorlesungen anwohnten, als Zuhörer. Einer darunter, Martin Pollich von Mellerstadt, Doktor der Medicin, der Rechte und der Philosophie, welcher der erste Rektor der neuen Universität gewesen war, sagte nach einigen Vorlesungen Luthers: „Dieser Mönch wird alle Doktoren verwirren, eine neue Lehre einführen, und die Kirche reformiren; denn er gründet sich auf das Wort Christi, und kein Mensch kann dieses Wort bekämpfen oder umstürzen."

Diesen Professor Mellerstadt nannten seine Schüler oft „das

Licht der Welt". Daß er vor Vielen ein Auge hatte, das licht und scharf in die Zukunft sah, dafür zeugt dieses Wort, das er, der vertrauteste Freund des Staupitz, im Jahre 1509 offen sprach.

Staupitz drang in Luther, zu predigen; oft und viel umsonst. Luther scheute sich vor dem Auftreten als Prediger. Staupitz bestand aber darauf, so ernst und mild zugleich, daß Luther in die Länge nicht umhin konnte.

Zur Augustinerkirche in Wittenberg war erst der Grund gelegt. Die Augustiner predigten inzwischen aus einer alten hölzernen Kapelle heraus, die dreißig Fuß lang und zwanzig breit war, und auf dem Marktplatz von Wittenberg stand. Der Prediger stellte sich am Eingang der verfallenden Kapelle auf einen drei Fuß hohen hölzernen Schemel, und predigte zu den auf dem Markt Versammelten. Die Christenheit hatte um diese Zeit viele Tausend herrliche Kirchen und Dome, selbst Deutschland Hunderte derselben. Aber von diesem hölzernen Schemel und dieser Ruine einer Kapelle aus, und nicht im Schiff irgend einer jener majestätischen Bauten, predigte zuerst der Reformator der Welt. Ein Zeitgenosse und Augenzeuge, Mykonius, macht dazu die Bemerkung: „In so elender Hütte hat Gott gleichsam zum zweiten Mal seinen vielgeliebten Sohn in die Welt geschickt. Dieses Gebäude kann der Krippe verglichen werden, in welcher Christus geboren ward. Die Welt ist voll von Kathedralen und Pfarrkirchen; keine derselben hat Gott für die herrliche Predigt des ewigen Lebens erkoren."

Staupitz hatte auch diese große Kraft voraus in Luther erkannt, ehe dieser selbst davon wußte. Luther war ein wunderbarer Prediger. Dem Inhalt nach hätte auch Staupitz so predigen können; aber „an Gottes Statt zu den Menschen zu reden", das konnte er nicht, wohl aber Luther.

Man könnte, was Luthers zeitgenössische Freunde über Luthers Beredtsamkeit sagen, parteiisch nennen; der Feinde Zeugniß möge darum hier stehen. Der katholische Bischof Bossuet, der allen Katholiken eine hohe Autorität ist und unter dem Glanze der Literatur des Zeitalters Ludwigs **XIV.** lebte, hat, überwältigt durch Gelesenes und Ueberliefertes, von Luther gesagt: „Er ist,

nach Calvin, die Posaune, oder vielmehr der Donner, der Blitz, der die Welt aus ihrer Starrsucht erweckte, und es ist wahr, er hatte Kraft in seinem Geist, Leidenschaft in seinen Reden, eine lebendige und stürmische Beredtsamkeit, welche die Völker hinriß und bezauberte." Von seiner Stimme sagte der Jesuit Maimburg: „Sie war angenehm und weithin hörbar, wenn er einmal heiß war; er war von Natur beredt, seine Sprache gewandt und geläufig." Bossuet sagt noch weiter: „Die Wahrheit handhabte er mit Kraft; noch heute sieht man ihn unüberwindlich, wenn er die alten Glaubenslehren behandelt, die er im Schooße der Kirche sich angeeignet."

So zeugen unverhohlene Feinde der Reformation von Luther als Kanzelredner. Auch Florimund Raymund in seiner Ketzergeschichte sagt von ihm, dem Erzketzer in seinen Augen: „Luther, der Mann des lebhaften Geistes, — gab Keinem an Beredtsamkeit nach; er sprach von der Kanzel, als ob eine mächtige Leidenschaft ihn bewege, paßte den Vortrag seinen Worten an, ergriff die Gemüther der Zuhörer wunderbar, und riß sie mit sich fort, wie ein Strom."

Der Rath der Stadt Wittenberg bat Luther, in der Stadtkirche zu predigen. Nun predigte er öfters in dieser, für den kranken Pfarrer an dieser Hauptkirche. Selbst der Kurfürst kam nach Wittenberg, um ihn predigen zu hören; so berühmt wurde er rasch als Prediger.

Im Jahre 1510 schickte ihn Staupitz nach Rom, in Geschäften seines Ordens. Warum wählte Staupitz ihn? Offenbar, in Rom selbst ihm die Augen zu öffnen über die Kirche und ihre Reform. Es läßt sich Schritt für Schritt erkennen, wie Staupitz ihn auf seiner Bahn weiter vorwärts führte. Staupitz selbst hatte das schon lange an Ort und Stelle gesehen. Das war wohl der tiefere Grund seiner Wahl, viel mehr, als der, um vom Pabste den Entscheid zu holen in mehreren Punkten, in welchen sieben Klöster seines Ordens anderer Ansicht waren, als der Generalvikar.

In Pilgertracht reiste Luther hin. Wie war ihm, als er den Luxus der Klöster Oberitaliens sah? als ihn ein Benediktiner-

kloster herbergte, wo Alles von Marmor war, wo sogar am Freitage Fleischspeisen in Menge vor ihm auf der üppig besetzten Tafel standen, wo er hörte, daß dieses Kloster eine Jahresrente von 36,000 Dukaten habe, und davon 12,000 für die Tafel, 12,000 für die Erhaltung der Gebäude, und 12,000 für die andern Bedürfnisse der Mönche jährlich verbraucht werden!

Der ascetische deutsche Mönch konnte nicht dazu schweigen, und der Pförtner warnte ihn, er könne nicht mehr sicher da bleiben. Er pilgerte weiter nach Bologna, und erkrankte gefährlich; wohl in Folge der veränderten Kost, schwerlich in Folge einer Vergiftung durch die Mönche jenes wohllebenden Klosters, wie man geglaubt hat. Genesen, eilte er Rom zu. Als er die Thürme Roms aus der Ferne erblickte, fiel er nieder zur Erde, hob seine Hände auf und sprach: „Sey mir gegrüßt, du heiliges Rom!"

Als er drinnen die Stadt ansah, schrieb er: „Das Rom der Scipionen und Cäsaren ist ein Leichnam geworden. Es ist so viel Schutt da, daß die Grundlagen der Häuser auf ehemaligen Dächern stehen. Das ist aus den Reichthümern und Schätzen der Welt geworden."

Noch ahnete er aber nicht, daß das neue Rom des Pabstthums fallen werde, wie das alte der Cäsaren, und abermals durch Anstoß der Barbaren des Nordens, und gar vollends vorzüglich durch seine Mitwirkung, durch ihn, den armen deutschen Mönch, den demüthigen und jetzt in Rom für nichts geachteten.

Nicht an den Sturz des Pabstthums, wohl aber an seine geliebte Mutter dachte er in der Weltstadt. Am Johannistage angekommen, hätte er gar zu gerne eine Messe in Rom gelesen, weil es römisches Sprüchwort ist: „Gesegnet ist die Mutter, deren Sohn am Johannistag eine Messe liest!" Wie gerne hätte er seine Mutter glücklich gemacht, aber er fand keinen Raum dazu in irgend einer Kirche, weil der Zudrang von Anderen gar zu groß war. Er selbst hat nachher gesagt: „Da (in Rom) war ich auch so ein toller Heiliger; da lief ich durch alle Kirchen und Klüfte; glaubte Alles, was daselbst erlogen ist."

Demüthig rutschte er auf bloßen Knieen die Stufen der so-

genannten Pilatustreppe hinauf. Von dieser lehrten die Priester und glaubte der Aberglauben, sie sey auf wunderbare Weise von dem Gerichtshause zu Jerusalem nach Rom gebracht worden, und für Jeden, der auf den Knieen hinaufrutsche, war vom Pabst Ablaß verheißen. Den wollte auch der demüthige deutsche Mönch für sich haben. Aber oben angelangt, hörte er ein Wort der heiligen Schrift tief erschüttert. Dieses Wort klang ihm in diesem Augenblick wie eine Stimme außer ihm, obwohl es nur eine Stimme in ihm war, eine Erinnerung an die ewig fortgehende, freilich auch von außen ins Herz der Menschen hineinsprechende Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift. Dieses Wort war: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Schon früher mehrere Male hatte er diese Stimme vernommen, zuletzt während seiner Krankheit in Bologna. Jetzt aber oben auf der Pilatusstaffel klang es ihm wie eine Donnerstimme. Voll Schrecken sprang er auf, es schauderte ihn vor sich selbst, Scham überflog ihn: sein bisheriger Glauben in diesem Punkte stand auf einmal vor ihm als Aberglauben. Ohne vorher Ablaß sich zu holen, floh er hinweg von der Pilatustreppe und dem Ablaßtempel.

Klang ihm das Schriftwort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", wie eine Stimme von außen und von oben: so klang ihm recht widerchristlich in Ohr und Herz, was er unmittelbar um sich sah und hörte.

Sie gewährten ihm gerne, Messe zu lesen, wonach er so sehr verlangte; denn er glaubte noch, durch „Messe lesen, durch Gebete und andere herrliche Werke, wie er von Rom aus schrieb, die ihm liebsten Menschen aus dem Fegfeuer zu erlösen". Die ganz verweltlichten italienischen Priester lachten über ihn, als er mit ihnen in einer und derselben Kirche Messe las. Sie lasen sieben Messen, ehe der deutsche salbungsvolle Mönch mit einer einzigen fertig war. Wie schauderte es ihn, als diese ihm lachend zuriefen: „Mach schnell, mach schnell; schicke hurtig unserer lieben Frauen ihren Sohn wieder heim!"

Diese Verlachung der Transsubstantiationslehre vollends mitten in Rom übergoß den deutschen Mönch mit Grauen. In einer andern Kirche las Luther noch mit tiefem Ernst fort am Evange-

lium, als die Priester, die mit ihm das Amt verwalteten, zu gleicher Zeit neben ihm mit der Messe zu Ende waren. „Mach doch," riefen sie ihm zu, „werde doch endlich fertig."

Luthers zur Geselligkeit wunderbar gemachte heitere Seite seines Temperaments täuschte die italienischen Geistlichen, welche frivol waren. Dort kannte man nicht das, was das tiefste Wesen des germanischen Charakters ausmacht, überaus heiter, fröhlich und frei zu seyn in geselligen Dingen und ernst im Heiligen.

Wie überraschte es ihn, als er eines Tages mit höheren Geistlichen, darunter mehrere Prälaten, zu Tische geladen war, diese noch leichtfertiger zu finden, als die niederen Geistlichen, und zwar über Dinge, welche ihm die heiligsten waren. Getäuscht durch die Heiterkeit seiner Scherze über weltliche Dinge und die Derbheit seines gesalzenen Witzes, worin Luther sein Leben lang Meister war, mochten diese Prälaten sich verleiten lassen, ganz rückhaltslos ihren Unglauben und ihre leichtsinnigen Scherze über heilige Dinge spielen zu lassen. „Wir," hörte er aus ihrem Munde, „sprechen bei der Messe am Altar statt der kirchlichen Worte der Abendmahlsweihung, statt der Worte der Wandlung, vernünftig: Brod bist du und Brod bleibst du; Wein bist du und Wein bleibst du. Dann heben wir das Ostensorium und das Volk betet an." Und da lachten sie über das Volk und den Glauben des Volks.

Unter dem Volk aber hörte er vom regierenden Pabste, Julius II., und von dem kurz vorangegangenen, Alexander VI., und von anderen Päbsten in einer Weise reden, daß der deutsche Mönch nicht wußte, wie ihm geschah. Was er sah ringsum in Rom, drückt er in den Worten aus: „Man kann es nicht glauben, wie viel Sünden und Schandthaten in Rom geschehen. Man muß es sehen und hören, um es zu glauben. Es ist da sprüchwörtlich: Gibt es eine Hölle, so muß Rom darauf gebaut seyn." Einige Jahre später schrieb er: „Je näher Rom, je ärgere Christen."

Der Katholike könnte sagen, das hat der Erzketzer Martin Luther geredet. Als Luther nach Rom im armen Pilgerkleid des Mönchs über Florenz reiste, lebte da der von allen Italienern

jetzt hochgefeierte Machiavelli. Was schreibt dieser Mann, auf den sich der Despotismus der Kirche und des Staats so oft beruft, über die römische Kirche seiner Zeit, die er täglich vor Augen sah? Machiavelli schreibt: „Das Hauptanzeichen des baldigen Verfalls der Kirche ist das, daß diejenigen Völker, welche der Hauptstadt der Christenstadt am nächsten liegen, am wenigsten Christenthum haben. Die ärgerlichen Vorbilder und Verbrechen des römischen Hofes haben bewirkt, daß Italien jeden frommen Grundsatz, jedes religiöse Gefühl verloren hat. Wir Italiener sind vornämlich durch die Kirche und die Geistlichkeit gottlos und verbrecherisch geworden."

So urtheilt, ganz zu gleicher Zeit, der berühmte Katholik Machiavelli, der Italiener, noch viel schärfer, als der deutsche Mönch Martin Luther.

Das hatte Luther in Rom gesehen und gehört. Der Heiligenschein, in welchem der in der Geschichte der christlichen Kirche bis dahin völlig unwissende deutsche Mönch Rom und Pabstthum gesehen hatte, zerrann vor seinen Augen; aber noch nicht der Heiligenschein der römischen Kirche.

Doch kam er, so betrübt er die heilige Stadt und ihre Unheiligkeit und Gräuel verließ, als ein ganz neuer Mensch heim. Staupitz und der weise Kurfürst fanden diese Eindrücke eben recht für ihre Absichten. Staupitz begab sich ins Augustinerkloster zu Wittenberg persönlich zu Luther, und führte ihn in den Garten unter einen Baum, und sprach hier ganz allein mit ihm. Diesen Baum hat später Luther seinen Freunden und Schülern öfters gezeigt. „Jetzt, Freund, müßt ihr Doktor der heiligen Schrift werden." Luther war aber viel zu schüchtern dazu, diese höchste Würde in der Theologie anzunehmen. Am Ende aber bestand der Generalvikar darauf. „Gott, der Herr," sprach er, „bedarf jetzt junger, rüstiger Doktoren; denn er hat große Dinge vor im Himmel und auf Erden."

Und wenn wir von Staupitz, dem Vertrauten des weisen Kurfürsten, auch keine Sylbe sonst wüßten, als dieses Wort, so spräche das allein schon für seinen hellen Blick in die Zukunft, der die nahe bevorstehende, sie bereits leise umrauschende große

Veränderung im Religiösen und Politischen sah und begriff, während Luther noch ahnungslos, ohne ein Ohr und ein Auge dafür, mitten drin unter den sich schlingenden Fäden stand, welche der göttliche Geist am sausenden Webstuhl der Zeit zu einem neuen Weltgewebe zusammenwob.

Melanchthon, welcher für politische Persönlichkeiten und Verhältnisse überall wenig Scharfblick hat, meint zwar, vielleicht sey jenes Wort des Staupitz nur ein Scherz gewesen. Doch setzt auch er hinzu: „Die Folgen bestätigten dieses Wort; großen Veränderungen gehen auch viele Prophezeihungen voran.“ Dem Befehle des Generalvikars und dessen Erinnerung an das Gehorsamsgelübde setzte Luther zuletzt noch seine Armuth entgegen, welche die Kosten dieser Würde nicht tragen könne. „Das alles übernimmt der Kurfürst,“ sagte Staupitz. Am 18. Oktober 1512 leistete Luther als Licenciat der Theologie den Eid: „Ich schwöre, die evangelische Wahrheit männlich vertheidigen zu wollen!“ Er leistete den Eid auf die heilige Schrift. Am folgenden Tage überreichte ihm die Würde und Auszeichnungen eines Doktors der Theologie der damalige Dekan der theologischen Fakultät, der gelehrte Professor, Domherr und Archidiakonus — Andreas Bodenstein aus Karlstadt, der in der Reformationsbewegung viel genannte Doktor Karlstadt.

Luther nahm die Berufung zum Doktor der heiligen Schrift, wegen der ganz besonderen Art derselben, durchaus, jetzt und später, als eine göttliche Berufung. Sein Zeitgenosse Mathesius sagt: „Dieses ordentlichen und öffentlichen Berufes, die Lehre der heiligen Schrift treulich und lauter zu lehren und zu vertheidigen, hat Luther sich oft und in großen Kämpfen getröstet, wenn es ihm hat wollen bange werden, wer es ihm befohlen und wie er es verantworten möge, daß er ein solch Wesen in der ganzen Christenheit anrichte.“

Er war im Namen kaiserlicher Majestät und des Stuhles zu Rom, von der Universität nach Rath und Beschluß seiner Vorgesetzten und auf Beförderung seines Landesherrn, feierlich zum Lehrer der in der heiligen Schrift enthaltenen Wahrheit bestellt und vereidet; und als er aus dieser die Grundwahrheit der

alleinigen Geltung des göttlichen Wortes in Glaubenssachen schöpfte, und der Lehrvortrag dieser Grundwahrheit aus seinem Mund und durch seine Feder die christliche Welt in Bewegung, bald in große Erschütterung brachte, und als viele Menschen, und darunter wegen ihrer Frömmigkeit oder ihres Geistes von Luther hochgeachtete, ihn laut tadelten: da berief sich Luther vor sich selbst und vor diesen auf seinen Doktoreid. „Wer ohne göttlichen Beruf," schrieb er, „etwas unternimmt, sucht seinen eigenen Ruhm. Ich Doktor Martin Luther bin gezwungen Doktor geworden." Und ein andermal schrieb er: „Ich bin im Namen des Herrn vorwärts gegangen, sein Wille geschehe. Wer hat ihn gebeten, mich zum Doktor zu machen? Hat er es gethan, so mag er mich schirmen; thut es ihm leid, kann er mich absetzen."

Die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Sache ist die, daß Luther jetzt, greifbar durch hinter ihm Stehende und Vorausschauende, in die Bahn weiter vorwärts nicht geführt, sondern gedrängt war; daß er sich nun durch seinen Eid an die gründlichste Erforschung der Bibel gebunden sah und eben so an die rücksichtslose Verkündigung des von ihm Erforschten, was mit Nothwendigkeit den Kampf mit der Pabstkirche auf religiösem Gebiete herbeiführen mußte; endlich daß dieser Doktoreid höher stand, als sein Klostergelübde. Erst durch diesen Eid darüber hinausgehoben, vermochte eine so ängstlich gewissenhafte Natur es, wie die Luthers, die Wahrheit rücksichtslos zu verkündigen.

Wir werden später sehen, daß die Mehrheit der deutschen Fürsten und Städte sich von Rom lange vor Luther zu emanzipiren wünschte und suchte; aus politischen, und insbesondere aus finanziellen, Gründen. Die deutschen Patrioten ohnedieß waren schon lange empört über die Römlinge, und in jeder Art von Kampf gegen dieselben gewesen, selbst im Kampfe der eisernen Waffen.

Aber Emanzipationen werden niemals mit diplomatischen Künsten oder mit Schwert und Dolch ins Leben geführt, sondern durch das, was die Geister der Menschen erleuchtet und ihre Herzen erwärmt. „Die Wahrheit wird euch frei machen," sagte Christus.

Daß der weise Kurfürst und Staupitz, daß ihre Umgebungen, die mit ihnen im Kampfe gegen Rom eins waren, in diesem Martin Luther ein ganz besonderes Werkzeug dazu erkannt hatten, ist aus Allem eben so greifbar.

Neunzehntes Kapitel.

Die fünf und neunzig Thesen.

Eifrig betrieb Luther seitdem die Erlernung der Grundsprachen, in welchen die heiligen Schriften geschrieben sind. Immer mehr ging ihm das evangelische Christenthum als eine Religion des Lebens und der That auf. Immer mehr sah er ein, daß weder auf dem Wege der Scholastik, noch der mystischen Spekulation, sondern durch ein praktisches Christenthum allein eine fruchtbare christliche Erkenntniß zu erlangen sey. Der Kern seiner Predigten war Christus, der meist über Marien- und Heiligenlegenden vergessen war; er nahm oft Gelegenheit, gegen die Legenden von Heiligen als gegen Fabeln auf der Kanzel zu sprechen; eben so gegen das, was in der römisch-katholischen Kirche als Menschensatzung Geltung hatte, und vorgab, die Menschen dadurch hier und dort glücklich zu machen; da wies er mit Kraft hin auf das, was allein zum seligen Leben führen kann.

Ganz eigenthümlich ist in den Predigten und Schriften Luthers aus dieser Zeit Etwas, was in ihm sein ganzes Leben lang sich nicht abschwächte, sein Kampf und sein Zorn gegen die Eigenköpfigkeit und Eigenwilligkeit — der Ketzer.

Wenn irgend etwas, so spricht gewiß dieses bis an sein Lebensende ihm Innewohnende, das bei jeder Gelegenheit aufs Schärfste und ihm und seiner Sache zum großen Nachtheil hervortrat, dafür, daß Luther innerlich nicht bloß den Willen, sondern die angeborene Naturanlage hatte, in der Kirche zu stehen. Jede Art von religiösem Sondergeist war ihm in tiefster Seele zuwider; seine Natur ertrug das nicht. Und als er mit dem Pabstthum und mit der römischen Kirche unwiederher-

stellbar zerfallen war, da hatte Luther, unbestreitbar, den festen Glauben, daß die allgemeine christliche Kirche diejenige sey, welche er predige, und daß er mitten in ihr stehe, daß aber Pabst und alle Päbstlichen draußen stehen, außerhalb dieser allgemeinen christlichen Kirche. Seine Kirche war ihm die allgemeine Kirche; und er hat sich weder erhoben, noch war ihm zuzumuthen, daß er sich, im Kampfe mit Feinden ringsum, erhebe zu der höheren Einsicht, die erst durch ihn und nach ihm sich große Bahn brechen konnte, zum Begriff, wie es der fromme August Neander genannt hat, „des Einen und Manchfaltigen im christlichen Leben".

Es wird dieß nur bemerkt, um geschichtlich die Thatsache festzustellen, daß der Reformator Luther weder hervorgegangen ist aus den Sekten, d. h. den „Ketzern" des Mittelalters, noch in irgend einer Verbindung stand mit alten oder neuen „Ketzern". Nein, wie Luther vor seiner Reformation gegen „Ketzer" gepredigt und geschrieben hat, so predigte er nach und während seiner Reformation gegen „Ketzer".

Groß war es vorerst für den Fortgang des Christenthums, daß in Wittenberg, und durch die von Wittenberg ausgehenden Schüler weiterhin, Luther seinen Grundgedanken verbreitete, „daß die Schriften der Apostel und Propheten sicherer und erhabener seyen, als alle Sophismen und alle Theologie der Schule".

Viel wirkte er durch die Volksthümlichkeit seiner Vorträge als Prediger, noch mehr als theologischer Lehrer. Als solchen zeichnet ihn Melanchthon also: „Er erklärte die Schrift in solcher Weise, daß es nach dem Urtheil aller frommen und erleuchteten Männer schien, als ob nach einer langen tiefen Nacht ein neuer Tag über die Lehre aufgegangen wäre. Er führte die Menschengeister zum Sohne Gottes zurück. Er zeigte den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium. Er veränderte nichts in den Ceremonien. Aber er bemühte sich immer eifriger, die großen wesentlichen Lehren der Bekehrung, der Sündenvergebung, des Glaubens, des wahren Trostes im Kreuze Allen zugänglich zu machen. Man konnte sagen, Christus, die Apostel und Propheten wurden aus Finsterniß, Kerker, Schmutz herausgeführt."

War auch Luther nicht gleich vornherein der vollkommene Lehrer der heiligen Schrift, sondern nahm auch er zu an Alter und Weisheit, die er nach und nach reiner aus diesem Quell schöpfte: so waren doch die Züge, mit welchen Melanchthon ihn zeichnet, die ursprünglichen Grundzüge seiner Lehrweise. Diese, unterstützt durch die Sittlichkeit seines Wandels, wirkte mächtig auf die Jugend und auf die Erwachsenen. Der Instinkt des Genius, der durch nichts, nicht einmal durch den Strahlenschein einer Weltberühmtheit geblendet, richtig sieht und greift, zeigte sich schon jetzt im Urtheil des jungen Luthers über Erasmus von Rotterdam.

Dieser Mann, auf den wir zurückkommen werden, war damals der berühmteste Gelehrte Europas, gleich gefeiert von den Männern der Wissenschaft, den Königen und dem Pabst. „Ich lese," schrieb Luther einem Freunde, „den Erasmus; aber er verliert täglich an Ansehen bei mir. Mag er die Priesterschaft wegen ihrer Unwissenheit auf wissenschaftlichem Weg, und mit Kraft da, züchtigen, der Lehre Jesu Christi leistet er geringe Dienste. Das Menschliche überwiegt in ihm sehr das Göttliche. Wir leben in einer gefährlichen Zeit. Darum, daß man Griechisch und Hebräisch versteht, ist man noch kein guter und urtheilsfähiger Christ. — Aber ich verheimliche meine Ansicht über Erasmus, um seinen Gegnern keinen Vortheil einzuräumen. Vielleicht wird ihm der Herr noch Erleuchtung geben zu seiner Zeit."

Auch in die Ferne wirkte Luther schon damals durch einen ausgedehnten Briefwechsel mit Jugendfreunden, wie mit namhaften Männern der Zeit. So hatte er einen Freund an Georg Spenlein in Memmingen im heutigen Oberschwaben; den hatte er lieb vom Erfurter Kloster und von Wittenberg her. Ein wunderbarer Duft des Geistes und der Seele haucht uns aus diesen Briefen an den Freund an. „Lieber Georg," schreibt er an diesen, dem es unter seinen Klosterbrüdern in Memmingen nicht wohl war, „das ist eine schlimme Gerechtigkeit, die sich der Andern nicht annehmen will, weil sie diese für schlecht hält, und die nur die Wüsteneinsamkeit aufsucht, anstatt ihnen durch Geduld, Gebet und Vorbild Gutes zu thun. Bist du die Lilie und die

Rose Christi, so mußt du zwischen Dornen wohnen. Hüte dich nur, durch deine Ungeduld, durch voreilige Urtheile und verborgenen Stolz ein Dorn zu werden."

Auch in Amtssachen wurde er von seinem Generalvikar Staupitz viel gebraucht. Luther selbst schreibt darüber an einen Freund: „Ich habe immer zwei Sekretäre nöthig; denn ich muß fast den ganzen Tag Briefe schreiben. Ich bin Prediger des Klosters, Redner am Tische, Pastor und Prediger an der Pfarre, Studiendirektor, Vikar des Priors (das heißt eilfmal Prior), Inspektor der Teiche zu Litzkau, Advokat der Herbergen von Herzberg bis Torgau, Lektor des Paulus, Kommentator der Psalmen."

Das schrieb Luther im Jahr 1516. In diesem Jahre hatte sein Generalvikar Staupitz, als er in seines Kurfürsten Auftrag in die Niederlande reiste, Luther zu seinem Stellvertreter bestellt, und dieser brachte nun sechs Wochen lang damit zu, vierzig Klöster in Meißen und Thüringen zu visitiren, auch das Kloster zu Erfurt, worin er eilf Jahre zuvor zu den niedrigsten Diensten gebraucht worden war. Wohin er kam, ließ er Samen seines Geistes und seines Glaubens zurück in diesen Augustinerklöstern. Das mag mit Anderem erklären, warum gerade aus dem Augustinerorden Sachsens in der entscheidenden Stunde so Viele aus der Mönchszelle heraustraten und Prediger des göttlichen Wortes an den Gemeinden wurden. „Lest fleißig in der heiligen Schrift, und haltet euch nicht an die Scholastiker," sprach er überall.

Bald nach seiner Rückkehr brach in Wittenberg die Pest aus, und, was flüchten konnte, flüchtete, Studenten und Lehrer selbst; Luther nicht. Sein Freund Lange, den er eben zum Prior in Erfurt gemacht hatte, ermahnte ihn, auch die Stadt zu verlassen. Luther schrieb ihm: „Hieher bin ich gesetzt. Ich hoffe, die Welt wird nicht zu Grunde gehen, falls Bruder Martin zu Grunde geht. Wenn die Pest zunimmt, schick ich alle Brüder fort; aber ich muß bleiben. Wegen meines Gehorsams darf ich nicht fliehen, bis mir es Der, welcher mich hieher berufen, wieder befiehlt. Nicht, als ob ich den Tod nicht fürchtete (denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern dessen Erklärer), aber der Herr wird mich wohl von der Furcht befreien."

Staupitz war zurückgekehrt. Sein äußerer Auftrag war gewesen, in den Niederlanden für die neugebaute Allerheiligenkirche Wittenbergs Reliquien aufzusuchen und zu erwerben, mit denen der Kurfürst die neue Kirche schmücken wollte. Ob er noch einen anderen, geheimen Auftrag für diese Sendung hatte? — Zwar war Luther um diese Zeit, 1516, noch nicht, wie wir aus seinen Briefen sehen, darüber hinaus, „das Kreuzesholz als die herrlichste Reliquie zu betrachten"; und ohne Reliquien entbehrte damals noch jede neue Kirche einer wesentlichen Finanzquelle.

Dennoch, so weit die Charaktere des Staupitz und des weisen Kurfürsten aufgedeckt liegen, reimt sich diese niederländische Reise des Staupitz nicht wohl mit dem, was beide ausgezeichnete Männer sonst thaten, dachten, redeten, schrieben, und namentlich greifbar bezweckten. Wahrscheinlich hatte die Reise des Staupitz zweierlei Zwecke: einen politischen und einen religiösen. Die politische Veränderung, die drei Jahre darauf durch den Tod des alten Kaisers Max eintrat, war damals schon in nächster Aussicht, und in den Niederlanden weilte der Prinz, der nachmals als Kaiser Karl V. Kaiser wurde. Dabei ergab sich von selbst die Gelegenheit, die Stimmung der Rheinlande und ihrer Angränzungen kennen zu lernen in derjenigen Richtung, in welcher, so weit man aus Gegebenem schließen kann und muß, sowohl Friedrich der Weise und sein vertrauter Rath Staupitz, wie nachweisbar ein großer Theil in Deutschland, alle Hellerdenkenden, sich bewegten, in der Richtung auf Emanzipation von Rom, zunächst von seinem Ausbeutungssystem.

Der Schleier, welcher auf den geheimen Bestrebungen von deutschen Patrioten auf dem Fürstenthron, in wissenschaftlichen und in eigentlichen Staatsstellungen, bis jetzt noch liegt, dürfte in wenigen Jahren, durch gewährte Einsichtnahme der betreffenden geheimen Staatsarchive, sich lüften, wie er sich über das Jahr 1525 bereits gelüftet hat, und einen Einblick in den Gang der Dinge, welche die Reformation vorbereiteten, gewähren, welche die letztere nicht nur in ihrer natürlichen Entwicklung der dazu nöthigen politischen Mittel, sondern auch höhere und höchste Persönlichkeiten in einem Lichte zeigen dürfte, das Manches aufhellt, und

ihnen erst ihre wahre, in den Augen unserer Zeit günstigste Beleuchtung geben wird.

Mit dem Erfolg der Sendung des Generalvikars war Kurfürst Friedrich so zufrieden, daß er ihn mit einem Bisthum belohnen wollte. Spalatin, der Kaplan des Kurfürsten und dessen geheimer Sekretär, der immer mit dem Kurfürsten in seinem Wagen reiste, und doch niemals zum Höfling wurde, sich stets auf seine Dorfpfarre im Thüringer Wald zurücksehnte, Mann des Volkes und nicht des Hofes war, von dem weltberühmten Erasmus „einer seiner verehrtesten Gönner, einer seiner Hauptfreunde nicht auf dem Papier, sondern im eigensten Herzen" genannt wurde — dieser Hofprediger Friedrich des Weisen, der Erzieher seines Neffen, des nachmaligen Kurfürsten Johann Friedrich, war Luthers Freund geworden. Spalatin schrieb Luther von der Absicht des Kurfürsten, Staupitz zum Bischof zu machen.

Auf das schrieb Luther einen Brief, der viel merkwürdiger ist, als man ihn bisher gehalten hat. „Gar Vieles," schrieb er an den Hofprediger, „gefällt deinem Kurfürsten, was Gott mißfällt. In weltlichen Angelegenheiten ist er gewiß sehr erfahren; aber in Bezug auf Gott und das Heil der Seelen ist er, wie sein Rathgeber Pfeffinger, *) siebenfach blind. Ich sage das nicht hinterrücks als Verläumder. Theile es ihnen nur mit. Ich bin bereit, jederzeit ihnen dasselbe ins Angesicht zu sagen. Warum wollt ihr Staupitz in den Wirbel der bischöflichen Sorgen stürzen?"

Dieser Brief konnte ohne Wissen und Willen des Staupitz gar nicht geschrieben seyn. Hier erklärt sich die Lücke in den Urkunden und Nachrichten durch sich selbst mit Beihülfe der Zeitgeschichte. Der Kurfürst war damals sehr in Geldverlegenheit. Pfeffinger hatte es mit einer Finanzmaaßregel versucht, welche den berüchtigten Plusmachereien des Herzogs Ulrich von Württemberg und seiner Räthe sehr nahe kam, und die gegen alles hergebrachte Recht war. Offenbar sollte der Bischof Spalatin benützt werden, auf kirchlichem Wege den bedrängten Staatsfinanzen aufzuhelfen, und daß der Finanzmann Pfeffinger mit

*) Ein böser Finanzminister und Plusmacher.

den Reliquien der Allerheiligenkirche spekuliren wollte, dürfte sehr nahe liegen.

Diese kurzen Hindeutungen auf die politische Geschichte Sachsens werden wohl das Verständniß des kühnen Briefs Luthers erleichtern. Der Mann, welcher unerschrocken unter den Leichen stand, welche die Pest um ihn her legte, und welcher unerschrocken so seinem Fürsten und dessen damals mächtigem Finanzminister gegenüber die Wahrheit ins Angesicht sagte, die, wie es scheint, sonst Niemand am Hof und Niemand aus dem Volke Beiden zu sagen wagte, — dieser Mann war allerdings für jeden denkenden Beobachter in seiner Umgebung, ob er gleich bis jetzt nur der Mönch und Professor zu Wittenberg war, eine Charaktererscheinung, die hoch emporragte über die Umgebungen. Das war einmal, mit dem in dieser Zeit kränklichen Leib und blassen Gesicht, — ein Mann.

Aber so groß Luthers Freimuth war, noch größer ist seines edeln Fürsten Art, der diesen Freimuth nicht übel aufnahm, sondern gerade diesen Mann vor Allen achtete, welcher ohne Rücksicht auf sich, auf Hof und Fürst, die Wahrheit redete und schrieb, aus wahrer Liebe für seinen Fürsten und dessen Namen, das Auge gerichtet auf Gott, auf dessen Sache und auf das Volk, das an Höfen oft so leicht vergessen wird.

Was würde in unsern Tagen einem Manne zu Theil, der aus gleichen Beweggründen, unter gleichen Verhältnissen, einen gleichen Brief wie Luther schreiben würde? —

Friedrich der Weise, dieser große Fürst, machte auf diesen Brief dem Briefschreiber ein Geschenk mit schönem feinem Tuche zu einer Augustinerkutte, und ergriff jede Gelegenheit, an seiner Tafel und sonst von Luther zu reden, und die Hochachtung auszudrücken, die er vor ihm habe, — vor diesem Briefschreiber.

So wenig die Reformation ohne Martin Luther durchgebrochen wäre, so wenig wäre sie es ohne den Landesfürsten Luthers, ohne Kurfürst Friedrich den Weisen.

Aber auch auf der Kanzel, auf dem Lehrstuhl und mit der Feder sprach Luther Manches aus, was den Leuten neue Wahrheit, aber was die Wahrheit war. Den Leuten aber kam das ganz neu vor, weil die Wahrheit ihnen etwas Neues war.

Mit dem allem ging Luther noch nicht über Wittenberg hinaus. Der Ehrgeiz, welchen die Unkenntniß der Thatsachen und die Feindseligkeit eines gegnerischen Fanatismus ihm angedichtet hat, war in der Natur dieses Mannes gar nicht vorhanden. Ob Hochmuth, Uebermuth, Herrschsucht für seine Anschauung und Idee, in schwachen Stunden später über ihn kamen, werden wir nachher sehen. Gewiß ist: so wenig, als in irgend einem Genius der Welt, der im Gebiet des Geistigen schöpferisch wurde, war in Martin Luther das treibend oder herrschend, was die gemeinen Menschen Ehrgeiz nennen. Für die eben so ungeheuer großartige, als manchfaltige Begabtheit Martin Luthers hätte sich gerade in diesen Jahren und Tagen in Sachsen, in Mainz und in Rom ein unendliches Feld eröffnet, dem Ehrgeiz seine Sättigung zu suchen und zu finden. Ueber keinen Mann liegen die Urkunden hüben und drüben so offen da, als über Martin Luther; und gerade aus allen diesen geht hervor, daß das in ihm nicht war und trieb, was man menschliche Ehrsucht oder menschliche Berechnung nennt.

Er war überrascht von dem Erfolge seiner ersten That, welche Deutschland und Europa bewegte, wie Einer, der, ohne es zu wissen, etwas an einem Mühlwerk anrührt, und neben oder unter dessen Wassersturz steht.

Als der Strom, dessen Eindämmung er durchbrochen, vorwärts durch Deutschland und Europa rauschte, da schrieb er, „nach seiner Unwissenheit verdiene er nichts Anderes, als daß er im Winkel verborgen und Niemand unter der Sonne bekannt wäre“. Dann fährt er fort: „Das habe ich allezeit mit großem Verlangen gewünscht, als meiner Schwachheit wohl bewußt; ich weiß aber nicht, durch welches Verhängniß die Sachen ganz anders gelaufen.“

Diese seine erste That, die ihn plötzlich zu einem Manne von europäischem Rufe machte, war die Aufstellung von „fünf und neunzig Sätzen“ gegen den Ablaß, die er öffentlich an der Schloßkirche (Allerheiligenkirche) zu Wittenberg anschlug, am Abende vor Allerheiligen, am 31. Oktober 1517.

Der Ablaß, der schon lange bestand, wurde gerade jetzt

mit einer nie da gewesenen Schamlosigkeit betrieben, welche theils schon auf Rechnung des päbstlichen Hofes selbst, theils auf Rechnung derjenigen Menschen kommt, welche die Ablaßbriefe herumtrugen.

Schon seit lange hatte die Kirche durch den Ablaß die Seelen der Menschen entsittlicht, und Vornehme und Geringe, wie der edle katholische Priester unserer Tage, J. B. Hirscher, sagt, „in groben und tiefverderbenden Irrthum" hineingeführt.

Die Kirche behauptete zwar nicht, daß die Sünden durch die Ablässe nachgelassen werden, sondern nur die Strafen der Sünden; nicht die natürlichen Folgen der Sünden, wie Krankheit, Schande, Armuth u. s. w., worüber die Kirche keinerlei Macht in Anspruch nahm; wohl aber die Züchtigungen, die zeitlichen und die ewigen. Die Kirche verstand darunter diejenigen Züchtigungen, welche Gott entweder auf Erden oder im Fegfeuer den Sünder erfahren lasse, bevor er ihn als Gereinigten in den Himmel aufnehme; ferner die Censuren und Strafen, welche die Kirche auflege; endlich die kirchlichen Pönitentien.

Nicht nur vor der Reformation, sondern nach derselben schrieb sich die römische Kirche die volle Macht zu, alle diese Strafen, sowohl die jenseitigen als die diesseitigen, zu erlassen. Mit der Schlüsselgewalt sey der Kirche ganz allgemein das Gericht über die Sünden der Gläubigen von Christus verliehen. Darin liege auch die Befugniß der Kirche, dieselben zu erlassen, und diese Gewalt sey von je her durch die Kirche geübt worden. Noch die Kirchenversammlung zu Trient hat diesen logischen Unsinn, dieses ganz Unbiblische, diese historische Lüge, ganz beibehalten, als urchristliche Wahrheit sich angeeignet, und einen Fluch darauf gelegt, für Jeden, der das läugne. Tertullian und Cyprian, auf die sie sich beruft, haben zwar, in ganz ächt christlichem Sinn, der Gemeinde das Recht eingeräumt, die von der christlichen Gemeinde auf gewisse Sünden festgesetzten zeitlichen Strafen, nicht aber die göttlichen Strafen, wie es nachher die Ablaßkirche beanspruchte, den Reuigen und entschieden Bekehrten zu erlassen. Die römisch-katholische Kirche aber behauptet neuerdings noch ganz eben dasselbe; ja sie sagt, sie habe die aus-

nahmslos allgemeine Berechtigung zu diesem Sündenablaß; und hätte die Kirche bloß die kirchlichen Strafen zu erlassen, so würde damit wenig gedient seyn; denn dann bliebe ja dem Fegfeuer um so mehr zu reinigen übrig!

Jeder Verständige wird es, ohne daß ein Wort dazu zu setzen nöthig ist, eben so begreiflich als zeitgemäß finden, wenn, im Angesicht der neuesten Thatsachen unserer Tage, hier die Anschauung und das Urtheil J. B. Hirschers, das er im Jahr 1849 veröffentlicht hat, über den Ablaß eingerückt wird. „Die Strafen, nicht die Schuld, sind dem Volk das Wesentliche an der Sünde; und wodurch dasselbe von der Strafe frei wird, dadurch wird es von der Sünde frei. Die Strafe ist es, die es fürchtet. So stehen ihm denn leicht die Ablässe höher, als Alles, und die Bekehrung und das Streben nach wachsender sittlicher Vervollkommnung leiden genau in dem Maaße, als man der Folgen der Sünde auf anderem Wege (d. i. durch die Ablässe) ledig werden zu können glaubt. — Ich kann mir die seelenverderblichen Folgen nicht verbergen, welche sich an die irrigen Vorstellungen knüpfen, die über den Ablaß beim Volke, aber nicht aus Schuld des Volkes, in Umlauf sind.“ *)

Je freigeistiger der päbstliche Hof wurde, je mehr er sich über allen Glauben, als wäre aller und jeder Glaube Aberglaube, hinwegsetzte, und sich ganz dem Kultus des Schönen und einer ganz irdischen Religion der Eingeweihten, hoch über der Wolke der Masse Stehenden, hingab, die alles Heil und alle Seligkeit in die Freuden und Genüsse des diesseitigen Lebens einschloß: desto rücksichtsloser erlaubte man sich, für diese, wie sie unter sich sagten, höheren Zwecke den Aberglauben der Menschen finanziell auszubeuten.

*) Näheres darüber in: J. B. Hirscher, die kirchlichen Zustände der Gegenwart. 1849. S. 75—79.

Zwanzigstes Kapitel.

Das neue Rom.

Als die Zeit herannahte, in welcher das Pabstthum seine weltgeschichtliche Aufgabe und Rolle zu beenden angewiesen wurde, da griff es noch einmal, unter der Morgenröthe der neuen Zeit, schöpferisch und gesetzgeberisch in den Fortgang der Menschheit ein, auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft des Schönen. Die höchste Blüthe der neuklassischen Kunst, an deren Schöpfungen wir uns heute noch als unübertroffenenen Meisterwerken erfreuen, fällt in die Tage der beiden Päbste Julius II. und Leo's X., in welche hinein die Anfänge Luthers und der Reformation fallen.

Schon Pabst Nikolaus V. hatte den römischen Hof mit Gelehrten, Philosophen und Künstlern umgeben, und im letzten Jahre seiner Regierung waren deutsche Buchdrucker, die ersten, welche Rom sah, in die Pabststadt übersiedelt, und verbreiteten durch den Druck die Werke der Wissenschaft, unter freisinniger Förderung des Pabstes Nikolaus V.

Dieser selbe Pabst wurde auch der eigentliche Gründer der vatikanischen Bibliothek, und in alle Lande schickte er Gelehrte, wissenschaftliche Handschriften aufzukaufen. Er auch hatte den ersten Gedanken, die Peterskirche zu Rom zum prächtigsten und größten Tempel der christlichen Welt umzubauen. Aber noch verging ein halbes Jahrhundert, bis es dazu kam, den Umbau in Angriff zu nehmen.

Das geschah unter Pabst Julius II., jenem Pabste, in dessen Regierung die Reise Luthers nach Rom fiel. Luther sah dort nur Verfall; und doch hat Julius II., der Pabst, der für Luther nachher eine Art Antichrist war, auch mitgebaut, und zwar bewußt, mit Willen und Liebe, an einem Theil der Grundlagen der neuen Weltbildung, an der christlichen Kunst, wie in Deutschland zu gleicher Zeit Luther und viele tausend Köpfe und Hände baueten an den neuen religiösen und wissenschaftlichen Grundlagen der Menschheitsgeschichte.

Wäre von dem kunstsinnigen Pabsthofe zu Rom einseitig und allein fortgebaut worden, so wäre nur neues Heidenthum als Kultus des Schönen in die Welt getreten. Hätte durch Luther und seine Geistesverwandten einseitig und allein die religiöse Reformation den Anbruch der neuen Zeit ausgefüllt, so wäre die Bildung der Neuzeit sehr einseitig, von der Schönheit verlassen und düster geworden. Das fügte Gott in der Weltgeschichte schön und wunderbar auch hier, daß das Eine das Andere ergänzte, und klassische Kunst, das Schöne, mit der gereinigten Religion, mit der Wahrheit, zu gleicher Zeit in das neue Weltalter hineintrat. Nur so waren die Schöpfungen des neuen christlichen Geistes möglich.

Gegenüber dieser weltgeschichtlichen Bedeutung des Pabstthums in den Tagen der anbrechenden Reformation, wie sie sowohl der Pabsthof selbst, als in Deutschland der Hof des genialen Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, haben, hat die dogmatische oder überhaupt theologische Betrachtung der Stellung und Wirkung dieser Höfe nur ihre beziehungsweise Berechtigung. Gerade das Sündliche dieser Höfe mußte mitwirken zum großen Fortschritt der Zeit. Das ist darum nicht weniger sündlich. Aber es gehört ein freies Auge dazu, um die Fäden des Weltgewebes zu erkennen, wie sie wundersam von allen Seiten zusammenfließen, zur Erziehung des Menschengeschlechtes.

Julius II. war von Haus aus ein Kriegsmann, ein Kriegsfürst nicht der Kirche, sondern des Kirchenstaats, welchen er als Eroberer bedeutend erweiterte. Er hatte den Pabstmantel und den Harnisch zugleich am Leib, und dem großen Künstler Michael Angelo, der seine Bronzestatue modellirte, sagte er: „Gib mir ein Schwert in die Hand, kein Buch; denn ich bin kein Scholastikus.“ Als sein Heer von den Franzosen bei Ravenna geschlagen wurde, so erzählt Luther als etwas Oftgehörtes, sey Pabst Julius gerade im Beten begriffen gewesen; er habe sein Buch niedergeworfen und fürchterlich geflucht; dann sich nach Norden gewandt, nach der Schweiz, von wo er die Hülfsvölker erwartete, und gesprochen: „Heiliger Schweizer, bete für uns.“ Gichtbrüchig, und ein siebenzigjähriger Greis, drang er, den Degen

in der Faust, an der Spitze seines Heeres, durch die Bresche des erstürmten Mirandola ein. Italien frei zu machen, von jedem fremden Einfluß, war sein patriotischer Gedanke, mehr noch, als die Vergrößerung des Kirchenstaats, die ihm nur Mittel zum Zwecke war.

Der Mann mußte von der päbstlichen Würde, auch noch vom Rest des Heiligenscheins, einen großen Theil wegnehmen, und unter seinem kriegerischen Wesen mußte die Entartung der Geistlichkeit zunehmen. Pabst Julius II. hatte bei seiner Wahl die Berufung einer Kirchenversammlung für eine Reformation versprochen. König Ludwig XII. von Frankreich, der gerne Oberitalien französisch gemacht hätte, schwur, „das neue Babel" zu zerstören, und rief gegen „den neuen Goliath" eine Kirchenversammlung nach Pisa zusammen, am 5. November 1511. Ein paar Prälaten erschienen und suspendirten den Pabst. Pabst Julius II. war übrigens dadurch in größerer Verlegenheit, als es nach diesem den Anschein hat.

Denn der deutsche Kaiser Max I. war von den deutschen Ständen schon im Jahr 1510 dringend angegangen worden, eine Reformation der Kirche in Anregung zu bringen.

Der edle Kurfürst Berthold von Mainz hatte schon im Jahre 1503 Vorschläge zur Reformation in der Kirche gemacht. Jakob Wimpfeling wiederholte auf Grund dieser Vorschläge, im Auftrage des Kaisers, als einer der freimüthigsten Theologen, diese Forderung einer allgemeinen Kirchenversammlung. Erst das französische Vorgehen zu Pisa vermochte den Pabst Julius II., eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom in den Lateran einzuberufen. Die Noth drängte stark. Denn schon in den im Namen des deutschen Reichs dem Kaiser übergebenen „Beschwerden der Nation" hatte Wimpfeling wörtlich erklärt, der Kaiser könne jetzt nichts Heilsameres thun, als wenn er der zu Boden gedrückten deutschen Kirche die Freiheit wieder gebe, die deutschen Pfarren aus dem Schlunde der römischen Hofleute herausreiße, die weder predigen, noch rathen und trösten können, und geschickter seyen, Maulthiere, als Menschen zu weiden.

Am 3. Mai 1512 eröffnete der Pabst die glänzend besuchte

Kirchenversammlung im Lateran. In der ersten Sitzung sprach sich der Augustinergeneral Aegilus von Viterbo sehr frei aus. Gegen das Bestreben des Pabstes Julius, das Pabstthum im neuen politischen Geiste umzuschaffen, sagte er, die Kirche sey allein durch die Waffen des Geistes groß geworden, und sie müsse von den weltlichen Waffen zu den geistlichen zurückkehren. Die Würde der Kirche bestehe nicht in der Vergrößerung ihres Gebietes, sondern in der Vermehrung heiliger Menschen; auf ein Stück Land komme es bei der Kirche wenig an, Alles aber darauf, daß sie reich sey an göttlichen Dingen.

Aber er drang nicht durch; Stimmen im Solde des Pabstes überschrieen ihn, namentlich Kardinal Thomas de Vio von Gaeta, in lateinischer Form Cajetanus. Zwar wurde jeder Aemterkauf und Verkauf verflucht; sonst aber geschah nichts; das freie Wort verstummte vor dem gewaltigen Pabst, und schon am 21. Februar 1513 nahm diesen der Tod hinweg, als er eben daran war, Italiens Einheit unter der Oberhoheit des Monarchen zu Rom im geistlichen Gewand und im Kriegsharnisch zu verwirklichen, ein Eroberer im Priesterrock, der oft unterm Messelesen und Beten an seine politischen Entwürfe, „beim Gesange der Psalmen an Kanonendonner" dachte.

Die Kunst, die er groß gezogen und hoch geehrt hat, hat ihm ein Ehrendenkmal geschaffen, dessen Ruhm durch die Welt gegangen ist und durch die Jahrtausende gehen wird. Michael Angelo hat dazu den Entwurf und die Hauptsachen am Denkmal selbst geschaffen, und obgleich es nicht nach der ersten Anlage ausgeführt worden und unvollendet geblieben ist, bleibt es das erhabenste nicht nur unter allen Grabmälern, sondern unter Allem, was die Plastik geschaffen hat seit der größten Zeit der alten Griechen. Denn an diesem Grabmale steht der weltberühmte Moses des Michael Angelo. Wollte dieser große Künstler in genialem Zeitverständniß, im prophetischen Schauen des Genies, in dieser Mosesgestalt, in ihrer furchterregenden Majestät des Zorns, die nichts Versöhnendes mehr kennt, und doch einen Dämmerschein von Schwermuth über Stirn und Augen hat, darstellen, wie das Pabstthum weltgesetzgeberisch, seinem Ideale nach,

seyn sollte, und hat er in dem Dämmerschein von Schwermuth auf der Stirne dieses Symbols des Pabstthums die Ahnung vom Untergang desselben, in dem feuereifrigen, majestätisch zornigen Wesen der Figur das ausdrücken wollen, daß das Pabstthum jetzt nur noch schrecklich, unversöhnbar, seyn werde gegen die in Kampf mit ihm getretenen Kräfte, schrecklich als Inquisitionspabstthum?

Auch der zweite größte Künstler der christlichen Welt hat diesen Pabst im Bilde verewigt, Raphael Sanzio. Denn der kriegerische Pabst hatte alle Künste des Friedens, wie nie ein König der alten oder der neuen Zeit, freigebigst in großem Sinne gepflegt und geehrt. Und wie Michael Angelo und Raphael, behandelte er den genialen Bramante als seinen Freund. Dieser Pabst hat den Grundstein der jetzigen Peterskirche gelegt. Nicht nur zu seiner Zeit, sondern auf seine Veranlassung sind die herrlichen Malereien entstanden, die noch heute jedes Aug entzücken; für ihn hat Bramante seine Loggien, Raphael seine Stanzen geschaffen.

Unter seinem Nachfolger, Leo X., stieg der Kultus des Schönen noch höher und verschlang alles Andere in Rom.

Leo ist von 1513 bis 1521 Pabst gewesen. Er hieß Johannes und war ein Sohn des Lorenzo Medici. Durch seines ehrgeizigen Vaters Einfluß und Gold war er schon als Knabe von dreizehn Jahren — Kardinal geworden. Sein Vater hatte ihn schon in der Wiege zum Pabst bestimmt und dem siebenjährigen Kinde — die Tonsur geben lassen. Der neue Kardinal hielt auf das Treuste zu Pabst Julius, in dessen Glück und Unglück, in seinen Schlachten und seinen Freuden. In der Schlacht von Ravenna, in welcher das Heer des Pabstes geschlagen wurde, war Kardinal Johannes Medici gefangen worden. Auf demselben weißen Pferde, das er in dieser Schlacht geritten, ritt er in feierlicher Prozession nach dem Lateran als Pabst, unter dem Namen Leo X.

Die Stadt Rom prangte mit Triumphbögen, Säulen, Altären, Blumengewinden. Auf einem der Triumphbögen war die kennzeichnende Inschrift:

„Cypria hatte dereinst ihre Zeit und die seinige Mars auch
Einst; doch jetzo regiert Pallas Athene in Rom."

Neben dem Triumphbogen war das Marmorbild der Venus, der Göttin des Liebreizes, aufgestellt, mit der Inschrift: „Mars ist gewesen; Pallas herrscht jetzt; doch immer wird herrschen die Göttin der Schönheit und Liebe."

Das waren die Gedanken, mit welchen Rom, „die heilige Stadt" der christlichen Welt, den neuen „heiligen Vater", den in jugendlicher Manneskraft blühenden, acht und dreißigjährigen Pabst begrüßte. Die Einen deuteten diese Inschriften auf den eigenen Lebensgang des jetzigen Pabstes; und lasen daraus die Erinnerung, er habe zuerst der Venus gehuldigt im Dienste der Schönheit und Liebe; dann dem Mars, dem Gott der Schlachten, in den Kriegen des Pabstes Julius **II.**; jetzt huldige er der Pallas Athene, der Göttin der Kunst und der Wissenschaft, der Bildung. Andere sahen in diesen Inschriften eine Charakteristik der Regierungszeiten Alexanders **VI.** und seiner Borgias, des kriegerischen Julius **II.** und die eben beginnende Zeit Leo's **X.**

Mehr, als längste Auseinandersetzungen könnten, spiegelt Das das neue Pabstthum und das neue Rom unter Leo **X.** ab. Alle Künste vereinigten sich, um Leo's **X.** Regierung zu verherrlichen während seines Lebens, die Poesie, die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunst, die Musik; und die Studien des klassischen Alterthums, die Philosophie und jede Art weltlicher Wissenschaft, fanden an ihm ihren freigebigen Gönner. Es war hell, sonnighell und schön, am Hofe Leo's **X.**, des Mediceers. Vom Lebenshauch der Poesie durchdrungen scheint Alles an diesem Hofe des heiligen Vaters; es war ein Leben und ein Dienst des Schönen aufgegangen, wie es zu Athen in den Tagen des Perikles war. Aber die *Kirche fehlte* ganz, wie sie fehlte, indem sie nirgends in einer Inschrift oder in einem Bilde repräsentirt war bei seinem Antritt des Pabstthums, bei seinem Triumphzug in den Lateran; repräsentirt war überall nur das neuklassische Heidenthum.

Aber man mißkenne ja diesen Abschnitt nicht, in welchen das Pabstthum unter Leo eintrat, das *Licht* nicht wegen seiner *Schatten*. Viele Jahrhunderte waren vorüber, seit das letzte

Abendroth der altweltlichen Bildung und Kunst hinabgegangen war. Wie die Ideen und Einrichtungen bürgerlicher Freiheit vom Boden Italiens aus über die Alpen stiegen hernieder ins deutsche Land: so war es Rom, auf dessen Boden zuerst die neuklassische christliche Kunst, in innigem Anschluß an die Grundsätze der antiken Welt, Blüthen und Früchte trug unsterblicher, fortwirkender Art, unter den Päbsten Julius II. und noch mehr Leo X.

Niemand könnte Schöneres und Treffenderes darüber sagen, als Gregorovius in seinen Grabmälern der römischen Päbste. Darum mögen dessen Worte hier stehen. Er sagt: „Unter Leo's X. Zauberstabe waren die Götter Griechenlands wieder erstanden. Das ganz verweltlichte Pabstthum, unter Alexander VI. tyrannisch, unter Julius II. königlich, war unter dem Sohne Lorenzo's des Prächtigen — hellenisch geworden. Aus dieser losgebundenen Freiheit der Geister und aus der lebensfroh sinnlichen Pracht entfalteten sich voll und herrlich die Blüthen aller Kunst. — Pabst Leo X. liebte, was heiter und sinnreich war, die Musik und die Poesie, die bildenden Künste und die platonische Philosophie. Die Oper entstand damals, und vor seinen Augen wurde die erste italienische Tragödie, die Sophonisbe des Trissino, aufgeführt. Jenes glänzende Zeitalter, aus welchem der bezaubernd heitere Ariost hervorging, lebte von einer Fülle strebsamer Geister, die, in ihrer Vereinigung allseitig sich ergänzend, in gleicher Weise nur selten auf Einem Punkt des Menschenlebens sich versammelt haben. Wenn Raphael an den Hof Leo's ging, zog er ein Gefolge von Künstlern hinter sich her, und im Vatikan empfing die Künstler eine Schaar von Dichtern und Gelehrten."

Alle Freuden der Welt spielten an Leo's X. Hofe in poetischem Schein, und es war, als ob der Genius des Schönen mit ausgebreiteten Flügeln über Rom sitze, und aus vollen Schalen die künstlerische Begeisterung ausgieße, so überreich an Hervorbringungen des Schönen, so freudig schöpferisch in Kunstwerken waren diese Tage Leo's X.

Zwar war der Ton des Tages an diesem Hofe des heiligen Vaters der römisch-katholischen Christenheit ein solcher, welcher selbst die Bezeichnung für christliche Dinge und Personen aus

der heidnischen Mythologie nahm, aus den Dichtern des Alterthums. Wo poetisirt wurde, auf Triumphbögen oder auf Grabsteinen christlicher Kirchen und Friedhöfe, in Versen an Lebende und Todte, scheute man sich nicht, die Namen Jupiter für Gott, Aesculap für Christus, Diana für Maria, Olymp für Himmel u. s. w. zu gebrauchen. Diesem, das ernste christliche Gefühl tief anwidernden Tone des Tages an Leo's Hofe bequemten sich alle schönen Geister. Erasmus hat es mit angehört, wie Pabst Leo selbst in einer Predigt am Charfreitage seinen Vorgänger, den Pabst Julius, mit Jupiter, das Leiden Christi mit der Geschichte des Sokrates und der Iphigenia, selbst des alten Römers Curtius, verglich.

Die heiligsten christlichen Begriffe wurden von der Tagespoesie heidnisch eingekleidet, Heidnisches und Christliches nicht bloß im Ausdruck, sondern selbst im Gedanken verbunden.

Woher kam das? Aus der Uebermacht des antiken Genius, der so eben aus dem Grabe wieder erstanden war, aus dem überraschenden Reize, welchen Alles, was neu und plötzlich in die Welt hineintritt, für sich hat, vorzüglich aber, wenn es solche ewige, auf alle Zeiten und Völker gleich wirkende Schönheit an sich hat, wie das die Kunstwerke der antiken Welt an sich haben, die Werke der Dichter, der Philosophen, der Geschichtschreiber und der Künstler. Zu Rom war die erste Erkenntniß davon, und da freuten sich alle Geistreichen und Alle, die ein Auge für das Schöne hatten, wie Kinder, im Uebermaaße, und vergaßen im Augenblick alles Herrliche, was sie längst hatten, und schwärmten.

Aber aus dieser für die Schönheit des antiken Heidenthums schwärmenden Zeit in Rom ist Zweierlei hervorgegangen. Einmal jene unsterblichen Werke der Kunst, womit Raphael Sanzio und seine Kunstgenossen, womit Michael Angelo Buonarotti und Bramante die großen Ideen und Personen des Christenthums in Farben und Stein so zum Ausdruck gebracht haben, daß die hinter uns kommenden Jahrhunderte der Christenheit noch dadurch werden für das Christenthum begeistert werden. Das sind jene christlichen Bilder und Tempel, welche ohne diese Vereinigung zweier Weltkulturen am Hofe Leo's X. gar nicht möglich waren.

Zweitens ist daher jener frische Quell der Schönheit ausgeströmt in die christlichen Völker, der sie bewahrt hat, daß sie nicht prosaisch wurden, finster und der Schönheit des Geistes und des Lebens abgewandt; daß nicht lauter Puritaner, statt Menschen, die frei im Lichte des freien christlichen Geistes leben, auf der christlichen Erde dahin düsterten; und daß der durch die Reformation losgebundene christliche Geist den Weg fand, das Wahre mit dem Schönen zu vereinen, und so das Gute darzustellen im christlichen Leben und in der christlichen Kunst, und vorzugsweise im christlichen Staat: die Aufgabe der christlichen Zukunft.

In der Art der einbrechenden Reformation lag es, daß sie tief ernst, vor Allem der Wahrheit zugewandt, mit der Vernunft und dem Verstande arbeitend, darum vernüchternd, und dabei im Sittlichen strengst war. Aber nicht nur die ernste, auch die heitere Seite des Lebens mußte zu ihrem Rechte kommen, wenn es seine volle Wahrheit gewinnen sollte. Die Reformation war mehr als einmal in ihrem Fortgange daran, der Menschheit die Schönheit des Daseyns zu rauben; das war sie immer dann, wenn fanatische Auswüchse derselben eine Zeit lang zur Herrschaft kamen, als politisch-religiöse Schwärmerei, oder als finsteres Wesen geistloser Götzendiener des dogmatischen Buchstabenthums.

Und darum hat selbst der Hof des gütigen, freigebigen und klugen, aber dabei dem leichten Sinne und der Poesie des Lebens, ohne deren Tiefe und Ernst, allzu sehr ergebenen Leo's X. seine nothwendige Stellung in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte, durch den Glanz und die Schöpfungen der Kunst und der Wissenschaft, durch den freien Sinn für die Grazien, für Anmuth und Würde, die er dem Leben in unsterblichen Vorbildern erhalten hat.

Wenn in einer der Stanzen des Raphael, in jenem Gemälde, welches „Disputa" heißt, hier die Theologie und das Sakrament dargestellt ist, und dort die Philosophenschule des heidnischen Athen, und der Parnaß mit dem lyraspielenden Apoll, den horchenden Musen und Dichtern, auf einem und demselben Tableau, und so, daß Alles harmonisch ist, und frei und schön und gleichberechtigt zusammenlebt, so hat hier dieser große christliche Maler, der größte Aller mit dem Pinsel, welchen die Welt-

geschichte kennt, nicht bloß Christenthum und Heidenthum verschmolzen, wie man schon annahm, sondern das Ewige anerkannt, welches in diesen Erscheinungen als Zusammenhang und Fortsetzung, wie als neue Offenbarung, dem geschichtlichen Auge vorliegt, und zugleich in genialer Vorschau die goldene christliche Zeit voraus angedeutet, wo die Gegensätze der Welt versöhnt, und das Wahre in der Form der Schönheit, das Schöne im Gehalt der tief ernsten Wahrheit, nicht bloß gleichberechtigt, sondern Eines im Anderen seyend, unter den Menschen da seyn werden.

Raphael Sanzio hat nicht Heidnisches und Christliches verschmolzen, sondern er hat das Heidnische, was in seiner Zeit war, christlich vergeistigt, und das Rohe, was in seiner Zeit das Christenthum in der Praxis an sich hatte, durch die sittliche Grazie der antiken Welt veredelt.

Die Dogmengeschichte der christlichen Kirche hat Leo X. in den Staub gezogen. Die Lebensgeschichte findet für diesen Mann einen anderen Rahmen und ein anderes Licht. Aber wunderbar bezeichnend auf der Schwelle des Mittelalters und der neuen Zeit ist es, daß er im Chore der Santa Maria sopra Minerva sein Grabmal hat. Madonna und Minerva haben hier ihre Namensverbindung, aber nicht zufällig; denn selbst darin liegt die Verschmelzung des Romantischen mit dem Klassischen.

Auch das war in der göttlichen Weltordnung, daß derjenige Pabst, welcher den Fortschritten der Menschheit in gewissen Richtungen so unläugbar diente, dem Pabstthum so sehr schadete dadurch, daß er das Pabstthum „tief und tiefer in das Weltliche hinabzog“.

Während er oben, in den hellen Regionen des Schönen und des Gedankens schwebte, war die Kirche unter ihm wie eine Verlassene, und die tiefen Schattenseiten des Daseyns, das Pabst Leo X. unter Musen und Grazien verlebte, treten in ein ganz anderes Licht, indem wir dem großen Bruch entgegen gehen, welchen die Reformation durch Luther nicht bloß mit diesem Pabstthum, sondern mit der römisch-katholischen Kirche durchführte.

Selbst dieser Hof dient mit zum Beweise, wie unumgänglich der nordische Ernst der Reformation war, nothwendiger zunächst, als die Musen und Grazien, als die Poesie, die Musik und die bildende Kunst.

Das war gewiß für die Menschheit am wenigsten gefährlich, daß die jungen Höflinge des Pabstes zu Rom, schon seit den Zeiten des Pabstes Pauls II., sich verlauten ließen, die römische Rechtgläubigkeit ruhe eigentlich auf schlauer Erfindung und Berechnung einiger römischer Heiligen. Eben so wenig war es der Zukunft der Christenheit gefährlich, daß es am päbstlichen Hofe „guter Ton" war, zu glauben und zu sagen, was die Kirche bisher für Irrlehre und Ketzerei erklärte. In Zeiten des großen Umschwunges in Staat und Kirche „ketzern" die Denkenden und die Nichtdenkenden.

Der Materialismus dieser Höflinge wollte dem Erasmus beweisen, die Seelen der Menschen und der Thiere gleichen einander. So etwas hört man auch in unsern Tagen, diesseits und jenseits des Rheins.

Der Unterschied ist nur, daß damals der Mangel an allem Ernst des Lebens, heutzutage einerseits der Mangel an allem ernstlichen Sinn für das Leben, andererseits die Widerwärtigkeit das hervorrief, welche allem Schönen feindselig ist, welches doch die andere Hälfte des Lebens überhaupt, also auch des christlichen Lebens, bildet.

Fürchterlich entsittlichend wirkte „der Handel mit den göttlichen Dingen".

Während trotz der Verfluchung des geistlichen Aemterhandels dieser fortdauerte, wurde vorzugsweise der Handel mit göttlichen Dingen, der Ablaßhandel, natürlich von denjenigen getrieben, welche, hochgestellt in der Kirche, alles Heilige verachteten.

Man hat neuerdings sich große Mühe gegeben, wissenschaftlich und geschichtlich Pabst Leo X. von dem Vorwurf zu reinigen, als ob ihm das Christenthum selbst eine „Fabel" gewesen wäre.

Daß dem zehnten Leo das Christenthum keine Fabel war, das hat er dadurch bewiesen, daß die tiefsten Ideen des Christen-

thums nicht unter ihm, sondern durch ihn, sofern er ihre Darsteller liebte und ehrte, ihren künstlerischen Ausdruck fanden für die Jahrtausende, in denen das Christenthum bestehen wird.

Mitten drin in der schwelgerischen Genialität seiner Künstler, Gelehrten, und auch der Ungenialität mancher witzelnder Höflinge, soll er (vielleicht in einem Augenblick, da er seiner selber nicht in edler Art Herr war) mit seinem Freunde, dem geistreichen Kardinal Bembo, launig gelächelt haben, als an seiner Tafel einige Gäste über das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele gesprochen und geäußert haben sollen, sie glauben an Beides nicht. Es kann bloße Nachrede seyn; auch trägt die Sage leicht von einem Fürsten auf den andern etwas über. Gewiß ist, daß über Leo's Kunstenthusiasmus die christliche Religion und Kirche von diesem Pabste vernachlässigt wurde. Man sah in Deutschland und allenthalben in der Christenheit Kirche und Predigtamt auf dem Lande schlecht bestellt. „Da sah man," sagt Wimpfeling, „als Prediger angestellt sittenlose Menschen, die früher als Köche, Musikanten, Jäger, Stallknechte bei geistlichen oder weltlichen Herrschaften im Dienste gestanden und Pfarren als Versorgung erhalten hatten. Die Mönche in den Klöstern verroheten äußerst an vielen Orten, während in Rom am Hofe die Musen und Grazien herrschten."

Selbst vom Schein eines Nachfolgers des Apostels Petrus hatte Leo X. wenig an sich; aber er hat für den freisinnigen deutschen Philosophen und Kenner der alten Sprachen, Johann Reuchlin, gegen die fanatischen und unwissenden Dominikanermönche und gegen den Inquisitor Hochstraten warm und hell sich entschieden; denn er haßte Unwissenheit, und aller Fanatismus war ihm widerwärtig. Der strenge Sarpi, ein großer Mann der katholischen Kirche, sagt von Leo X.: „Er war ein so angenehmer Mann, daß man ihn für vollkommen hätte erklären können, wenn er nur etwas von religiösen Angelegenheiten gewußt, und für die Frömmigkeit, um die er sich fast nie gekümmert hat, mehr Neigung gefühlt hätte."

Dieses glänzende Leben für das Schöne erforderte ungeheure Summen, beim Versiegen mancher früheren Finanzquellen. Den

Leuten des altgriechischen Lebensgenusses, dem feinsinnigen Pabste der Schönheit und der Grazien, war die deutsche Nation nur als eine barbarische bekannt; und den Aberglauben dieser „deutschen Bestien", wie man in diesem Kreise, aber auch überhaupt in Italien, unser großes Volk zu nennen pflegte, finanziell auszubeuten, machte man sich an diesem Hofe der Schönheit, der Kunst und Wissenschaft, gar kein Gewissen, wie es niemals und nirgends die feinsinnige Aristokratie sich gemacht hat, um als „Eingeweihte", als „über der Masse durch ihre Bildung Stehende", auf Kosten der Uneingeweihten und Ungebildeten zu leben.

Erwiesen ist, daß am Hofe Leo's X. gesagt wurde, man müsse, um Geld zu bekommen, „die deutschen Sünden verpachten"; aber nicht er hat es gesagt.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Ablaßkram in Deutschland und der Schweiz: Tetzel, Samson.

Geld bedurfte Leo X. für seine Künstler und Gelehrten und seinen Hof; Geld für den Ausbau der Peterskirche; aber auch zur Ausstattung seiner geliebten Schwester.

Leo X. ging auf den Antrag ein, das „Sündengeld" aus Deutschland zu holen.

Was von jetzt an Schmutziges in der Sache geschieht, davon weiß natürlich Leo X. nichts mehr; aber sündigend hat er dazu beigetragen, daß der Riß entstand, welcher durch die Christenheit Europas bis heute geht. Sünde ists, wenn Fürsten auf sündhafte Art sich Einnahmequellen zufließen lassen. Aber selten sagen die Finanzminister das sittlich Erlaubte oder Unerlaubte ihrer vorgeschlagenen Finanzmaaßregeln ihren Herren, und diese haben oft keine Ahnung davon, weil sie an den unangenehmen, sie in Anderem störenden finanziellen Punkt gar nicht denken mögen.

Wie jetzt, in unsern Tagen, das Leben und der Charakter des Pabstes Leo X. da liegt, kann Niemand annehmen, daß

dieser, zwar manchmal leichtsinnige, aber immer im Herzen edle Fürst der Kirche auf den Ablaßkram eingegangen wäre, wofern derselbe mit allen seinen Folgen ihm wahrheitsgetreu von seinem Finanzminister vorgetragen worden wäre. Man vergesse nicht, daß vorzugsweise weltliche Fürsten jetzt auf dem Pabststuhl saßen, und kein Gregor VII. mehr oder ein ihm Aehnlicher.

Die Erhebung des „deutschen Sündengeldes" geschah auf dem Wege des Pachtes.

Die Pächter hatten Unterpächter. Und mit einer unerhörten Schamlosigkeit gingen diese, je ferner sie sich von Rom und Mainz wußten, vor; gerade wie Handelsgeschäftsreisende, welche in einem besonderen Artikel „machen".

Einer dieser im Artikel des Ablasses „Machenden" war Johann Diez, ein Dominikanermönch, welcher im Bisthum Magdeburg und Halberstadt den Absatz der Ablaßbriefe gepachtet hatte.

Das ist der berüchtigte Diezel oder Tetzel.

Derselbe war in Leipzig geboren, Sohn des dasigen Goldschmieds Diez, hatte in Leipzig studirt und war 1489 in den Dominikanerorden getreten, war Doktor der Theologie und Prior der Dominikaner geworden, auch apostolischer Kommissarius und bestellter Inquisitor für die ketzerische Verkehrtheit. Er war ein frecher, athletisch gebauter Mensch. Seit dem Jahre 1502 trieb er den Ablaßhandel, den Kram mit päbstlichen Indulgenzen, der ihm selbst viel Geld eintrug, alle Mittel zu einem üppigen Leben. Zu Innsbruck hatte er solche Streiche gemacht, daß ihn nach gerichtlicher Ueberführung Kaiser Max verurtheilte zum Ersäufen in einem Sack. Damals hatte Kurfürst Friedrich von Sachsen die Begnadigung des Sünders erbeten. Er war unter Allen, die mit dem Ablaß auf dem Handel herumfuhren, von Stadt zu Stadt, der beredteste und sinnreichste Marktschreier, aber auch der unverschämteste und der für das Ansehen der Kirche schädlichste.

Diese Finanzspekulation auf die deutschen Sünden wurde also betrieben.

Der Ablaßkommissär, wohl gestellt (Tetzel hatte im Jahre 1516 achtzig Gulden monatliche Besoldung und überall in den Klöstern freie Verköstigung), fuhr im geistlichen Kleide mit Wagen

und Pferden daher, mit stattlichem Gefolge, geleitet von drei Reisigen. Einer der Diener ging vor jeder Stadt voraus und meldete dem Rathe der Stadt: „Die Gnade Gottes und des heiligen Vaters ist vor den Thoren."

Unterm Geläute aller Glocken der Stadt, mit Musik voraus, zogen Mönche und Nonnen und die ganze Bevölkerung, Kerzen in der Hand, die Gewerbe mit ihren Fahnen, vor das Thor hinaus, die Gnade Gottes und des heiligen Vaters einzuholen. Ehrfurchtsvoll wurde die Gnadenbulle des Pabstes begrüßt, die auf einem sammetenen, golddurchwirkten Kissen ausgestellt war. Dann zog, die Gnadenbulle voraus, unmittelbar hinter ihr der oberste der Ablaßhändler, ein hölzernes rothes Kreuz in der Hand, hinter ihm die Mönche und die Nonnen und die ganze Stadt, in feierlicher Prozession, mit Weihrauchwolken, Gesang und Instrumentalmusik, in die Hauptkirche der Stadt. Unter Orgelklang und Posaunenschall wurde das hölzerne rothe Kreuz auf dem Altar aufgestellt, das Ablaßkreuz und das päbstliche Wappen daran aufgehängt. Dann bestieg der oberste der Ablaßkrämer die Kanzel und pries der Versammlung seine Waare an.

Bis dahin hatten die Ablaßhändler vorzugsweise nur das südliche Deutschland bereist; die Ausbeutung des Nordens begann jetzt erst. Das Geschäft gab im Süden nicht mehr überall aus; theils war das Volk aufgeklärter über diese Art Aussaugung geworden, theils verschloßen einzelne Fürsten den päbstlichen Indulgenzenhändlern und Ablaßkrämern ihre Lande im Interesse der fürstlichen Kasse und des Volkswohls, wie der Religion und der Sittlichkeit. So findet man z. B. nicht, daß die Ablaßkrämer in Württemberg unter dessen großem Fürsten Eberhard im Bart irgend ein Geschäft machten; auch unter Ulrich, welcher das Geld selbst brauchte, liest man nichts von der wandernden Ablaßbude, weder vor, noch in den Städten Württembergs.

Eberhard im Bart hatte in seinem kleinen Fürstenthum für sich selbst mit seinen trefflichen geistlichen Räthen und Gelehrten solche Reformen durchgeführt, daß in Württemberg, wie in keinem Lande sonst, die religiöse Aufklärung fortgeschritten war, fast ein Halbjahrhundert, ehe die protestantische Kirche sich begründete;

und er hat durch das Beispiel bewiesen, wie alle Fürsten Deutschlands hätten die gleichen Reformen für sich durchzuführen vermocht, wenn sie gleich gebildet, und gleich groß an Charakter und edlem Wollen gewesen wären. Für den Nichtwürttemberger ist es vielleicht interessant, zu erfahren, nicht nur, daß Gabriel Biel und Johann Reuchlin, deren Schriften Martin Luther so sehr verehrte, die vertrautesten Räthe und Freunde dieses Fürsten waren, sondern daß er der Gründer und Ausstatter des Tübinger Stifts ist, aus dem so viele „Stiftler" hervorgegangen sind, welche Lehrer, Weltweise, Prediger und Staatsmänner für die deutsche Nation, Missionäre des Evangeliums für ferne Welttheile geworden sind.

Seelenmord nannten in Württemberg, und sonst da und dort im deutschen Reiche, fortwährend höhere und niedere Geistliche den Handel mit den päbstlichen Gnaden und Ablässen. Aber ihre Stimme drang nicht durch in der Nation; und der drei und sechszigjährige Tetzel mit seiner gewaltigen Stimme, seiner Frechheit und seiner Volksbeschwatzungskunst machte in der leichtfertigen Zeit selbst im nördlichen Deutschland gute Geschäfte.

Als ob er durch sein eigenes Auftreten beweisen wollte, daß man mit Ablaß sich Alles erlauben dürfe, führte er, der Dominikanermönch, sogar zwei seiner eigenen Kinder mit sich herum: das bezeugt ein Schreiben des päbstlichen Gesandten, Karl von Miltitz.

Wie er wo sein rothes Ablaßkreuz auf einem Altar aufgestellt hatte, so fing er an zu sprechen: „Der Ablaß ist die herrlichste und erhabenste Gabe Gottes. Dieses Kreuz mit des Pabstes Wappen ist eben so wirksam, als das Kreuz Jesu Christi. Kommt, kommt! Ich gebe euch einen besiegelten Brief, durch welchen euch auch die Sünden erlassen werden, die ihr noch Willens seyd, zu thun, auch die allergrößten. Ich gäbe meine Vorrechte nicht hin für die Vorrechte des heiligen Petrus im Himmel; denn ich habe mehr Seelen durch meine Ablässe gerettet, als er durch seine Reden. Der Ablaß kann auch die größte Sünde vergeben. Ja hätte Einer, was unmöglich ist, der heiligen Mutter Gottes, der ewig jungfräulichen, Gewalt angethan,

so könnte die Kraft des Ablasses ihm Vergebung dieser Sünde erwerben, sobald er ihn gekauft hat. Das ist klarer, als der Tag.*) Die Buße ist nicht einmal nöthig, weder Reue noch Leid für die Sünde, wofern Einer nur den Ablaß kauft. Ja, noch mehr! Der Ablaß versöhnt nicht allein die Lebendigen, auch die Todten. Sobald das Gold im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt, und fliegt erlöst in den Himmel.**) Priester," rief er, „Edelmann, Kaufmann, Frau, Jungfrau, Jüngling, hört eure Eltern und eure andern Freunde, die gestorben sind und aus dem Fegfeuer rufen, aus ihren schrecklichen Qualen: Erlöset uns! ein Almosen kann uns erlösen aus diesen Quglen. Helft uns durch Loskauf."

Urkundlich, und zwar in einer Reihe von Urkunden, ist das erhalten, und darum wagte selbst der Jesuit Pater Maimburg dieses Thatsächliche nicht abzuläugnen, und macht nur den Beisatz: „Einige dieser Ablaßprediger übertrieben wie gewöhnlich den von ihnen behandelten Gegenstand."

Das Letztere ist außer allem Zweifel. Weder von Pabst Leo X. mit seinem Wissen, noch von dem freisinnigen Erzbischof Albrecht von Mainz mit dessen Wissen geschah so etwas. Die Instruktion für die Generalkommissarien, wie für die unteren Ablaßkrämer, war von einem Römling und Plusmacher kanzleimäßig abgefaßt, und Pabst und Erzbischof Albrecht wußten so wenig von dem besonderen Inhalt derselben, als jetzt ein regierender Herr von den Instruktionen, die in den Kanzleien für die Unterbeamten gegeben werden.

Die aus der Finanzkanzlei des Erzbischofs von Mainz an die Ablaßkommissäre vertheilte Instruktion war so satanisch berechnet, daß es z. B. ausdrücklich darin hieß, es solle mit keiner Sylbe erwähnt werden, daß Bekehrung oder Zerknirrschung nöthig

---

*) Wörtlich dasselbe wiederholte, nach dem Thesenanschlag Luthers, in ebenfalls öffentlich angeschlagenen und gedruckten Antithesen — der über alle Begriffe freche Tetzel.

**) Auch das erfrechte sich Tetzel in seinen Antithesen wörtlich zu wiederholen.

sey, um Sündenablaß zu erlangen, und es solle der Kauf des Ablaßbriefes einzig und allein als das zu vollkommener Vergebung aller Sünden Nöthige gepredigt werden, für die eigene Seele, wie für die Seelen derer, die im Fegfeuer schmachten.

Eben so stand in der Instruktion, es sollen Beichtstühle mit den Wappen des Pabstes in den Kirchen aufgestellt werden, und die Unterablaßkommissäre sollen freie Vollmacht haben, die Beichtväter dafür auszuwählen. Diese so gewählten Beichtväter sollen dann die apostolischen Beichtväter Roms im großen Jubeljahr vertreten, an jedem Beichtstuhl mit großen Buchstaben deren Name, Vorname und Titel angeschrieben seyn, und den Beichtenden und Ablaßkaufenden gesagt werden, es sey ganz so, wie wenn sie nach Rom gepilgert wären zu den Gräbern der heiligen Apostel und Märtyrer. Dabei sollen diese Beichtväter die Größe des Ablasses den Beichtenden empfehlen, und dann jedes Beichtkind besonders fragen, wie viel Geld es sich entziehen könne, um einen so vollkommenen Ablaß zu erlangen; aber diese Frage solle an das Beichtkind stets zuletzt geschehen, damit die Seele, die durch den Beichtstuhl bearbeitet sey, um so geneigter sey, zu geben und den Ablaßbrief zu kaufen.

In der Bulle des Pabstes Leo X. war ausdrücklich enthalten, daß zur Erlangung der Vergebung seiner Sünden, neben der Gabe zum Bau der Peterskirche, die Reue des Herzens und das Bekenntniß des Mundes nöthig sey. Das hat Tetzel und die Rotte seiner Mitablaßkrämer stets verheimlicht. Es liegt nahe, anzunehmen, daß der Dominikanerprior Tetzel selbst, als einer der Hauptpächter des Ablaßhandels, es gewesen sey, welcher die Instruktion entweder entwarf, oder bei deren Entwurf hauptsächlich thätig war. Die Geschichte zeigt Jedem, wie oft Fürsten, ohne Ahnung dessen, was unter ihnen vorgeht, über der Wolke der Gemeinheit stehen, die in ihrem Namen arbeitet.

Und so sorgfältig man seyn muß, diesen Fürsten nicht als ihre eigene Ansicht und Bestrebung zuzuschreiben, was Andere unter ihnen sündigen; so hat Leo X. durch seine urkundliche Bulle, und Erzbischof Albrecht von Mainz durch die vereinten Stimmen der ersten reformatorischen Männer, für welche er außer-

ordentlich viel ausgegeben und noch mehr gewagt hat, das für sich, daß man ihnen zu Gute kommen lassen muß, was man jedem Fürsten neuester Zeit für seine Person zu Gute kommen läßt.

Weder eine Sache noch eine Partei darf einzig und allein nach ihren Marktschreiern beurtheilt werden, ob sie politisch, religiös, philosophisch, theologisch oder künstlerisch sey.

Wenn der Marktschreier des Ablasses, Johann Tetzel, wie er wohl seinen Namen auf seinen Geschäftsreisen in den slavischen Landen schrieb, mit einer Stimme, welche der Augenzeuge Luther als das Brüllen eines wüthenden Stieres, der die Leute mit den Hörnern stoßt, bezeichnet, neben seinem Ablaßkasten ausrief: „Der Herr, unser Gott, ist nicht mehr Gott, er hat alle Gewalt dem Pabst übertragen“: so war das eine „Tetzelei“, die weder dem Erzbischof zu Mainz, noch dem Pabste aufzurechnen ist.

Dem Einen donnerte Tetzel zu: „Harter Mensch, mit zwölf Groschen kannst du deinen Vater aus den Qualen des Fegfeuers erlösen, und du willst so undankbar seyn und zögern.“ Dem Andern rief er zu: „Hast du nur Ein Kleid, verkauf es, um diese Gnade zu erlangen!“

Dann sprach er von der Kirche des heiligen Petrus und Paulus zu Rom, wo die heiligen Leichname dieser Apostel und so vieler Märtyrer ruhen. „Diese heiligen Leiber,“ rief er mit Weinen und Schmerzenstönen, „sind jetzt hin und her geworfen, von Wasserfluth überschwemmt und beschmutzt; Regen und Hagel fallen auf sie, so verfallen ist die Peterskirche. Zu ihrem Neubau ist bestimmt, was die Gläubigen für die angebotene große Ablaßgnade geben. Wollt ihr, daß diese heiligen Leiber noch lange in Schmutz und Entweihung liegen?“

Was er über die Peterskirche sprach, war seiner Instruktion gemäß. Die Form war ihm eigen; ihm allein zugehörig die Gottlosigkeit, in welcher er zum Schlusse Worte Jesu Christi zur Anpreisung seines Ablaßkrams anzuführen pflegte; jene schönen Worte: „Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und habens nicht gesehen, und hören, das ihr höret, und habens nicht gehöret!“

Nach diesem Redeschluß schrie er mit aller Gewalt seiner bedeutenden Stimmkraft, den Finger nach dem Ablaßkasten ausgestreckt: „Heran, heran, heran!“

Aus allen Aeußerungen der Zeitgenossen erhellt, daß der Dominikaner Tetzel dieselbe theatralische Art der Beredsamkeit anwandte, welche in unsern Tagen die Missionspatres von der Gesellschaft Jesu anwenden, sowohl im Tonnachahmen des Ausdrucks von Schmerz und Freude, von Entsetzen und Entzücktseyn, als im Gebärdenspiel. In der Tonmalerei und in der Mimik, wenn auch in roher, aber der Bildungsstufe jener Zeit gemäßer Weise, und in der volksthümlichen Beredtsamkeit überhaupt, war, allen Berichten zu Folge, dieser Ablaßkrämer ganz ausgezeichnet.

Von der Kanzel trat er unmittelbar an den Kasten hin, und warf vor Aller Augen, recht zur Schau, ein blankes Goldstück hinein, als der Erste, der für die große Ablaßgnade zum Bau der Peterskirche gab. Der Ablaßkasten hatte einen guten Resonanzboden. Laut klang sein Goldstück im Auffallen.

Nun begann die Arbeit der vom Ablaßkrämer ausgewählten Beichtväter in den eigens dazu mit dem päbstlichen Wappen und anderem Reiz aufgeputzten Beichtstühlen, und vom Beichtstuhl weg zum Ablaßkasten war es ein Drängen von Männern und Frauen, von Kindern wie von Alten, selbst von solchen, welche von Almosen lebten.

Am Ablaßkasten, hart am rothen Ablaßkreuz auf dem Altar, stand der Kassier des Ablaßkrams. Der war ein Anderer, als Tetzel oder überhaupt als der Ablaßprediger, ein auf die Kenntniß der Menschen so sehr, als nur irgend ein späterer Jesuit oder geheimer Polizeiagent, eingeübtes Subjekt der Inquisitionsspähe. Der hatte den sich Nahenden am Aeußern abzusehen, welche Summe jedes Einzelne nach dem Tarif, welcher Standes-, Besitz- und Einkommensunterschiede machte, zu zahlen hatte. Den apostolischen Ablaßkommissären war jedoch dabei freie Hand gelassen, von den Ansätzen des Tarifs unter Bemessung der Umstände abzugehen, und die Summen nach Gutbefinden zu bestimmen.

Urkundlich war nach dem Tarif von Königen und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, Erzbischöfen und Bischöfen die Summe von 25 Dukaten für einen gewöhnlichen Ablaß zu

zahlen. Aebte, Grafen und Freiherren hatten für das Gleiche 10 Dukaten zu zahlen; der niedere Adel, höhere Beamte und Alle, welche ein Einkommen von 500 Gulden hatten, 6 Dukaten; die, welche nur 200 Gulden Einkommen hatten, 1 Dukaten; die, welche weniger hatten, einen halben Dukaten.

Für besondere Sünden war die Taxe auch eine besondere. Aktenmäßig war die Taxe Tetzels für Zauberei — 2 Dukaten, für Vielweiberei — 6 Dukaten, für Mord — 8 Dukaten, für Kirchenraub und Meineid — 9 Dukaten. Bernhardin Samson von Mailand, welcher Ablaßkommissär in der Schweiz war, hatte eine andere Taxe; für Kindsmord — 4 Livres, für Eltern- oder Brudermord — 1 Dukaten. Derselbe machte, wie der berühmte Berner Geschichtschreiber Anshelm aus dessen eigenem Mund hörte, binnen achtzehn Jahren für drei Päbste ein so gutes Geschäft, daß er über achtmalhunderttausend Dukaten zusammenbrachte.

„Samson," sagt Anshelm, „gab Jedem, wie der Mann war oder begehrte, auch ziemlich wohlfeil, Absolution, Dispensation, Commutationen, Restitutionen, Rationen, Meß-, Beicht- und Speisefreiheit, Fegfeuer, kurz und lang. Er ging auch weiter, als seine Bulle enthielt, aus mündlichem, wie er sagte, Befehl seines allmächtigen Vaters, des Pabstes. Um vergangener Sachen willen mußte eine Person beichten, und darauf Grad und Buß mit aufgelegtem Geld abtragen; aber um künftiger Sachen willen durfte man auch ohne Beicht einen Ablaßbrief kaufen, zum Geringsten um zwei Batzen bis auf und über Kronen. Etliche Briefe waren pergamenten, etliche papieren, mit aufgedruckten oder angehängten, auch vergüldeten Siegeln."

Bei der Abfassung der Instruktion hatte man vorausgesehen, daß es auch solche Männer geben werde, welche ihren Frauen nicht erlauben würden, Geld für Ablaß zu geben. Darum waren in der Instruktion die Kommissäre angewiesen, den Frauen zu sagen, daß sie über ihre Aussteuer und ihr Vermögen wider den Willen ihres Mannes verfügen können. Vornehme Leute konnten, wenn sie es vorzogen, im Stillen in ihrer Wohnung den Ablaß sich erwerben.

War in einer Stadt oder in einem Flecken das Geschäft so

weit gediehen, daß der Geldkasten voll war, so wurde die Einnahme verrechnet. Zum Kasten gab es drei Schlüssel, die nur alle zusammen ihn öffneten. Den einen hatte Tetzel und so jeder oberste Ablaßprediger, den andern die weltliche Behörde des Orts, den dritten ein Schatzmeister des Handelshauses Fugger zu Augsburg; denn dieses Haus hatte große Vorschüsse auf das Jubelablaßunternehmen gemacht, und war darum dabei betheiligt. Die Oeffnung des Kastens und die Geldzählung geschah in Gegenwart eines Notars, welcher das Protokoll aufnahm und die Gelder versiegelte. Ihren Antheil verpraßten die Ablaßkrämer in Wirthshäusern und an andern schlechten Orten. Das bezeugt der große römisch-katholische Priester und Geschichtschreiber Sarpi. Mit den Geldern, welche der gedankenlosen Gläubigkeit der Menschen, die sie für ihr oder der Ihren Seelenheil gegeben, abgeschwindelt worden waren, wurde von den Ablaßkrämern geschmaust, gezecht, gewürfelt, jeder Lust gefröhnt.

Oft zahlten sie, statt mit Silbergeld, mit Ablaßbriefen Fuhrleute, Wirthe, Handwerker und Andere, mit zwei, drei, fünf, sechs Ablaßbriefen, je nach der Summe, die sie an Einen schuldeten, und dieser setzte dieselben wieder an andere Leute ab, so daß manchmal in einer Gegend eine Anzahl Ablaßbriefe, wie heute Papiergeld, in Verkehr kam und von einer Hand in die andere ging, in Schenken und auf Märkten.

Das wüste, verschwenderische Leben der Ablaßkrämergesellschaften öffnete manches Auge. Und vielfach war die Entrüstung, als aus Italien verlautete, daß nur ein Theil des Sündengeldes aus Deutschland für den Bau der Peterskirche bestimmt sey, ein anderer Theil aber für den Hofhalt des Pabstes, und ein sehr großer Theil für des Pabstes Schwester, welche er eben dem Fürsten Cibo vermählt hatte, einem natürlichen Sohne des Pabstes Innocenz VIII. Viel davon verwandte Leo für seine Künstler und seine Gelehrten in urkundlicher Wirklichkeit. Noch ist der Brief vorhanden, worin er im November 1517 von seinem Generalkommissär für den Jubelablaß in Deutschland 147 Golddukaten fordert, um eine eben erkaufte Handschrift aus dem klassischen Alterthum zahlen zu können, an welcher sich heute

noch jeder klassisch gebildete Protestant seit seinen Jugendjahren erfreut.

Am schlimmsten auf den Ablaßhandel waren diejenigen Stadtpfarrer und Klöster zu sprechen, unter deren Augen oder gar in deren Kirchen die Ablaßkommissäre ihren Kram aufschlugen. Je mehr diese Geld aus der Gegend wegnahmen, desto weniger floß ihnen zu. Die Seelenmessen nahmen ab, die bisher für jeden Verstorbenen gelesen und bezahlt wurden. „Das ist unnütz," sagte der Schuster von Hagenau im Jahr 1517 zu dem klagenden Pfarrer vor Gericht, wo er wegen Religionsverachtung belangt war, weil er keine Seelenmesse für seine verstorbene Frau lesen ließ. Den Ablaßbrief seiner Frau in der Hand, sprach er: „Lest, Herr Richter. Hier steht, daß meine Frau, wenn sie sterbe, nicht in das Fegfeuer, sondern geraden Wegs in den Himmel kommen werde. Einer Seelenmesse für sie bedarf es also nicht. Denn bedürfte es, wie der Pfarrer behauptet, einer solchen, so hätte der allerheiligste Vater, der Pabst, meine Frau betrogen; hat der Pabst aber recht und bedarf es keiner mehr, so will der Pfarrer mich betrügen." Der Richter sprach den Schuster frei, der zu den Aufgeklärten gehörte, und hinter dessen Rücken seine Frau den Ablaßbrief gekauft hatte.

Bernhardin Samson zu Bern, der kein Deutsch verstand, ließ, am letzten Sonntage seiner Messe mit römischen Gnadenwaaren, durch seinen Dolmetsch, in der Freude des gemachten Geschäftes, drei unerhörte Gnaden ausrufen. Die erste war, daß aus dem Schatze des Verdienstes Christi und aller Heiligen durch päbstlicher Heiligkeit Macht und Gnade alle hier Gegenwärtigen, welche knieend ihre Schuld bekennen und drei Paternoster und Ave Maria sprechen, von aller ihrer Sündenschuld und Pein absolvirt und wie von der Taufe an rein seyen. Die andere Gnade war: Alle, welche des Tages dreimal um die Kirche betend gegangen seyen, eine begehrte Seele aus dem Fegfeuer erlöst haben. „Die dritte Gnade," sagte er, „wird jetzt kommen. Knieet Alle nieder und betet so fünf Paternoster und Ave Maria zum Troste der Seelen!" Als das geschehen, schrie er laut auf: „Jetzt, diesen Augenblick, sind aller Berner Seelen, wo und wie sie auch

abgeschieden seyn mögen, alle mit einander aus der höllischen Pein des Fegfeuers in die himmlische Freude des Himmelreichs aufgefahren."

Doktor Anshelm, der das hörte, der staatsmännische Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, sagte zum Schultheiß von Bern: „Herr, so Samson Füchsle und Heinrich Wölfle vereint wöllen predigen, so stünd eurem Amt zu, eure Gänslein und Schäflein einzuthun."

Unterm Kirchenthor sagte ein tapferer Schweizer: „Han die Päbst selligen Gewalt, so sinds groß unbarmherzig Böswicht, daß sie die armen Seelen also lassen leiden."

Eben so fragte ein Bergmann aus Schneeberg einen Ablaßkrämer aus der Gesellschaft Tetzels, ob denn wirklich für einen Heller in den Kasten der Pabst eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen könne. „Gewiß," sagte der Ablaßkrämer. „Nun denn," erwiederte der Schneeberger, „ist der Pabst ein sehr unbarmherziger Mann, daß er um eines Hellers willen eine arme Seele so lang in den Flammen schreien läßt."

Ein Franke schrieb an seinen Sohn, der auf der Schule in Annaberg war, an Mykonius, den späteren Geschichtschreiber der Reformation: „Der römische Ablaß ist ein Netz, um Geld zu fischen und die Einfältigen zu betrügen." Ein sächsischer Edelmann, den es grimmte, daß Tetzel die Leute so anlog und aussog, fragte Tetzel, ob er wirklich auch diejenigen Sünden vergeben könne, die man erst zu begehen im Sinne habe. „Gewiß," antwortete Tetzel; „auch dafür habe ich Vollmacht vom Pabste." — „Nun," sagte der Edelmann, „wenn das ist, so will ich an einem Bekannten eine kleine Rache ausüben, ohne sein Leben zu gefährden; ich gebe euch 10 Thaler, wenn ihr mir einen Ablaßbrief gebt, der mich vollkommen rechtfertigt." Tetzel steigerte. Sie wurden zuletzt über 30 Thaler einig. Tetzel verließ Leipzig, wo sich das zugetragen. Im Walde zwischen Jüterbogk und Trebbin sah er sich plötzlich von dem Edelmann und dessen Knechten überfallen, tüchtig durchgeprügelt und seines vollen Ablaßkastens beraubt. Voll Wuth rief der Ablaßkrämer das Gericht zu Hülfe. Der Edelmann wies Tetzels Ablaßbrief vor, der ihn von jeder

Strafe frei sprach. Herzog Georg von Sachsen sah in den Brief, und entließ den Angeklagten ohne Weiteres; so sehr der Herzog zuerst zornig über ihn war, so sehr mußte er jetzt lachen.

Das Interesse vieler Tausende geistlicher und weltlicher Herren und der gesunde Menschenverstand vieler Einzelner im Volke war erbittert über dieses Ablaßtreiben; aber Niemand wagte, offen dagegen aufzutreten.

Den sächsischen Boden, so weit ihn Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder Johann beherrschten, durfte kein Ablaßhändler betreten: Staupitz hatte den Fürsten darüber die Augen geöffnet, so weit das überhaupt nöthig war. Tetzel mußte darum auf der Gränze des Erzbisthums Magdeburg und der Lande Friedrichs des Weisen mit seinem Kasten sich aufstellen, um die letzteren auszubeuten. Aber selbst von Wittenberg, das vier Meilen von der Gränze lag, drängten sich Viele hinüber zum Ablaßkasten, obgleich Luther schon seit dem Jahre 1516 in der Stille seines seelsorgerischen Wirkens dieses Ablaßunwesen bekämpft hatte. Luther war aber damals und im folgenden Jahre noch ganz beherrscht vom Gehorsam gegen den Pabst, auch noch nicht gegen den Ablaß überhaupt, sondern nur gegen diesen Mißbrauch aufgetreten, welchen Tetzel, auf eigene Faust, wie Luther überzeugt war, damit trieb.

Als er zu Ende des Jahres 1516 von dem Gebahren Tetzels zuerst vernahm, und von dem großen Aufsehen, das er mache, hatte er entrüstet gesagt: „So Gott will, mach ich ihm ein Loch in seine Trommel.“

Luther hörte erst wieder Näheres von ihm, als er an der Gränze der kurfürstlich sächsischen Lande glückliche Geschäfte machte: Tetzel hatte indessen nordwärts, im Brandenburgischen, namentlich in Berlin, sich wohl befunden. „Dieser Börsendrescher drosch das ganze Land, so daß das Geld im Kasten springen, fallen und klingen konnte,“ sagte Luther nachher. Er war voll Zorns. „Ich war ein junger Doktor, eben aus der Schmiede, feurig und freudig im Worte Gottes,“ so zeichnet er sich für den Augenblick selbst. Er hörte eben in Wittenberg Beichte. Beichtkinder beichteten ihm große Sünden. Die Zahl der Beichtkinder aber war

in sichtbarer Abnahme, die Beichtkinder selbst ohne Reue und Zerknirschung, ohne alle Lust zur Besserung. Der feurige Doktor im Beichtstuhl verweigerte ihnen die Lossprechung, wofern sie sich nicht ernstlich bessern wollen. Da wiesen sie ihm ihre Ablaßbriefe. Luther sagte Jedem, trotz diesem Papier sey er verdammt, wenn er sich nicht bessere.

Jetzt betrat der feurige Doktor die Kanzel, und fing an, wie er selbst sagt, „den Völkern abzurathen und sie abzumahnen, dem Geschrei der Ablaßhändler Gehör zu geben". Es ist eine gewaltige Predigt, „Luthers Sermon von Ablaß und Gnade", wie sie uns noch heute erhalten ist. Er predigte so mehrere Tage hinter einander. Doch „fruchtete dieß Predigen nur wenig", sagt Luther selbst. Aus Wittenberg lief es fortwährend hinaus nach dem Ablaßkasten. Sie sagten auch Tetzel Luthers Worte über seine Ablaßbriefe. Tetzel kam außer sich. „Er wüthete, schalt und maledeite gräulich auf dem Predigtstuhl," erzählt Mykonius. Mehrere Tage ließ er auf dem Markt ein Feuer anzünden, Jedem zum Schrecken und Zeichen, daß er wohlbestallter Inquisitor sey, mit päbstlicher Vollmacht, alle Ketzer zu verbrennen, welche sich dem allerheiligsten Ablaß widersetzen.

Luther sprach unter Anderem in einer neuen Predigt über den Ablaß am Schlusse: „Ob Etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit sehr schädlich ist im Kasten, so achte ich doch solch Geplärre nicht groß, sintemal das Niemand thut, als etliche finstere Gehirne, welche die Bibel ja nie gerochen, die christliche Lehre nie gelesen haben."

„Das war," sagt Melanchthon im Leben Luthers, „der Anfang dieses Streites, in welchem bis dahin Luther nicht ahnete oder träumte, es werde daraus die Kirchenveränderung entstehen."

Was Luther für jetzt sprach und schrieb, geschah aus Angst eines frommen, feurigen, im Worte Gottes freudigen Herzens, es möchte durch die Mißbräuche des Ablasses Vielen, zunächst nur den Gläubigen seiner Seelsorge, die wahre Buße, damit die Seligkeit, verloren gehen.

Weil die Predigt nur wenig fruchtete, setzte sich Luther nieder, und schrieb jene bereits genannten fünf und neunzig Streitsätze,

die er am Abend vor Allerheiligen an die Allerheiligenkirche anschlug. Um die Zeit strömte eine große Menschenmenge zur Allerheiligenkirche. Da diese die Schloßkirche war, konnte er das gar nicht thun, ohne Wissen des Staupitz, des Hofkaplans Spalatin und des Kurfürsten. Zwischen den Predigten wider den Ablaß und zwischen diesem Vorgehen mußten Besprechungen stattfinden.

Daraus erklärt sich ein Traum Kurfürst Friedrichs des Weisen, den er in der Nacht hatte, welche dem 31. Oktober 1517, dem Tage vor Allerheiligen, vorherging. Der Kurfürst schlief und sah im Schlaf einen Mönch an die Wittenberger Schloßkirche schreiben, mit großer Schrift und ungeheurer Feder, welche bis nach Rom reichte und an des Pabstes Krone stieß, so daß sie davon wankte. — *)

Daß das ihm träumte, erklärt sich daraus, daß sein Luther schon seit drei Wochen wider den Ablaß gepredigt hatte, und daß ihm, dem Kurfürsten, über die Thesen, und was er damit vorhatte, Mittheilung gemacht worden war.

Zwar sagte Luther später, „er habe seiner vertrautesten Freunde keinem von dieser Herausforderung zu einer Disputation über die Kraft des Ablasses zuvor Mittheilung gemacht"; aber einmal schließt das nicht aus, wozu ihn schon die Ordensregel verpflichtete und seine Stellung an der Universität, daß er nämlich seinem vorgesetzten Generalvikar und seinem Landesherrn zuvor berichtete über einen solchen Schritt. Dann auch irrt manchmal das Gedächtniß Luthers in Einzelheiten einer Sache, was erwiesen ist.

Diese Streitsätze waren jedoch sehr gemäßigt gehalten. Er sagte darin, der Pabst könne keine Schuld vergeben, als allein

*) Das ist wohl das einzig Wahre an diesem vielverbreiteten Traume des weisen Kurfürsten. Dieses Kerns hat sich nachher, nach der Erfüllung, die Dichtung bemächtigt, ihn ausgeführt und ausgemalt, und etwas daraus gemacht, was ein schönes und tiefsinniges Gedicht ist. Als solches ist zu betrachten, was als „Handschrift nach Spalatins Erzählung" im Archive zu Weimar liegt, als Traum des Kurfürsten.

so fern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sey. Aber gleiche Gewalt, wie der Pabst, habe über das Fegfeuer durchaus und insgemein auch ein jeder Bischof und Seelsorger in seinem Bisthum und in seiner Pfarre insbesondere oder bei den Seinen. Tetzels Vorgeben sey Menschentand, und die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu seyn. Ein jeder Christ, der wahre Reue und Leid habe über seine Sünden, habe völlige Vergebung ohne Ablaßbrief. Doch sey des Pabstes Vergebung und Austheilung darum nicht zu verachten; denn des Pabstes Vergebung sey eine Erklärung göttlicher Vergebung. Man solle die Christen lehren, daß es des Pabstes Gemüth und Meinung nicht sey, als wäre das Ablaßlösen mit irgend einem Werke der Barmherzigkeit zu vergleichen. Man solle sie lehren, daß, wer den Armen gebe oder den Dürftigen leihe, besser thue, als wenn er Ablaß löse. Man solle sie lehren, daß, wer seinen Nächsten darben sehe und dessen ungeachtet Ablaß löse, Gottes Ungnade auf sich lade; und wer nicht übrig reich sey, schuldig sey, was zur Nothdurft gehöre, für sein Haus zu behalten und mit nichten für Ablaß zu verschwenden. Auch solle man die Christen lehren, daß des Pabstes Ablaß gut sey, sofern man sein Vertrauen nicht darauf setze; dagegen aber nichts Schädlicheres sey, als Ablaß, wenn man dadurch die Gottesfurcht verliere; und daß der Pabst, wenn er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, St. Peters Münster würde zu Pulver verbrannt, als daß er mit Haut, Bein, Fleisch seiner Schafe sollte erbauet werden. Der rechte wahre Schatz der Kirche sey das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Des Pabstes Ablaß könne nicht die allergeringste tägliche Sünde hinwegnehmen, was die Schuld derselben vor Gott belange; und zu sagen, das Kreuz, mit des Pabstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge so viel, als das Kreuz Christi, sey eine Gotteslästerung. Solch freches und unverschämtes Predigen und Rühmen vom Ablaß mache, daß es auch den Gelehrten schwer werde, des Pabstes Ehre und Würde zu vertheidigen gegen Verläumdung, oder gegen die scharfen, listigen Fragen des gemeinen Mannes.

Das ist, wörtlich, der Hauptinhalt der berühmten fünf und neunzig Streitsätze.

In seiner Naivität sah Luther weder die Kühnheit manches Satzes, noch die für das Pabstthum gefährliche Tragweite desselben, noch den großen Kampf für ihn selbst voraus, der sich aus diesem ersten Schritte ergab und ihn in Verwicklungen hineinführte, vor denen er sonst zurückgeschreckt wäre, und durch die er immer weiter vorwärts gedrängt wurde.

Luther vertraute damals fest, der Pabst werde den Mißbrauch des Ablasses denen, die ihn trieben, legen. „Es war," sagt er selbst, „in mir gewiß, der Pabst werde für mich sich ererklären; darauf stützte ich mich, und diese Zuversicht gab mir Muth."

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Der Mainzer Hof.

An dem gleichen Tage, an welchem Luther die Streitsätze anschlug, schickte er dieselben an den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, den Kurfürsten des deutschen Reiches, Albrecht von Brandenburg, in einer für Luther sehr schön zeugenden, ganz vertrauensvollen, eben so bescheidenen, als freimüthigen Zuschrift.

Eben weil die Dinge und Verhältnisse in Kirche und Staat so ganz eigener Art damals waren, wie sie seitdem nicht wiederkehrten, weder in Deutschland, noch in Europa, trat Vieles in der Reformationsgeschichte nicht in das rechte, oft in ein sehr falsches Licht, weil diejenigen, welche darüber schrieben, diesen ganz eigenthümlichen, manchfachen Verhältnissen, die sich durchkreuzten, keine Rechnung trugen.

Dahin gehört die in der deutschen Geschichte gewiß in ihrer Art einzige Stellung des damaligen Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg.

Dieser Prinz, der jüngere Bruder des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, war schon in seinem vier und zwanzigsten

Jahre Erzbischof und Kurfürst von Mainz geworden, und zugleich Erzbischof von Magdeburg, denn diese beiden Erzbisthümer waren vereint. In seinem neun und zwanzigsten Jahre, im Jahre 1518, wurde er sogar Kardinal, er, der jugendliche Fürst.

Im Jahre 1513 nämlich war dieser Markgraf Albrecht zum Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt, im Jahre darauf überdieß zum Erzbischof von Mainz gewählt worden. Er war von dem vortrefflichen Ritter Eitel Wolf von Stein zum „Liebhaber der neuen Richtung in der Wissenschaft" herangebildet worden, und am 8. November 1514 war Kurfürst Albrecht in der von dem Erzbischof Dieter von Isenburg neugestifteten Hochschule Mainz eingezogen. Hier weilte vorübergehend Erasmus. Des jungen Erzbischofs Kanzler und Vertrauter war Capito, einer der Ausgezeichnetsten unter denen, welche die Reformation vorwärts brachten. Hier fand der vielverfolgte und vielverdiente Reuchlin Ehre, Geld und Zuflucht; hier war theils auf Zeiten besuchsweise, theils auf länger in Albrechts Dienst und Gesellschaft der große freisinnige Maler Albrecht Dürer, und dessen Nebenbuhler in der Kunst, Grünewald, und Mainz und Aschaffenburg enthalten noch jetzt ihre schönsten Werke; hier fand — der kühnste Mann der freien Gedanken in Deutschland und der damaligen Welt — Ulrich Hutten Ruhe und Ehrensold, ja die besondere Liebe des Fürsten.

„Wo," sagt Ulrich Hutten begeistert, „wo ist in ganz Deutschland ein gelehrter Mann, welchen Albrecht nicht kennt? Oder von welchem gelehrten und genialen Manne ist er jemals begrüßt worden, den er nicht mit seiner Gnade und Freigebigkeit überhäuft? Wie sorgfältig hat er Reuchlin gegen seine Feinde, die Finsterlinge, geschützt? Wie oft fragt er uns nicht nach den Arbeiten, nach dem Wohlergehen jedes guten Kopfes?"

Die Schrift eines kölnischen Theologen, welcher auf Reuchlin und andere Männer des freien religiösen Gedankens schimpfte, warf Albrecht eigenhändig mit den Worten ins Kaminfeuer: „So müssen alle die zu Grunde gehen, welche so lästern."

Der italienische Humanist Laurentius Valla, der gelehrte Erläuterer des Grundtexts des neuen Testaments, hatte eine scharfe

historische Kritik an die Fabeln der Hierarchie gelegt, namentlich an die sogenannte Schenkung des Kaisers Konstantin. Nur die Größe seines Ruhmes und die Verehrung der Mächtigen Italiens für ihn schützten ihn vor der Inquisition, welche die Wuth der von ihm verspotteten Mönche gegen ihn aufrief. Von dieser seltenen Schrift, welche die weltliche Herrschaft der Päbste in ihrer Grundlage angriff und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienen war, hatte Ulrich Hutten in Bologna eine Abschrift genommen, und im Jahre 1517 sie in Deutschland herausgegeben, ja sie mit feiner und kecker Ironie dem Pabste Leo X. selbst zugeeignet.

Damit man erkenne, welche Kräfte vor, neben und mit Luther wirkten, mögen einige Worte aus der kühnen Zueignung Ulrich Huttens an Pabst Leo X. hier stehen.

Als Wiederhersteller des Friedens in Italien, sagt Ulrich Hutten, sey Leo X. als Pabst begrüßt worden. Mit dem Frieden habe er Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit zurückgeführt. Nun können die Wissenschaften wieder aufleben. Nun dürfe ans Licht treten, was bisher sich habe verstecken müssen, und um so zuversichtlicher, je wahrer und lauterer es geschrieben sey, wie diese Schrift des Valla. Andere Päbste haben diese Schrift verboten, weil sie die Wahrheit nicht haben hören wollen: Leo werde sie lieben, weil er ein Freund der Wahrheit sey. Was die Schrift gegen schlechte Päbste sage, gehe ihn nichts an, der sich bewußt sey, ein guter Pabst zu seyn; schlechte Päbste aber, oder vielmehr gar keine Päbste seyen diejenigen gewesen, welche mit weltlichem Sinn jene Schenkung Konstantins erdichtet, oder die schamlose Dichtung sich zu Nutzen gemacht haben. Pabst Leo werde von selbst und gütlich aufgeben, was man, wenn ein schlechter Pabst an seine Stelle gewählt worden wäre, diesem mit Gewalt abgenommen haben würde. Nur so könne er sein Wort, daß er der Wiederhersteller des Friedens seyn wolle, wahr machen. Denn Friede könne zwischen Räubern und Beraubten nicht eher stattfinden, als bis Erstere den Letzteren das Geraubte zurückgegeben haben.

Hutten nannte die Vorgänger Leo's X. — Diebe, Tyrannen, Straßenräuber.

Zu meinen, sagte Ulrich Hutten, Pabst Leo habe irgend etwas gemein mit denselben, wäre die größte Beleidigung gegen Pabst Leo X.

Nach dieser Einleitung, mit der klarsten Erfahrung aus Rom und Bologna her, griff Ulrich Hutten die Mißbräuche und Bedrückungen durch die Kirche so an, als ob diese gewesen seyen, und jetzt unter Leo X. selbst aufhören. Diese Mißbräuche dauerten aber eben unter Leo X. fort und hatten sich verschlimmert. Hutten sagte, gleich als ob er nichts davon wüßte, nichts sey so bitter, daß es nicht gegen jene Päbste gesagt werden dürfte, welche vom geringsten Vorwand Anlaß zu endlosen Plünderungen genommen, Gnaden feilgeboten, mit Dispensationen und Bullen aller Art schon so lange Zeit Handel getrieben haben; die für die Sündenvergebung einen Kaufpreis festgesetzt und aus den Strafen des künftigen Lebens eine Erwerbsquelle gemacht haben; welche die geistlichen Stellen bei uns, die milden Stiftungen unserer Voreltern, sich abkaufen ließen; welche die Deutschen glauben machten, die seyen keine Bischöfe, welche nicht ihr Pallium für viele tausend Goldstücke von ihnen erhandelt hätten; welche, nicht zufrieden, einmal des Jahrs eine außerordentliche Steuer zu erpressen, ganz nach Gefallen Leute schicken, welche, bald unter diesem, bald unter einem andern Vorwand, sammeln müssen, das eine Mal für einen Türkenkrieg, das andere Mal, um zu Rom dem heiligen Petrus eine Kirche zu bauen, die sie nie fertig machen lassen. „Wer solchen Räubern, so unholden Tyrannen,“ schloß Ulrich Hutten, „dich beizählen wollte, solltest du den nicht für deinen ärgsten Feind achten, großer Leo?“ Das war diejenige Schrift Ulrich Huttens, welche, obgleich sie verspätet in die Hand Luthers kam, denselben zu dem Ausruf hinriß, „jetzt erst scheine es ihm immer mehr, als sey der Pabst der leibhaftige Antichrist, und er könne nicht genug darüber staunen, daß so grasse, unverschämte Lügen des Pabstthums so lange Jahrhunderte hindurch sich haben halten, ja wie Glaubensartikel betrachtet werden können!“

Diesen Ulrich Hutten aber, welcher so eben mit dieser Schrift das Pabstthum in seinen Grundlagen angegriffen hatte, nahm

ohne Weiteres Kurfürst Albrecht, der Erzbischof von Mainz und Magdeburg, in diesem selben Jahre 1517 in seine Dienste.

So sehr war diesem ersten deutschen Erzbischof der Angriff Huttens auf das Aussaugungssystem des Pabstes zu Rom, und auf das römische Unwesen, wie es nach Deutschland herüber griff, überhaupt, recht gelegen und willkommen.

Gewiß gefiel es diesem jungen deutschen Fürsten recht wohl, daß ein Deutscher den Italienern so heimgab, welche unter sich ungescheut sagten, die „Deutschen haben kein Hirn", und weil sie keinen Verstand haben und nie gezeigt haben, könne man diese Nation mit dem Ablaß ausbeuten.

Und den Mann nahm der Mann in seine unmittelbaren Hofdienste und ließ sich von ihm auf den Reichstag 1518 begleiten, der Mann, welchen Pabst Leo X. zu seinem Generalkommissär für den Ablaßhandel in Deutschland ein Jahr zuvor ernannt hatte.

Thatsache ist, daß der blutjunge Fürst von diesen Finanzsachen weder Verständniß, noch Kunde ihrer Bedeutung hatte; daß das Erzbisthum Mainz von Rom aus ganz erschöpft worden war, weil vom Jahr 1505 bis 1513 der Stuhl dreimal erledigt und jedesmal für die Ertheilung des erzbischöflichen Mantels die Summe von 20,000 Goldgulden gefordert worden war.

War gegen diese Aussaugung Roms ein Grimm in Mainz, so lag natürlich der Gedanke nahe, von den Geldern, welche dieses römische Aussaugungssystem nach Rom ziehen wollte, möglichst viel in Deutschland selbst zu behalten.

So hatte Albrecht dem Befehle des Pabstes Folge geleistet, den großen Jubelablaß durch Kommissäre in Deutschland zu vertreiben, und der Pabst hatte ihm die Hälfte des Gewinnes zugesagt. Albrecht hatte die 20,000 Goldgulden für sein erzbischöfliches Pallium aus eigenen Mitteln zu zahlen übernommen, das Haus Fugger zu Augsburg diese vorgeschossen und sich auf die Hälfte des Ablaßertrags dafür anweisen lassen.

So stand der geniale Hofhalt des Mainzer Erzbischofs nicht nur über, sondern auch auf der Wolke der Zeit; und wie er mit der einen Hand dem Pabste gehorchte, schützte und unterhielt

er freigebig mit der andern diejenigen deutschen Männer, welche das Pabstthum bekämpften, wie Hutten, der geradezu drucken ließ, die Türken, gegen welche zu Felde zu ziehen am dringendsten Noth thue, seyen in Italien; gegen den Pabst und die Römlinge müsse man Krieg führen. Um den Erzbischof an den römischen Stuhl fester zu binden, sandte der Pabst ihm den Kardinalshut und Purpur, und zwar unentgeltlich, im Sommer 1518.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Versuche des päbstlichen Hofes, Luther zum Schweigen zu bringen.

Das ungeheure Aufsehen, das Luthers Streitsätze in allen Landen machten, drückt Luther selbst mit den Worten aus: „Alle klagten über den Ablaß, unter sich, und da alle Bischöfe und Doktoren stille schwiegen und Niemand der Katze die Schellen umbinden wollte, so war jetzt der Luther ein gerühmter Doktor, daß doch einmal Einer gekommen sey, der drein griff, aber ich liebte diesen Ruhm nicht, und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.“ Alle frommen Männer, selbst in Klöstern und auf Bischofsstühlen, hatten ihre Freude an den Thesen. Der Prior im Kloster Steinlausitz, der Doktor Fleck, rief vor Freude laut aus: „Ho, ho! der wirds thun; er kommt, auf den wir so lange gewartet haben.“ Der Bischof zu Würzburg, Lorenz von Bibra, sagte öffentlich: „Das ist ein frommer Mann, dieser Doktor Martinus.“ Dieser freisinnige Bischof hatte kurz vorher einem seiner Edelleute, auf die Mittheilung, er wolle seine Tochter dem Kloster weihen, frei gesagt: „Verheirathet sie lieber. Fehlts euch an Geld dazu, ich wills euch leihen.“ — Reuchlin, der alte Kämpe, äußerte nach Lesung der Thesen: „Gottlob, daß sie jetzt Einen gefunden haben, der ihnen so viel zu schaffen machen wird, daß sie mein Alter in Frieden lassen werden.“ Erasmus sagte: „Gott hat den Menschen in Luther einen Arzt geschickt, der ins Fleisch schneidet, weil die Krankheit sonst unheilbar wäre.“ Zu

Bitterfeld lachte ein Mönch den Meßpriestern voll Schadenfreude ins Gesicht: „Ha, ha, ha, jetzt kommt der, welcher euch die Kutten recht putzen wird.“ Kaiser Max las die Thesen mit Bewunderung, und würdigte in seiner Art und von seinem Standpunkt aus die neue Erscheinung. „Was macht euer Mönch zu Wittenberg?“ fragte er den Finanzminister des Kurfürsten Friedrich, Pfeffinger; „seine Sätze sind traun nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen.“ Beim Abschied ließ er durch Pfeffinger dem Kurfürsten sagen, „er solle den Mönch fleißig bewahren; denn es könne sich zutragen, daß man seiner bedürfe (im Kampfe Deutschlands gegen Rom)“.

Die alten Weissagungen von Hus und Hieronymus glüheten auf einmal roth an in der Erinnerung der Zeit.

So gewiß denen, welche die Staatsverhältnisse zu würdigen wußten, es war, daß Doktor Martinus eine andere Zeitlage für sich habe, als Hus und Hieronymus: so zitterten doch Manche, die freudigst für ihn waren, für sein Schicksal. So Bernhard Adelmann, der treffliche Domherr in Augsburg, der sich freute über das umlaufende Gerücht, König Heinrich VIII. habe Luther nach London berufen, wo er der ihm drohenden Gefahren überhoben seyn werde. Auf seinem Sterbebett zu Hamburg lag der Geschichtschreiber Albrecht Kranz, als ihm die Thesen Luthers gegeben wurden. Noch einmal glänzte sein Geist auf. „Du hast Recht, Bruder Martin,“ sprach er; „aber es wird dir nicht gelingen. Armer Mönch, geh in deine Zelle und sprich: „„Erbarme dich meiner, Herr und Gott!““ In Westphalen sagte ein alter Priester zu Hörter bei Lesung der Thesen: „Lieber Bruder Martin, wenn du dieses Fegfeuer und diese Papierkrämer stürzest, so bist du ein großer Herr!“

Tetzels Wüthen und Schreien ängstigte Luthers Klosterbrüder zu Wittenberg. „Liebe Väter,“ entgegnete Luther ihren Vorstellungen, „ists nicht in Gottes Namen angefangen, so ists bald gefallen; ists aber in Seinem Namen angefangen, so lasset denselbigen machen.“ Anderen Freunden schrieb er: „Ich soll bescheiden seyn, sagen sie: Die Wahrheit gewinnt nicht durch meine Bescheidenheit und verliert nicht durch meine Verwegenheit. —

Wer kann einen neuen Gedanken vorbringen ohne einen Anschein von Hochmuth, ohne Beschuldigung der Streitlust? Wenn die Demuth selbst etwas Neues ersänne, so würde sie von den Andersgesinnten gleich des Hochmuths beschuldigt seyn. Weßhalb sind Christus und alle Märtyrer getödtet worden? Weil sie stolze Verächter der Weisheit ihrer Zeit schienen und neue Ansichten aussprachen, ohne die Träger des alten Glaubens demüthig um Rath zu fragen."

Aber anders war es, als sein Bischof, der Bischof von Brandenburg, ihm durch den Abt von Lehnin schreiben ließ: „Ich finde in den Streitsätzen nichts gegen die katholische Wahrheit, und ich selbst mißbillige jene unbesonnenen Erlasse; aber schreibe nicht mehr darüber, aus Liebe zum Frieden und aus Achtung vor deinem Bischof." Da antwortete Luther: „Ich bin es zufrieden; ich mag lieber gehorsam seyn, als, wenn ich es könnte, Wunder verrichten."

Gänzlich ungeschichtlich ist, daß der weise Kurfürst nach dem Erscheinen der Thesen „dem Luther mehrere Male bemerklich gemacht habe, daß er die Sache sehr beklage". Selbst eine Stelle bei Melanchthon, in dessen Lebensbeschreibung Luthers, die dafür angezogen wird, sagt nichts weiter, als daß Friedrich der Weise, der durch und durch deutsche Patriot, seinen „Schmerz" öfters habe laut werden lassen über den großen Riß, welcher die deutsche Nation zu spalten drohte; ein Schmerz, den jeder deutsche Patriot heute noch theilen wird, selbst wenn er noch so sehr dessen sich freut, was durch die Reformation in jeder anderen Hinsicht gewonnen worden ist. Diesen „Schmerz" des weisen Kurfürsten hat der damals noch gar zu junge und politische Dinge nicht verstehende Melanchthon nicht begriffen; und selbst, was Melanchthon sagt über diesen Schmerz des edeln, weitest schauenden unter den deutschen Fürsten ist keineswegs auf die Eröffnung des Kampfes gegen den Ablaß zu beziehen. Die Akten des Mainzer Hofes, und Alles, was vom Hofe des Kurfürsten Friedrich, was urkundlich von den Höfen der bayrischen Fürsten bis jetzt bekannt ist, was die Urkunden Oestreichs über die Bestrebungen des habsburgischen Hauses nachweisen — Alles zeigt eine politische

Stellung der Fürsten gegen Rom, welche Jedes begrüßen mußte, was ihnen in dieser Stellung Vorschub that.

Und diese Urkunden zeigen, daß, ehe Luther auftrat, weltliche Fürsten sich losgemacht hatten in ihrer Vorstellung von dem römischen Stuhl und seinen Folgen.

Eben so ungeschichtlich ist, was man hie und da liest, daß „zuerst Luther allein gestanden sey gegen Rom".

Luther war bei seinem Auftreten so unbekannt mit der Welt, und noch lange nachher ohne alle Kenntniß der Zeitverhältnisse, daß er in allem Ernste glaubte und schrieb: „Anfangs stand ich ganz allein gegen Rom." Er war wirklich in dem Wahn, als sey er derjenige, welcher allein und zuerst den Pabst angegriffen habe. „Das wissen," schrieb er im Uebermuth des Sieges, „die hochmüthigen Geister nicht, welche den Pabst später mit großer Verwegenheit angegriffen haben, und welche ihm bei aller Gewandtheit nicht schädlich gewesen wären, wenn nicht zuvor Jesus Christus durch mich, sein schwaches und unwürdiges Werkzeug, diesem eine unheilbare Wunde beigebracht hätte. Sie sahen zu und ließen mich in der Gefahr allein."

Dem war nun eben nicht so. Sie ließen ihn weder allein, noch war er es allein, oder gar zuerst, der die Lanze schwang. Gerne gönnt man großen Kämpfern und Siegern ein starkes Selbstgefühl; und das muß man auch Luther zu Gute kommen lassen, der theils nicht wußte, theils vergaß, wer und was vor ihm kämpfte und litt, und namentlich wer und was neben und zugleich mit ihm kämpfte, litt und siegreich stritt.

Luther selbst sagt: „Kein Mensch weiß, was ich in den ersten zwei Jahren gelitten habe, wie niedergeschlagen, wie verzweifelt ich oft gewesen bin. Ich ärmstes Brüderlein, damals mehr einem Leichnam als einem Menschen gleich, widersetzte mich der päbstlichen Majestät, vor welcher nicht allein die Könige der Erde und die ganze Welt zitterten, nein, wenn ich so sagen darf, auch Himmel und Hölle, die einem Wink ihrer Augen gehorchen mußten."

Dieses großartige Selbstgefühl Luthers ist ein durchaus ächt menschliches; es gehört dem Sieger nach den in großem Sinn

geschlagenen geistigen Schlachten seines Lebens. Denn wie man auch, von diesem oder jenem religiösen Standpunkt aus, über Luthers Art und Weise urtheilen mag: das steht geschichtsphilosophisch fest, für den gebildeten Katholiken wie für den gebildeten Protestanten: Luther, der blasse, schwächliche Luther auf dem Reichstag zu Worms, mit allen seinen Eigenheiten, ist der größte Held des Geistes und des Charakters der neuen Weltgeschichte.

Er wußte nicht, wie überaus Vieles beiständlich, auf seiner Seite, mit ihm kämpfte; und er kämpfte doch, selbst auf das hin, daß er, wenn auch nicht allein, doch mit Wenigen im Kampfe stehe, ja auf die Gefahr hin, allein zu stehen.

Großartig gesichert aber war Luthers Stellung dadurch, daß er nicht nur die Zeit für sich hatte, sondern den in Deutschland mächtigsten Fürsten, welcher zugleich „der weise Kurfürst" hieß und es auch war; und welcher, durch den im Jahr 1519 erfolgten Tod des Kaisers, — Reichsverweser, an Kaisers Statt, wurde.

Das hatte Wykliffe nicht, eben so wenig Hus oder Hieronymus, weder solche Fürsten, noch solche Zeitlage.

Ueberaus günstig war es zudem für Luther, daß derjenige, welcher jetzt auf dem päbstlichen Stuhle saß, gerade Leo X. war, der Freund der Kunst und der Wissenschaft, der geistreiche, freundliche, wohlwollende, milde Mann. Leo nahm Luthers Thesen nichts weniger als unfreundlich auf. Er las sie mit dem Auge des Freundes der Wissenschaft. Sie wurden ihm später sogar selbst von Luther mit einem Schreiben an den Pabst voll Ergebenheit gegen denselben und mit einer näheren Ausführung der Streitsätze zugesandt.

Weil Leo und sein Hof überhaupt zu dem, was Neues und Bedrohliches im Schooße der Zeit sich bildete, ganz äußerlich sich verhielten und ein Verständniß dafür weder hatten noch suchten, so entgingen dem Pabste auch die möglichen ernsten Folgen der Thesen und des ganzen Auftretens des deutschen Mönchs. Sylvester Prierias, ein hoher Hausbeamter des Pabstes und Büchercensor, ein Dominikaner, beantragte, mit Luther als mit einem

Ketzer zu verfahren. Der Pabst aber antwortete, der Bruder Martin Luther habe einen gar schönen und ausgezeichneten Geist, und was man gegen ihn sage, sey Mönchsneid.

Doch erlaubte er dem Prierias, wissenschaftlich die Sache seines Ordensgenossens, des Dominikaners Tetzel, zu vertheidigen, als Generalprior der Dominikaner. Dieser sah mit vornehmer Verachtung auf den deutschen Mönch herab und meinte, es wäre doch seltsam, wenn dieser Martin eine eherne Nase oder eine eiserne Stirne hätte, daß er sie ihm nicht zerschlagen könnte. Er machte aber seine Sache so albern, daß, als seine Gegenschrift an Luther kam, dieser zuerst meinte, sie komme gar nicht aus Rom, sondern sie sey eine Satyre, welche der witzige Ritter Ulrich von Hutten verfaßt und dem Prierias unterschoben habe.

Prierias war so ungeschickt, in die Frage etwas ganz Anderes hereinzuziehen, nämlich die Autorität des Pabstes gegenüber der heiligen Schrift, Luthers Thesen als einen Angriff auf den Pabst selbst darzustellen, und zu behaupten, was damals kein Kluger mehr behauptete, „der Pabst sey die Kirche, und die Autorität des Pabstes sey größer, als die der heiligen Schrift", also als die der Apostel und Evangelisten. Die zweite Schrift des Prierias war noch ungeschickter, als die erste, so daß Pabst Leo selbst dem Manne, der sich einen Vertheidiger des Pabstthums nannte, endlich Stillschweigen auflegte.

Schon hier zeigt sich in Luthers Seele etwas, was ihn viele Jahre lang nicht verlassen hat, jetzt ein feuriges Aufflammen und Aufrauschen bis zum Aeußersten und dann wieder gleich darauf ein Zurücksinken ins Gegentheil. Man dient dem großen Manne und dem Protestantismus gar nicht damit, daß man das und Anderes verschweigt, aus was doch allein gewisse Erscheinungen an Luther und der Reformation sich erklären lassen. Die Angriffe des Prierias setzten ihn so in Harnisch, daß er zu Anfang des Jahres 1518 drucken ließ: „Wenn ihr (der Römlinge) rasend Wüthen einen Fortgang haben sollte, so dünkt mich, es wäre schier kein besserer Rath und Arznei, ihm zu steuern, denn daß Könige und Fürsten mit Gewalt dazu thäten, sich rüsteten, und diese schädlichen Leute, so alle Welt vergiften, angriffen,

und einmal des Spiels ein Ende machten, mit Waffen, nicht mit Worten. — So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer strafen: warum greifen wir nicht viel mehr an diese schädlichen Lehrer des Verderbens, als Päbste, Kardinäle, Bischöfe und das ganze Geschwärme der römischen Sodoma, mit allerlei Waffen, und waschen unsere Hände in ihrem Blut?"

So sprach damals Luther öffentlich in der religiös-patriotischen Aufwallung. Er beschränkt zwar diese Worte, aber ganz hinten, weit davon weg, mit dem Schlußwort: „Aber wir lassen Gott die Rache". Aber Luther sprach so von Päbsten, Kardinälen, Bischöfen, welche seine geistliche Obrigkeit waren, und welche zum Theil Kurfürsten und Fürsten des Reiches, deutsche Landesherren, waren.

Hier zeigt sich keineswegs der ängstliche Mönch mehr. Der Geist der gewaltsamen Bewegung, der durch das ganze deutsche Volk ging, und dessen beredtester Mund der kühne Ritter Ulrich von Hutten war, beherrschte auch den Mönch von Wittenberg in solchen Augenblicken.

So wenig sah Luther im Jahre 1518 „den heftigen und weitgreifenden Bewegungen, die schon jetzt allerwärts sich regten, in möglichster Ruhe zu", wie man von Luther gesagt hat, aller Wahrheit entgegen.

Aber eben dieses selbe Jahr 1518 zeigt uns Luther wieder ganz anders, und zwar wenige Monate nachher. Während jene Donnerworte des gewaltsamen Bewegungsgeistes aufregend durch das deutsche Volk gingen, schrieb Luther, der sie ausgesprochen hatte, schon im Mai 1518, an den Pabst: „Die hohe Noth zwingt mich, daß ich Gans unter den Schwanen schnattern muß. — Heiligster Vater, ich falle eurer Heiligkeit zu Fuß und übergebe mich ihr sammt Allem, was ich bin und habe. Eure Heiligkeit handle mit mir ihres Gefallens. Bei eurer Heiligkeit steht es, meiner Sache ab- oder zuzufallen, mir Recht oder Unrecht zu geben, mir das Leben zu schenken oder zu nehmen. Es gerathe nun, wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß eurer Heiligkeit Stimme Christi Stimme sey, der durch sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich

mich nicht, zu sterben; denn die Erde ist des Herrn und was darinnen ist."

Man halte diesen Brief mit der Druckschrift gegen Prierias, und namentlich mit den oben angeführten Worten daraus, zusammen, und ist es dann nicht bei Luther, als ob er Fels und Welle zugleich wäre? Ja, Luther, der wie ein Fels fest und stille stehen und eine Welt stürmisch an sich schlagen lassen konnte — dieser selbe Luther war auch in Augenblicken wieder selbst die Welle, von welcher der große Dichter sagt: „Sie flieht und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über." Wie allen poetischen Naturen, hatte Gott auch Luthers Seele „die Beweglichkeit der Welle" gegeben.

Am Hofe Leo's vermochten alle Feinde Luthers nicht weiter über diesen Pabst „der unbeschränkten, vollen Menschlichkeit und Güte", als daß er ihn nach Rom vorlud. Nach Rom ließ ihn aber Friedrich der Weise nicht. Dieser Fürst, vor Allem Staupitz, der damals schon ins Salzburgische sich zurückgezogen hatte, und andere Freunde der Sache Luthers, wußten, daß auch der gütigste Pabst erstens ein P a b s t sey, als Pabst wie die andern Päbste; und zweitens kein Pabst inmitten seiner Kardinäle und Höflinge ganz frei sey. Sie fürchteten, es könnte selbst unter Leo X. Luther, wenn er nach Rom ginge, niemals mehr von da nach Deutschland zurückkommen.

Der Kurfürst von Sachsen wirkte für ihn aus, daß Luther auf dem Reichstage zu Augsburg vor den Gesandten des Pabstes gehört werde.

Damals stand Ulrich Hutten der Sache Luthers und diesem selbst noch so ferne, daß Hutten im Frühling 1518 von derselben noch als einem „Mönchsgezänke" redet, von einer Partei, welche gegen die Gewalt des Pabstes aufgetreten sey", und daß er einem Freunde schreibt: „Ich selbst habe einem Ordensbruder, der mir diese Mittheilung machte, zur Antwort gegeben: Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet! Mein Wunsch ist nämlich, daß unsere Feinde, so viel möglich, in Zwietracht leben, und sich hartnäckig unter einander aufreiben mögen. Ja, gebe Gott, daß Alle zu Grunde gehen und aussterben, welche der aufkeimen-

den Bildung hinderlich sind, damit die lebendigen Pflanzungen der herrlichsten Tugenden, die sie so oft zertreten haben, endlich sich erheben mögen."

So wenig kannte Hutten die wahre Lage der Sache damals, weil er vor einigen Monaten erst von Italien nach Deutschland gekehrt war.

Der Reichstag zu Augsburg 1518 war bereits geschlossen, als Luther daselbst ankam, um von dem Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaeta „väterlich gehört zu werden", wie dieser dem Kurfürsten von Sachsen versprochen.

Staupitz hatte an Luther von Salzburg aus besorgt geschrieben, er solle auf eine Zeit lang zu ihm sich flüchten; sie wollen dann mit einander leben und sterben. Und wieder fürchtete Staupitz von diesem Gange Luthers nach Augsburg für ihn, weil er diesen Dominikanerkardinal kannte, oder war ihm durch seine vertraute Verbindung mit dem Erzbischof von Salzburg Kenntniß geworden von der geheimen Instruktion des Kardinallegaten. Diese ging dahin, dem Mönche von Wittenberg Widerruf und Abbitte anzusinnen und dafür die besondere Gnade des Pabstes zuzusichern; widrigenfalls ihn als Ketzer in sicherem Gewahrsam zu halten, bis zur Entscheidung des Pabstes; falls er aber entränne, ihn und allen seinen Anhang öffentlich als „Ketzer, als verbannt, verflucht und vermaledeit, auszurufen", und alle geistlichen und weltlichen Gewalten zu seiner Auslieferung, bei Strafe des Bannes und Interdikts, aufzufordern.

Diese Instruktion hatte der päbstliche Fiskal Mario Perusco und das auf seine Klage gegen Luther niedergesetzte Glaubensgericht, in welchem Prierias als der einzige Theologe saß, hervorgerufen. Gerade, daß Leo dieses Gericht mit Humanisten statt mit Theologen besetzte, zeugt wieder für, nicht gegen Leo in seiner Gesinnung über Luther; ein mit lauter Dominikanern besetztes Gericht hätte kurzen Prozeß mit dem ketzerischen Mönche gemacht.

Die schöne menschliche Mäßigung des Pabstes Leo spiegelt sich auch darin, daß er in dem Augenblick, wo eine Untersuchung über eine Verschwörung mehrerer Kardinäle gegen sein Leben durch Perusco beendet war, sich von diesem dennoch nicht zu Weiterem

gegen denjenigen hinreißen ließ, der als ein Hauptfeind des Pabstthums hingestellt wurde.

Luther hatte in den beiden Begleitschreiben seiner Thesen, die er an den Pabst im Mai 1518 gesandt, aber auch zugleich für alle Welt in den Druck gegeben hatte, unumwunden gesagt: „Ich kehre mich nicht daran, was dem Pabste wohlgefällt oder mißfällt; der Pabst ist ein Mensch gleich wie andere Menschen. Es sind viele Päbste gewesen, denen nicht allein Irrthümer und Laster, sondern auch abenteuerliche Dinge wohlgefallen haben. — Daß ich es kurz und getrost heraussage, die Kirche hat eine Reformation von Nöthen, und das ist nicht das Werk eines einzigen Menschen, als der Pabst ist, noch auch vieler Kardinäle, wie Beides das zuletzt gehaltene Concil ausgewiesen hat, sondern ein Werk der ganzen Welt, ja ein Werk, das Gott allein gehört. Die Zeit aber, wann solche Reformation vor sich gehen wird, die weiß derjenige allein, der die Zeiten geschaffen hat. Der Damm hat einmal ein Loch gewonnen, und es stehet nicht bei uns, die ausbrechende Fluth aufzuhalten."

Man müßte Pabst Leo für einen sehr schwachen Mann an Geist und Verstand halten, wenn man, was leider schon geschehen ist, annehmen wollte, solche starke Gedanken habe derselbe übersehen über den höflichen, anerkennungsvollen Zeilen daneben, in welchen Luther sagt: „Unsere gegenwärtigen Zeiten sind so unglückselig, daß auch große Männer der Kirche ihr nicht zu Hülfe kommen können. Wir haben jetzt einen sehr guten Pabst an Leo X., an dessen Gelehrsamkeit und Aufrichtigkeit alle Redlichgesinnten ihre Lust haben. Aber was kann dieser so angenehme und liebreiche Mann allein ausrichten? Er verdiente, daß er zu besseren Zeiten wäre Pabst worden. Wir sind es werth, daß zu unsern Zeiten nur solche Päbste gemacht werden, dergleichen Julius II. und Alexander VI. gewesen."

Diese Größe soll dem Pabst Leo X., neben Anderem, kein Protestant abläugnen, die Größe, daß er bei solcher Sachlage, er, der Pabst, in Luther keinen „Ketzer" sah. Die Dominikaner in seiner Umgebung, so weit er diese als Kirchenmänner um sich haben mußte, hofften auf „kein langes Leben" dieses

ungewöhnlich jungen Pabstes, wegen seiner Leibeskonstitution; und dieser Pabst Leo X. kränkelte und starb im Jahr 1521, am 1. Dezember, in demselben Jahr, im siebenten Monate dieses selben Jahrs, in welchem die Sache Luthers auf dem Reichstag zu Worms eine Wendung genommen hatte, welche weltentscheidend geworden ist. Dem Kranksehn und Sterben Leo's X. darf Manches nicht aufgerechnet werden, was in diesen Tagen geschah.

Zu Fuß ging Luther nach Augsburg in einer zu Nürnberg von einem Freunde geborgten Kutte. Pfeffinger, der traurige Aufhelfer der Finanzen des sächsischen Fürstenhauses, hatte den ihm sehr unbequemen Doktor so in Noth gelassen, daß er nicht einmal mehr ein Kleid hatte, in welchem er anständig erscheinen konnte.

Warum das? Darum, daß Luther, der Mann der Wahrheit in religiösen Dingen, auch darin als Mann Gottes sich gezeigt hatte, daß er den Volksaussaugungen dieses Plusmachers, wo Alles schwieg und Niemand zu reden wagte, mit unerschrockener Wahrheitsliebe entgegentrat.

Luther hat urkundlich den Dienern der evangelischen Wahrheit ein Vorbild gegeben, was sie zu thun haben, wenn im Politischen das christliche Volk in irgend einer Weise bedrückt wird.

Als im Jahre 1517 der geheime Finanzrath Pfeffinger eine neue Steuer ausschrieb und die andere ausschreiben wollte, und alle Bürger und Bauern im kurfürstlichen Sachsenland schwer von diesen Steuern, welche wider das alte Recht waren, sich betroffen fühlten, und Niemand eine Vorstellung wagte: da trat der Mönch Doktor Martin Luther, welcher gegen den Pabst „der Katze die Schellen angehängt hatte", hervor, um auch in der politischen Noth seines Vaterlandes, gegen den übel berathenen Landesfürsten, „der Katze die Schellen anzuhängen".

„Gnädigster Herr," schrieb er unmittelbar an den Kurfürsten, „mögen die Bitte eines armen Bettlers nicht gering achten. Ich bitte Euch im Namen Gottes, schreibt keine neue Steuer aus. Es hat mir, wie vielen anderen Euch treu ergebenen Dienern, wehe gethan, daß die letzte dem guten Ruf und der Beliebtheit Eurer Gnaden geschadet hat. Gott hat Euch hohen Verstand

verliehen. Ihr seht in diesen Dingen wohl weiter, als ich und alle Eure Unterthanen. Aber es ist vielleicht Gottes Wille, daß ein kleiner Verstand einen großen unterweise, damit kein Mensch auf sich selbst vertraue, sondern allein auf Gott, unsern Herrn, der zu unserem Besten Euren Leib gesund und Eure Seele für die ewige Seligkeit bereit erhalte."

Die zweite Steuer wurde nicht ausgeschrieben; aber der geheime Finanzrath Pfeffinger ließ von da an Luther auch warten, selbst auf ein gutes Kleid, denn der Kurfürst hielt weit weg von Wittenberg Hof. Und so kam es, daß er in einem geborgten Kleide, und zu Fuß, von Kloster zu Kloster herbergend, nach Augsburg kam, ohne etwas Anderes, als die Zehrung und die Zuschriften, welche der Kurfürst ihm an den Rath zu Augsburg und an fromme Leute gegeben hatte. Staupitz aber war nach Augsburg unterwegs, um Luther zur Seite zu seyn.

Das italienische Gefolge des Kardinallegaten suchte Luther mürbe zu machen, ehe er mit dem Kardinal zusammenkäme. Ob er denn glaube, fragten sie ihn, daß sein Kurfürst ihm zu lieb sich in einen Krieg einlassen werde, auf die Gefahr, sein Land seinetwegen zu verlieren? Daran sey kein Gedanke in ihm, antwortete Luther. Sie sagten ihm weiter: „Wo willst du bleiben, wenn der Pabst den Bann über dich spricht und dich Alle verlassen?" — „Unter dem Himmel," antwortete Luther rasch und groß.

Luther war ohne kaiserliches Geleit gekommen. Zu Augsburg erst warnten ihn seine Freunde, sich ja nicht zu dem Italiener, dem Kardinallegaten, zu begeben, als bis er des Kaisers und der Stadt sicheres Geleit habe, und so lange im Schirm des Karmeliterklosters zu bleiben. Durch keine List der italienischen Diplomaten ließ er sich auf diesen Wink hin verlocken, mit dem Legaten zusammen zu treffen, als bis er durch seine Freunde das sichere Geleit des Kaisers und der Stadt hatte.

Ganz Augsburg war begierig, den Doktor Luther zu sehen, „den neuen Herostratus, der ein solch groß Feuer angezündet hat", sagten die Leute, wie Luther selbst an Melanchthon schreibt. Erwähnt muß werden, daß ein Italiener aus des Kardinals

eigener Umgebung bei wiederholtem Versuche, ihn vor dem kaiserlichen Geleit aus dem Schirm des Karmeliterklosters zu bringen, ihm heimlich ins Ohr flüsterte: „Glaube Alles nicht, was man dir sagt; der Legat hält sein Wort nicht."

Am 11. Oktober erschien endlich Luther vor dem Legaten in dessen Palast.

„Drei Artikel," sagte der Legat, „soll ich dir, lieber Sohn, der du durch deine Streitsätze über den Ablaß ganz Deutschland aufgewiegelt hast, auf Befehl des allerheiligsten Vaters, Pabst Leo X., vorhalten. Zum Ersten, daß du deine Irrthümer widerrufest; zum Zweiten, daß du gelobest, dich fortan solcher Irrthümer zu enthalten; und zum Dritten, daß du Alles vermeiden wollest, wodurch die Kirche betrübt und zerrüttet werden könnte." Wie überrascht war der Legat und sein Gefolge, als der schlichte deutsche Mönch nachdrucksvoll sagte: „Ich bitte, hochwürdiger Vater, um Mittheilung des päbstlichen Breve, kraft dessen euch vom Pabste Vollmacht verliehen ist, diese Sache zu verhandeln." Betroffen erwiederte der Legat: „Diese Bitte, lieber Sohn, kann dir nicht gewährt werden. Du sollst deine Irrthümer eingestehen, deine Worte künftig überlegen, und was du geäußert hast, nicht wieder aussprechen, damit wir ohne Unruh und Sorge leben können; dann werde ich auf Befehl des Pabstes die Sache beilegen."

Luther bat darauf um Angabe dessen, worin er geirrt haben dürfte. Bitte und Ton überraschten aufs Neue die Italiener. So herablassend, als ihm nur immer möglich war, ließ sich nun der gelehrte Legat in eine völlige Disputation mit Luther ein. Alles drehte sich um den Ablaß, um die unbedingte Gewalt und Macht des Pabstes und um die Rechtfertigung durch den Glauben. Zuletzt sagte Luther: „Wenn ich mich über den Ablaß irre, so will ich mich belehren lassen. Man kann dieses übergehen, ohne ein schlechter Christ zu seyn. Aber wenn ich im Artikel vom Glauben nachgäbe, so würde ich Christus verläugnen. Ich kann und will in diesem Punkte nicht nachgeben, und werde es mit Gottes Beistand niemals thun." — „Du magst wollen oder nicht," entgegnete der Legat, „noch heute mußt du diesen Artikel

widerrufen, oder ich verwerfe und verdamme deine ganze Lehre wegen dieses einzigen Artikels."

„Ich habe keinen Willen," sprach Luther, „als Gottes Willen. Er kann mit mir thun, was ihm gefällt. Wenn ich vierhundert Köpfe hätte, so würde ich sie lieber alle verlieren, als mein Zeugniß für den heiligen Christenglauben widerrufen."

„Ich bin nicht hieher gekommen," sagte der Kardinallegat, „um mit dir zu streiten. Widerrufe oder mache dich gefaßt, die verdiente Strafe zu erleiden."

Am wehesten that Luther, daß, so oft er Stellen aus der heiligen Schrift für sich anführte, der Kardinal ironisch lächelte oder laut lachte; das wegwerfende Achselzucken war noch das Wenigste. Wunderbar hell sah der niemals in der großen Welt gewesene Mönch in diesen ernsten Augenblicken: sein Gott erleuchtete ihn, diesen weltgewandten, schlauen Italienern gegenüber.

Wie ein Blitz durchzuckte es ihn, daß hier schon darum das Kampffeld nicht das rechte sey, weil Zeugen und Licht nicht gleich abgemessen waren. Luther hatte Niemand bei sich, als seinen Freund, den Karmeliterprior, zwei Brüder dieses Klosters, den Nürnberger Prediger Wenzel Link, dessen neue Kutte er geborgt, und den Nürnberger Augustiner Leonhard, die mit ihm freiwillig nach Augsburg gegangen waren, aus Liebe zur Sache und zu ihm, den sie nicht immer vorsichtig genug glaubten. Der Kardinallegat und Dominikanergeneral war von solchem Gefolge der Römlinge umgeben, daß Luther durch die Menge im Saal kaum hatte vorwärts kommen können. Plötzlich war es dem deutschen Mönche klar, daß dieser Kampf nicht in diesem Saale des päbstlichen Legaten, sondern im Angesicht der deutschen Nation und aller christlichen Völker ausgefochten werden müsse; und er bat den Kardinal, für jetzt abtreten zu dürfen, um seine entscheidende Antwort schriftlich zu geben.

Aber eben so blitzschnell durchschaute der Italiener die Ungleichheit des Kampffeldes, welche dann für ihn entstände; und er sagte zu Luther: „Möchtest du nicht ein sicheres Geleit nach Rom?" Luther aber war so aufgeklärt durch seine Freunde über Rom, daß er Nein sagte.

Das war das Ende der ersten Unterredung. Im Karmeliterkloster fand er den eben angelangten — Staupitz, seinen Freund und Vater. Diplomatisch, so gut wie die Italiener, that Staupitz an diesem Tage noch etwas, was sehr klug war: der Generalvikar des Augustinerordens absolvirte feierlich den Bruder Martinus — vom Klostergehorsam.

Damit trat Luther hinaus aus dem Augustinerorden in die Welt; und der Generalvikar konnte nicht vom Legaten genöthigt werden, nach der Ordensregel dem Augustinermönche Luther Stillschweigen oder Widerruf aufzulegen.

Der Legat hatte von einer zweiten Besprechung, am 12. Oktober, mehr erwartet; aber freilich nicht gewußt, daß inzwischen Staupitz angelangt war, der zu ihm bei dem Gange zum Legaten sagte: „Lieber Bruder, vergiß niemals, daß du diese Sache im Namen unseres Herrn Jesu Christi angefangen hast!" und ihn zum Legaten begleitete; nicht gewußt, daß auch zwei kurfürstliche Räthe jetzt da waren, mit dem ausdrücklichen Auftrag ihres Herrn, den Besprechungen anzuwohnen und Luthers Freiheit zu schützen; nicht gewußt, daß zwei Räthe des Kaisers anwohnen würden, Luthers und Ulrich Huttens begeisterter Freund, der reiche adelige Doktor Peutinger, dessen Tochter sogar den Lorbeerkranz wand, welchen kurz vorher Kaiser Max eigenhändig dem Dichter Ulrich Hutten aufgesetzt hatte, und der Dechant von Trient, des Staupitz trauter Freund. Selbst ein kaiserlicher Notar wohnte an, von Luthers Freunden mitgenommen.

Nach dem Rathe dieser Freunde verlas Luther eine schriftliche Erklärung. Darin sagte er, daß er die heilige römische Kirche ehre und ferner ehren werde; daß er aber noch jetzt Alles, was er gesagt habe, für ganz richtig, wahr und christlich halte. Doch sey er ein Mensch und könne irren, und erbiete sich, mündlich oder schriftlich auf alle Einwürfe zu erwiedern, welche der Legat ihm machen sollte.

„Ich will," sagte Luther, „meine Thesen den vier Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris vorlegen, und Alles widerrufen, was sie für irrig erklären; aber ich protestire feierlich gegen das Verfahren, das man bisher eingehalten hat, und

gegen die Anforderung, ich solle widerrufen, ohne widerlegt zu seyn."

„Lieber Freund," sagte jetzt der Legat, und sprach viel, Luther stets als Freund oder lieber Freund anredend, von der Nothwendigkeit freundlicher Beilegung. So viel wirkte der Anblick der Männer, welche heute Luther umgaben.

Daß auch der gelehrteste Mann Roms in solchen Sachen dem deutschen Mönche Martin Luther unterliegen mußte, das weiß jetzt jeder wissenschaftliche Katholik in ganz Europa. Der dritte Tag der Besprechung war ohne Erfolg, da der Kardinallegat nur Widerruf forderte, ohne Weiteres.

Jetzt zeigte sich, wie klug Staupitz gehandelt hatte. Der Legat verlangte, Staupitz solle den Widerruf befehlen; in wüthendem Zorn, denn Luther hatte ihn nicht bloß aus der heiligen Schrift, sondern sogar aus den päbstlichen Konstitutionen geschlagen, vor all seinem Gefolge. „Widerrufe," schrie endlich der Legat, „oder ich thue dich und deine Anhänger in den Bann. Meinst du, daß deine Beschützer mich davon zurückhalten? daß der Pabst um Deutschland sich kümmere? Der kleine Finger des Pabsts ist mächtiger, als alle Fürsten Deutschlands zusammen."

„Euer Hochwürden," sagte Luther, dem außer sich seyenden Römling gegenüber, „mögen meine schriftliche Antwort mit meiner unterthänigsten Bitte nach Rom senden — an Pabst Leo X."

Der Legat, der Mann der finster kirchlichen Partei in Rom, hätte gerne den Mann Luther, aber nicht Luthers Schriften, nach Rom an das Glaubensgericht geschickt. „Widerrufe," sprach er, „oder komme mir nicht wieder vor die Augen!"

Luther schwieg, verneigte sich und ging; ihm folgten seine Freunde, die Räthe des Kaisers und des Kurfürsten.

Das war am Vormittag geschehen. Staupitz aß zu Mittag. Der Kardinal ließ ihn holen, ihn und Link. „Als Anhänger einer ketzerischen Lehre," sagte er, „seyd ihr Beide selbst den Kirchenstrafen verfallen. Ihr müßt Martins Beweise aus der heiligen Schrift widerlegen." — „Das kann ich nicht," sagte Staupitz; „Doktor Martinus übertrifft mich an Geist und Schriftkenntniß. Nehmet die Besprechung mit Luther wieder auf." —

„Nein," rief der Kardinallegat; „nimmermehr möchte ich mit dieser Bestie weiter disputiren; sie hat tiefe Augen und wunderbare Spekulationen in ihrem Kopf."

Die Freunde Luthers, welche die Italiener kannten, veranlaßten ihn, Augsburg schnell zu verlassen. Am 20. Oktober, in der Nacht, reiste Luther plötzlich ab. Staupitz verschaffte ihm ein Pferd, sein Generalvikar. Der Rath von Augsburg gab ihm einen alten Ausreiter zu, welcher die Wege wußte; und Herr Christoph Langemantel, einer der Angesehensten im Rathe der Stadt Augsburg, öffnete ihm eigenhändig das „geheime Pförtlein aus der Stadt". So ritt Luther vor italienischer Tücke hinweg, ohne Stiefel noch Beinkleider, in seiner Kutte. Staupitz und die kaiserlichen Räthe wußten wohl, warum sie ihn so plötzlich, ohne eine Minute zu verlieren, aus der Stadt brachten. Acht Meilen ritt Luther den ersten Tag an Einem fort. Eine förmliche „Appellation von dem nicht wohl unterrichteten Pabst an den besser zu unterrichtenden Pabst" hatte er noch in Augsburg aufgesetzt. Müd auf den Tod, sank Luther am Abend des ersten Tages neben seinem Gaul auf die Streu; aber um aufzustehen, entschlossener und klarer als je, zur Befreiung Deutschlands von den Römlingen, zur Reformation der Welt.

Der Legat forderte nun vom Kurfürsten Luthers Auslieferung nach Rom, oder doch seine Vertreibung aus Sachsen. Der Kurfürst aber beklagte sich über die Art, wie man gegen Luther verfahren sey, und forderte für Luther ein unparteiisches Gericht in deutschen Landen. Friedrich fragte Erasmus über Luther. Lächelnd sagte dieser: „Luther hat zwei unverzeihliche Fehler begangen; er hat dem Pabst an die Tiara und den Mönchen an den Bauch gegriffen."

In Rom selbst mußte sich die Wuth der hierarchischen Partei am Hofe mäßigen, und die mildere behielt die Oberhand, aus zwei triftigen Gründen. Erstens hatte man Nachricht, daß bereits auch in der Schweiz reformatorische Bewegungen stattfanden. Zweitens mußte der Kurfürst von Sachsen durchaus geschont, ja geschmeichelt werden. Denn Kaiser Max wollte die deutsche Krone an seinen Enkel, Karl von Spanien, bringen;

dadurch wäre die höchste Macht in Deutschland und Italien noch einmal in Einer Hand vereinigt worden, zum großen Nachtheil des päbstlichen Stuhles. Der Kurfürst von Sachsen konnte das abwenden. So ging von Rom Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann und Kammerherr des Pabstes, als Gesandter nach Sachsen, Luthers Sache beizulegen, und Tetzel zur Verantwortung zu ziehen. Sogleich lud er Tetzel vor ein strenges Gericht. Darüber erschrack dieser so, daß er erkrankte, sich aufzehrte und aus Herzeleid starb, über des Pabstes Ungnade und aus Schrecken vor den Folgen, zu Anfang des Jahres 1519. Aber auch Kaiser Max war am 12. Januar 1519 gestorben, und der Kurfürst von Sachsen Reichsverweser geworden. Das änderte die Sachlage für Luther sehr günstig.

Am 3. Januar 1519 kam Luther mit dem päbstlichen Nuntius Miltitz zu Altenburg zusammen, im Hause Spalatins, der auch des Nuntius Freund von Jugendtagen an war. Miltitz hatte auf seinem Wege nach Sachsen in den Städten erkannt, daß die öffentliche Meinung ganz für Luther war, daß der Mönch die Nation hinter sich hatte und bereits eine Macht war in ganz anderem Sinne, als man in Rom davon eine Ahnung hatte. Schon unterwegs hatte der Nuntius an den Pabst geschrieben, nicht mit einem Heere wäre es jetzt mehr möglich, Luther nach Rom zu führen, so sehr habe er Alle für sich. Gütig, fein, hochachtungsvoll und selbst cordial behandelte dieser Nuntius denjenigen, welchen sein Vorgänger Vio von Gaeta als Ketzer angedonnert hatte. „Lieber Martin," sprach des feinen Leo feiner Kämmerer, „ich hielt dich für einen alten Theologen, der hinter dem Ofen sitze und theologische Grillen spinne; aber ich sehe, du bist ein junger Mann in deinen besten Jahren. Weißst du wohl, daß du die ganze Welt mit dir im Bunde und sie dem Pabste abtrünnig gemacht hast? Und hätte ich fünf und zwanzigtausend Reiter, ich glaubte kaum, mit ihrer Hülfe dich nach Rom bringen zu können." — „Gott hemmt die Fluthen am Ufer und hemmt sie mit Sand," sagte Luther eben so schön als groß, nach italienischen Berichten bei Pallavicini.

Seit Augsburg hatte Luther viel gelernt. Die Artigkeit und

Sanftmuth gleitete jetzt an ihm ab, wie zuvor die römische Heftigkeit. Ja er war sehr argwöhnisch geworden, und die Schmeicheleien des Miltitz verfingen darum gar nichts bei ihm. Wie wenig, das erhellt aus dem, was er über Miltitz nachher schrieb. „Der neue Saulus," schrieb er, „kam mit siebenzig Briefen nach Deutschland, um mich lebendig in Ketten nach Rom zu schleppen; aber auf dem Wege hat ihn der Herr niedergeworfen, und die Gewaltthätigkeit in falsch erkünsteltes Wohlwollen umgewandelt."

Luthers auf ihn einflußreichste Freunde aber waren der Ansicht, daß in diesem Augenblicke, wo ein neuer Kaiser demnächst den deutschen Thron bestieg, nichts weiter auf dem religiösen Gebiete geschehen solle. Das erhellt sogar aus den Briefen der stürmischen Bewegungspartei, Ulrich Huttens und seiner Freunde, welche des jungen Kaisers für ihre Umgestaltungsgedanken sich zu bemächtigen hofften. Der Wucht dieser freundschaftlichen Einflüsse folgte Luther um so mehr, als sein Kurfürst selbst das wünschte.

Man hat die deutschen Fürsten und Kurfürsten in der Kirchengeschichtschreibung bisher in eine ganz falsche Stellung zur Reformation gebracht, so weit diese Fürsten weltliche Fürsten waren. Man thut aber keinem dieser Fürsten Unrecht, wenn man sagt, daß sie alle in sich etwas gehabt oder verspürt haben, wie in unserem Jahrhundert die Rheinbundsfürsten, nämlich ein in jener wie in dieser Zeit gleich natürliches Gelüste, sich zu verstärken durch Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland, und durch Beseitigung des Einflusses Roms.

Vor Luthers Auftreten war das schon da. Das wurde nur durch Luthers Unternehmen gekräftigt und begünstigt, welcher keine Ahnung davon hatte. Urkundlich war das ein Streben der Fürsten schon vorher, und selbst über Kurfürst Friedrich den Weisen werden die Archive, wenn sie einmal völlig geöffnet sind, in dieser Hinsicht, die zugleich ein deutsch-patriotisches Vorgehen ist, ein Licht verbreiten, von welchem man bis jetzt nur Streifen, aber deutliche Streifen, vor Augen hat.

Aus dieser Stellung der politischen Personen und Dinge, in Deutschland wie in Rom, ist es zu erklären, was Miltitz, und

Digitized by Google

namentlich, was Luther that. „Heile selbst die Wunde, die du der Kirche geschlagen hast, du kannst es allein," sagte der päbstliche Nuntius. „Hüte dich," und dabei drückte er ihm weinend die Hand, „einen Sturm zu veranlassen, der der Christenheit verderblich werden kann." Miltitz spielte auf einen Widerruf an. „Ich will gern Alles thun, Alles leiden, aber aus dem Widerruf wird nichts," sagte Luther.

Miltitz wurde überaus freundlich, als Luther sagte, daß er, wenn seinen Gegnern Stillschweigen aufgelegt werde, über den Ablaß nicht mehr schreiben und reden wolle; so werde diese Sache „in ihr selbst vergehen". Bei der zweiten Zusammenkunft kamen Beide überein, Luther solle vorerst schweigen und indessen sollen die streitigen Punkte dem Schiedsgericht eines deutschen Bischofs übertragen werden; schweigen aber auch die Gegner. Luther versprach zudem, in einem ehrerbietigen Schreiben an den Pabst zu bekennen, daß er hitzig und scharf gewesen, und daß er als ein treues Kind der Kirche nur gegen die lästerliche Predigt Tetzels gefochten habe, von welcher dem Volk Aergerniß an der römischen Kirche erwachsen sey. Dann auch wolle er noch in einer öffentlichen Druckschrift die Autorität der Kirche und des Pabstes anerkennen. Das that Luther auch gleich nachher. Noch immer stand Luther innerhalb der römischen Kirche, sogar in vielen Punkten derselben, die er nachher als unchristlich verwarf. Der Nuntius lud Luther voll Freuden zum Abendessen ein, Luther war dabei sehr heiter, und beim Abschied küßte der römische Diplomat den deutschen Doktor.

Unter den politischen Intriken der Kaiserwahl kam Leo X. nicht dazu, das Schreiben Luthers an ihn tiefer zu würdigen. Der Kardinal Vio von Gaeta war mit diesem Erfolg noch nicht zufrieden. Er suchte durch Miltitz Luther aus dem Schirme des Sachsenkurfürsten in die erzbischöfliche Stadt Trier wegzulocken, unter dem Antrag, der Erzbischof von Trier solle Schiedsrichter seyn. Der von Trier aber war froh, als Luther nicht nach Trier gehen wollte, er lehnte selbst diese Sache von sich ab, und er und der Sachsenkurfürst verschoben die Prüfung derselben auf den nächsten Reichstag. Indessen verbreiteten sich alle bisherigen

Schriften Luthers schnell durch ganz Europa, in Frankreich, Spanien, Italien, England, den Niederlanden und der Schweiz durch den Basler Buchdrucker Frobenius, der eine Gesammtausgabe veranstaltete unter den Augen des Bischofs von Basel, der innerlich ganz für Luther war. „Ich habe nie ein besseres Geschäft gemacht," schrieb der Buchdrucker an Luther; „bis auf zehn Exemplare ist bereits Alles verkauft."

So sehr wirkte, dießmal zuerst ohne Wissen und Zuthun Luthers, die wunderbare Erfindung der Buchdruckerkunst mit, die Gedanken Luthers rasch durch die Welt zu tragen und die Geister aufzuwecken.

Um diese Zeit erst, verspätet dem Anschein nach, aber zu einer Stunde, in welcher die Wirkung tief und bedeutend, wie nie zuvor, seyn mußte, fiel in Luthers Hände die obengenannte, durch Ulrich Hutten veröffentlichte Schrift des Laurentius Valla. Mit welcher Gier studirte sie Luther, diese Entlarvung der päbstlichen Erdichtungen! und welchen Einfluß übte diese Kritik der päbstlichen Dekretalien auf die Ansichten des so eben erst sich selbst ermäßigenden Luther! Ganz erstaunt und außer sich war er, daß so grobe unverschämte Lügen so viele Jahrhunderte lang Glauben und Geltung gefunden. Er war wieder ein ganz Anderer durch diese Entdeckung. „Ich sage dir es ins Ohr," schrieb er nach Lesung dieser Schrift an Spalatin, „daß ich jetzt nicht weiß, ob der Pabst nicht der Antichrist oder doch dessen Apostel ist; so sehr ist Christus in den Dekretalien entstellt und gekreuzigt." Dießmal war es denn doch Ulrich Hutten, welcher Luther wieder aufrüttelte und weiter führte, und zwar in einem entscheidenden Augenblicke, oder Gott durch ihn, der die Verjüngung der Kirche nicht stille stehen lassen wollte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Luther bricht die Brücke hinter sich ab.

Luther hielt das Schweigen über den Ablaß. Aber aus der Mitte der Römlinge selbst war es Doktor Mayer von Eck, Professor zu Ingolstadt, der machte, daß die Sache nicht „in sich verging".

Dieser Doktor Eck band über die Lehre von der Gnade und dem freien Willen mit Doktor Karlstadt an. Dieser Streit sollte auf einer Disputation zu Leipzig entschieden werden. Die Streitsätze, welche Doktor Eck dieser Disputation vorausgehen ließ, waren der Art, daß Luther darin einen hinterlistigen Angriff auf sich selbst sah. Luther begleitete Karlstadt zur Disputation. Hier kam es, wie bei allen solchen Angelegenheiten, bald auf ganz andere Punkte noch, als die zuerst besprochenen. Scharfsinnig disputirte Karlstadt in augustinischem Sinn. Er machte den Anfang und den Beschluß der Disputation. Aber zwischen hinein geriethen Luther und Eck hinter einander, und eine gar zu römisch-kühne Behauptung Ecks riß Luther hin, daß er von seinen neuen Entdeckungen aus Laurentius Valla und Ulrich Hutten Gebrauch machte und behauptete, der Pabst sey nicht nach göttlichem Rechte das Oberhaupt der Kirche. Das stützte Luther mit Gründen der heiligen Schrift und vorzugsweise mit seinen neuerlernten kirchenhistorischen Gründen. Die „hochansehnliche Versammlung" aber war mit diesen beiden Quellen ganz unbekannt. Und als Eck das hussitische Ketzerei nannte, und Luther dahin trieb, daß er die Unfehlbarkeit der Kirchenversammlungen läugnete, da war Eck vor diesen Zuhörern im Vortheil, Luther in großem Nachtheil. Es half vor diesen Leuten ihn nichts, daß er die Wahrheit hinstellte, Christus und die heilige Schrift stehen über Allen; denn die Versammlung war nicht das Volk, sondern „eine hochansehnliche Versammlung".

Dem Auftreten Luthers bei diesem Anlaß waren die Hände gebunden durch sein Uebereinkommen mit Miltitz; so konnte er

nicht sprechen, wie und was er sonst gesprochen hätte, und doch war er weit über das Uebereinkommen jetzt hinausgeführt worden. Das war Fügung. Daß er im Nachtheil hier war, reizte ihn; aber wunderbar stärkte es ihn, daß Karlstadt und in seinen Entgegnungen Eck ihn belehrten, wie Jahrhunderte lang vor ihm von Anderen, und auch erst kurz vor ihm, die Wahrheit ausgesprochen worden war. Jetzt erst las er Schriften, deren Verfasser und Titel ihm hier zum ersten Male genannt worden waren.

Er nahm jetzt erst Alles in sich auf, was der kirchliche Widerpart an geistigen Waffen gegen die römische Kirche geschmiedet hatte.

Diese Disputation, welche vom 27. Juni bis zum 15. Juli 1519 dauerte, wirkte sehr aufregend auf die Deutschen, und Luther ließ nun die Scheu vor der römischen Kirche, in die er eben wieder zurückgegängelt worden war, ganz fallen. Die Zahl seiner Freunde wie seiner Feinde wuchs. „Du bist in Sachsen, was einst Hus in Böhmen; Martin, bet und sey stark im Herrn!" schrieben die böhmischen Brüder an ihn. Herzog Georg von Sachsen dagegen war ihm bitter feind geworden. Eck regte überall gegen Luther auf und reiste selbst nach Rom, um die Vernichtung des Ketzers von Wittenberg zu betreiben. Luther aber betete nicht bloß, er arbeitete auch, und zwar jetzt wieder mit demjenigen Schwung und derjenigen Kraft des Geistes, welche allein die Freiheit gibt. Seit Luther innerlich und äußerlich sich von Allem befreit hatte, was ihn als altes Herkommen und alter Glaube der Welt bisher noch unter das Joch der römischen Kirche gebunden hatte, war er ein ganz Anderer, und wagte ganz Anderes, getragen vom Beifall und vom geistigen wie materiellen Beistand der Besten in der Nation, durchschauert vom Morgenhauche der Geistesfreiheit, welche in den Humanisten durchs ganze Reich sich regte, und ergriffen eben so sehr vom Vaterlandsgeiste, von dem Freiheitsdrang der deutschen Nationalität, wie vom Gottesgeiste der heiligen Schriften.

Wie ein Adler erhob sich Luther und schwebte über seiner Nation in der geistesmächtigsten aller seiner Schriften, welche sein Kriegsmanifest gegen alle Römlinge und das Pabstthum ist, und

welcher er die Ueberschrift gab: „An kaiserliche Majestät und an den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung".

Es hatte sich nämlich, vorzüglich auch unter dem Einflusse Ulrich Huttens, wie der eigenen Schriften Luthers, der ganze edle Theil der deutschen Ritterschaft für Luther erklärt.

Gehoben dadurch, konnte er um so mehr schreiben: „Die Zeit des Schweigens ist vorüber, die zu reden ist gekommen."

Schon am 15. Januar 1520 hatte Luther an den neugewählten jungen Kaiser Karl V. geschrieben, er möge, „wie der König der Könige und der Herr der Herren, auf das Niedrige auf Erden sehen, und den Geringen aufrichten aus dem Staub, und erheben den Armen aus dem Koth. Vielleicht wolle der liebe Gott durch kaiserliche Majestät seiner Sache, welche nicht Luthers Sache sey, beistehen. Er bitte darum, der Kaiser wolle nicht ihn, sondern die Sache der göttlichen Wahrheit unter den Schatten seiner Flügel nehmen, und ihn nicht weiter noch ferner schützen, als so lange, bis er seiner Lehre Ursache dargelegt und sich verantwortet habe, und dann erkannt werde, entweder daß er die Sache gewonnen oder verloren habe". „Werde ich dann," schloß Luther, „als ein Gottloser und Ketzer erfünden, so begehre ich keines Schutzes. Eines bitte ich, weder die Wahrheit, noch die Lüge soll verdammt werden, bevor sie gehört oder überwunden ist."

Man darf es dem Mönche Luther nicht anrechnen, daß er auf den von niederländischen und spanischen Mönchen erzogenen Karl V. solche Hoffnungen setzte. That das Gleiche doch der eingeübte Staats- und Weltmann, der Ritter Franz von Sickingen.

In dieser Schrift „an den deutschen Adel" nimmt Luther eine Stellung ein, welche er später nie mehr einnahm. Es war der Höhepunkt seiner nationalen und kirchlichen Freiheit. Auf dieser Bahn ging weder er, noch sein Geschlecht weiter, und darum ist vom neunzehnten Jahrhundert die Arbeit vorwärts zu führen, welche im sechszehnten so glücklich begonnen und dann fallen gelassen wurde.

Von dieser Schrift „an den Adel deutscher Nation" waren, ohne die Uebersetzungen, schon nach drei Monaten — sie war im Juni 1520 in den Druck gegeben — 4000 Exemplare abgesetzt und verschlungen.

Da sagte Luther der deutschen Nation und der Welt „von drei Mauern, welche die Römlinge um sich gezogen haben gegen die Reformation". Habe man ihnen mit weltlicher Gewalt zugesetzt, so haben sie gesagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, die geistliche Gewalt sey größer als die weltliche. Habe man ihnen mit der heiligen Schrift zugesetzt, so haben sie gesagt, die Schrift auszulegen gebühre Niemand als dem Pabst. Habe man ihnen mit einer Kirchenversammlung gedroht, so haben sie gesagt, eine Kirchenversammlung möge Niemand berufen und regieren als der Pabst.

Zuerst zerschlug er mit scharfer Waffe die mittelalterliche Scheidewand zwischen geistlichem und weltlichem Stand, und führte aus, daß das Christenthum von Haus aus allen Kastengeist vernichten wollte, vor Allem die Priesterkaste. „Alle Christen," sprach er, „sind wahrhaftig geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied, als allein des Amts halber. Wir werden allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht, wie Petrus (1 Petr. 2.) sagt: Ihr seyd ein königlich Priesterthum. Wo ein Häuflein frommer Christen Einen unter ihnen erwählete, ob er verehelicht wäre oder nicht, der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päbste geweihet hätten."

So ging er auf die Mißbräuche Roms über und legte ihren unevangelischen Charakter klar dar. Dem Pabst spricht er alle weltliche Macht und alle weltliche Pracht ab, und will ihn auf die Einfachheit Jesu Christi und der Apostel zurückgeführt wissen. Die Kardinäle zeichnet er als Aussauger von Welschland und Deutschland. „Wozu," fragt er, „ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet Kardinäle?" Nicht nur die römischen Aussauger, sondern das ganze Aussaugesystem mit allen Mißbräuchen, die es in seinem Gefolge habe, sollen vom deutschen, ja vom christlichen Boden weggefegt werden, namentlich auch der Jammer und das Unheil, welche aus dem Zwang der priester-

lichen Ehelosigkeit für Priester und Laien hervorgehen. So frühe kam Luther schon auf diesen Punkt. Zur Sittenreinheit in der christlichen Kirche erschien ihm die Aufhebung dieses Zwangs als das Erste. Auch Abschaffung der unendlich vielen katholischen Kirchenfeste und Feiertage verlangte er, wegen „des Saufens und Spielens, Müssiggangs und allerlei Sünde, womit man Gott auf diese heiligen Tage mehr erzürne, als auf die andern". Die Bettelmönche wollte er beschränkt, die Klöster in das, was sie ursprünglich gewesen, in christliche Bildungsschulen, umgewandelt, das Studium auf den Universitäten christlich reformirt, überall den Volksunterricht eingeführt und durch vorgeschlagene Mittel verbessert wissen. Die deutschen Kirchenämter sollen nur mit Deutschen frei besetzt, Alles vor deutschem Gericht entschieden werden, und der knechtische Eid, der die Bischöfe an das Joch Roms spanne, nicht mehr seyn; abgethan das kanonische Recht und der Heiligengötzendienst.

Furchtbar persiflirt er die römische Kirche wegen ihrer Ketzerverfolgungen. „Die Ketzer," sagt er, „muß man durch Ueberzeugung, wie die alten Väter gethan haben, nicht durch Feuer überwinden. Wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doktores auf der Welt. Wollte Gott, wir thäten auf beiden Seiten dazu, und Einer reichte dem Andern mit brüderlicher Demuth die Hand! Die Liebe ist mehr und nöthiger, als das Pabstthum zu Rom."

Mit feurigstem Ernste dringt er auf Einheit aller Christus und das Vaterland Liebenden, und darum namentlich auf Vereinigung mit den hussitischen Böhmen. Aller Haß und Neid, alle Lästerung sollen auf beiden Seiten ab seyn, und das ganze deutsche Reich wie Ein Mann stehen in der heiligen Sache gegen Rom.

„Da wir," schloß er, „vermeinten, Herren zu werden, sind wir des allerlistigsten Tyrannen, Roms, Knechte geworden. Wir haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthums, aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Pabst; der Pabst frißt den Kern und wir spielen mit der ledigen Schale. Der Pabst gebe her Rom und Alles, was er hat am Kaiserthum,

lasse unser Land frei von seinem unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe wieder unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaiserthum seyn, wie einem Kaiserthum gebührt. — Wie kommen wir Deutsche dazu, daß wir solches vom Pabst leiden müssen? Hat das Königreich Frankreich sich dessen erwehrt, warum lassen wir Deutsche uns also narren und äffen? Hängen wir die Diebe und köpfen wir die Räuber, warum sollten wir frei schalten lassen den römischen Geiz, welcher der größte Dieb und Räuber ist, und alles Das in Christi und St. Peters heiligem Namen?"

Den Adel deutscher Nation, aber auch den jungen Kaiser fordert er auf, all dem Unwesen ein Ende zu machen, und damit anzufangen, alle päbstlichen Sendlinge aus dem Lande zu jagen, mit Allem, was sie zu verkaufen haben, und verkaufen „um großes Geld der Deutschen, während ihre Sache doch lauter Büberei ist".

Eben so sagt er in dieser Schrift: „Wir müssen gewiß seyn, daß wir in dieser Sache nicht mit Menschen, sondern mit den Fürsten der Hölle handeln, die wohl mögen mit Krieg und Blutvergießen die Welt erfüllen, aber sie lassen sich damit nicht überwinden. Man muß sie mit einem Verzicht auf leibliche Gewalt und die Sache in demüthigem Vertrauen auf Gott angreifen, und mit ernstlichem Gebet Hülfe bei Gott suchen und nichts Anderes in die Augen bilden, als der elenden Christenheit Jammer und Noth, unangesehen, was böse Leute verdienet haben. Wo nicht in Gottesfurcht und Demuth gehandelt wird, haben die Päbste und Römer bisher mögen durch Teufels Hülfe die Könige in einander wirren; sie mögen es auch noch jetzt wohl thun, wenn wir ohne Gottes Hülfe mit unserer Macht und Kunst fahren."

Welch eine helle Weissagung, aber unbefolgt, wie noch alle Weissagungen! eine Weissagung auf den ersten Kampf der protestantischen Fürsten gegen die Römischkatholischen, vornämlich aber auf den dreißigjährigen Krieg, zumal wenn man die Worte beachtet, welche Luther noch hinzusetzt: „Wo das nicht so geschieht (in Gottesfurcht und Demuth, und man ohne Gottes Hülfe

mit eigener Macht und Kunst fährt): da wird sich das Spiel wohl lassen anfangen mit großem Schein; aber wenn man hineinkommt, werden die bösen Geister eine solche Irrung zurichten, daß die ganze Welt müßte im Blute schwimmen."

Es ist auch eine Weissagung des Ausgangs für einen Kampf, welcher nur theilweise ein Kampf des neuen Glaubens gegen den römischen Glauben war, und in der Hauptsache Anderes bezweckte, als ein Kampf des Geistes der neuen Zeit gegen den der alten Zeit überhaupt, nämlich für den Ausgang der großen Volksbewegung, welche der „Bauernkrieg" heißt.

Das sind so die Grundgedanken der berühmten Schrift Luthers an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation, in deren Eingang er sagt: „Es ist nicht aus lauter Vorwitz noch Frevel geschehen, daß ich einiger armer Mensch mich unterstanden, vor euren hohen Würden zu reden; die Noth und Beschwerung, welche alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland, drückt, hat mich auch jetzt gezwungen, zu schreien und zu rufen, ob Gott Jemand den Geist geben wollte, seine Hand zu reichen der unglücklichen Nation. Gott hat uns ein junges edles Blut zum Haupt gegeben, damit viele Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt, und daneben will sichs ziemen, das Unsere dazu zu thun, und der Zeit und Gnade nützlich zu brauchen."

Seit den großen Denkmalen altgriechischer und altrömischer Beredtsamkeit war nichts in die Welt in irgend einer Nation ausgegangen, das so sehr den Stempel des Genius, in jeder Zeile, an der Stirne hatte, und so sehr für Alle war, wie durch Großheit der Gedanken und des Ausdrucks, so durch nationalen Geist. So war auf deutschem Boden nie geredet worden, so lang es eine deutsche Nation gab, und so war gegen das Pabstthum noch nie geredet worden, so lang es eine römische Kirche gab.

Es war die großartigste Ansprache an das deutsche Nationalgefühl, und eine schreckliche Enthüllung aller Schwächen des Pabstthums und der römischen Kirche, jedes Wort ein Siegesschwertschlag. Luther sprach darin gleich groß als deutscher Patriot, wie als evangelischer Christ und Theolog, und dabei in genialster Weise volksthümlich.

Die ganze Nation wurde durch diese Nationalschrift Luthers, durch diese Kriegserklärung und diesen Aufruf gegen Rom, elektrisirt, in Städten und auf dem Land, in Burgen und in Fürstenschlössern.

Mit dieser Schrift hatte Luther den revolutionären Weg für den Gang der Reformation betreten, das kann kein Sachverständiger läugnen; und es schadet der Sache der Wahrheit sehr, wenn man protestantischerseits das Revolutionäre, was die römisch-katholischen Gegner der Reformation vorwerfen, ganz und überall abläugnen will. Wer die Nation aufregt, die Gesandten des von Kaiser und Reich und der ganzen Christenheit anerkannten, gesetzlichen Oberhaupts aller Gläubigen aus den deutschen Gränzen zu verjagen, und gegen das Bestehende ein Nationalaufgebot ergehen läßt, wie Luther hier that, der kann nicht „streng-konservativ" genannt werden; und wo wider den Willen derer, die im Besitz waren, Tausende von Klöstern und Stiftern, welche alle Rechts- und Reichsgesetze für sich hatten, mit einem Federstrich und mit Waffengewalt der weltlichen Macht aufgehoben und ihre Güter eingezogen werden, ehe die Reichsgesetze geändert sind: da ist Gewalt vor Recht; und hat das Vorgehen auch das höhere Recht, das in den Gesetzen der geschichtlichen Weltentwicklung liegt, und selbst das Recht einer Sühne tausendjährigen Unrechtes für sich, so hat es eben doch das bestehende Recht wider sich, und ist darum nicht „konservativ". Weltumgestaltungen machen sich nicht auf „konservativem" Wege, und wer so kolossalen Thatsachen gegenüber der Reformation zu dienen meint, indem er sie durchaus „konservativ" nennt und malt, der gibt den römisch-katholischen Gegnern nicht nur Stoff zum Lachen, sondern Stoff, die Wahrheitsliebe und die Einsicht der Protestanten überhaupt zu verdächtigen, und schadet dem Protestantismus und der Reformation sehr.

Daß Luther die Verjagung der päbstlichen Gesandten durch die deutschen Fürsten und den deutschen Adel wollte, macht die Sache darum zu keinem konservativen Begehren, am allerwenigsten seinen Wunsch, Ulrich Hutten, der ihnen auflauerte, möge sie doch ja nicht entkommen lassen.

Während dem hatte Eck in Rom den ganzen Mönchsschwarm aufgeregt, und nach langem Widerstreben des Pabstes Leo und mehrerer Kardinäle eine Bannbulle gegen Luther ausgewirkt, welche die hierarchische Partei aufsetzte. Leo hatte nachgeben müssen, sie hatte ihn selbst mit Vorwürfen überhäuft, er denke und verschwende Geld und Zeit nur an Theater und Jagd, an Künstler und Musiker, und indessen falle die Kirche ein.

Luther aber schrieb, als er davon hörte: „Es ist auf mich auch nichts gebaut, darum mag mit mir nichts fallen. Geht aber Gewalt für, so walte es Gott, ich will es fröhlich wagen in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi."

Die päbstliche Bulle war vom 16. Juni 1520, und im September brachte sie Eck nach Deutschland. Darin waren ein und vierzig Sätze Luthers theils beanstandet, theils verdammt, als anstößig, als verführerisch, als falsch, oder geradezu als ketzerisch. Seine Schriften sollten aller Orten verbrannt, er selbst als Ketzer mit dem Banne bestraft werden, wofern er nicht binnen sechszig Tagen widerrufe.

Luther aber ließ in denselben Tagen, da die Bannbulle in Sachsen wider ihn bekannt wurde, eine neue Schrift im Druck ausgehen „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", am 6. Oktober 1520. Dem Titel entspricht der Inhalt. „Ich höre," sagte er am Schluß, „daß aufs Neue Bullen wider mich verfertigt sind und päbstliche Verfolgungen, durch welche ich zu einem Widerrufe gezwungen oder für einen Ketzer erklärt werde. Ist das wahr, so will ich, daß dieß Büchlein sey ein Theil meines zukünftigen Widerrufs. Will auch in Kurzem einen solchen Widerruf machen, mit der Hülfe Christi, deßgleichen der römische Stuhl bisher nicht gesehen noch gehöret hat."

Der päbstliche Nuntius Miltitz war aber noch immer in Deutschland, zu gleicher Zeit, als Doktor Eck von der freisinnigen Partei am Pabsthof, gewiß absichtlich, der fanatisch-hierarchischen Partei als Bannbullennuntius nach Deutschland zugestanden wurde. Miltitz, Leo's Vertrauter, versuchte nochmals einen Vergleich der römischen Kirche mit Luther in Güte. Und Luther ließ sich abermals bewegen, am 12. Oktober 1520.

Er schrieb die Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen".

Bei Uebersendung dieser Schrift sagt zwar Luther in einem Schreiben an Pabst Leo: „Es hat mich verdrossen, daß man unter deinem Namen und der römischen Kirche Schein das arme Volk in aller Welt betrog und beschädigte; dawider hab ich mich gelegt. — Das ist dir selbst ja nicht verborgen, wie nun viele Jahre lang aus Rom in alle Welt nichts Anderes, als Verderben des Leibes, der Seelen, der Güter, und die allerschädlichsten Exempel aller bösen Stücke, gleichsam geschwemmet und eingerissen haben."

Doch setzt er zuletzt bei: „Du sitzest, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, und gleich wie ein Daniel unter den Löwen. Was kannst du, der Einzige, unter so viel wilden Unthieren? und ob dir schon drei oder vier frommer gelehrter Kardinäle zufielen, was wäre das unter solchem Haufen? Ihr müßtet eher durch Gift untergehen, ehe ihr vornähmet, der Sache zu helfen."

In der beigelegten kleinen Schrift, von der Freiheit eines Christenmenschen, nahm Luther den Standpunkt der alten deutschen Mystiker ein, und erhob sich über den Gegensatz des bisherigen Kampfes zu einer Anschauung, welche zu versöhnen geeignet war: er gab darin zu, daß der durch den Glauben freie Christ, der ein König und ein Priester und keinem Gesetz unterthan sey, doch aus Freundlichkeit selbst des Pabstes unzählige Gebote erfüllen möge, wie ja auch Maria die Reinigung gehalten, Paulus den Timotheus beschnitten und Christus den Zinsgroschen gezahlt habe.

Brief und Schrift sandte er durch Miltitz an Leo. Bald darauf ertrank Miltitz im Rhein. Der Pabst erfreute sich abermals an Bruder Martins schönem Talent, ohne der Sache tiefere Bedeutung zu geben, die er durch Ecks mönchischen Neid entstellt und übertrieben glaubte.

Eck aber trug die Bannbulle, eigentlich sein Werk, als ein Siegeszeichen in Deutschland herum. In vielen Gegenden wurde er mit Schimpf und Spott von allen Seiten empfangen und

verjagt; aber in den kaiserlichen Erblanden und in der Heimath der Dunkelmänner, namentlich zu Löwen und Köln, fand sie lebhaften Anklang. Mit Eck waren zwei andere päbstliche Gesandte gekommen, Aleander und Caraccioli. Im Laufe des Septembers verbreitete Eck die Bulle in Bayern, Aleander den Rhein hinab und in Burgund. Aber selbst im Hauptsitz der Finsterlinge, in Köln, brannten die Feuer, welche Luthers Schriften verschlingen sollten, „zum größten Schmerz sehr vieler Leute jeden Geschlechts und Standes".

„Selbst zu Mainz," schrieb Ulrich Hutten, „hat Luther gebrannt, doch, wie ich glaube, ohne es zu fühlen. Das können jene Mordbrenner, sonst nichts." Auch an den Kurfürsten von Mainz, nämlich an Albrecht, hatte auf Ecks Anklage der Pabst ein Breve ergehen lassen, das den Erzbischof zur Rechtfertigung aufforderte, besonders wegen seines Dieners, Ulrichs von Hutten, und dessen Schmähschriften gegen den römischen Stuhl. Leo's Brief an Albrecht zeigt den Erstern wieder in einem freundlichen Lichte: Leo will nur, daß Albrecht „die Frechheit derjenigen, welche sich gegen den heiligen Stuhl auflehnen, entweder zur Bescheidenheit zurückführe, oder an den Lästerern Exempel von Strenge aufstelle, welche sie selbst und Andere fortan von so strafbarem Muthwillen abhalten mögen".

Das war gewiß nicht blutdürstig, sehr human den Pabstthums-feindseligen Flammenschriften Huttens gegenüber. Leo schätzte und liebte an ihnen die Genialität der Form. Die finstere hierarchische Partei der Römlinge aber lechzte nach Huttens Blut, und wollte ihn gefesselt nach Rom gesandt wissen. Sie haßte den Ritter mit der Feder und dem Schwert mehr, als den Mönch zu Wittenberg in der Kutte: der Ritter hatte alle Finsterlinge tödtlich beleidigt, unversöhnbar, weil er sie in Verbindung mit seinen Freunden unauslöschlichem Gelächter preisgegeben hatte in der berühmten Satyre: „Briefe der Dunkelmänner", welche selbst Pabst Leo X. mit großem Vergnügen und Lachen las.

Capito, der Freund der Reformation und insbesondere Huttens, Geheimerrath des Erzbischofs, setzte die Rechtfertigung des Letztern an den Pabst auf. Der Erzbischof habe, sobald er von

Huttens Schmähschrift gegen den Kardinal Vio de Gaeta etwas erfahren habe, denselben von seinem Hofstaat ausgeschlossen, so hochwerth er ihm zuvor gewesen sey; von dessen neuesten abscheulichen Schriften habe er erst nach seiner Rückkehr aus der Magdeburger Diözese Kunde erhalten, gegen Hutten aber nicht einschreiten können. Denn dieser halte sich in den festesten Burgen, und könne jeden Augenblick so viel Kriegsvolk zusammenbringen, um dem Erzbischof selbst gefährlich zu werden. Den Drucker habe er gestraft, die Schriften verboten.

Die Wahrheit war: als Ulrich den offenen Kampf wider das Pabstthum aufnahm, hatte er, um seinen Gönner, den Erzbischof, nicht zu verwickeln, sich Urlaub von diesem erbeten, und denselben mit fortlaufendem Gehalte gnädigst bekommen. Darauf hatte er sich zu seinem Freunde Franz von Sickingen begeben.

Hier war es, wo Hutten in zündenden kleinen Schriften die Bannbulle gegen Luther, die Schriftenverbrennung und die römische Tyrannei überhaupt geißelte, theils in Versen, theils in Prosa. Besonders wirkten die deutschen Reime Huttens über den Brand der lutherischen Schriften, und Huttens „Glossen zu der päbstlichen Bannbulle". Er ließ nämlich die Bannbulle neu auflegen, begleitet mit schlagenden Anmerkungen, mit Luther zugleich wollen die Hierarchen die wieder auflebende christliche Wahrheit und deutsche Freiheit ersticken. Jedem Satze der Bulle stellte Hutten einen Satz von sich gegenüber, oft mit großer Kraft. So waren dem Satze der Bulle, worin die Verbrennung derjenigen Schriften Luthers, welche die verurtheilten ein und vierzig Sätze enthielten, geboten wurde, von Hutten die einfachen Worte beigesetzt: „Du hasts erreicht! sie brennen, aber in den Herzen aller Guten. Welch ein verderblicher Brand für dich! nun lösche ihn, wenn du kannst."

Luther selbst berief sich nun vom Pabst „als einem verhärteten Ketzer" auf eine allgemeine Kirchenversammlung, am 17. November 1520, und ließ seine Schrift „wider die Bulle des Antichrists" ausgehen.

Eines schadete der päbstlichen Bulle und nützte Luther besonders stark in Deutschland: die Rachsucht und Wuth Ecks hatte

auch sieben Freunde Luthers, welche zu den ausgezeichnetsten Männern des Reiches gehörten, in die Bannbulle mit aufnehmen lassen, nicht nur Karlstadt, Feldkirchen, Egranus, sondern auch den Domherrn Adelmann, den gelehrten Spengler, den Rathsschreiber Nürnbergs, und den durch Wissenschaft, Reichthum und hohe bürgerliche Stellung gleich ausgezeichneten Staatsmann Willibald Pirkheimer in Nürnberg.

Die Studenten zu Erfurt hatten dem Eck die Bulle weggenommen, zerrissen und ins Wasser geworfen, unter Jubelgeschrei und dem Wortwitz: „Sie kann schwimmen, es ist eine Blase!" Bulla heißt nämlich auch Blase.

Luther aber zog am 10. Dezember 1520 Morgens 9 Uhr an der Spitze der Doktoren und Studenten Wittenbergs vor das Elsterthor. Die Studenten hatten ein Feuer geschürt, und darein schleuderte Luther das kanonische Rechtsbuch Roms und die Bannbulle, mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." Eben so warfen Andere die Schriften der Widersacher Luthers in die Flammen.

Damit hatte Luther die Brücke hinter sich abgeworfen; rückwärts konnte er nicht mehr.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Reichstag zu Worms.

Als Luther die eckische Bannbulle empfangen, hatte er geschrieben: „O wenn der junge Kaiser Karl V. ein Mann wäre und für Christus diese Teufel angriffe!" Auch Friedrich der Weise, ja selbst Franz von Sickingen hofften noch immer etwas vom Kaiser, entweder, er werde die Sache der Reformation selbst in die Hand nehmen, oder ihr doch nichts in den Weg legen. Nur Hutten hatte solche Hoffnung nicht mehr, welcher den jungen Kaiser bereits

von den Römlingen umsponnen sah. Hutten wollte, die Nation solle eine rettende That mit den Waffen ausführen.

Er schrieb selbst an Luther, das Seine dazu zu thun. Dieser aber schrieb ihm, er möchte nicht, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten würde. Die Kirche werde wohl durch das Wort wieder hergestellt werden. Zu den Waffen zu greifen, sollte nach Luthers Sinn das Letzte seyn und erst dann geschehen, wenn es ganz unvermeidlich geworden wäre. Gleich darauf schrieb Luther auch an Spalatin, „wenn es durch die Wuth der Römlinge zum Bruche komme und das dann ein dem böhmischen ähnlicher Aufruhr mit blutigen Ausbrüchen gegen die Geistlichen werde, so sey er außer Schuld; denn sein Rath sey gewesen, daß der deutsche Adel nicht mit dem Schwerte, sondern durch Beschlüsse und Verordnungen jenen Menschen Schranken setze. Allein es scheine, diese werden sich durch gelinde Mittel nicht weisen lassen, sondern in hartnäckigem Wüthen das Verderben selbst über sich herbeiführen".

Ganz klar war Luther sich nicht über das, was er dem deutschen Adel zuweisen wollte. Denn wozu Beschlüsse und Verordnungen, wenn nicht das blanke Schwert dahinter stand, zum Vollzug bereit? Ohne das wären es für die geistlichen Fürsten und den Pabst sehr unmaaßgebliche Beschlüsse, und die Stellung der Beschließenden eine lächerliche gewesen. Luther täuschte sich gerne selbst über die alleinige Macht des Wortes, und es war ihm ganz sprüchwörtlich geworden, durch das Wort allein sey die Welt überwunden und christlich gemacht worden, wogegen doch die Bekehrungsarten Chlodwigs oder Karls des Großen, sowie des Slavenbekehrers Heinrichs des Löwen und tausend andere Thatsachen schlagend sprachen.

Auf dem Reichstage zu Worms, wollte Kurfürst Friedrich von Sachsen, sollte Luther gehört werden. Luther erklärte, „er werde kommen, und müßte er sich auch krank hintragen lassen; noch lebe und regiere Der, welcher die drei Männer im feurigen Ofen erhalten; und wolle Er ihn nicht erhalten, so sey es ein Geringes um seinen Kopf, wenn dieser gegen Christus gehalten werde; man dürfe das Evangelium nicht stecken lassen den Gott-

losen zur Verspottung; auch könne man nicht wissen, ob aus seinem Leben oder seinem Tode dem gemeinen Besten und der Sache des Evangeliums mehr Nutzen erwachsen werde".

Der päbstliche Gesandte Aleander war gar nicht gemeint, daß Luther auf der Reichsversammlung erscheinen solle; er wollte weder Luthers Geist und Beredtsamkeit, noch Luthers Rechtschaffenheit und Heldenmuth daselbst sich zeigen lassen: er sey von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, mit einem solchen könne und dürfe gar nicht mehr unterhandelt werden. Um den Bann nicht mehr als Drohung, sondern als Verwirklichung über jeden Zweifel erheben zu können, ließ er eine neue Bulle von Rom kommen, in welcher der Bann selbst und unbedingt ausgesprochen war nicht nur über Luther, sondern über alle seine Anhänger, weß Standes sie auch seyen. An allen Orten, wo diese erschreckliche Ketzerei sich eingenistet, sollen alle Priester binnen drei Tagen Luther und seine Anhänger für Ketzer, Verbannte und Verfluchte erklären, und an Sonn- und Festtagen mit der Kreuzesfahne, Läuten der Glocken, Anzünden, Wiederauslöschen und zu Bodenwerfen der Kerzen den Bann verkünden und unerschrocken gegen die Ketzer predigen.

Der Reichstag begann am 28. Januar 1521, der folgenreichste unter allen Reichstagen, der je gehalten worden ist. Der Kaiser jedoch war schon im Dezember in Worms, und viele deutsche Fürsten, und nach und nach fanden sich alle ein.

Der kaum zwanzigjährige Kaiser hatte, wie sein Großvater Max, zuerst die Absicht, Luther zu benützen gegen den römischen Hof, für seine politischen Zwecke. Schon am 12. Mai 1520 hatte ihm sein Gesandter in Rom nach Spanien geschrieben, er möge, wenn er nach Deutschland reise, einem am sächsischen Hofe befindlichen Martin Luther, welcher wegen seiner Predigten den römischen Hof sehr belästige, einige Gunst bezeugen. Die Römlinge aber hatten den jungen Fürsten bald umgestimmt, durch Schmeichelei und Entgegenkommen.

Auf dem Reichstage wollte es ihm einleuchten, daß Luther nun nach solchem Bann nicht erscheinen dürfe. Ganz anderer Ansicht aber war die große Mehrheit der Stände des Reichs.

Diese übergab gerade zu Worms sehr ernste Beschwerden, 101 an der Zahl; Beschwerden gegen den römischen Hof und die Mißbräuche, die von demselben ausgehen; Beschwerden gegen die römische Bedrückung der deutschen Kirche, und die dringende Forderung einer dadurch unumgänglich gewordenen Kirchenreformation.

Man liest wohl, noch habe sich kein bedeutender Fürst Deutschlands für Luther erklärt, und der deutschen Ritter Drohungen habe der Kaiser verachtet.

Die Wahrheit ist: die deutsche Ritterschaft fürchtete der junge Kaiser ganz allein, und die deutschen Fürsten zunächst gar nicht, aus guten politischen Gründen der Erfahrung. Nein, derjenige junge Mann, welcher vom fernen Spanien aus gleich nach seiner Kaiserwahl es sein Erstes seyn ließ, den berühmten deutschen Ritter Franz von Sickingen für sich zu gewinnen, der Mann, welcher wenige Wochen nach dem Schlusse des Reichstags zu Worms, zum Kampfe gegen den französischen König Franz I. über die Herrschaft in Italien, durch eine eigene kaiserliche Botschaft, gemäß einer Rücksprache mit ihm in Worms, den deutschen Ritter Franz von Sickingen, der im Wildbad saß, aufforderte, für ihn, den Kaiser, 2,000 Reiter und 15,000 Mann zu Fuß zu werben, und binnen sechs Wochen mit diesem Heer in Dietenhofen zu erscheinen, was Franz ausführte, — der Mann, Karl V., verachtete die deutsche Ritterschaft nicht, und wußte recht gut abzuwägen, was ihre Drohungen zu Gunsten Luthers, und was insbesondere die Drohungen dieses Franz von Sickingen und seines auf Franzens Veste, der Ebernburg, jetzt weilenden Freundes Ulrich Hutten zu bedeuten hatten. Kein Fürst, auch der Sachsenkurfürst nicht, hatte damals, in diesen Tagen, Gold, deutschen Klang des Namens und den Zauber des Feldhauptmannsrufs, wie Franz von Sickingen, und Keiner konnte so schnell eine gleich große Kriegsmacht unter seine Fahne sammeln, wie dieser einfache deutsche Ritter. Zwanzigtausend Goldgulden schoß dieser Ritter im Sommer 1521 dem neuen deutschen Kaiser vor und warb ihm damit ein Heer; und als der Kaiser es im Fortgange des Feldzugs an Geld fehlen ließ, so daß viel Sold rückständig

blieb, da verbürgte sich Ritter Sickingen bei dem Kriegsvolk für den rückständigen Sold.

Das sind allbekannte Thatsachen der deutschen Geschichte, freilich erst in neuester Zeit urkundlich erwiesen. Aber gewiß ist daraus, der junge Kaiser verachtete nicht nur nicht die Drohungen der deutschen Ritterschaft, sondern sie standen sehr mächtig vor seiner Seele, und waren entscheidend bei seinem Benehmen gegen Luther auf dem Reichstag in Worms. *)

Und die Drohungen dieser deutschen Ritterschaft waren eben so unzweideutig, als furchtbar für einen gerade aus Spanien nach Deutschland kommenden jungen Fürsten, ausgesprochen, von der Ebernburg aus, durch Ulrich von Hutten, wie wir nachher sehen werden.

Am 5. April reiste Luther, nach Worms geladen, von Wittenberg ab. Er wußte durch Huttens Schreiben im Namen Sickingens, daß ihn Franz und die deutsche Ritterschaft mit dem Schwerte schützen werden, falls der Kaiser das Geleite brechen würde.

Es schadet das der Großthat Luthers nicht, daß man diese geschichtliche Thatsache anerkennt: dieser Luther wäre nach Worms gegangen, auch wenn keines Ritters Schwert zu seinem Schutz bereit gewesen wäre.

Hier ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen den Freunden Luthers an den Fürstenhöfen, und zwischen den Freunden Luthers in den Städten, welche Worms nahe waren, und

---

*) Der oben gerügte Irrthum hat sich auch in die Kirchengeschichte Guericke's eingeschlichen. Ein Gelehrter, selbst von so umfangreicher Gelehrsamkeit, wie Guericke, ist nicht im Stand, alles Urkundliche zu lesen, so wenig, als ich selbst. Guericke gilt die obige Polemik gar nicht. Ich würde mir es nie erlauben, einen Mann anzugreifen, welcher in einer charakterlosen Zeit das Beispiel der Ueberzeugungstreue und der Kraft, für seine Ueberzeugung Verfolgung zu leiden, gegeben hat. Ich verehre Guericke wegen dieser Sittlichkeit, so viel ich in Anschauungen von ihm abweiche. Aber auch bei den Andern bekämpfe ich nicht die Person, sondern die Sache.

am meisten auf den Ritterburgen. Die Freunde an den Fürstenhöfen zagten für ihn und schrieben ihm ab, zu kommen, selbst Spalatin im Namen Friedrichs des Weisen. Die Ritter, die Freunde auf der Ebernburg, ermuthigten ihn, zu kommen.

Worms lag inmitten zwischen den ausgedehnten Besitzungen des Franz von Sickingen. Der Mann konnte, wie er wiederholt gezeigt hat, in kurzer Zeit ein Heer von 20,000 Mann zusammenziehen, und in seiner, wie in seiner Freunde Bestrebungen lag es, daß dem Mönche von Wittenberg kein Haar gekrümmt wurde. Der hatte gewiß für die Tage der Anwesenheit Luthers die nöthigen Vorkehrungen gemacht, einer ausdrücklich in seinem Namen durch Ulrich von Hutten öffentlich ergangenen Erklärung gemäß.

Luther reiste in einem Rollwagen und ein kaiserlicher Herold ritt ihm voraus. Den hatte der Kaiser mit dem freien Geleite nach Wittenberg geschickt, um Luther abzuholen. Unterwegs, schon zu Eisenach, wurde er krank; aber wie er nur wieder auf seyn konnte, setzte er, noch krank, die Reise fort. Wo ihm Freunde ihre Besorgnisse für sein Leben, wenn er nach Worms hineingehe, laut werden ließen, wies er sie zurück. „Und machten sie," sprach er, „ein Feuer zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten, und Christus bekennen und denselbigen walten lassen."

Zu Erfurt fand er nur Ermuthigung. Da holten ihn Huttens älteste und trauteste Freunde, Crotus Rubianus, der Hauptverfasser der Briefe der Dunkelmänner und derzeitige Rektor der Universität, und Eoban Hesse, der Humanist, mit der ganzen Universität zu Roß und zu Fuß ein; und die „Parodie der Litanei", ohne Zweifel von Crotus, flog Luthern voraus durch Deutschland. Darin wurde gebeten um Behütung Luthers vor italienischem Gift in Worms; um Bestärkung Huttens in seinem guten Vorhaben; um Befreiung des jungen Kaisers von verderblichen Rathgebern; um Erlösung Deutschlands von der Tyrannei der Päbste und Roms unersättlicher Habsucht; um Oeffnung der deutschen Augen und feste Verschließung der deutschen Beutel.

Ueberaus merkwürdig ist die Rolle, welche des jungen Kaisers

Beichtvater, der Franziskanermönch Glapion, in einem Zwischenakt auf Franz von Sickingens Schloß Ebernburg spielte.

Dieser Glapion war, nach des Erasmus und Huttens einstimmigem Zeugniß, einer der abgefeimtesten Pfaffen, ein Erzjesuit, ehe es Jesuiten dem Namen nach gab.

Der begab sich auf die Ebernburg und setzte dem Ritter Franz zu, Luther einzuladen, bei ihm auf der Ebernburg einzukehren, ehe er nach Worms gehe. „Selbst Luthers Feinde," sagte er, „müssen gestehen, daß durch Luther zuerst der Christenheit die Thüre zu tieferem Schriftverständniß geöffnet worden sey." — „Was hat denn also Luther so Großes verbrochen," fragte Ulrich Hutten, „was nicht durch dieses Verdienst gut gemacht würde?" — „Ich sehe nichts," sagte des jungen Kaisers Beichtvater. „Wenn Luther nur seine letzte, anstößigste Schrift über die babylonische Gefangenschaft der Kirche zurücknehmen wollte, als im Zorn über die Bannbulle geschrieben: so ließen sich wohl noch Mittel und Wege finden zu gütlicher Beilegung seines Handels."

Sicher ist, daß die Hierarchen zu Rom dem jungen Kaiser keinen Beichtvater gaben, der denselben darin bestärkte, daß der Kaiser vielleicht Luther noch einmal gegen den Pabst gebrauchen könne. Die Absicht konnte gar keine andere seyn, als den großen Erfolg der lutherischen Reise abzuschwächen, den Nachtheil, welchen Luthers Erscheinen auf dem Reichstage der römischen Kirche bringen mußte, vornherein zu beseitigen, und Luther zuletzt als schwach vor der Christenheit darzustellen, wofern er in die Falle gegangen wäre.

Ritter Franz that, um den Kaiser nicht zu kränken, als gehe er darauf ein; er sandte aber den als Gast bei ihm weilenden, nachmals so berühmt gewordenen Reformator Martin Bucer mit einigen Reitern nach Oppenheim. Die Einladung wurde ausgerichtet, natürlich aber auch von Hutten Anderes, und Luther ließ zurücksagen, wenn der kaiserliche Beichtvater etwas mit ihm zu reden habe, so könne das in Worms geschehen; dahin sey er berufen.

In eben diesem Oppenheim hatte Luther ein ängstliches

Schreiben von — Spalatin empfangen. Der mahnte ihn dringend, ja nicht nach Worms zu kommen. Also auch Luthers Kurfürst zagte. O wie gut wars, daß die Ritter hinter Luther sich stellten, und daß die treulose Intrike Glapions gerade das Gegentheil zur Folge hatte, aus dem Munde Bucers, den Luther von der Leipziger Disputation her kannte, die genaue Versicherung, welche Waffenmacht für ihn dastehe, wenn man ihm ein Haar krümmen wolle.

Das ist die wahre Sachlage, die reingeschichtliche, die quellenmäßige.

Ob Luther ohne das, oder ob er erst in Folge davon die Antwort an Spalatin gab, die er gegeben hat, das kann nur Gott wissen. Seinem Charakter gemäß war, daß er sie gab, auch ohne das. Sie lautete: „Ihr warnt mich vor dem Schicksal des Hus. Hus ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm. Dieweil ich berufen bin, bin ich entschlossen, nach Worms hinein zu gehen, im Namen des Herrn Jesu Christi, wenn ich auch schon wüßte, daß zu Worms mir so viel Teufel sollten zuwider seyn, als in der ganzen Stadt Ziegel auf den Dächern sind."

Es war am Dienstag Nachmittags, am 16. April, da fing der Thurmwächter auf dem Dome in Worms zu blasen an, während Alles zu Tische saß, und verkündete der Stadt, daß der Mann der Nation mit dem kaiserlichen Herold vor den Thoren halte. Ueber hundert Edelleute waren ihm schon am Morgen entgegengeritten und geleiteten ihn bei seinem Einzug in Worms. Ungeheuer war das Gedränge, den kühnen Mönch Martinus zu sehen, auf Straßen, an Fenstern, auf Dächern sogar. Das war eine ganz andere Bewegung, als da der Kaiser Einzug hielt. Aus den Wogen des Volks hervor sang eine Stimme laut und durchdringend im Klageton einer Todtenmesse, hart an Luthers Rollwagen heran, in lateinischer Sprache den Reim:

„So ziehst du lang Ersehnter ein,
In Finsterniß wir harrten dein."

Diese Worte, mit der tiefen Klagestimme des „Seelenmeßpriesters" gesungen, kamen aus dem Munde eines abenteuerlich

gekleideten Mannes, der ein Kreuz in der Hand hielt, das bei Leichenzügen übliche Kreuz. Es war der Hofnarr des Bayernherzogs, der Luther liebte und ihn warnen wollte, der aber selbst an der Theilnahme von Adel und Volk wohl bald erkannte, daß jetzt in Worms weder Zeit noch Raum sey für ein Trauerspiel, wie hundert Jahre zuvor in Konstanz. Der Herold hielt vor dem Hofe des Deutschordens, wo der Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim wohnte, aber auch zwei Räthe des Kurfürsten von Sachsen. Aus dem Wagen steigend, sprach Luther: „Gott wird mit mir seyn!“ So sagt der römische Kardinal und Geschichtschreiber Pallavicini.

Man hatte, das steht fest, von Seite der befreundeten Fürsten, wie von Seite der Römlinge, aber auch des Kaisers, alles nur immer Erdenkbare angewandt, noch auf der letzten Station Luther nicht nach Worms kommen zu lassen. Kam er nicht, so war alle Verlegenheit für Alle vorüber; kam er aber, so waren Alle in Verlegenheit, und hatten Auge genug, um zu erkennen, daß man gar nicht absehen könne, was daraus entstehen möge.

Dem jungen Kaiser Karl klangen die Worte des Orakels für Europa im Ohre nach: Erasmus hatte gesagt, „die Regierung Karls mit einer Verhaftung Luthers zu beginnen, wäre sehr unzweckmäßig. Die Welt dürstet nach evangelischer Wahrheit. Fast alle wackern Leute sind für Luther. Ein Aufruhr ist unvermeidlich“.

Es war ein Schrecken für Alle, daß Luther kam. „Sehen möcht' ich jetzt,“ schrieb Ulrich Hutten an Luther, „die gerunzelten Stirnen und Brauen deiner Feinde.“

Zugleich aber schrieb Hutten an Justus Jonas, Luthers Freund, der mit ihm von Wittenberg die Reise nach Worms gemacht hatte, die merkwürdigen Worte: „Ich wünschte, ich könnte persönlich in Worms seyn, und dort einen Sturm erregen. Doch ist es besser, jetzt ruhig zu bleiben, und Luther lebend zu beschützen, als seinen Tod zu rächen.“

Wer aus diesem Briefe an Justus Jonas die Stellung nicht zu erkennen vermag, welche Franz von Sickingen, Ulrich Hutten und die Ritter zu Luther und dem Reichstag in Worms ein-

genommen hatten, — dem fehlt es am Auge. Das Auge aber für diese Stellung hatte der junge Kaiser sehr.

Schon am andern Tage, am 17. April, wurde Luther vor die Reichsversammlung geladen. Nur solche Römlinge, welche die Sachlage gar nicht zu würdigen wußten, setzten im Angesicht solcher bewaffneten Thatsachen dem zwanzigjährigen Kaiser zu, Luther wie Hus zu behandeln. Der junge Kaiser, ein großes, aber weit überschätztes, Talent der Politik, wußte die öffentliche Meinung und die Schwerter der Ritter besser zu würdigen, zumal da mehrere deutsche Fürsten, die Hand am Schwert, überzeugend zu ihm sprachen.

Thatsache ist, der blutjunge Kaiser mit seinen Römlingen hätte Luther umbringen lassen, meuchlings oder offen, wenn ihm nicht die Hände gebunden gewesen wären, theils von deutschen Fürsten, vorzugsweise aber von der deutschen Ritterschaft, deren Augen und Schwerter er rings um sich sah.

Trotz dem, daß Luther die weite Reise gemacht hatte, wurde er doch gleich auf den nächsten Tag, auf Abends 4 Uhr, vor die Reichsversammlung geladen. Aber am Abend seiner Ankunft hatten ihn durch Besuche und durch Botschaften die edelsten deutschen Männer gestärkt, eben so aus den Fürsten, wie aus dem Adel, bis spät in die Nacht hinein.

Gewiß ist jetzt, daß Ulrich von Hutten nicht selbst in der Stadt Worms war, sondern nur Franz von Sickingen und seine Freunde; aber eben so gewiß ist für jeden Sachverständigen, daß dieser Freund Sickingens und Luthers in diesen Tagen in ganz unmittelbarer Nähe von Worms war, und zwar in derjenigen Lage, um auf den ersten Wink des Ritters Franz die nöthige Waffenmacht zusammen zu ziehen.

Die Macht des Geistes war aber so groß, daß sie zunächst für sich selbst siegte.

Die Reichsversammlung war im Rathhaus zu Worms. Auf Umwegen, durch Seitengäßchen und Gärten, war es allein möglich, Luther dorthin zu bringen, in den Saal, worin übrigens, im Vergleiche zur Konstanzer Versammlung, nur eine kleine Zahl

von Fürsten und Herren versammelt war, außer den Zuhörern nur 204 Personen.

Der vom Pabst so schrecklich Gebannte und von der christlichen Gesellschaft ausgeschlossene, inmitten von Kirche und Reich, — war ein Widerspruch. „Der würde mich nicht zum Ketzer machen!“ sagte Kaiser Karl zu seinem Nebensitzer, als er den Mönch von Wittenberg nahe vor seinem Throne sah. Der Mann der deutschen Nation, kaum mittelgroß an Wuchs, von Haus aus bis jetzt „sehr hager, Haut und Knochen“, war durch die Krankheit und die Reise sehr blaß geworden und körperlich geschwächt.

Sein ganzes Leben lang hat der schlaue, ränkevolle Kaiser Karl V. für tiefere Menschen, für Geistiges überhaupt, jeden Begriffs und jeder Empfänglichkeit entbehrt. Kaiser Karl V. war nicht einmal in so weit eine Genialität, als man von verkrüppelter Genialität spricht. Seinen Dominikanerverstand hat man Geist genannt. Wenn aber Geist ist, seine Zeit zu begreifen und zu durchdringen, was anerkannt die Definition für politischen Geist ist: so ist eben darum Karl V. verurtheilt, als der, welcher seine Zeit durchaus nicht verstand, und nicht im Geringsten sie geistig durchdrang. Wann endlich werden die Menschen und Gelehrten lernen, die einfachsten Grundgesetze für Beurtheilung von Geist und Charakter ohne Voraussetzung und Vorurtheil auf Personen der Geschichte anzuwenden? —

Er hatte durchaus kein Auge für den gewaltigen Genius, die Tiefsinnigkeit und Geistigkeit, die in diesem kleinen, hagern, blassen und jetzt kränklichen Mönche waren; kein Auge für den hohen sittlichen Muth, der in diesem Angesichte lag, für die Bedeutung der ganzen Erscheinung.

Der Reichsmarschall bemerkte dem Mönch, er dürfe nicht reden, es sey denn, daß er gefragt werde. Der Kanzler des Kurfürsten von Trier fragte zuerst lateinisch, dann deutsch, ob diese Bücher da von ihm als seine Schriften anerkannt werden? Dabei wies er auf etwa zwanzig Bücher, die in der Mitte des Saales aufgestellt waren. „Man verlese die Titel der Bücher,“ rief Hieronymus Schurff dazwischen, Luthers Rechtsbeistand. Das

geschah. „Zweitens," fuhr der Kanzler fort, „frage ich dich, Martin Luther, ob du das Anstößige in deren Inhalt widerrufen willst?"

Luther antwortete lateinisch und deutsch. Er bejahte die erste Frage. Für die zweite bat er sich Bedenkzeit aus; weil, wie er sagte, dieß eine Frage über Glauben und Gottes Wort sey, so wäre es vermessen von ihm gehandelt, etwas Unbedachtes zu äußern, zu wenig oder zu viel.

Luther, sonst der Mann des feurigen Gedankens und Wortes, hatte nicht sehr laut gesprochen. Die Römlinge sahen darin Furcht und Schwanken. Der Reichstag trat ab in die verschiedenen Konferenzsääle, um sich über seine Bitte um Bedenkzeit zu berathen. Als der Reichstag wieder eintrat, war ihm ein Tag, sich zu bedenken, gewährt, doch unter der Bedingung, daß er seine Meinung nicht schriftlich, sondern mündlich vorbringe. Der Herold führte Luther in seine Herberge zurück. Seine Feinde freuten sich. „Die Bedenkzeit," sagten sie, „ist der Rückzug zum Widerruf. Trotz und Muth haben ihn verlassen." Aber in der Stadt war große Aufregung. „Herr Doktor," sprach ein deutscher Ritter zu Luther, „eh sie euch verbrennen, müßten sie Alle mit verbrennen." Luther war durch das, was er hörte und sah, von der Wahrheit dieses Wortes so überzeugt, daß er noch zwanzig Jahre später, als er das erzählte, hinzusetzte: „Und so wär' es auch gekommen."

Einige Fürsten und Staatsmänner suchten eine Auskunft darin, er solle das Anstößige in seiner Lehre widerrufen, was von der katholischen Glaubenslehre abweiche; aber festhalten an allem Politischeingreifenden, was er gegen Rom geschrieben habe; dann habe er sicher die Mehrheit der Reichsstände für sich. Luther aber ging darauf nicht ein; eine bloß politische Reform sey nicht seine Sache.

Luther bereitete sich vor durch Nachdenken und vorzüglich durch Gebet. Es war, je näher die entscheidende Stunde kam, ein großer Kampf in seiner Seele, den ganzen Vormittag des 18. April. Es war ihm in Augenblicken, als habe Gott sein Angesicht vor ihm verborgen, und Beängstigung drückte mit

schwarzem Fittig auf sein Gemüth. Eines der Gebete aus diesen Stunden hat einer der Freunde, die mit ihm waren, aufgeschrieben und uns erhalten. Darin spiegelt sich dieser Seelenzustand Luthers, aber auch die ihm eigenthümliche außerordentliche Glaubenskraft mitten im Seelenkampf, die Alles allein auf Gott stellt, aber auch seinen Beistand verlangt, weil der Betende nicht seine, sondern Gottes Sache führe.

Mit wunderbarer Kraft des Friedens und der Freudigkeit gestärkt, erhob sich Luther, setzte jetzt erst seine Erwiederungsworte auf, und legte zuletzt die Linke auf die geöffnete Bibel, hob die Rechte zum Himmel und gelobte, die Wahrheit des Evangeliums treu zu bekennen und dafür, müßt' es seyn, sein Leben zu lassen, als der Herold um 4 Uhr kam und ihn in den Reichstag abholte.

Noch hatte er zwei schwere Stunden Spannung durchzumachen, ehe er vorgelassen wurde. Diese brachte er im Hof unter der Menschenmasse zu, die wie ein Meer rauschte. Schon brannten im Sitzungssaal die Lampen, im Hofe zündete man Fackeln an: da wurde Luther vorgeladen. Der Saal war so gedrängt voll Menschen, daß die Fürsten mit Mühe sich setzen konnten, weil die Zuhörer auf ihre Plätze sich gedrängt hatten.

Der Kanzler von Trier fragte den wieder nahe vor des Kaisers Thron stehenden Martin Luther: „Willst du deine Bücher ganz widerrufen oder nur Einzelnes zurücknehmen?"

„Fein, züchtig und bescheiden, doch mit großer christlicher Freudigkeit und Beständigkeit," wie die Akten von Worms sagen, antwortete nun Martin Luther, fest den Blick auf den jungen Kaiser und die Kurfürsten neben ihm gerichtet, ganz unbefangen mit jener Kraft und geheimen Macht der Stimme, mit der seine Beredtsamkeit die Menschenseelen zu beherrschen gewohnt war, in langer, aber nicht zu langer fließender Rede, mit klarer und scharfer logischer Ordnung und Unterscheidung.

Seine Schriften theilte er in drei Klassen. Die vom Glauben und guten Werken haben selbst seine Widersacher als nützlich und erbaulich anerkannt. Die andere Art, seine Schriften gegen die Bedrückungen und Aussaugungen des Pabstthums, gegen der Päbste falsche Lehre, böses Leben und ärgerliche Exempel, könne

er darum nicht widerrufen, weil alle frommen Herzen darüber klagen, daß dadurch die Christenheit an Leib und Seele verwüstet, die Gewissen verstrickt, beschwert und gemartert seyen, indeß die Güter und Grund und Boden, vornämlich in dieser hochberühmten deutschen Nation, von Rom täglich noch mit unglaublicher Tyrannei verschlungen werden. Ein Widerruf dieser Schriften wäre eine Stärkung dieser Tyrannei, und thäte diesem gottlosen Wesen nicht allein die Fenster, sondern auch Thür und Thor auf. Die Römischen würden noch viel weiter und freier wüthen und toben, und ihr tyrannisch Regiment dem armen gemeinen Manne viel unleidlicher werden, sonderlich so es gar heißen würde, solches sey von ihm, Luther, auf Befehl kaiserlicher Majestät und des ganzen römischen Reiches widerrufen worden. „O welch ein großer Schanddeckel für allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!"

Gar schön sprach Luther über die dritte Art seiner Schriften, gegen etliche Privatpersonen. „Wider diese," sagte er, „welche die römische Tyrannei vertheidigen und den Glauben dämpfen wollten, bin ich, ich bekenne es frei, etwas heftiger und schärfer gewesen, als es nach Gelegenheit der Religion sich gebührt. Denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen. Dieselben aber zu widerrufen, will mir auch nicht gebühren; denn durch solchen Widerruf würde es abermals dahin kommen, daß allerlei gottloses Wesen mit meinem Beifall überhand nähme und wider Gottes Volk viel gewaltsamer und gräulicher gewüthet würde."

„Weil ich ein Mensch," fuhr er fort, „und nicht Gott bin, kann ich meine Büchlein anders nicht vertheidigen, als mein Herr und Heiland, Jesus Christus, seiner Lehre gethan hat: Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sey. — So ich von irgend Jemand, er sey hohen oder niedrigen Standes, mit prophetischen und apostolischen Schriften überwiesen werde, daß ich geirrt habe: alsdann, wofern ich dessen überzeugt werde, will ich ganz bereit seyn, alle Irrthümer zu widerrufen, ja der Erste seyn, der meine Büchlein ins Feuer wirft."

Noch merkwürdiger ist der Schluß der Rede Luthers.

„Daraus," sprach er, „ist klar, daß ich genugsam die Noth

und Gefahr bedacht habe, welche durch Verurtheilung meiner Lehre erweckt werden müßte. Mir zwar ists wahrlich die allergrößte Lust und Freude, zu sehen, daß um des Worts Gottes willen Zwietracht und Uneinigkeit entsteht; denn dieses ist des Gottesworts Art, Lauf und Glück; sintemal Christus, der Herr, selbst sagt: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

Damit ging er über, ohne den Namen zu nennen, dem jungen Kaiser und dem Reiche die Folgen der Verurtheilung des Hus als die gewissen Folgen seiner Verurtheilung vor Augen zu stellen.

„Darum," schloß er, „ist wohl zu bedenken, wie wunderbar und erschrecklich Gott in seinen Räthen und Gerichten ist, damit nicht vielleicht das, was vorgewendet wird, die Uneinigkeit und Zwietracht beizulegen, aus Vertrauen auf unsere Macht und Weisheit, zu einer schrecklichen Sündfluth unüberwindlicher Gefahr gereiche, wofern wirs anfingen mit Verfolgung und Lästerung des heiligen Wortes Gottes." Damit wandte er sich und das tiefe Auge „der deutschen Bestie" an den jungen Kaiser selbst.

„Zudem," sagte er, „ist auch zu besorgen, es möchte dieses allerlöblichsten und gütigsten Jünglings, Kaiser Karls, Regierung nicht allein einen bösen unseligen Anfang, sondern auch Mittel und Ende gewinnen; dessen Regierung, in dessen Majestät nächst Gott eine große Hoffnung ist. Ich könnte diesen Handel mit Exempeln der heiligen Schrift wohl weiter erklären, als von Pharao, dem Könige zu Babel und den Königen in Israel, welche sich alsdann am meisten in den größten Schaden gebracht haben, da sie mit ihren klügsten Anschlägen und Räthen ihre Königreiche befriedigen und erhalten wollten. Denn Gott ists, der die Witzigen in ihrem Witz und in ihrer Klugheit ergreift, und kehret die Berge um, ehe sie es inne werden (Hiob 9, 5.)."

In der ganzen Rede hatte Luther gesprochen als Christ und Patriot zugleich. So trat denn auch in den letzten Worten Martin Luther, der Mönch und Doktor von Wittenberg, wie er mitten inne stand jetzt in den Vertretern seiner Nation, mitten hinein in das ihm entgegenschlagende Herz der deutschen Nation, vorzugsweise als deutscher Patriot.

Seine letzten Worte waren: „Solches sage ich, nicht in der Meinung, daß solchen großen Häuptern mein Unterricht Noth wäre, sondern daß ich der deutschen Nation, meinem lieben deutschen Vaterlande, meinen schuldigen Dienst nicht habe entziehen wollen noch sollen. Und will mich hiemit Eurer kaiserlichen Majestät und kur- und fürstlichen Gnaden aufs Unterthänigste befohlen und demüthigst gebeten haben, sie wollen sich von meinen Widersachern gegen mich ohne Ursache nicht bewegen lassen."

So sprach Luther, von jenem großen Standpunkt aus, auf welchem christlicher Glaube, Vaterland und Freiheit eins sind, und aus dieser urkundlichen Rede wird Jedermann erkennen, daß auf dem Reichstage zu Worms Martin Luther für viel mehr und für ganz Anderes mit seinem Wort, mit seinem Geist und mit seinem Leben einstand, als für das bloße Dogma; und nur dann begreift sich, warum Luther der große Mann der Nation wurde und noch heute ist, und warum auf diesen Wormser Reichstag dem päbstlichen Bann die kaiserliche Acht und Aberacht folgte.

Die Böswilligkeit der Römlinge, welche in dieser niegehörten deutsch-christlichen Rede ihre furchtbare Niederlage in allen Gliedern spürte, wollte den ungeheuern Eindruck verwischen, den sie gemacht hatte.

Luther wurde aufgefordert, das, was er bis jetzt deutsch gesprochen, jetzt auch lateinisch zu sagen, damit es der Kaiser und die Fremden verstehen. Kaiser Karl aber sprach zwar nur plattdeutsch, verstand aber vollkommen die deutsche Sprache, nur liebte er sie nicht.

Auch der größte Redner, das berechneten die Römlinge, ist erschöpft oder wenigstens angegriffen, nach solch einer Rede vor Kaiser und Reich. „Es ist genug," sagte des Kurfürsten von Sachsen Geheimerrath Friedrich von Thun zu Luther. „Es ist nicht nöthig, daß Ihr auf diesen Antrag eingehet." Er fürchtete, die lateinische Rede möchte schaden, was die deutsche genützt hatte.

Das Ganze war die Sache weniger Minuten. Damit Niemand da wäre, der ihn nicht verstanden hätte, erhob sich Luther und wiederholte in lateinischer Sprache alles zuvor Gesagte

so wunderbar, daß selbst der Kaiser sagte: „Der Mönch redet unerschrocken, mit getrostem Muth.“

Luther erwartete, daß man ihn hören und entweder widerlegen oder ihm Recht geben werde. Statt dessen forderte man auf seine Rede unwillig, er habe die einfache Erklärung zu geben, ob er ganz oder theilweise widerrufen wolle; die Sache, um die es sich handle, sey längst durch die Kirchenversammlungen, die nicht irren, entschieden. — Auch eine Kirchenversammlung, erwiederte Luther, könne irren, und er wolle beweisen, daß das schon geschehen sey. Das wies der Kanzler ab mit strafendem Ton und sprach: Weise Luther jeden Widerruf zurück, so werde das Reich schon wissen, wie es mit einem Ketzer zu verfahren habe; ob er nun widerufen wolle oder nicht, das solle er einfach, rund und bestimmt sagen.

So zeigte sich, gerade wie bei Hus auch bei Luther, daß es eine Lüge war, das Vorgeben, Luther sey berufen worden, um sich zu verantworten. Man gestattete ihm keine Verantwortung, man wollte ihn nicht hören, als er auf die Trüglichkeit der Kirchenversammlungen eingehen wollte, man ließ sich mit ihm über die streitigen Punkte nicht ein, man bewies ihm nicht, daß seine Schriften Ketzerisches enthalten; sondern man nahm dieß ohne Weiteres vornherein an, und verlangte einfach den Widerruf.

„Weil denn,“ sprach Luther mit männlich fester Stimme, „kaiserliche Majestät, kurfürstliche und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, runde Anwort begehren, so will ich die geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Pabste noch den Concilien allein, weil es am Tag und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und mit sich selbst im Widerspruch gewesen sind): so kann und will ich nicht widerrufen, weil ich durch die von mir angezogenen und angeführten Schriftstellen überzeugt bin und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, und weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie steh ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.“

„Morgen früh," verkündete der Kanzler, „versammelt sich der Reichstag, um die Meinung des Kaisers zu vernehmen."

Mit solcher Würde und mit solchem Takt, eben so freimüthig als verständig, hatte Luther vor Kaiser und Reich gesprochen. Der Eindruck seines Auftretens war jedoch nicht bei Allen der gleiche. Daß er auf die spanischen Höflinge nicht überzeugend wirkte, war nur dem geistigen und sittlichen Werthe derselben gemäß: sie fanden den Mönch aberwitzig und schimpften und fluchten auf ihn. Aber selbst Contareni, der Venetianer, ein unparteiischer Augenzeuge, schrieb am 26. April 1521 an Dandolo nach Venedig, Luther habe sich weder sehr gelehrt, noch besonders klug gezeigt, noch auch tadellos in seinem Leben; er habe der von ihm gehegten Erwartung nicht entsprochen. — Daß Luther Abends im Kreise seiner Freunde heiter war beim Glase, daß er an den Tafeln, zu denen man ihn zog, sich fröhlichen Humors zeigte, das war freilich nicht im Geschmack venetianisch-aristokratischer Abgemessenheit und Steifheit. Contareni und Andere hatten überdieß ein stolzes Brillantfeuer des lutherischen Geistes erwartet. Luther selbst sagte nachher von seiner Haltung in Worms, er meine, er habe aus Nachgiebigkeit gegen ängstliche Freunde da seinen Geist allzusehr gedämpft. Der feurige Ulrich Hutten aber schrieb ihm, Luthers Antwort in Worms lasse nichts zu wünschen übrig. Manche seyen zu ihm gekommen in jenen Tagen mit der ängstlichen Aeußerung: „Wenn er nur nicht abfällt! wenn er nur standhaft antwortet! sich nicht einschüchtern läßt!" Seine, Huttens, Erwiederung sey jedesmal gewesen: Luther werde Luther seyn. Diese Zuversicht habe ihn nicht getäuscht. Auch in den geheimen Verhandlungen, von welchen Luther ihm schreibe, werde er sich so zu halten wissen, wie es am besten sey. Er möge jetzt nur bis ans Ende beharren, die Feinde schreien und toben lassen und ihrer spotten. Denn mehr und mehr zeige sich, daß alle besten Männer ihm gewogen seyen; es werde ihm nicht an Vertheidigern fehlen.

Sein Kurfürst Friedrich war besonders wohl mit seiner Haltung zufrieden. „O wie schön," sagte er in seinem Schlafzimmer zu Spalatin, „hat Bruder Martin heute geredet vor Kaiser und

Reich; ich war nur besorgt, er möchte zu kühn seyn.“ Den alten Herzog Erich von Braunschweig, der bis dahin gut katholisch war, hatte Luther so für sich gewonnen, daß er ihm gleich nach dem Schluß der Sitzung eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier zum Labetrunk schickte, mit dem Bemerken, er habe es ihm aus der Kanne selbst zugetrunken. „Wie Herzog Erich heute meiner gedacht hat,“ antwortete Luther, „also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe.“ — Luther schenkte sich ein von dem trefflichen Labetrunk und der Bote brachte diese Worte seinem Herrn, und der alte Herzog gedachte dieser herzlichen Worte des Reformators in seiner letzten Stunde, und sie thaten ihm sehr wohl.

Der siebenzehnjährige Landgraf Philipp von Hessen suchte Luther persönlich in seiner Herberge auf, gab ihm die Hand und sprach: „Lieber Doktor, wenn ihr Recht habt, so helfe euch Gott.“

Seinen Deutschen, Rittern und Bürgern, hatte Luther mit jedem Worte vor Kaiser und Reich gar wohl gefallen, und am allerwenigsten entging der mächtige Eindruck, den er gemacht, den römischen Diplomaten: Sie setzten dem jungen Kaiser auf jede Weise zu. Dem hartnäckigen Ketzer sey der Kaiser nicht verpflichtet, das freie Geleit zu halten; ja er sey verpflichtet, es nicht zu halten. Gottlose Bischöfe und der Gönner Tetzels, der bigotte Kurfürst Joachim von Brandenburg, sagten ohne Scheu, man müsse die Väter des Konstanzer Concils sich ein Vorbild seyn lassen, und der Rhein müsse Luthers Asche aufnehmen, wie die Asche des Hus vor einem Jahrhundert.

In seiner Geschichte der Inquisition hat uns der sachkundige Spanier Llorente aus Sandovals Geschichte Karls V. die Reue dieses Fürsten mitgetheilt, die er am Ende seines Lebens über die Nachsicht mit Luther ausgesprochen habe. Dieser habe geäußert: „Ich bekenne, daß ich einen großen Fehler gemacht, als ich Luther habe leben lassen. Ich hatte nicht nöthig, ihm mein Wort zu halten, da dieser Ketzer einen größeren Herrn, als ich bin, Gott selbst, gelästert hatte. Ich konnte und mußte mein Wort brechen, und die Beleidigung Gottes rächen: weil ich ihn nicht habe umbringen lassen, hat die Ketzerei Fortschritte gemacht. Sein Tod hätte sie in der Wiege erstickt.“

Das klingt zwar geradezu wie politischer Unsinn. Und es könnte die Frage entstehen, ob einem Menschen wie Karl V., der, wenn auch kein Geist, doch ein vielgewandter politischer Verstand war, solcher politischer Unsinn beigerechnet werden dürfe? Die Erfahrung zeigt, daß Staatsmänner, die ihre Laufbahn ohne die sittlich-religiöse Leuchte durchlaufen haben, vollends verfinstert am Ende ihres Lebens sind, und besonders, wenn ihnen ihre eigensüchtigen, unchristlichen Plane mißlangen, und sie das bittere Gefühl haben, daß sie nicht bloß gescheitert, sondern sogar lächerlich mit ihrem vieljährigen Widerstreben gegen Gottes Gebot und den Fortschritt der Menschheit auf dem Strande sitzen, wie dieser Karl V. urkundlich es hatte. Da möchten sie sich selbst täuschen, über sich, über die Sachlage, über Alles.

Und in einer solchen Stunde sind gewiß diese Worte diesem innerlich ganz zerrissenen, von Gott und seinem Lichte verlassenen Fürsten entfahren, und sie stimmen ganz zusammen mit dem, was die Zeitgenossen und die Urkunden über seine Seelenstimmung und sein Wollen in den Tagen des Wormser Reichstags berichten.

Am Freitag dem 19. April, also am Tage nach Luthers großartiger Haltung vor dem Reichstage, erließ der Kaiser eine Erklärung, eigenhändig, in französischer Sprache. Darin erklärte er sich für den Vertheidiger des römisch-katholischen Glaubens im Sinne seiner Vorfahren. Es reue ihn, daß er Luther bis jetzt geschont habe, nach den Aeußerungen der Hartnäckigkeit, die man gestern von Luther gehört habe. Er werde gegen ihn verfahren, wie gegen einen offenbaren Ketzer, und er fordere die Fürsten auf, in gleichem Sinne mit ihm zu handeln. „Wir wollen," hieß es darin, „Martin Luther und seinen Anhang durch die „Acht" und „andere bequemliche Wege" uns unterstehen zu dämpfen; doch wollen wir ihm das zugesagte Geleit nicht brechen."

Dieses Umlaufschreiben des Kaisers an die Fürsten, das allen üblichen Formen auf einem Reichstag entgegen war, verletzte die deutschen Reichsstände. Jetzt war selbst der bigottkatholische und dem Bruder Martin ganz besonders feindselige Herzog Georg von Sachsen gegen den Kaiser und die Röm-

linge. Dieser hatte in einer besonderen Konferenz mit dem Kaiser schon zuvor demselben gesagt: „Die deutschen Fürsten werden den Bruch des Geleits nicht dulden. Der erste Reichstag des neuen Kaisers wird eine so schmähliche Handlung nicht begehen. So ein Verrath paßt sich nicht zur alten deutschen Treue."

So blutjung und leichtsinnig er war, so sagte doch auch der Kurfürst von der Pfalz, das gebrochene Geleit an Hus habe über die deutsche Nation allzuviel Unglück gebracht, als daß man noch einmal so etwas thun dürfte.

So waren Vorschläge zum Geleitsbruch verworfen worden, und der Kaiser selbst spielte jetzt den Großmüthigen um so leichter, da Verstellung und Heuchelei von Kindheit an bis ans Grab zu seinem Grundwesen gehörten. So soll er zu Herzog Georg von Sachsen und zu den Bayernfürsten, welche wie Georg dachten und sprachen, denn auch gesagt haben: „Gewiß, liebe Herzoge, wenn Treue und Glauben aus der Welt verbannt würden, müßten sie im Herzen der Fürsten ihre Zuflucht finden." Das sagte Karl in denselben Tagen, in welchen er in geheimen Unterhandlungen mit Pabst Leo X. stand, und dem Letztern drohte, wenn der Pabst den Kaiser im Stiche lasse, so werde der Kaiser Pabstthum und römische Kirche fallen lassen, und er werde sein Benehmen gegen Luther bemessen nach dem Benehmen des Pabstes gegen den Kaiser. Der Florentiner Vettori, der Freund Leo's X. und Macchiavelli's, behauptet auch, Kaiser Karl sey nur darum nicht weiter gegen Luther vorgegangen, um den Pabst durch Luther im Schach halten und schrecken zu können. Das war aber bereits nicht mehr der Grund. Denn bereits hatte der Kaiser die Bedingungen des geheimen Vertrags zwischen ihm und dem Pabste genehmigt, welcher am 8. Mai 1521 in Wirklichkeit trat. Darin hieß es, der Pabst und der Kaiser wollen dieselben Freunde und ohne Ausnahme dieselben Feinde haben. Galt dieser Artikel zunächst gegen den König Frankreichs, so galt er auch gegen Luther. Denn weiter unten heißt es, der Kaiser verspreche, weil sich Einige erhoben haben, die von dem katholischen Glauben abweichen und den apostolischen Stuhl böslich verlästern, gegen diese seine ganze Macht zu gebrauchen, sie zu verfolgen und alles Unrecht, das

dem apostolischen Stuhle zugefügt werde, zu rächen, gleich als geschehe es dem Kaiser selbst.

Denn jetzt lautete es von Rom aus: „Unserem heiligsten Herrn liegt noch weit mehr an das Geistliche und sein Völkerhirtenamt, als das Weltliche.“

Der Absolutist und Despot, der bereits in dem zwanzigjährigen Karl in voller Blüthe stand, hatte ohnedieß mit Einem Blicke, vermöge seines scharfen Dominikanerverstandes, erkannt, daß es für seine Absolutismusgedanken so sehr, als für die Fortdauer der Hierarchie, zweckgemäß wäre, diesen kecken Mönch wegzuschaffen, da dessen Gedanken politisch wie religiös für ihn gleich unbrauchbar waren. Darum hätte ihn Karl ohne Weiteres geopfert, wenn es möglich gewesen wäre; und er hätte, treulos, wie kein Fürst sonst auf dem deutschen Throne saß, nicht, wie man gutmüthig schon geglaubt hat, vor Meineid sich gefürchtet, sondern wäre herzhaft meineidig geworden, wofern er damit zum Zwecke, zur Vertilgung Luthers, gekommen wäre.

Selbst die deutschen Fürsten hätte er zunächst dabei nicht zu fürchten gehabt, sie hätten ihn in nichts zu hindern vermocht; denn sie waren ohne Kriegsmacht da, mit kleinem Gefolge; und selbst Kurfürst Friedrich von Sachsen war sehr ängstlich. „Stände es in meiner Macht,“ schrieb er an seinen Bruder Johann, „so würde ich für Luther sorgen. Du kannst es dir aber gar nicht vorstellen, wie sehr mich die Anhänger Roms verfolgen. Wenn ich Alles erzählen wollte, so würdest du Wunder hören. Sie wollen Luthers Untergang, und sobald man Theilnahme für ihn bezeugt, wird man als Ketzer verschrieen. Möge Gott, der die Sache der Gerechtigkeit nicht versäumt, Alles zum Besten lenken!“

Wem nach solchen Thatsachen nicht klar wird, daß die Fürsten es nicht waren, durch welche Luther in Worms vor dem Schicksale des Hus bewahrt blieb, der will nicht sehen.

Niemand anders hat Luther in Worms gedeckt, als sein Gott durch Sickingens und der Ritter Schwert und durch die lautaufrauschende Theilnahme des gemeinen Mannes.

Damit sind nicht die Maueranschläge gemeint, in deren einem angeblich 400 verbundene Ritter den Römlingen Feind-

schaft ankündigten, weil man Ehre und göttlich Recht unterdrücke; während ein anderer mit dem Bundschuh und 8000 Mann Kriegsvolk, d. h. mit der Vereinigung der Ritterschaft und des Landvolks, drohte. Aber Franz von Sickingen hatte „geschworen, allen Gefahren zum Trotz die Sache der Wahrheit nicht zu verlassen"; in Worms selbst sprach er sich fest und eifrig für Luther aus; mehrere seiner Burgen lagen um Worms, nur ein paar Stunden davon. Kochläus, der Römling, der mit in Worms war, erzählt diesen Schrecken, welchen Sickingen den Römischen eingeflößt; man wußte unter diesen nicht anders, als er habe eine Kriegsmacht zu Roß und zu Fuß beisammen, bereit, damit hervorzubrechen, je nachdem die Sache Luthers in Worms ausfalle. Der kaiserliche Hof fühlte sich gar nicht wohl, so ohne Waffenmacht inmitten einer gährenden Bürgerschaft, welche Hermann vom Busch, Huttens Freund, öffentlich erhitzte, und einer drohenden bewaffneten Ritterschaft.

Erzbischof Albrecht von Mainz suchte den Kaiser auch seinerseits von jeder Gewaltsmaaßregel gegen Luther abzubringen, und setzte ihm die Lage und die Gefahr der Sache aus einander. Mit Karls Wissen und Willen versuchten mehrere Fürsten einige Tage lang, in freundschaftlichen Besprechungen Luther zur Nachgiebigkeit wenigstens in einigen Punkten zu bewegen, namentlich der Erzbischof von Trier. Luther blieb bei seiner früheren Erklärung, daß er die heilige Schrift allein als Richterin in seiner Sache anerkenne. Er sagte in einer Morgenbesprechung zu dem von Trier, an dessen Tafel er Abends als Gast, neben Fürsten und Herren, saß: „Gnädigster Herr, ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwei oder drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen." — „Also wollt ihr durchaus nur auf die heilige Schrift stehen?" warf der Kurfürst von Brandenburg dazwischen. — „Ja, darauf stehe ich, gnädigster Herr," sagte Luther. Daß die Hierarchie Roms auf die heilige Schrift als Richterin nicht eingehen konnte, wußte der Erzbischof viel besser, als Luther. Dieser Mann wollte dem Reformator von Herzen wohl. Er rieth ihm freundlich, von Worms abzureisen.

Wenige Stunden darauf erhielt Luther in seiner Herberge den kaiserlichen Befehl, daß er des andern Tags Worms verlasse, binnen zwanzig Tagen nach Wittenberg zurückkehre und unterwegs das Volk weder durch Predigen noch Schriften aufrege. Da Ermahnungen vergeblich gewesen seyn, so sehe sich der Kaiser veranlaßt, nun als Schirmherr des katholischen Glaubens weiter zu verfahren. — Sogleich schrieb Luther diesen ungnädigen Abschied des Kaisers und seine morgige Abreise dem Ritter Ulrich von Hutten. —

Am 26. April 1521, einem Freitag, reiste Luther mit seinen Freunden von Worms ab, und viel Volks gab ihm das Geleite, Morgens um 10 Uhr.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wartburg. Bibelverdeutschung. Melanchthon.

Der Reichstag zu Worms entschied die Nation für die Sache Luthers. Diesem Helden der Wahrheit vor Kaiser und Reich schlugen jetzt alle freien Herzen entgegen. Der Reichsherold Sturm, der ihn zurückgeleitete, gehörte jetzt zu seinen wärmsten Verehrern. Zwei Stunden von Hirschfeld kam ihm der Fürstabt dieser Stadt mit seinem Kanzler und großem Gefolg entgegen, um den Reformator einzuholen. An den Stadtthoren begrüßte ihn feierlich der Rath der Stadt. Nach der Tafel mußte Luther in des Fürstabts Bett schlafen, und des andern Tages gab dieser ihm wieder das Geleite, nachdem Luther auf das Drängen des geistlichen Fürsten Morgens 5 Uhr gepredigt hatte.

Schon von Friedberg aus hatte er den Reichsherold zurückgeschickt. Seine Feinde in Worms verbreiteten, überall rege er das Volk gegen den Kaiser und die römische Kirche auf: die Wahrheit war, unterwegs schrieb er zwei Briefe, den einen an den Kaiser und einen andern an die Stände des deutschen Reiches. Der letztere Brief durchlief ganz Deutschland im Druck mit Blitzes-

schnelle. Darin stand, wie es in Worms in Luthers Sache herging.

„In Worms,“ schrieb Kurfürst Friedrich an seinen Bruder Johann, „sind nicht allein Hannas und Kaiphas, sondern auch Pilatus und Herodes gegen Luther verbunden. Er wird in die Acht erklärt werden; man kann ihn nicht retten.“ Manche deutsche Fürsten verließen den Reichstag; zuletzt auch der Sachsenkurfürst, der von der Pfalz, der Kurfürst von Köln; sie gingen, statt auf ihrem Posten zu bleiben. So waren die Spanier, Italiener und die deutschen Römlinge allein Meister auf dem Reichstag. Aleander verfaßte den Entwurf des sogenannten Wormser Edikts gegen Luther; und Karl unterzeichnete das Edikt im Dome zu Worms, nach eben vollendeter Messe, unter den Weihrauchwolken, welche durch das Heiligthum wallten. Wohl aufgelegt, gedankenlos heiter war der zwanzigjährige Kaiser Karl, als er im Hause Gottes die Acht und Aberacht gegen Luther, den Mann Gottes, unterzeichnete, mit lügenhafter Fälschung des Datums durch die Römlinge. Denn das Edikt war rückwärts datirt auf den 8. Mai, um glauben zu machen, es sey erlassen noch in Anwesenheit aller Reichsfürsten. In Wahrheit geschah die erste Mittheilung desselben an die noch anwesenden Fürsten am 25. Mai. Sie geschah nicht in der Reichsversammlung, sondern gelegentlich, aber wohl berechnet, in des Kaisers Wohnung. Sie wurden damit überrascht, und es war keinerlei Berathung oder Besprechung darüber. Es fehlten alle Formalitäten. Unterzeichnet aber wurde es vom Kaiser am 26. Mai.

Darin war die Acht und Aberacht nicht nur über Luther ausgesprochen, sondern über alle seine Anhänger, Gönner und Freunde. Seine und ihre Schriften sollten verbrannt und für alle und jede Druckschriften die Censur eingeführt werden, damit nichts der Art mehr ins Volk komme.

Von Luther war in diesem vom Kaiser unterzeichneten und besiegelten aleanderischen Machwerk gesagt, er sey „nicht ein Mensch, sondern der böse Feind in Gestalt eines Menschen unter dem Ueberwurf der Mönchskutte“. Der habe „die aufs Höchste verdammten Ketzereien vieler Ketzer in eine stinkende Pfütze zusammen versammelt, und selbst etliche von Neuem erdacht“.

Lächerlich unlogisch, war aber gleich im unmittelbar darauf folgenden Satz der eben als der leibhafte Teufel in Mönchsgestalt gemalte Luther nur noch als ein solcher hingestellt, welcher „von allen denen, welche Gottesfurcht und Vernunft haben, als unsinnig oder als ein mit dem bösen Geiste Besessener geachtet werde".

Die Hauptanklage aber war, daß er, wie er durch viele Bücher voll Gotteslästerung die heilige Kirche unterdrücken wolle, sogar sich unterstehe, die Laien zu bewegen, ihre Hände im Blute der Priester zu waschen, und fortfahre, die Gottesfurcht, den Gehorsam und alles Regiment aufzuheben, wodurch das Volk zu Widersetzlichkeit gegen geistliche und weltliche Obrigkeit, zu Aufruhr und Zertrennung, Krieg, Todtschlag, Räuberei und Brand, nicht ohne höchste Gefahr für die ganze Christenheit, verleitet werde. Er wolle ein neues, von allen Gesetzen loses, viehisches Leben in die Welt einführen; und wie er die Satzungen der Väter und das heilige kanonische Recht öffentlich verbrannt habe, so würde er noch übler mit den Büchern der weltlichen Rechte verfahren seyn, wofern er sich nicht mehr vor dem weltlichen Schwert, als vor dem Banne des Pabstes, gefürchtet hätte.

Somit war Luther vom Kaiser und den Römlingen verurtheilt, vorzugsweise, als habe er aufgefordert und aufgeregt zu einer blutigen Revolution gegen Kirche und Staat, nicht zu einer bloß geistigen Revolution, sondern zu einer mit Todtschlag, Raub und Brand.

Jedermann war in dem Edikt aufgefordert, nach Ablauf der zwanzig Tage des Geleites, bei Strafe des Verbrechens der Majestätsbeleidigung, diesen Martin Luther nicht zu hausen, zu hofen, zu ätzen, zu tränken und zu enthalten, noch ihm mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich, irgend eine Hülfe zu beweisen; sondern, wo er betroffen würde, ihn gefangen zu nehmen, und ihn wohlverwahrt an den Kaiser einzuliefern.

In gleiche Acht waren im Edikt die Anhänger Luthers erklärt: Jedermann soll sie niederwerfen, fahen und ihre Güter zu seinen Handen nehmen.

Luthers Schriften, mit ihren „mancherlei Giften" für die Seele,

sollen vertilgt werden, durch Feuer und in anderem Wege. Eben so sollen alle lutherischen Dichter, Schreiber, Drucker und Maler, auch Verkäufer und Käufer solcher Schriften und Malereien mit Leib, Gut und Gerechtigkeiten verfallen seyn, gefangen gelegt und nach Gutdünken gegen sie verfahren werden.

Das Edikt schloß: „Ob Jemand, in was Würden, Stand oder Wesen der wäre, wider diese unsere christliche oder kaiserliche Meinung freventlich handelte, so soll wider denselben nach Form des Bannes und kaiserlicher Acht gehandelt werden."

Das ist das Edikt von Worms. Luther hatte auf dem Reichstag besonders den nationalen, den patriotischen Standpunkt mit starker Betonung eingenommen: in seiner Verurtheilung war nun auch sein politischer Standpunkt ganz besonders betont, ja in den Vordergrund gestellt. Luther hatte sich an die von Rom ausgesaugte Nation, wie an die Herren und Städte, so an den armen gemeinen Mann, ausdrücklich zu Worms angelehnt: das Edikt rief nun die Gewalten des Bestehenden gegen ihn auf, der auf Umsturz ausgehe.

Hätte man bisher den Gang der Dinge zu Worms und das Edikt von Worms wahrheitsgetreuer gegeben und beachtet, so wäre auch der Fortgang der Dinge in ein richtigeres Licht getreten.

Welsche und deutsche Römlinge jubilirten, selbst der noch ganz unreife Kaiser glaubte die Sache damit abgethan, und zeigte, daß man ihm mit Recht den Spruch der Schrift auf seinen Nachttisch in Worms gelegt hatte: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist."

Karls Höflinge sagten, sich die Hände reibend: „Es ist das Ende des Trauerspiels." — „Ich meine," sagte Alfons Valdez, „nicht das Ende, sondern der Anfang ist es des Trauerspiels."

Ein Beweis, daß der zwanzigjährige Karl nicht lauter höfische Leerheit um sich hatte, sondern wenigstens auch Einen von Geist und Vorausschau, der, was er hier auf deutschem Boden sah, in Verbindung zu setzen wußte mit dem, was eben jetzt den Boden seiner spanischen Heimath zu bewegen anfing, und der Beides zu begreifen wußte, als Ausflüsse Einer Quelle, nämlich des Geistes, der in der Zeit lag.

Dem an Verstand noch sehr unreifen Karl V. die Gesichtspunkte der Sachlage in Deutschland zu verrücken, hatten die Römlinge darum ein desto leichteres Spiel gehabt, weil eben jetzt in seinem Königreiche Spanien die Gemeinden, die Städte und Flecken, ihre alten Freiheiten und Rechte zurückforderten und sich erhoben hatten, gegen deren Unterdrückung Seitens der geistlichen und weltlichen Herren und theilweise auch Seitens der Krone.

Dieser Kampf des Volkes in Spanien rief jetzt den Kaiser ab, und hielt ihn lange im Westen fest. Das, und das Unverständniß des Kaisers für die deutsche Sache, lag auch in der höheren Fügung.

Im Thüringer Walde hatte Luther seine alte Großmutter und seine Verwandten im Dorfe Möra besucht und reiste andern Tags mit seinem Kollegen Amsdorf und seinem Bruder Jakob weiter. Sie fuhren durch den Wald auf Waltershausen zu. Die Stille der Gegend war sehr heimlich, sie kamen an die verödete Kirche von Glisbach, in der Ferne ragte das Schloß Altenstein, und sie fuhren in den Hohlweg hinein. Plötzlich rief eine mächtige Stimme Halt! Fünf vermummte Reiter, bis zu den Zähnen bewaffnet, umringten den Wagen, einer ergriff Amsdorf und hielt ihn ab, der Kutscher wurde niedergeworfen, Luther von drei Reitern aus dem Wagen gehoben, ehrerbietigst, mit einem Reitermantel schnell bekleidet und auf ein bereit gehaltenes Pferd gesetzt. So ging es davon.

Entweder war zu Worms, wie Seckendorf berichtet, zwischen ihm und den Räthen seines Kurfürsten, Thun, Feilitzsch und Spalatin, das Ganze verabredet worden, oder hatte Luther wenigstens einen Wink vorher erhalten, und im Hohlwege war ihm die Losung ins Ohr geflüstert worden. Denn Luther wehrte sich weder mit einem Laut, noch mit der That. Damit Niemand erfahre, wohin er gebracht werde, ritten sie mit ihm nach Brederode, dann wieder zurück, darauf in die Kreuz und Quer.

Luthers Bruder Jakob, der gleich beim Anblick der Reiter aus dem Wagen und in den Wald gesprungen war, brachte es nach Waltershausen und bald in den ganzen Thüringer Wald; der Kutscher, welcher mit Amsdorf nach Wittenberg hineinjagte,

brachte es dorthin, „Luther sey seinen Feinden in die Hände gefallen“. Durch alle deutschen und welschen Lande lief dieses Gerücht, Vielen zum Schmerz, Vielen zur Freude.

Luther aber war in einen sichern Zufluchtsort gebracht worden, „durch vertraute und verschwiegene Leute“, die ihm überaus zugethan waren, und sein Kurfürst hatte ausdrücklich bestimmt, daß er an einen Ort verbracht werde, „den er, der Kurfürst, selbst nicht wisse“. So konnte der Kurfürst überall hin sagen, daß er von Luther nicht wisse, wo er sey.

Ob ihm wohl welsche Tücke zwischen Eisenach und Wittenberg auflauerte? — Die Freunde Luthers, welche ihn entführten, scheinen Verfolger gefürchtet zu haben. Luther war des Reitens nicht gewohnt und ermattete; sie hielten einige Augenblicke Rast, und Luther trank aus einer Quelle, welche noch heute der „Luthersquell“ heißt. Nachts gegen 11 Uhr ritten sie langsam einen Berg hinauf, und aus dem dunkeln Gehölz des Thüringer Waldes blinkte eine alte Burg mit ihren Mauern und Thürmen, hoch und einsam. Die Thore öffneten sich vor ihnen, und schloßen sich wieder. Luther wurde in ein für ihn hergerichtetes Gemach geführt. Da lag ein Reiterkleid und ein Degen. Zwei Ritter Sachsens begrüßten ihn, Burkhard von Hundt, Herr zu Altenstein, und Hans von Berlepsch, der Vogt auf der Wartburg.

Das Schloß im Walde, worauf Luther sich befand, war die Wartburg, eine halbe Stunde von Eisenach. Er hieß hier nur Junker Georg, ließ sich Bart und Haupthaar wachsen, und die Leute auf der Burg kannten ihn nur als Junker Georg. Hier konnten ihn die Folgen der Reichsacht nicht erreichen. Dem lebensdrangvollen Manne war der Aufenthalt in dieser Abgeschiedenheit zuerst sehr peinlich, er fühlte sich oft krank und verdüstert. „Ich wollte lieber für die Ehre des göttlichen Worts auf glühenden Kohlen brennen, als so halb lebend verfaulen,“ schrieb er einmal. Nur wenige Vertraute wußten um seinen Aufenthalt, und während man in Deutschland sein Verschwinden beweinte, hatte Luther hier Zeit und Gelegenheit, sich selbst innerlich zusammen zu fassen und sich umzuwandeln.

Leicht hätte er nach dem großen Siege zu Worms, unter

dem Beifall der Nation und seiner ihm zunächst stehenden Verehrer, nach menschlicher Schwachheit sich überheben und von ihnen sich fortreißen lassen können auf Bahnen, auf welchen rasch niedergerissen, aber keine neue Kirche gebaut worden wäre. Vor dieser Veräußerlichung seiner selbst und seiner Aufgabe bewahrte ihn die Wartburg und die Waldstille um sie her. Er wurde hier von selbst zur Heiligung und zur Vertiefung geführt. Hier trank er, tiefer schöpfend als bisher, aus den lebendigen Wassern des göttlichen Wortes; hier lernte er erst recht fleißig griechisch und hebräisch; hier reifte in ihm der Gedanke, die ganze heilige Schrift aus den Grundsprachen ins Deutsche zu übersetzen, und hier vollendete er die Verdeutschung des neuen Testaments.

Das war Luthers größte That. Schon seit vierzig Jahren gab es gedruckte deutsche Uebersetzungen der Bibel; aber diese waren nur aus der Vulgata übersetzt, nicht aus den Grundsprachen; sie enthielten ein schlechtes Deutsch, und waren geschmacklos, weder dem Gebildeten noch dem gemeinen Manne recht lesbar. Jetzt kam Luthers Genius über das Griechische und Hebräische der heiligen Schrift und er übertrug dieselbe mit sprachschöpferischem Geiste ins Deutsche, so wunderbar herrlich, daß die Freunde davon entzückt waren, die Feinde bewunderungsvoll davor stille standen. Als Luther in diesem herrlichen Deutsch die Bibel seinen Deutschen ans Herz legte, pflanzte er eben damit die Wurzel der Reformation, fortan unverwüstlich, der Nation ins Herz.

Luthern stand, wie Keinem, die deutsche Muttersprache in ihrer ganzen Fülle des Wohllauts, der kernhaften Kraft und der seelenvollsten Schönheit zu Gebot, und wie nun Luther in seiner Bibelverdeutschung aus einer und derselben Quelle christlichen Glauben und deutsche Muttersprache mit einander so in Klarheit und Kraft hervorströmen ließ, da war die Wirkung ohne Gleichen. Die Nation stand, horchte und that ihm ihr Herz weit auf. „Man hat Gott deutsch reden hören,“ hieß es in Sachsen und Schwaben; „Gott hat zu diesen letzten Zeiten deutsch geredet und zuvor nie nicht!“

In Luthers deutscher Bibel kamen alle Erfordernisse zu einem

Volksbuch zusammen, und unberechenbar war nach allen Seiten hin der Einfluß davon, daß Luther die Bibel zum Volksbuch, zum Buch des Lebens im wirklichen Sinne, zum Buch der Welt machte.

Wie lange war nicht der Verstand der Völker im Aberglauben gefangen genommen und die Welt im Namen Gottes tyrannisirt worden, und man hatte sich für die Grundsätze des Despotismus auf die heiligen Schriften berufen, als wären diese Grundsätze Schriftgedanken und Schriftgebote; man hatte aber zugleich den Völkern die Bibel zu entziehen gewußt.

Luther war es nun, welcher den Völkern die Bibel in die Hand gab, nicht bloß den deutschen Völkern, sondern den Völkern überhaupt. Denn erst durch Luthers Bibelverdeutschung kam auch in die englische und die böhmische Bibelübersetzung und eben so später in die französische der wahre volksthümliche Geist: Luthers Bibelverdeutschung hat allen Uebersetzungen der Bibel in andere Sprachen erst die rechte Seele und den rechten Ton eingehaucht.

Die Völker konnten jetzt aus den heiligen Schriften sich selbst unterrichten, sie konnten vergleichen und Schlüsse ziehen, wie für den Glauben, so für die bürgerlichen Rechte und Pflichten eines Christenmenschen; denn das stand hier in großen Zügen allgemein verständlich, was die Christen ihrem G o t t und was die Christen e i n a n d e r schuldig waren.

Die ganze Bibel wurde zwar erst zwölf Jahre später in der Verdeutschung vollendet, mit den Apokryphen, welche im Jahre 1534 gedruckt wurden. Denn das alte Testament erschien langsam, in größeren Zwischenräumen, stückweise im Druck. Die Verdeutschung hatte beim damaligen Standpunkt der Sprachenkunde und ihrer Hülfswissenschaften ungeheure Schwierigkeiten.

Aber Luther that es, wie er selbst sagt, „zu Dienst den lieben Christen und zu Ehren Einem, der droben sitzt“, und darum ließ er sich keine Mühe und keine Schwierigkeit verdrießen. Beim alten Testament waren ihm die Gelehrten in Wittenberg mit Beihülfe zur Hand, namentlich B u g e n h a g e n, J u s t u s J o n a s, N i k o l a u s v o n A m s d o r f, neben Anderen, vorzugsweise aber auch hier M e l a n c h t h o n.

Mit Karlstadt war er damals schon entzweit. Von dessen orientalischer Gelehrsamkeit hatte er viel gelernt. Die sieben Bußpsalmen, welche Luther schon 1517 verdeutschte, waren unter Karlstadts Augen übersetzt; und zweierlei dürfte die Kirchengeschichte nicht vergessen, erstens, daß, als im Jahre 1525 Karlstadt, nach dem blutigen Ausgang des Bauernkriegs, sein auf den Tod von den Fürsten vervehmtes Haupt zu Luther ins Augustinerkloster flüchtete, dieser ihn fast zwei Monate bei sich verbarg, bis er sich in die Schweiz retten konnte; und zweitens, daß in dieser Stille des Augustinerklosters Karlstadt gewiß mit thätig war an der Bibelverdeutschung.

Die Hauptsache für die Förderung des Christenthums war die Verdeutschung der vorzugsweise christlichen Schriften, d. h. des neuen Testaments.

Nachdem Luther die Verdeutschung des neuen Testamentes auf der Wartburg vollendet hatte und wieder in Wittenberg seinen Sitz nahm, ging er die Uebersetzung noch einmal durch mit Melanchthon.

Philipp Melanchthon hieß eigentlich Schwarzerd. Er war der Sohn eines Waffenschmieds zu Bretten in der Rheinpfalz, und am 16. Februar 1497 geboren. Gebildet in Heidelberg und Tübingen, unter Anleitung seines Großoheims Reuchlin, erschien er, als ein frühreifes Talent, schon im Jahre 1513 auf dem Gebiete der Schriftstellerei mit einer griechischen Grammatik, und im Jahre 1514, also siebenzehn Jahre alt, auf dem Katheder der Universität Tübingen und las über die Klassiker und die Philosophie des Aristoteles. Zu Ende des Jahres 1518, in seinem ein und zwanzigsten Jahre, wurde er auf Reuchlins Empfehlung Professor der griechischen Literatur in Wittenberg.

So wuchs dem Reformator Luther in demselben Jahre, in welchem Staupitz von Sachsen wegging, eine neue Kraft in Melanchthon zu, welcher der tüchtigste Mitarbeiter Luthers wurde. Von da an wirkte der Sohn des kunstreichen Waffenschmieds neben dem Sohne des ernsten Bergmanns am Werke der Reformation, das stille sanfte Licht Melanchthon neben der Feuerflamme Luther. Melanchthon war ein vielseitig begabtes Talent

mit reichen Kenntnissen, mit großem Lehrgeschick, mit feinem Geschmack und scharfer Dialektik, aber ohne alles schöpferische Vermögen. Melanchthon wußte lichtvoll und mit Anmuth, was er gab, zu geben, und die Zahl seiner Zuhörer aus allen Ländern Europas stieg zuweilen auf zweitausend.

Aber es war mehr geschmackvolle Verarbeitung des Empfangenen. Man fühlt es allen Schriften Melanchthons an, daß man hier nicht Schätze vor sich hat, welche aus den tiefen Schachten der eigenen Brust entnommen sind, sondern daß dieses ein angeeigneter Besitz ist, was er hat und gibt. Den besten Gedanken, welche sich bei Melanchthon finden, fehlt die Frische, welche jeder Gedanke eines schöpferischen Geistes an sich hat, und nirgends findet sich bei ihm etwas von der Tiefe des Gemüths, von den großen gewaltigen Empfindungen, von dem Schwunge der Begeisterung, von der Charakterkraft und dem Neues schaffenden Genius Luthers.

Bei aller Reizbarkeit des Gelehrten, der sich leicht verletzt fühlte und mißstimmt wurde, war Melanchthon eine milde Natur im Vergleich mit der stürmischen Eroberersnatur Luthers, geschmeidig und nachgiebig, während Luther fast schroff, oft in einen Satz verbissen war. Oft hat Melanchthon vermittelt, wo durch Luthers Streitlust ein Riß drohte, oder über dem Streite das Christenthum litt, und wo Luther hochfahrend und maaßlos war, hat Melanchthon ermäßigt und mit Ruhe und Bescheidenheit ausgeglichen.

Gerade so, wie Luther war, der ganze Luther mit diesen Lichtern und mit diesen Schatten, so und nicht anders vermochte er die Reformation zu beginnen und fortzuführen. Luther selbst zeichnet sich und Melanchthon also: „Ich," schrieb er im Jahre 1529, „ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, welcher Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich."

Melanchthon hatte eine schöne Einfalt des Gemüthes, und wurde frühe berührt von dem göttlichen Hauche der heiligen Schriften. Luther holte sich daraus heilige Waffen gegen die Verderbniß der Kirche und der Welt; Luther sagte: „Gottes Wort ist ein Schwert, ein Krieg, eine Vernichtung; es trifft die Kinder Ephraim wie die Löwin im Walde." Melanchthon fand darin Stärkung, Balsam fürs zerrissene Herz, für die Wunden des Lebens; Melanchthon sagte: „Der heiligen Schrift wohnt ein wunderbarer Geist inne, Himmelsambrosia ist darin."

Melanchthon schaute auf zu Luther, als zu dem, „mit dem Keiner verglichen werden könne", der „göttliche Gaben habe, welche anderer Menschen Anlagen weit übertreffen"; er verehrte ihn als „einen einzigen Mann, einen Heros, durch welchen Gott Großes ausführen wolle". Als Melanchthon auf Luther die Leichenrede hielt, sagte er von ihm, derselbe gehöre „unter die Zahl und in die Ordnung der hohen Männer, welche Gott sonderlich erweckt und gesandt habe, seine Kirche auf Erden zusammen zu bringen und wieder aufzurichten; solche Leute seyen die schönste Blüthe oder der beste Kern des menschlichen Geschlechts. Solche hohe Wunderleute, Lehrer und Häupter, seyen Jesaias, Johannes der Täufer, Paulus, Augustinus und Doktor Luther".

Weil Melanchthon den vollen Begriff des ganzen Luther hatte, nahm er gerne die großen Schatten mit den größeren Lichtern hin, er nahm die Flecken in der Sonne mit in den Kauf, und denen gegenüber, welche die Derbheiten und die Witze Luthers und das Ungeschlachte und Maaßlose, worein Luther manchmal verfiel, bitter rügten, nahm Melanchthon, wie es früher schon Hutten gegen Erasmus für Luther gethan hatte, warm in Schutz, und verglich ihn mit einem irdenen Gefäß, welches hinter grobem Aeußern einen köstlichen Schatz berge; und als einmal Viele an Luthers Auftreten in einem besondern Falle Aergerniß nahmen, sagte Melanchthon: „Ich möchte den Geist Martins nicht leichtfertig stören in dieser Sache, zu der er von der Vorsehung berufen erscheint."

In den ersten Jahren war Luther so für Melanchthon, sein

helles Auge und seine Sprachenkenntniß eigenommen, daß er einmal sagte, er würde jede Meinung aufgeben, welche sein Philippus verwerfen würde. Das hat er später freilich nicht immer gehalten.

Mit diesem Melanchthon nun ging Luther seine Verdeutschung des neuen Testaments vor dem Druck nochmals durch, Luther, jetzt im vierzigsten Jahre und noch ganz der Mann feuriger Begeisterung; Melanchthon, der Jüngling mit fünf und zwanzig Jahren, und doch schon ganz der Mann des kühlen Verstandes.

Täglich wurden auf mehreren Druckpressen 10,000 Bogen am deutschen neuen Testament gedruckt, und am 21. September 1522 war die erste vollständige Ausgabe dieses heiligen Buches erschienen, in einer Auflage von 3,000 Exemplaren, in zwei Folianten, mit dem Titel: „Das neue Testament. Deutsch. Wittenberg.“ Auf dieser ersten Ausgabe hatte Luther seinen Namen nicht genannt. Noch in demselben Jahre erschien eine zweite Auflage, schon nach anderthalb Monaten. Um anderthalb Gulden konnte man jetzt die Urquelle des christlichen Glaubens sich erwerben.

Zehn Jahre darauf war das deutsche neue Testament schon siebenzehnmal zu Wittenberg, dreizehnmal zu Augsburg, dreizehnmal zu Straßburg, zwölfmal zu Basel aufgelegt; daneben gab es Drucke desselben in Leipzig, Erfurt, Grimma. So heilsbegierig trank alles Volk aus der neu eröffneten Quelle, und so wunderbaren Vorschub that die neu erfundene Buchdruckerkunst der Reformation.

Diese herrliche Bibelverdeutschung Luthers vollendete den Durchbruch der Reformation, machte die Niederlage der Hierarchie unwiederherstellbar, und Luther vollends allenthalben zum Manne der Nation auf deutschem Boden, zum gefeierten Helden des Lichtes in Europa. Alle Schriften Luthers und aller Mitarbeiter am Reformationswerke konnten zusammen nicht den tausendsten Theil der Wirkung haben, als das neue Testament selbst, so wie es jetzt durch Luthers Verdeutschung und durch den wohlfeilen Druck zum allgemeinen Volksbuch gemacht war.

Schon seit der Mitte des Sommers 1521 war die Trauer

über Luthers Verschwinden in Freude und Begeisterung übergegangen, da eine Reihe kleiner, aber vom kühnsten Geiste Luthers getragener Schriften bezeugte, daß der von den Einen so geliebte, von den Andern so gefürchtete Mann nicht todt, sondern noch am Leben sey, seines Armes mächtig in der alten Waffenrüstung gegen den alten Feind. Nur wo er war, wurde nicht gesagt, als den Freunden, welchen er selbst es als Geheimniß schrieb.

„Ich bin ein seltsamer Gefangener," schrieb er einmal so an einen Freund; „denn ich sitze hier eben so wohl mit meinem Willen, als wider meinen Willen." Gerade die neuesten Schriften aus seiner Verborgenheit ließen es seinem Kurfürsten und dessen Vertrauten noch gar nicht räthlich erscheinen, daß er in die Welt zurückkehre. Er hatte gegen die Ohrenbeichte, gegen die Todtenmessen, gegen die Klostergelübde geschrieben, am allerstärksten aber gegen den Erzbischof und Kurfürsten Albrecht von Mainz.

Im Gebiete Magdeburgs hatte man mit oder ohne Wissen Albrechts das Handelsgeschäft des Ablasses wieder aufgenommen, weil Luther verschwunden war. Das hörte Luther und schrieb sogleich „wider den neuen Abgott zu Halle". Diese Schrift ließ aber Luther vorerst nicht drucken, sondern schickte sie mit einer Strafpredigt selbst an den Kardinal-Erzbischof nach Halle, mit der Drohung, er werde sie nach vierzehn Tagen drucken lassen, wenn bis dahin der Ablaßgräuel nicht abgestellt sey.

„Ist derohalben," schrieb der Doktor dem deutschen Kurfürsten, „meine unterthänige Bitte, Ew. kurfürstliche Gnaden wolle das arme Volk unverführt und unberaubet lassen, und sich als einen Bischof und nicht als einen Wolf erzeigen. Ew. Gnaden denke nur nicht, daß Luther todt sey. Er wird auf den Gott, der den Pabst gedemüthigt hat, so frei und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfahen, dessen sich nicht Viele versehen. Darum, wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gut Ew. kurfürstliche Gnaden wie den Pabst öffentlich antasten und aller Welt anzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf."

So schrieb der Mönch Luther, der mit des Pabstes Bann

und mit des Reiches Acht und Aberacht Belastete an des Reiches Kurfürsten und der römischen Kirche Kardinal.

Und der Letztere demüthigte sich vor dem Gebannten und Geächteten und antwortete eigenhändig: „Lieber Herr Doktor, ich habe euren Brief empfangen und gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen; versehe mich aber gänzlich, die Ursache sey längst abgestellt, die euch zu solchem Schreiben bewegt hat. Ich will mich dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zusteht, so weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleiht."

So schrieb dieser edle deutsche Fürst, dessen Lichter entschieden größer sind als seine Schatten; er hatte ein Herz voll schöner Menschlichkeit. Er schrieb so, nicht etwa bloß aus Furcht, weil Luther eine Großmacht in der Zeit war, sondern theils aus den früher angedeuteten politischen Gründen, theils weil er um diese Zeit innerlich der Reformation sich zuneigte; denn noch war Capito, der Mann des Evangeliums, sein Beichtvater.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die unmittelbaren Vor- und Mitarbeiter der Reformation.

So sehr Luther auf der Wartburg freie Hand hatte, auf die deutsche Nation einzuwirken, und an Allem, was in Wittenberg und Sachsen vorging, Theil zu nehmen, durch Schriften und brieflichen Verkehr: so unerträglich wurde ihm immer mehr der Aufenthalt in der Enge der Mauern. War schon das frühere Klostermönchsdaseyn der lebens= und thatendrangvollen Natur Luthers etwas ganz Widernatürliches gewesen, so war jetzt diese Wartburgabgeschiedenheit dem zum Führer der Nation Gewordenen in die Länge etwas Widernatürliches, die feinsten Nerven der Seele und des Leibs Peinigendes.

Mit dem genialen Instinkt, den er, wie jeder große Mann, hatte, war es ihm, als ob sein angefangenes Werk der Refor=

mation, ohne seine Anwesenheit mitten drin, zu Scheitern gehen möchte. Daß dieses Gefühl ein richtiges war, zeigte der Erfolg. Aber wenn dieses Gefühl über ihn kam, vermochte er sein Daseyn in der Wartburgsenge kaum zu ertragen. In seinem an Seele und Leib leidenden Zustand schrieb er einmal an Melanchthon: „Wenn ich zu Grunde gehe, so verliert das Evangelium nichts; du folgst mir wie Elisa dem Elias mit seinem Geiste zwiefältig.“

Auch hier überkam ihn die Täuschung, und noch mehr als bisher, die ihn fürchten ließ, Alles sey abgefallen, und er eigentlich der alleinige Kämpfer nebst Melanchthon. „Diener am Wort,“ schrieb er an diesen, „hüte die Mauern und Thore Jerusalems, bis einst die Feinde dich getroffen haben. Wir allein stehen noch im Treffen; sie werden dich nach mir aufsuchen.“

In solchen düsteren Stunden, wo er seiner Verbannung, welche, wie er es selbst bezeichnete, mit seinem Willen und wider seinen Willen war, satt und maßleidig war, rechnete er sehr auf einen Volksaufstand der deutschen Nation.

Da hat er geschrieben: „Wenn der Pabst Alle, die für mich sind, antastet, so gibt es einen Aufstand in ganz Deutschland. Je mehr der Pabst es versucht, desto eher wird er mit den Seinigen untergehen, und ich zurückgerufen werden. Gott erweckt den Geist der Menge und regt die Völker auf. Mögen unsere Feinde unsere Sache in ihren Armen ersticken wollen, diese wird nur wachsen und aus der Verstrickung nur mächtiger hervorgehen.“

Während Luther auf der Wartburg schrieb und die Bibel verdeutschte, machte der Geist der Reformation immer weitere Fortschritte, und fing an, das Leben umzugestalten. Schon traten einzelne Priester in die Ehe. Der Erste darunter war der Rektor in Kemberg, Bernhard Feldkirchen; der Zweite hieß Seidler. Sie wurden sogleich von ihren Obern in den Bann gethan. Herzog Georg von Sachsen lieferte Seidler seinen Oberen aus, und dieser starb im Gefängniß eines Klosters. Kurfürst Friedrich von Sachsen aber lieferte Feldkirchen nicht aus. Der Kurfürst sey

kein Polizeidiener, sagte Spalatin; und Feldkirchen sagte: „Die Nothwendigkeit, das göttliche Recht aufrecht zu erhalten, zwang mich, die menschlichen Einsetzungen zu verletzen."

Luther war sehr erfreut, daß Priester anfingen, sich zu vermählen. Karlstadt, Melanchthon und die andern Wittenberger wollten die Freiheit, in die Ehe zu treten, auch den Mönchen und Nonnen gewähren. In die Mönchsheirath konnte sich Luther jetzt noch nicht finden: „mir werden sie keine Frau aufdringen," schrieb er, und doch erklärte er dem ganzen Mönchsthum den Krieg, und sprach aus: „Man muß die Klöster als des Teufels Hurenhäuser von Grund aus zerstören."

Zu Wittenberg beschloßen seine Ordensbrüder auf einer daselbst gehaltenen Augustinerversammlung, die Klöster für Jeden aufzuthun, der daraus in die Welt treten wolle, und die stille Messe abzuthun. Sogleich traten dreizehn Augustiner aus dem Kloster aus und legten ihre Ordenskleider ab. Am 20. Oktober hatte die Universität, und als deren Berichterstatter Melanchthon, dem Kurfürsten ihr Gutachten über die Messe abgegeben, welches damit schloß: „Die Bischöfe, welche sich der Gottlosigkeit der Messe nicht widersetzen, seyen verflucht."

In demselben Monat genoß Karlstadt mit zwölfen seiner Freunde das Abendmahl in der Stille so, wie es Jesus Christus eingesetzt hatte. Am Sonntage vor Weihnachten verkündete er von der Kanzel, daß er Allen, die herzutreten würden, am Neujahrstage das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen, alle andern Gebräuche als unnütz weglassen und kein Meßgewand dabei anlegen werde. Da er hörte, daß man ihm von einer Seite entgegentreten wolle, hielt er schon am Christfeste das Abendmahl in deutscher Sprache; er hob die Hostie nicht empor, sondern er gab Allen Brod und Wein mit den Einsetzungsworten.

Eingeladen hatte er mit den Worten: „Wen seine Sünden drücken und wen nach der Gnade Gottes hungert und dürstet, der komme und empfange das Blut und den Leib des Herrn."

Nur fünf Kommunikanten waren in den Beichtstuhl getreten. Alle Anderen betheiligten sich nur an der allgemeinen Beichte, die Karlstadt hielt. Am Schluß verkündete er Allen die Ver-

gebung der Sünden, wofern sie wahre Reue haben, und entließ sie mit keiner andern Bußauflage, als den Worten: „Sündiget hinfort nicht mehr!“ Von da an blieb diese Form des Abendmahls in Wittenberg. Bald darauf verheirathete sich auch Karlstadt. Zuvor noch hatte er den Rath der Stadt vermocht, alle Häuser unerlaubter Vergnügungen zu schließen; und an die Mönche im Minoritenkloster erging das amtliche Schreiben, man werde künftig keine Bettler mehr in der Stadt dulden, Bettler dürfe es in der Christenheit nicht geben; daher möchten sich die jüngern Mönche anschicken, eine Kunst oder ein Handwerk zu lernen, die älteren, als Krankenwärter in Spitälern zu nützen. Zugleich schlug Karlstadt vor, die Güter der Brüderschaften zum Besten der Armen einzuziehen.

An manchen andern Orten wurde gleichfalls, wie in den Glauben, so auch in den Gottesdienst und die Sitten die Reformation eingeführt. Auf Karlstadts Antrag sollte die Armenpflege von den Bürgern selbst in die Hand genommen, in jeder Straße ein Mann für die Armenpflege aufgestellt, und fortan die Universität oder der Rath der Stadt es seyn, vor welche offenbares Aergerniß gebende Sünder zur Abrügung zu laden seyen.

Mit der Abschaffung der Messe und der Ohrenbeichte, mit der Verheirathung der Priester und Mönche, mit der Oeffnung der Klosterpforten, mit der Rückführung des Abendmahls auf die urchristliche Form waren große Fortschritte gemacht, der Kirche ihre Freiheit und ihre Sittlichkeit zurück zu geben, ein wahrhaft christliches Leben zurück zu führen, und eben damit war allem Dem der Sturz nahe, was sich durch den Gewissenszwang und die Fälschung der Wahrheit festgesetzt, und als hochmüthiges Priesterthum und als Pabstmacht bisher geherrscht hatte.

Die Reformen in Glauben, Gottesdienst und Sitten schienen ohne Luther, durch Andere, ja wie von selbst, sich fortan durchführen zu wollen; und es trat jetzt erst recht zu Tage, wie außer Luther, vor und neben ihm, zahlreiche reformatorische Kräfte waren und wirkten, und zwar nicht nur Kräfte der Persönlichkeiten, sondern auch Kräfte der Verhältnisse und der Umstände.

Sehr vorgearbeitet hatte Erasmus von Rotterdam, sowohl durch seine kritischen Ausgaben altklassischer Schriften und einzelner Kirchenväter, seine Uebersetzungen aus dem Griechischen, und namentlich durch die Herausgabe des griechischen Grundtexts des neuen Testaments, den er zuerst drucken ließ, und zwar kritisch gesichtet, im Jahre 1516; als auch durch seine Erläuterungen zum neuen Testament, durch seine Schriften über das Gebet, den christlichen Ehestand, durch das Lob der Narrheit, welche Schrift bei Lebzeiten ihres Verfassers gegen dreißig Auflagen erlebte, wie durch seine Schrift: „Vertraute Gespräche".

In allen seinen Schriften nahm er Gelegenheit, den Aberglauben der Laien einerseits, und die Unwissenheit und Barbarei der Geistlichen, sonderlich der Mönche, andererseits, namentlich auch der Letzteren Nichtsnutzigkeit, Erbschleicherei, Albernheit und Lasterhaftigkeit zu verspotten, die Verkehrtheiten der Zeit, den Aberwitz der Scholastiker, die Plackereien der kirchlichen Regeln, und selbst die Herrsch- und Habsucht des römischen Hofes zu rügen; eben so die Wallfahrten.

Aber Erasmus schrieb lateinisch. Das eigentliche Deutsch verstand der Rotterdamer nicht. Auch war Erasmus nicht bloß schüchtern, sondern feig, nicht bloß vornehm den Volksbewegungen gegenüber, sondern furchtsam und ängstlich, in irgend einen Parteienstreit verwickelt zu werden. Wo er witterte, wo es ihn anhauchte, als sey hier etwas „Tragisches" im Werk, da hielt er sich ferne; „er blieb für sich", wie die Briefe der Dunkelmänner von ihm sagen.

Schon an den Gefechten, welche die Humanisten, die sich um Reuchlin schaarten, mit den Finsterlingen hatten, nahm Erasmus keinen Theil.

Reuchlin war einer der ausgezeichnetsten Väter des Humanismus, einer derer, die das deutsche Volk aus dem Dunkel des absterbenden Mittelalters durch Verbreitung des klassischen Geschmacks und Lichtes ins Hellere heraus zu arbeiten bemüht waren. Ihn und Erasmus hat der jugendliche Hutten die beiden Augen Deutschlands genannnt. Neben der griechischen und lateinischen Sprache baute Reuchlin namentlich die Kenntniß der hebräischen

Sprache an, und bereitete so die Verdeutschung des alten Testamentes vor. Die finsteren Kölner Theologen drangen auf gewaltsame Bekehrung oder Vertreibung aller Juden im deutschen Reich und auf Verbrennung aller jüdischen Bücher, welche etwas gegen das Christenthum enthalten. Reuchlin, welcher unter Anderen von Kaiser Max zu einem Gutachten aufgefordert war, gab dieses dahin, daß man der Juden Bücher nicht verbrennen, und sie selbst durch Ueberzeugung sanftmüthig und gütlich zum christlichen Glauben mit der Hülfe Gottes bringen solle. Dadurch machte er sich die finstern Kölner Theologen zu Todfeinden, besonders einen getauften Juden, Johann Pfefferkorn. Alle Finsterlinge, obenan der Ketzermeister Jakob Hochstraten, traten gegen Reuchlin ins Feld, und verbrannten eine gegen sie gerichtete Schrift desselben öffentlich zu Köln, am 10. Februar 1514.

Alle Männer des Fortschritts und der Bildung, alle freien Geister nahmen für Reuchlin Partei: es war ein allgemeines Gefühl, daß hier in ihrem Vorkämpfer die Bildung und Geistesfreiheit überhaupt bedroht sey, bedroht durch ein weitverzweigtes Komplott der Finsterlinge. Unter Allem aber, was gegen die Letzteren geschrieben wurde, hat ihnen nichts so viel Schaden gethan, als die „Briefe der Dunkelmänner", welche aus dem kampflustigen jugendlichen Kreise Ulrich Huttens hervorgegangen sind.

Diese erdichteten Briefe, in welchen die Hauptfinsterlinge zu Köln und in andern Nachteulennestern nicht unter erdichteten Namen, sondern unter ihren wahren Namen und Titeln einander schreiben, und sich selbst lächerlich machen, sollten, wie Hutten an Reuchlin schreibt, „ein zu rechter Zeit aufflammender Brand" seyn, und „das klägliche Trauerspiel, das Reuchlins Widersacher gegen ihn aufführten, von einem lachenden Hause ausgezischt werden". Die ungenannten Verfasser der Briefe hatten den ersten Theil derselben vorbereitet ohne Mitwirkung Huttens, der erst am zweiten Theile mitwirkte. Es waren nach dem Ergebniß der neuesten Kritik Crotus Rubianus, damals Huttens vertrauter Freund, Luthers begeisterter Verehrer und Humanist; Eoban Hesse; Mutianus Rufus; der Würzburger Domherr Jakob Fuchs und Ulrich Hutten, wahrscheinlich auch Petrejus Eber-

bach; der erste Gedanke aber und vielleicht der ganze erste Theil ist von Crotus. An der ungeheuren Wirkung dieser Satyre, in welcher, nach des Erasmus Ausdruck, die mönchische Barbarei barbarisch verlacht war, zeigte sich, wie groß die Macht des Reinkomischen ist.

So sehr Erasmus in Luther einen „Geist erkannte, der ihm ein ausgezeichnetes Organ der anbrechenden evangelischen Wahrheit in der Kirche zu werden schien", so hielt er sich doch dem Gang seiner Sache fern. Er wollte, wie er sagte, nur Zuschauer, nicht Mitspieler seyn, und bald sprach er immer nur von der „lutherischen Tragödie". Er witterte etwas aus den ersten Schriften Luthers heraus, das ihn zu der Aeußerung verlanlaßte, „Ich fürchte, die Sache läuft in einen Volkstumult und in eine Weltspaltung aus"; und ein Jahr später, 1522, schrieb er: „Alles zielt auf blutige Bewegungen".

Erasmus und Luther sahen sich persönlich nie, aber sie schrieben anfangs einander, und so Erasmus an Luther am 30. Mai 1519: „Wie mir scheint, wird die Sache mehr gefördert durch artiges Auftreten und Mäßigung, als durch Sturm und Drang; so hat Christus die Welt unter seine Herrschaft gebracht. Gewisser Leute giftige Anfälle muß man verachten, nicht widerlegen; das frommt mehr. Ueberall muß man sich hüten, daß nichts im Hochmuth oder im Parteigeist von uns geredet oder gethan wird: so, glaub ich, ist es angenehm dem Geiste Christi."

So sehr Erasmus bisher für Luther Hinneigung empfunden und gezeigt hatte, so sehr erschrack er vor Luthers stürmisch angreifendem, Adel und gemeinen Mann der Nation für seine Sache aufbietendem, die Gegner leidenschaftlich niederwerfendem Vorgehen.

Dieser Erasmus war, weil er durch und durch ein Egoist war, von dem Wahne beherrscht, welchen alle egoistischen Naturen theilen, daß ohne Opfer das Große in der Welt durchgeführt werden könne. Das eine Mal sagte er, die Mittel, mit denen man die Krankheit der Zeit heilen wolle, seyen grausamer bisweilen, als die Krankheit selbst; das andere Mal sagte er, er würde lieber ein Stück Wahrheit preisgeben, als den Frieden

der Welt stören; das dritte Mal, unter dem Entsetzen schon des Anfangs, dann des Fortgangs des Bauernkriegs, sagte er, wenn die Reformation so fortgehe, so wisse er nicht, auf was dieses Evangelium hinauslaufen solle. Was sich als Beglückung für diese Welt ausgebe, sey wenigstens, was sein diesseitiges Lebensglück betreffe, der Todesstoß für dasselbe; und so weit man prophezeien könne, laufe nach seiner Ansicht Alles auf eine scythische Barbarei hinaus.

So ist dieser Erasmus ein wahres Urbild aller derer, welche, wenn die Welt im Fortschritt begriffen ist, mit allen ihren Kräften thun und reden, daß man doch nicht so vorwärts gehen solle; die ganze Bildung stehe dadurch in Frage; die Massen tauchen herauf; die Verwilderung breche herein. Erasmus wurde wahrhaft grimmig, daß so Viele, welche bisher bloß Humanisten waren, jetzt reformatorisch wurden, und entweder geradezu unter die Fahne Luthers sich stellten, oder auf eigene Faust am religiösen Umgestaltungswerke der Zeit sich betheiligten.

„Je mehr ich die geniale Ader Huttens liebte," schrieb er im Februar 1521 an einen Freund, „desto mehr schmerzt es mich, daß er uns entrissen ist durch „diese Volkstumulte": so sprach von jetzt an Erasmus über die Reformationsbewegung. Einem anderen Freunde schrieb Erasmus: „Ich liebte die heitere Genialität Huttens, diese ist von dem lutherischen Sturm den Musen entführt."

Und weiter schrieb er: „Wem sollte es nicht das Herz zerreißen, wenn Philipp Melanchthon, der so vielfach und außerordentlich begabte junge Mann, durch diesen Sturm den allgemeinen Wünschen der gebildeten Welt entrissen würde?"

Erasmus machte sogar den Versuch, Melanchthon von Luthers Seite wegzuziehen durch eine glänzende Berufung anderswohin. Er that das zwar auf Bitte des päbstlichen Gesandten Kampeggio, aber er that es auch aus eigenem Trieb, im Herbst des Jahres 1524.

Das mag die Sache im rechten Lichte denen zeigen, welche des Erasmus Verdienst in Bezug auf das Reformationswerk und auf die neue Zeit zu überschätzen sich gewöhnt haben.

Erasmus verdroß es, daß er, bisher der erste europäische Name, vor der eben aufgegangenen Sonne Luther nicht bloß erbleichte, sondern daß von Luther so viel in Europa geredet wurde, und jetzt von Erasmus so wenig. Noch dritthalb Jahre nach der Unterdrückung der großen Volksbewegung des Bauernkriegs, also zu einer Zeit, wo die Einflüsse desselben das Urtheil eines Erasmus nicht mehr trüben konnten, hat Erasmus an Willibald Pirkheimer geschrieben: „Ueberall, wo der Lutheranismus Herr ist, ist der Untergang der Geistesbildung." Erasmus hat auf seine „hohen Gönner", von denen er Jahrgehalte bezog, stets in seinem Leben und Benehmen mehr Rücksicht gehabt, als auf die Wahrheit und deren Vorfechter.

Ulrich Hutten, der aus einem Humanisten ein feuriger Vorkämpfer des Reformationswerks geworden war, wollte seinen Freund Erasmus, dem er in zwei Briefen seinen Abfall von seinen früheren Reformbestrebungen unumwunden vorgehalten hatte, in Basel besuchen. Erasmus lehnte den Besuch ab, und Erasmus zeichnet sich selbst in seiner Entschuldigung also: „Die Nachricht von diesem Besuche würde nach Rom gelangt seyn an den Pabst; nach Spanien an den Kaiser; nach Brabant, wo ich eifrige Ankläger habe; nach England, wo es nicht an Leuten fehlt, die mich, ich mag wollen oder nicht, zum Lutheraner machen."

Ja an Melanchthon schrieb Erasmus zwei Jahre nachher, nicht bloß aus Furcht, seinen hohen Gönnern zu mißfallen, habe er Huttens Besuch nicht angenommen, sondern weil er, „arm, krank, entblößt, irgend ein Nest gesucht habe, um daselbst sterben zu können. Er hätte müssen den ruhmredigen und verbitterten Ritter mit seiner Krankheit in sein Haus aufnehmen, und eben damit den ganzen Chorus der sogenannten Evangelischen. Zu Schlettstadt habe Hutten alle seine Freunde durch Anborgen einiges Geldes gestraft."

Dieser äußerste Grad schamloser Niederträchtigkeit gegen einen früher so verherrlichten Freund und einen großen Todten, über dessen frisch zugeworfenem Grabe die Besten der deutschen Nation öffentlich weinten, kennzeichnet den Erasmus; aber es wirft auch

auf Melanchthon kein schönes Licht, daß so ein Mensch so etwas an ihn schreiben durfte, und zwar ungerügt und ungestraft.

Als Luther einst zu Heidelberg disputirte, rief einer der Professoren in ahnungsvoller Angst: „Wenn das die Bauern hörten, würden sie uns steinigen." Vor dem gemeinen Mann in der Stadt und auf dem Lande hatte über Alles auch Erasmus Angst. Luther aber ließ es die Bauern hören, was Andere bisher nur in gelehrten Kreisen verlauten ließen. Er sprach es dazu mit aller Gewalt und Herrlichkeit des deutschen Wortes aus, wie es nie erhört worden war; was er in seiner Zelle erforschte und als wahr erkannte, machte er zum Tagesgespräch der Niedern wie der Hohen, der Hütte und der Schenke, wie der Fürstentafel und des Rathssaales.

Und überall fand der große Säemann Luther bei seinem Auftreten für den Samen, den er auszustreuen anfing, ein wohl zubereitetes Feld. Viele Furchen hatten die Bestrebungen der gelehrten wie der populären Literatur für ihn gezogen; viele die Kirche selbst durch unwürdiges Leben und Lehren; sehr viele das Aussaugungssystem der geistlichen und weltlichen Herren.

Je weniger die kirchliche Predigt dem Gemüthe des Volks gesunde Nahrung gab, und je abgeschmackter der Inhalt der meisten Predigten geworden, der Gottesdienst seiner Idee fast abgestorben, fast zur gleichgültigen Form ausgeartet war: desto größer war einerseits der Unglaube, andererseits die Sehnsucht nach neuem religiösem Lebensbrod geworden, welche sogar zu neuem Aberglauben führte. Die allenthalben rege Gährung aller Kräfte, welche den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts durchzuckte, brachte die seltsamsten Erscheinungen hervor, weil die Massen in ihrem ungestillten und doch schnellste Befriedigung suchenden Drang auf den grassesten Aberglauben sich warfen, in derselben Zeit und an demselben Ort, da die Wissenschaft und der Verstand sich Bahn brachen, und die Gedanken der neuen Zeit bereits wie Morgensterne über der mittelalterlichen Nacht aufgegangen waren. Gerade in den Jahren 1515 und 1516, also unmittelbar vor Luthers Auftreten, war die Zeit wieder wundergläubiger als je geworden, Reliquien wurden wieder mit

brünstigster Andacht verehrt; und der Mariendienst kam in einen Flor, wie kaum zuvor sonst. Die Klugen unter den Priestern wußten das religiöse Bedürfniß der Zeit für ihr Interesse auszubeuten und kamen ihm bereitwillig entgegen, in ihrer alten Art, aus dem Aberglauben Geld zu ziehen.

War einerseits dieser Drang nach neuem religiösem Lebensbrod, dieser geistige Hunger und Durst in der Zeit der Arbeit Luthers günstig: so war die große Verarmung und Noth des Volkes andererseits für ihn ein bereiteter Boden.

Dem gemeinen Manne thut es weh, wenn er der geistlichen Speise in der Kirche darben muß; aber noch weher thut es ihm, und macht ihn für Neuerungen geneigter, wenn er physisch hungert.

Während der gemeine Mann bereits so viel tragen und leisten mußte, daß er es nicht mehr in die Länge so vermochte, weil mit dem Steigen des Luxus der Herrschenden an Fürstenhöfen, auf Burgen und in Klöstern die Anforderungen rechtswidrig von Jahr zu Jahr sich steigerten: widersetzten sich die Geistlichen nicht nur fortwährend jedem Ansinnen, das sie zum Mittragen der Steuern und Abgaben beiziehen wollte, ja die Klöster griffen ohne Scheu dem gemeinen Mann in seinen Brodverdienst, und trieben Schenkwirthschaft, Waarenhandel aller Art und derlei.

Der geistige und materielle Druck des Mittelalters lag wie ein ungeheurer Stein auf einem Grabe, darin das Volk lebendig begraben lag. Der den Stein vom Grabe wälzte, war Luther, der Sohn des Bauern und Bergmanns. Und die Menschheit richtete sich auf, dem hereinbrechenden Morgenröth der neuen Zeit entgegen, unter dem scharfen Winde, welcher den Aufgang des Tages begleitete. Sie schlug noch schwankend, noch erst halb bewußt, auch nur halb die Augen auf.

Aber es hatte die Stunde geschlagen, es war an der Zeit: alle seit Jahrhunderten ausgearbeiteten Minen entzündete auf Einmal derselbe Strahl der vorbrechenden Sonne, sie flogen auf.

Gestützt auf alles Vorangegangene, zog Luther, durch die Zeitverhältnisse begünstigt, mit eigenem originellem Genius, kühn die Folgerungen aus den durch die Jahrhunderte gegebenen

Vordersätzen. Ehe er es ahnte, sah er sich an der Spitze der Bewegung des Jahrhunderts, und jubelnd begrüßt von der Nation als der Mann der Verheißung.

Als der Mann Gottes und des Volkes stand Luther bald als eine selbstständige Macht gegen die Gewalten des Alten; als eine viel größere Macht, als ihm auf der Wartburg zum Bewußtseyn kam. Fand er viele Gegner, die ihn bekämpften, so war die Zahl derer, die mit ihm für das Neue arbeiteten, die ihn unterstützten, doch überwiegend; es waren alle Söhne des erwachten Jahrhunderts, alle Freunde der Wissenschaft mit ihm im Anfang, alle freien Geister, die älteren wie die jüngeren. Namentlich waren auch für ihn durch Zahl und Einfluß gleich ansehnliche Bundesgenossen, nämlich die Mönche derjenigen Klöster, welche durch den Luxus der geistlichen Höfe verarmt waren und darbten, und die von ihren Obern ausgesaugten Weltgeistlichen.

Waren unter den hervorragenden Talenten auch solche, die nur anfangs mit ihm gleichen Schritt hielten, später aber ihm vorauseilten und ihren eigenen Weg gingen, so blieben sie doch in so fern Mitstreiter, als sie und Luther gegen einen und denselben Feind kämpften.

Dazu gehörten vor Allen Thomas Münzer und Karlstadt, neben vielen von dem neuen Geiste ergriffenen evangelischen Predigern.

Zu Stollberg am Fuße des Harzes zwischen den Jahren 1490 und 1493 geboren, hatte Thomas Münzer frühe einen reformatorischen Drang in sich verspürt, und nach Vollendung seiner eifrigen Studien hatte er eine Richtung eingeschlagen, welche ihn von der römischen Kirche ab und zum Kampfe mit ihr führte, nicht nur ganz unabhängig von Luther und dessen Freunden, sondern auch viel früher als sie. In der Bibel sah er vor Luther die einzige Quelle der Erkenntniß und der Lehre des Glaubens, und schon im Jahre 1513 stiftete er einen Geheimbund mit dem Zwecke, „die Geistlichkeit zu reformiren". Im Jahre 1515, als Probst eines Nonnenklosters, wich er schon bei der Messe von den eigentlichen Glaubenslehren der römischen Kirche ab. Im

Jahre 1520, als Prediger an der Marienkirche zu Zwickau, predigte er heftig gegen „die blinden Hüter der blinden Schafe".

Damals war er ein Bewunderer Luthers; aber bald fand er, daß Luther lange nicht so weit ging, als er von ihm erwartete; denn Münzer erwartete als unumgänglich für die Christenheit einen völligen Neubau des Staates wie der Kirche auf ganz neuen Grundlagen. Schon kamen ihm Gedanken, wie sie die Kritik des Zweifels und der Verneinung im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ausgesprochen hat. Unbefriedigt von der Theologie und dem Christenthum der Zeit, versenkte er sich in Mystik und las die Werke der mittelalterlichen Mystiker, die ihm jetzt am meisten zusagten. Denn Münzer war von innigem Gemüth, poetisch-excentrisch; und so sehr er Verstand hatte, so überwog in ihm doch das Gemüth und die Einbildungskraft. Den mächtigsten Einfluß auf ihn übte jener Calabrese Abt Joachim, der Prophet des zwölften Jahrhunderts. An dieses Mannes Ideen entzündete sich vollends Thomas Münzer, und er war nun mit sich im Reinen, daß einerseits die Bibel mittelst der Vernunft ausgelegt werden müsse, andererseits die fortdauernde unmittelbare göttliche Erleuchtung des Einzelnen neben der Bibel als Führerin zur Wahrheit stehe; aber auch, daß die Kirchenreformation zur Nationalrevolution, d. h. zur Umgestaltung aller bürgerlichen Verhältnisse sich erweitern müsse. Doch sprach er öffentlich nur verdeckt von dem letztern Punkt; offen aber ging er über Luther in der Lehre hinaus.

Die Gewalt des Pabstes, sagte er, den Ablaß, das Fegfeuer, die Seelenmessen und andere Mißbräuche verwerfen, wäre nur halb reformirt. Man müsse die Sache mit mehr Eifer angreifen. Es sey eine völlige Absonderung von Anderen nöthig; es müsse eine ganz reine Kirche von lauter ächten Kindern Gottes gesammelt werden, die mit dem Geiste Gottes begabt und von ihm selbst regiert werde. Luther sey ein Weichling, der dem zarten Fleisch Kissen unterlege; er erhebe den Glauben zu sehr und mache aus den Werken zu wenig; er lasse das Volk in seinen alten Sünden, und diese todte Glaubenspredigt sey dem Evangelium schädlicher, als der Papisten

Lehre.*) Man müsse auf den inwendigen Christus dringen, welchen Gott allen Menschen gebe. Man müsse nur oft an Gott denken, der noch jetzt mit den Menschen eben so wohl durch Offenbarungen handle, als vordem.

Männer, welche sich darauf beriefen, solche Offenbarungen des Geistes zu haben, zeigten sich bereits in Münzers nächster Nähe.

Das waren „die himmlischen Propheten" von Zwickau.

Unabhängig von Münzer und seiner Predigt, hatte sich in Zwickau eine Brüderschaft des Prophetismus gebildet. Wie ältere Sekten, verwarfen auch sie unter Anderem die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle, kirchliche Ceremonien und Priester. Zugleich rühmten sie sich unmittelbarer Erleuchtungen, himmlischer Entzückungen und Gesichte, und sie glaubten fest daran.

Diese Brüderschaft war ein Gewächs, das sich herausgebildet hatte eben so sehr aus der allgemeinen religiösen Gährung der Gegenwart, als aus den Resten religiöser Erregtheit und Schwärmerei des fünfzehnten Jahrhunderts, welche da herum zwar durch Scheiterhaufen zurückgeschreckt worden war, aber im Geheimen fortgeglüht hatte in manchem Herzen unter dem Volk, und welche jetzt wieder hervorbrach.

Das Haupt der Brüderschaft war Nikolaus Storch, ein Tuchmacher. Die Errichtung des „tausendjährigen Reiches" betrachtete er als seine ihm vom Himmel gewordene Aufgabe. Er umgab sich nach dem Beispiele des Herrn mit zwölf Aposteln und zwei und siebenzig Jüngern. Die Ausgezeichnetsten darunter waren Marx Thomä und Marx Stübner aus Elsterberg. Der

---

*) Gegen das Ende seines Lebens schrieb Luther selbst (Luthers Werke XIII., 19.): „Diese Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben sollte man mit herzlicher Danksagung annehmen, sich daraus bessern und darnach auch fromm seyn. So kehret sichs leider um, und wird die Welt aus dieser Lehre nur je länger, je ärger. Jetzt sind die Leute mit sieben Teufeln besessen, da sie zuvor mit einem Teufel besessen waren; sie sind geiziger, listiger, vortheilischer, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger, denn unter dem Pabstthum."

Erstere war auch ein Tuchmacher, der Letztere hatte in Wittenberg studirt, und war ein vorzüglicher Schüler Melanchthons gewesen.

„Martinus," meinte Stübner, „habe meistentheils Recht, aber nicht in allen Stücken; es werde noch ein Anderer über ihn kommen mit einem höheren Geiste." In ihren Konventikeln predigten sie von der nahen Verwüstung der Welt, von einem einbrechenden Strafgericht, das alle Unfrommen, Gottlosen austilgen, die Welt mit Blut reinigen und nur die Guten übrig lassen werde; dann werde das Reich Gottes auf Erden beginnen, und Eine Taufe, Ein Glaube seyn.

Auch die Kindertaufe bekämpften und verwarfen sie.

Thomas Münzer glaubte nicht an den Prophetenberuf dieser guten Zwickauer Brüder; aber in diesen begeisterten Arbeitervereinen hoffte er Werkzeuge für seine Plane und den Kern einer Partei in seiner Richtung sich schaffen zu können. Die Bergknappen der Gegend hatte er schon an sich gezogen, jetzt verband er sich auch mit den Tuchknappen: er lobte Nikolaus Storch auf der Kanzel. Schon wollten die „himmlischen Propheten" anfangen, die Reform in Zwickau nach ihrem Sinn ins Werk zu setzen. Der Rath verbot ihnen, zu predigen; Münzer behauptete, man müsse sie predigen lassen. Auf des Raths Seite stand der in lutherischem Sinn evangelische Prediger Nikolaus Hausmann, der seit dem Mai 1521, vom Rathe berufen, in Zwickau predigte. Das war ein Mann, welchem das Christenthum ganz Leben und That war. Luther zeichnet ihn schön mit dem kurzen Worte: „Was wir lehren, das lebt Der."

Das Benehmen der „Propheten" wurde aufregender, ihre Versammlungen wurden fanatischer. Der Rath verbot diese. Sie hielten nun heimliche Zusammenkünfte und äußerten sich fortwährend feindselig gegen die Kirchenceremonien und den Magistrat. Da legte dieser die Erhitztesten unter ihnen einige Zeit ins Gefängniß. Auf das verließ ein großer Theil der Partei die Stadt. Die Einen gingen nach Wittenberg, die Andern nach Böhmen; auch Münzer selbst war unter den Letztern. Das geschah zu Ende des Jahres 1521.

Der schwärmerische Geist der neuen Propheten hatte etwas Hinreißendes. Betrüger waren sie entfernt nicht; es war wirkliche Schwärmerei, eine jener ungewöhnlichen Erscheinungen, wie sie vorher und nachher oftmals in Zeiten tiefer religiöser und socialer Bewegung aus dem dunkeln Grunde des menschlichen Geistes hervorgetreten sind.

Nicht bloß auf Karlstadt machten sie Eindruck, sondern auch auf Melanchthon. Daß gewisse Geister in ihnen seyen, sehe man aus vielen Zeichen, erklärte Melanchthon. Da die neuen Propheten in kriegerischer Tracht gingen, so gefiel ihr Auftreten besonders den Studenten und den Bürgern in Wittenberg. Denn der Zug der Zeit ging auch darin auf das Ursprüngliche zurück, daß der deutsche Mann die ihm so vielfach und so lang entzogene Waffe wieder täglich trug: die Rückforderung altdeutscher Freiheit und die Rückforderung des Urchristenthums verschmolzen sich.

Luther als Ritter Georg, die Rechte auf dem Schwertknopf, und vor ihm der hebräische Psalter, wie ihn Schweizer Studenten im „schwarzen Bären" zu Jena auf seinem heimlichen Ritt von der Wartburg nach Wittenberg gesehen und gesprochen haben wollen, ist jedenfalls ein Bild für das, wie Millionen Christen, die damals lebten, den ächten Christenmenschen der Gegenwart sich wünschten, mit der Waffe des Geistes und mit der Rüstung von Eisen zugleich. Aber Zwingli, für die Freiheit des Glaubens und für die Freiheit seines Vaterlandes in tapferem Kampf und voller Rüstung, das Schwert in der Hand, auf dem Schlachtfeld gefallen, ist ein Bild dessen, was Viele seiner Zeit wünschten, und zugleich ein Bild des persönlichen Christenthums künftiger Tage; Glaube und Liebe in Waffen für die höchsten Güter des Lebens. — Was Melanchthon am tiefsten ergriff, verwirrte und rathlos machte, war der Zwickauer Schwärmer Lehre von der Taufe und die Belege, die sie dafür aus der heiligen Schrift vorbrachten. Melanchthon war weit mehr imponirt und frappirt von dieser seltsamen Erscheinung, als Karlstadt. Karlstadt verwarf ohne Weiteres eine Reihe Sätze der neuen Propheten, und obenan ihre Einwürfe gegen die Kinder-

taufe. Melanchthon schrieb dem Kurfürsten, außer Martinus werde nicht leicht Einer urtheilen können, was für Geister in den Propheten wirken, gute oder böse. Der Kurfürst selbst erklärte, das sey eine Sache, die über sein Laienverständniß hinausgehe; aber ehe er Gott zuwider handeln wollte, würde er lieber den Wanderstab nehmen und seiner Herrschaft entsagen. Luther auf der Wartburg sah in der Schwärmerei der Zwickauer „eine Wunde, welche der Satan der Reformation geschlagen habe". Doch wollte er die Zwickauer nicht ins Gefängniß gebracht oder gar am Leben angetastet wissen. Er warnte, ganz ohne Noth, den Kurfürsten vor jeder gewaltsamen Maaßregel gegen sie. Noch war Luther für Freiheit des Einzelnen in Glaubenssachen, aber nicht mehr lange.

Das Treiben der Zwickauer Schwärmer verwirrte die Bevölkerung Wittenbergs immer mehr. Dazu kam noch, daß der kleine, braungelbe, heftige Karlstadt in stürmischem Drange vorwärts ging, und sich in kirchlichen Reformen überstürzte, um nicht die eigentlichen Reformatoren durch die Zwickauer Schwärmer in den Hintergrund drängen zu lassen.

Einig über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen, gingen Luther und Karlstadt weit aus einander in dem Endziel derselben und in den Wegen dazu. Luther wollte durch das neue Evangelium nur die Seelen frei machen, Karlstadt Seele und Leib, das ganze christliche Leben zugleich. Luther wollte das langsam, nach und nach, die Leidenschaftlichkeit des eigenen Dranges mit Weisheit mäßigend; Karlstadt rasch dareinfahrend, umwerfend; Luther hatte sich anfangs auch an das Volk gelehnt, lehnte sich jetzt noch an dasselbe, aber zugleich stützte er sich, und zwar vorzugsweise, auf die Führer der Nation, auf Fürsten und Adel; Karlstadt stützte sich nur auf das Volk und hatte keinen Glauben an die Großen; ganz von Unten herauf, vom gemeinen Mann aus, wollte er das Leben reformiren.

Mit Münzer und den neuen Propheten theilte er es, daß er, wie sie, das innerliche Zeugniß des Geistes über das äußerliche Zeugniß des geschriebenen Wortes setzte, nur hatte er dabei einen wissenschaftlich gebildeten Menschen in Voraussetzung. Sein

kritischer Verstand behauptete jetzt schon, die mosaischen Bücher seyen weder ganz, noch so von Moses verfaßt, vielmehr von den jüdischen Priestern später überarbeitet; eben so nahm er an, die Schriften des neuen Testamentes, und insbesondere die Evangelien, seyen nicht so, wie sie ursprünglich geschrieben waren, auf uns gekommen, sondern vielfach verändert, durch Einschiebsel entstellt. So hoch er dem ungeachtet die heilige Schrift stellte, so wollte er nie ihren Buchstaben für bindend erkennen; sie war ihm von Menschen geschrieben, und eben darum sah er in jeder Zeile, da Menschen stets ihre besonderen Ansichten und Eigenthümlichkeiten behalten, die Möglichkeit, daß Menschliches, Irrthümliches, Mißverstandenes, und in späteren Abschriften wohl auch Unlauteres, Parteimäßiges mit unterlaufen seyn möchte.

Ihm dünkte, das Zeitalter des Geistes sey jetzt angebrochen. Alles, was bisher Brauch war, alles äußerlich Festgesetzte schien ihm eben damit sein Ende erreicht zu haben. Das Christenthum war ihm nicht mehr Theologie, sondern Lebens- und Volkssache; gelebt, nicht disputirt sollte es werden.

Eine eigene Erscheinung ist es, daß schon in Karlstadt hervortrat, was im vorigen Jahrhunderte im Kreise Lavaters, Pfenningers und ihrer Freunde sich geltend machen wollte, nämlich daß die heilige Schrift ohne allen gelehrten Apparat für Jeden ohne Unterschied aus sich selbst zu verstehen sey, und daß er schon, wie diese, solchen Apparat nicht bloß als unnütz, sondern geradezu als schädlich, öffentlich verwarf.

Wahrheit und Irrthum gingen auch hier neben einander. Und doch ist anzuerkennen: die Wahrheit in dieser Anschauung Karlstadts überwog weit das Irrthümliche, das neben ihr herging.

Wie ein ungeheures Raupennest hatte die scholastische Theologie den Lebensbaum des Christenthums übersponnen; und es gehört ein feinerer und selbstständiger Geist in unsern Tagen dazu, um unter dem ins Unabsehbare angewachsenen Wust sogenannter theologischer Wissenschaft das herauszufinden, was das wirklich Christliche ist in den heiligen Schriften. Vor lauter exegetisch-dogmatischer, dogmengeschichtlicher und kirchengeschichtlicher Stoffüberlieferung leiden sogar die meisten redlich Suchen-

den in unsern Tagen an richtigem Verständniß des göttlichen Wortes, und darum ist in unsern Tagen der Drang aller wahrhaft christlichen und darum freien Geister so groß, die Einbildungen früherer Zeiten über Gottes Wort zu beseitigen, und, was Geist ist, geistig zu begreifen, herausgeschält aus der Umspinnung scholastischer Gelehrsamkeit; aber zugleich auch alle Mittel der wahren Wissenschaft zu erwerben und zu gebrauchen, um das, was wahrhaftes Christenthum, und darum an und für sich ewig ist, in dasjenige Licht zu setzen, welches demselben bisher vorenthalten war.

Darin war Luther wissenschaftlicher als Karlstadt, obgleich Karlstadt gelehrter war und in Anderem weit voraus an Einsicht. Luther kannte auch die Schwächen dessen, was bisher als Wissenschaft galt; aber Luther hütete sich, wegen dieser Schwächen die ganze Wissenschaft als solche preiszugeben. Luther wußte, und hielt es, wenn auch nicht immer recht, wie es seyn sollte, doch im Ganzen seines Redens, Schreibens und Wirkens fest, daß Wissenschaft und Vernunft nicht zu verachten seyen, sondern des Menschen große Kraft.

Gerade darin zeigt sich der viel gelehrtere Karlstadt als das kleinere Licht, daß er, im Angesicht des bis ins Ungeheure aufgehäuften sogenannten wissenschaftlichen Mistes, die wahre Wissenschaft mit der falschen verwechselte und sich gegen die Wissenschaft überhaupt aussprach. Eine Nachleuchtung Karlstadts war J. J. Rousseau. Nicht dieser, sondern Karlstadt hat zuerst den Gedanken öffentlich ausgesprochen, alle Menschen müssen, um glücklich zu seyn, zur Einfachheit der Natur zurückkehren, und die Gesellschaft von dort aus sich neu bilden. Die Kirche war ihm, richtig, nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Mittel für das christliche Leben der Einzelnen. Nicht um die Darstellung der Kirche, sondern um die Bildung christlicher Gemüther, um die sittliche Begründung des Lebens und die Durchdringung des gesammten menschlichen Daseyns war es ihm zu thun.

Wie er aber übertreibend die wahre Wissenschaft mit der falschen verwechselte, und sich gegen die Wissenschaft überhaupt aussprach, so verwechselte er die wahre Kirche mit der falschen, und erklärte

sich gegen allen und jeden Ausdruck, welchen das Religiöse in bildlichen Darstellungen und in äußerlichen Handlungen fand. Er gerieth in fanatischen Eifer und reizte gegen die Bilder auf: man kniee und krieche vor diesen Götzen, zünde ihnen Kerzen an, bringe ihnen Opfer, darum müssen sie hinweg. Gewaltsam stürmte die fanatisirte Jugend und die Masse in die Kirchen und warf die Bilder, die Denkmale der Kunst, hinaus: als „Oelgötzen", als „abgöttische Klötze" wurden sie zerschlagen, verbrannt, mit Zustimmung der Universität und des Rathes der Stadt, denen dieselbe abgenöthigt worden war. Die „himmlischen Propheten" verrückten den Leuten den Kopf so, und Karlstadt steckte selbst Gelehrte so mit Aberwitz an, daß der Rektor der lateinischen Schule, Mohr, zum Schulfenster heraus den Bürgern das Unnütze der Studien aus einander setzte, und sie aufforderte, ihre Kinder aus seiner Schule zu nehmen, und Karlstadt den Studenten rieth, nach Hause zu gehen, wie er, und ein Handwerk zu lernen oder das Feld zu bauen; wie der Apostel Paulus, sey jeder Prediger verpflichtet, sein Brod durch Handarbeit zu verdienen. Damit ging er hinaus nach Segern aufs Land zu seinem Schwiegervater, einem ehrsamen Landmann, zog einen Bauernrock an und arbeitete auf dem Felde, und ließ sich nicht mehr Doktor nennen, sondern Nachbar oder Bruder Andreas. Ganz Wittenberg erfaßte ein allgemeiner Schwindel und Taumel, viele Studenten thaten es ihm nach, die Universität drohte zu veröden.

Jetzt riefen die noch verständigen Bürger rathlos nach Luther, er solle wieder kommen und Wittenberg retten. Die Römlinge, selbst Erasmus, sagten, da sehe man, wohin die Lutherei führe.

Dem konnte Luther nicht länger aus der Ferne zusehen. Dem ausdrücklichen Verbot seines Kurfürsten zuwider, verließ er die Wartburg; denn es galt Gottes Sache. Am 7. März 1522 traf er in Wittenberg ein.

Sieben Tage hinter einander predigte er gegen die Unordnungen und gegen die Gewaltsamkeiten, die in Wittenberg vorgegangen waren. „Ich wollte," sagte er in einer solchen Predigt, „die Messe wäre in der ganzen Welt abgethan; doch soll die Liebe hierin nicht gestrenge fahren und mit Gewalt abreißen."

Er wollte, man solle zuerst belehren und überzeugen, dann erst abthun. „Der Mißbrauch nur habe die Bilder böse gemacht. Als Gedenk- und Zeugenbilder, sagte er noch später, seyen die Kruzifixe und die Bilder der Heiligen nicht nur zu dulden, sondern auch löblich und ehrlich. Christus und seine Apostel haben keine Tempel zerbrochen, noch Bilder zerhauen, sondern die Herzen gewonnen mit Gottes Wort; darnach seyen Tempel und Bilder von selbst gefallen."

Mit den „himmlischen Propheten" besprach sich Luther, und warnte sie, sich nicht von den Vorspiegelungen des Teufels verblenden zu lassen. Sie entgegneten ihm, zum Beweis ihrer himmlischen Sendung und ihrer Gaben wollen sie ihm sagen, was er in diesem Augenblick denke. Sie sagten ihm, daß er jetzt eine Hinneigung zu ihnen verspüre. Ueberrascht, daß sie das so richtig trafen, fuhr er auf und rief: „Strafe dich Gott, Satan!" Er mußte ihnen Geist, besondere inwohnende Kräfte zugestehen; aber er sah darin keine göttlichen Kräfte, sondern „dämonische, satanische". Die Propheten verließen Wittenberg und wandten sich nach dem südlichen Deutschland, bitterböse auf ihn, daß er sie für vom Teufel besessen hielt.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Luthers Entschiedenheit gegen eine Umgestaltung auf dem Wege gewaltsamer Revolution.

Als Luther von der Wartburg zurückkam, hatte er öffentlich erklärt, er sehe zwar nichts sonderlich Unrechtes in Karlstadts kirchlichen Neuerungen; nur daß der Satan zu sehr auf die Eile gedrungen habe. Es gebühre nicht einem Jeden, Alles, was recht sey, anzufangen, sondern es sey genug, daß Einer das recht thue, was ihm befohlen sey.

Klingt darin auch eine Verletztheit nach, daß Karlstadt ihm in sein Reformationswerk eingegriffen, daß er alles Das ohne ihn

unternommen hatte: so muß man doch zugestehen, daß Luther in jeder Hinsicht zu solchen Reformen weit mehr, um nicht zu sagen, allein, taugte, als Karlstadt. Zum Reformator in erster Linie war Karlstadt so wenig tüchtig, als zum Revolutionär. Und es ist hiemit nicht bloß die Revolution in Waffen von Eisen gemeint, sondern die geistige Revolution, welche durch die Wahrheit frei macht. In der letzteren war Luther eben so sehr der einzig große taktvolle Meister, wie im Anbahnen und Durchführen praktischer Reformen.

Die Stellung, welche Luther jetzt einnahm, war eine durchaus großartige, aber nur auf dem reinchristlichen Standpunkt des Reformators, welcher, in der vollsten Gewißheit seiner göttlichen Sendung, Gott mehr gehorchte, als den Menschen, und kein weltliches Gebot oder Verbot darum für ihn maaßgebend fand, wo er die Sache Gottes in Gefahr glaubte. Würde in unsern Tagen Einer in gleicher Sache handeln, wie Luther, so würde in schwerer Weise das Criminalstrafgesetzbuch auf ihn angewendet werden.

Neuerdings hatte ihm sein Kurfürst und dessen gesammtes Ministerium, die Wartburg zu verlassen, aufs Strengste verboten, um Land und Leute von Sachsen nicht in größte Verlegenheit zu bringen. Luther aber schrieb darauf an den Kurfürsten, der sich vor seinem Vetter, Georg von Sachsen, fürchtete: „Ich komme nach Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, als des Kurfürsten. Solches sey Ew. kurfürstlichen Gnaden geschrieben. Ich habs auch nicht im Sinn, von Ew. kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte Ew. kurfürstliche Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich Ew. kurfürstliche Gnaden könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht zu Ew. Gnaden kommen. Dieser Sachen soll und kann kein Schwert rathen oder helfen; Gott muß allhie allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum, wer am meisten glaubt, wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei Ew. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte."

Hier muß man den Katholiken zugestehen, daß ein hochfahrendes Wesen sich Luthers bemächtigt hatte, welches ganz und gar vergaß, daß die Schwerter der Ritterschaft zu Worms ihn geschützt hatten, und zwar in so hohem landkundigem Grade, daß er selbst nicht nöthig hielt, daß auf der Heimkehr der Reichsherold Sturm früher, als in Oppenheim, zu ihm stoße. Ja, er vergaß ganz, daß ohne die Wartburg und seinen Kurfürsten er bisher vielen Gefahren ausgesetzt gewesen wäre.

Dieses hochfahrende, das eigene, wahrhaft große Selbst, ruhmredig, wie es auch Ulrich Huttens Art war, in den Vordergrund drängende Wesen Luthers gehört mit zu den Schatten dieses großen und in der neuen Weltgeschichte einzigen Mannes. Man darf das nicht verhüllen oder wegläugnen: man arbeitet da nur den katholischen Gegnern in die Hände. Die Thatsachen liegen unwiderlegbar vor. Es ist dieß die Art großer Menschen, die für die Welt und ihre Nation sich besonders hingeben, daß sie sich mitten in die Welt ihrer Zeit hinein stellen, und, wie sie es später sind, sich voraus als Herrscher fühlen, weil sie die über ihrer Zeit stehenden Beherrscher der Gedanken, der Gefühle und selbst der werdenden Einrichtungen ihrer Zeit sind.

Sein Kurfürst forderte von ihm ein Schreiben, das er als Rechtfertigung seiner Rückkehr nach Wittenberg den Reichsständen mittheilen könne. Luther gab ein solches von sich. Darin sagte er unter Anderem: „Allerdings sey immer die menschliche Obrigkeit zu ehren, wiewohl ihr nicht allezeit zu gehorchen, nämlich wenn sie etwas wider Gottes Gebot vornehme. Er sey schriftlich berufen worden von der Gemeinde zu Wittenberg mit großem Flehen und Bitten; während seiner Abwesenheit sey ihm zu Wittenberg der Satan in seine Hürden gefallen, und habe etliche Stücke zugerichtet, die er mit keiner Schrift stillen könne, sondern er müsse mit selbst gegenwärtiger Person und mit lebendigem Mund und Ohr da handeln. Endlich müsse er auch thun, was er sehe und wisse, um großem Unheil in deutschen Landen vorzubeugen. Denn, sagte er gegen den Schluß, ich fürchte mich übel, und sorge, ich sey sein leider allzu gewiß, vor einer großen Empörung in deutschen Landen, damit Gott die deutsche Nation

strafen wird. Denn wir sehen, daß dieß Evangelium fällt in den gemeinen Mann trefflich, und sie nehmens fleischlich auf; sehen, daß es wahr ist, wollens doch nicht recht brauchen. Dazu helfen nun die, so da sollten Empörung stillen; sie fahen an, mit Gewalt das Licht zu dämpfen, sehen aber nicht, daß sie dadurch die Herzen nur erbittern und zum Aufruhr zwingen."

Schon in seiner zweiten Predigt nach seiner Rückkehr hatte er gesprochen: „Wenn ich hätte wollen ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben; ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht sicher gewesen wäre. Aber was wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen. Was meinet ihr wohl, daß der Teufel gedenkt, wenn man das Ding will mit Rumor ausrichten? Er sitzet hinter der Hölle und denkt: O wie sollen nun die Narren ein so feines Spiel machen. Aber leid dagegen geschieht ihm, wenn wir allein das Wort treiben, und das allein wirken lassen. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen; und wenn die gefangen sind, so muß das unchristliche Werk hintennach von ihm selbst zerfallen."

So wollte er die Reformation sich ruhig entwickeln lassen auf der Grundlage freier Ueberzeugung und der heiligen Schriften.

Unter denen, welche das Licht mit Gewalt zu dämpfen anfangen und dadurch verbittern und zum Aufruhr zwingen, verstand er die Verfolger des Evangeliums. Der Pabst Leo X. war todt und Hadrian VI. saß auf dem päbstlichen Stuhle, seit dem Januar 1522, ein Niederdeutscher, der Sohn eines Handwerkers aus Utrecht, früher Professor in der finstern Stadt Löwen und Lehrer Kaiser Karls V. Hadrian war ein redlicher, ernsthafter und frommer Greis, der viele Mißbräuche in der Kirche erkannte und die lutherischen Wirren durch deren Beseitigung zu heben hoffte, aber dabei ein finsterer scholastischer Theologe, ohne Kenntniß der heiligen Schriften, ohne Kenntniß der Welt und vollends der Gegenwart. In Luther sah er einen abscheulichen Ketzer, in seinen Schriften Schlangengift der Ketzerei. Die tiefste mittelalterliche Finsterniß, die sein Haupt verdunkelte,

drückte so schwer auf das von Natur gute Herz dieses alten Pabstes, daß auch dieses Herz fast nur Mißgriffe that.

Die Unruhen in Spanien, welchen der Kaiser bisher von den Niederlanden aus zu steuern vergeblich gesucht hatte, führten im Frühling 1522 ihn selbst nach Spanien, und das Reichsregiment führte jetzt die Zügel des deutschen Reiches. In diesem Reichsregiment waren die Kurfürsten jeder durch einen Abgeordneten vertreten; dann geistliche und weltliche Fürsten, Prälaten und Grafen kreisweise, nach sechs Kreisen, jeder Kreis mit einem Abgeordneten; endlich die freien Städte des Reichs, aber alle diese zusammen nur durch zwei Abgeordnete. Die Ritterschaft war gar nicht vertreten: das zur vollen Selbstherrlichkeit aufstrebende Fürstenthum der mächtigen Landesherren im Reich hatte die Wahl des spanischen Königs Karl zum deutschen Kaiser gerade darum betrieben, damit sie die Herren im Reiche würden, da der Kaiser bei seinen weit aus einander gelegenen Erblanden sehr oft aus dem Reiche weg, und zwar lange und weit weg, seyn mußte. Selbst den kleineren Fürsten war das in Nürnberg zusammengetretene Reichsregiment nicht angenehm, vollends aber unangenehm war es den Reichsstädten, deren Vertretung im grellsten Mißverhältniß zu ihrer politischen Bedeutung und zu ihren Leistungen an das Reich stand.

Den äußersten Grad von Unzufriedenheit aber entzündete das, daß sie ganz übergangen war, in der deutschen Ritterschaft, deren jeder sich so frei und so gut achtete, wie die Fürsten im Reich. Bisher waren die alten deutschen Freiherren eben so viele Tausende kleiner Könige im Reiche gewesen, reichsfrei, unmittelbar nur unter dem Kaiser stehend: jetzt sahen sie sich von der wachsenden Fürstenmacht immer mehr eingeengt, und in Gefahr, sämmtlich unter ein paar Fürstenhüte gebracht zu werden, verlassen vom Schutz des Kaisers. Da die alte Rechtsordnung im Reich in Auflösung war, hatte sich schon seit länger der bedeutendste Theil des oberdeutschen höheren Adels mit den Bürgern der Reichsstädte in dem berühmten „schwäbischen Bunde" vereinigt, zu Schutz und Trutz gegen Gewaltsamkeiten von Innen und Außen. Vom Jahre 1521 an war

der schwäbische Bund die eigentliche höchste Macht im Reiche, die auf die alten Freiheiten und Rechte, in deren Besitz sich seit Jahrhunderten der niedere Adel gesetzt hatte, eine schwere Hand legte, dem Ganzen übrigens zu Gute. Ordnung und Einheitlichkeit war wenig im Reiche, trotz der neuen Centralgewalt, welche Reichsregiment hieß.

Alle diese politischen Verhältnisse im Innern kamen der Ausbreitung der Reformation gar vielfach zu gut; und noch mehr die äußeren Verhältnisse des Reichs. Hielten in Spanien diese den Kaiser und seine Macht fest, so brandete der furchtbare Strom des Islam an den Gränzvesten der habsburgischen Erblande im Osten.

In den östreichischen Erblanden saß der jüngere Bruder Karls V., der Erzherzog Ferdinand, ein die Zeitverhältnisse bald weit besser begreifender Dominikanerzögling, als sein Bruder Karl, welchen nur die völlige Unkenntniß der Quellen und der Verhältnisse höher stellen konnte, als den zweiten Ferdinand.

Dieser blutjunge Fürst, dem sein Bruder die östreichischen Erblande im Osten übergeben hatte, war zwar in den ersten Jahren von Leuten umgeben, welche traurigster Art waren, einerseits gewissenlosesten Plusmachern, namentlich dem getauften Juden Salamanka, welcher als Finanzminister der östlichen Lande die Rolle des großen Blutegels spielte, weil er durch Heirath selbst in die Verwandtschaft der königlich spanischen Familie sich einzubeißen gewußt hatte. Von diesem bösen Fremdling ging viel Unglück aus für das habsburgische Haus und für die Völker der östlichen Erblande.

Neben diesem finanziellen Unheil waren um den jungen Ferdinand die hierarchischen bösen Räthe.

Im Namen Ferdinands waren seit dem Edikt zu Worms in grausamer Weise Verfolgungen nicht bloß gegen die lutherischen Schriften, sondern gegen die Besitzer, Leser und Freunde derselben angeordnet worden; und wunderbar hatten der Ruf Luthers nach Gewissensfreiheit, und das deutsche neue Testament, und die lutherischen Schriften, gerade in diesen habsburgischen Erblanden gezündet: dort saßen die letzten Reste der frommen Brüder-

schaften des Mittelalters, und es war, wie wenn ein Funke fällt in langbereiteten Brennstoff, besonders in Ungarn.

Und während man hier verfolgte, des Glaubens wegen, stürzte Belgrad, Ungarns und des Reiches Bollwerk, unter dem Sturme des Sultans Soliman, und die schrecklichen Horden der Türken wälzten sich dem Herzen Oestreichs zu.

So wurde von Gott der Islam zum dritten Male zum Besten des Christenthums gebraucht; und zwar dießmal, damit nicht das neu aufkeimende Christenthum erliege den verdorbenen Resten des mittelalterlichen Kirchenthums. Die Türkengefahr hieß die Glaubensverfolgung in den östlichen Landen vorerst stille stehen; und der Kaiser schrieb zwar aus Spanien an den Pabst: „Man muß die Türken zurückwerfen und die Anhänger der vergifteten Lehre Luthers mit dem Schwerte strafen"; aber das Reichsregiment und der Reichstag zu Nürnberg hatten vorerst genug zu thun, dem Türken zu wehren, und ein ganzes Jahr lang hatte die Reformation Zeit, zu wachsen. Georg von Sachsen hatte dem Reichsregiment einen Erlaß entrissen, wonach die Bischöfe von Naumburg, Meissen und Merseburg die sächsischen Lande visitiren, den Neuerungen in Wittenberg sich widersetzen und die alten Kirchenbräuche aufrecht erhalten sollten. Der Kurfürst von Sachsen ließ die Bischöfe predigen, aber auch alle evangelischen Prediger, nicht nur die inländischen, sondern auch alle durch das Wormser Edikt anderswo vertriebenen, die sich in seine Lande flüchteten. Es schien, als ob das gehaltlose Auftreten dieser Bischöfe die Abneigung gegen alles Römischpäbstliche verstärkte. Es war, wie der poetische Schuhmacher zu Nürnberg, der treffliche Hans Sachs, in seinem Preislied auf Luther sang: die „Wittenberger Nachtigall" hatte mit ihrem Schlag den Frühling verkündet, und dieser brach überall an. Die neue Zeit schlug unwiderstehlich in Grün und Blüthen aus. Das achthundertjährige Priesterkönigthum der christlichen Welt war zu Ende, und die Freiheit der Völker fing an mit ihrer Mündigwerdung. Die Verblendung der Gegner half dazu mit.

Als im Dezember 1522 der Reichstag zu Nürnberg sich wieder versammelte, forderte der päbstliche Gesandte Chieregati

den Vollzug des Wormser Edikts mit den Worten: „Die faulen Glieder müssen vom gesunden Körper abgeschnitten werden. Eure Väter haben Johann Hus und Hieronymus von Prag in Konstanz hinrichten lassen; in Luther leben diese wieder auf. Ahmet den rühmlichen Vorgang eurer Ahnen nach, und überwindet mit der Hülfe Gottes und des heiligen Petrus den höllischen Drachen."

Noch war der Kurfürst von Sachsen nicht auf dem Reichstag eingetroffen. Der Erzbischof von Salzburg, Kardinal Lang, drang auf einen entscheidenden Beschluß gegen Luther, eben, wie er sagte, ehe Friedrich der Weise dazwischen käme. Die römische Partei der deutschen Fürsten war gleicher Ansicht. Während der evangelisch gesinnte Theil, durch die Sprache des Pabstes und seiner Gesandten erschreckt, schwieg, schrieen die Römlinge durcheinander: „Kreuziget, kreuziget ihn!" So berichtete der Gesandte des Kurfürsten von Sachsen an diesen.

Zunächst sollte nach den evangelischen Predigern in Nürnberg selbst gegriffen werden.

Denn während die Römlinge im Reichstagssaal wütheten, waren die Hospitalkirche und die Augustinerkirchen zum heiligen Sebald und zum heiligen Laurentius voll von Menschen, die Predigt des Evangeliums zu hören. Dahin sah man die evangelisch gesinnten Fürsten gehen, besonders oft den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zum wahren Entsetzen der Römlinge; denn das war — der Großmeister des Deutschordens. Eben so sahen die Römlinge die Klöster in Nürnberg fast verödet; die Mönche waren daraus gegangen; manchen Mönch sah man bei Schmieden und Schlossern und in andern Werkstätten auf dem Handwerk arbeiten und sich selbst sein Brod verdienen, das er als Bettelmönch früher erbettelt hatte.

Diese Priester, die lutherisch predigten, diese klosterflüchtigen Mönche, die handwerkten, sollten verhaftet, eingekerkert werden, das verlangte der Gesandte Roms; und trotz des Widerspruchs des kurfürstlich sächsischen Gesandten, des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Baireuth, und anderer hinter ihnen stehenden deutschen Fürsten und Städte, beschloß der Reichstag — die Verhaftung derselben.

Da erwies sich der mündig gewordene Geist der neuen Zeit; da sprach der in den Vordergrund nun tretende dritte Stand. Benachrichtigt von dem, was im Reichstagssaal vorging, saß zu gleicher Zeit der Rath der freien Reichsstadt Nürnberg in seinem Saal, und stand auf dem Markt und auf den Straßen die Bürgerschaft der freien Stadt; und der Nürnberger Rath beschloß, wo ein Prediger oder Mönch der Stadt gewaltsam verhaftet würde, ihn mit Gewalt wieder zu befreien. Die Rathsherren waren in ihrem Recht, da inner ihren Mauern kein Insaße ohne des Raths Willen verhaftet, keiner ohne Ueberführung zum Kerker verurtheilt werden durfte.

Die deutschen Römlinge, erschreckt durch das Auftreten des Raths und der Bürger, sagten dem päbstlichen Gesandten, daß die Ausführung des Beschlusses jetzt nicht angehe. „So werde ich die ketzerischen Prediger verhaften lassen," schrie Chieregati, „kraft der Autorität des Pabstes." Kardinal Albrecht von Mainz und Markgraf Kasimir warnten ihn vor diesem Schritt. Innerhalb der Christenheit muß man dem Pabste gehorchen," rief des Pabstes Gesandter. „So sagt uns nur," flüsterte ihm Kasimir zu, „wann ihr euer Vorhaben auszuführen gedenkt; denn zuvor, ehe ihr die Prediger verhaftet, wollen wir Nürnberg verlassen, damit wir deutsche Fürsten nicht mit euch von den Städtern erschlagen werden." Darauf ließ der Kardinallegat sein Vorhaben und seine päbstlichen Allmachtsgedanken plötzlich fallen.

Für seinen Herrn, den Pabst, diejenigen Reichsstände zu gewinnen, welche für Reformen waren, theilte nun der Gesandte des Pabstes Stellen aus der Instruktion mit, welche ihm für äußerste Fälle sein Herr zur Mittheilung bezeichnet hatte. Darin hieß es unter Anderem: „Wir wissen wohl, daß in dieser heiligen Stadt Rom schon seit etwelchen Jahren vielerlei Gräuel herrschte, Mißbräuche im Geistlichen, Excesse gegen die Kirchengesetze, und daß zuletzt das Oberste zu unterst gekehrt wurde. Und es ist das kein Wunder, da die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von den Päbsten auf die anderen Würdenträger der Kirche sich verbreitet hat. Wir versprechen, uns alle Mühe zu geben, daß zuerst der päbstliche Hof zu Rom, von wo aus vielleicht all dieses

Uebel ausgegangen ist, reformirt werde, damit, wie von da aus die Verderbniß hinab in die christliche Welt gegangen ist, so auch von eben da die Gesundheit und die Reformation Aller ausgehe."

Diese gewiß offenherzige Aeußerung des ehrlichen Pabstes Hadrian VI., vor den Ständen des deutschen Reiches zu Nürnberg vorgelesen, machte die Römlinge unter den Deutschen, welche von dieser geheimen Instruktion nichts geahnt hatten, eben so schamroth, als wüthend. Kardinal Pallavicini sagt, die Gescheidtesten aller Anhänger Roms haben gemeint, solche Geständnisse aus eines Pabstes Mund seyen „aufrichtiger, als sich passe".

Die Wirkung solcher Offenherzigkeit, welche wörtlich hier gegeben ist, war auf die Stände des deutschen Reichs auch der Art, daß die Mehrheit derselben den Doktor Martin Luther nicht als einen „zweiten Muhamed" ansahen.

Denn in der Fortsetzung seiner päbstlichen Herzausleerung hatte der Gesandte des Pabstes ohne Weiteres auch Luther als den „zweiten Muhamed" bezeichnen müssen.

Wenn auch nichts sonst, so würde dieses Einzige den Pabst Hadrian VI. bei aller Ehrlichkeit und Frömmigkeit als zeitungemäß bezeichnen, als Beweis, daß er weder den katholischen, noch den evangelischen Zuständen seiner Zeit Rechnung zu tragen wußte.

Da der Pabst selbst in solcher Weise die Nothwendigkeit der Reform an die Stände des Reiches veröffentlicht hatte, so sagten die für die evangelische Richtung gesinnten Stände: „Also hat Luther Recht; und wenn er Recht hat, hat der Pabst Unrecht mit der Forderung seines Todes."

Der Pabst ließ zwar vorstellen, der Aufstand der Gemüther und der Hände, der jetzt gegen die geistliche Obrigkeit sich wende, werde bald genug sich auch auf die weltliche Obrigkeit werfen. Aber ohne darauf zu achten, legten die Stände abermals die Beschwerden der deutschen Nation vor, forderten zur Hebung derselben eine freie allgemeine Kirchenversammlung in einer deutschen Stadt, und erklärten, „sonst würden sie anderweitig sehen, wie sie solcher Beschwerung und Drangsal entladen werden". Bis zum Zusammentritt des freien Concils solle das Evangelium unbeirrt gepredigt, ja „nichts gelehrt werden, als das lautere

Evangelium, sanftmüthig, nach Auslegung der von der Kirche angenommenen Schriften".

Die Censur setzte zwar der päbstliche Gesandte durch, aber nur in der mildesten Form, daß nämlich nichts gedruckt werde ohne vorläufiges Gutheißen achtbarer Gelehrten. Planitz, der kursächsische Gesandte, legte selbst gegen eine solche Censur Protest ein.

Die Niederlage des Pabstthums auf diesem Reichstage war so groß und augenfällig, daß Zwingli, der Schweizer Reformator, voll Freude schrieb: „Der römische Pabst ist in Deutschland besiegt und fast aufs Haupt geschlagen; man darf ihm nur noch seine Waffen entreißen. Diesen Kampf müssen wir noch kämpfen, und das wird der grimmigste seyn; aber Christus spricht uns dabei zu als Kampfrichter." Luther selbst war über das freie Auftreten der Fürsten so erfreut und dadurch so gehoben, daß er sprach: „Gott selbst ist es, der das den Fürsten eingegeben hat."

In Rom kannte der Grimm der fanatischen Partei keine Gränzen über Luther, Deutschland und den Reichstag, eben so über den alten Pabst Hadrian; zugleich waren alle die, welche unter der vorigen Päbste freigebigem Kultus für das Schöne sich wohl befunden hatten, mißmuthig und bitter auf diesen Pabst. Derselbe hatte in Rom Niemand für sich, als die Bettler und die Krüppel, die von ihm, wo er öffentlich sich zeigte, gesegnet und reichlich beschenkt wurden. Tiefbekümmerten Herzens, aber auch voll Zorn über die Deutschen, entlud er sich gegen Friedrich den Weisen.

Dieser war indessen sechszig Jahre alt geworden und kränklich, als der Pabst ihm schrieb: „Daß die Einheit der Kirche aufgehört hat, daß die Christen ohne Christus sind, — du allein bist daran Schuld. Daß der christliche Friede von der Erde geflohen ist, daß nichts mehr als Zwist, Aufruhr, Plünderung, Mord und Brand in der Welt herrschen, daß das Kriegsgeschrei vom Morgen bis zum Abend erschallt und ein allgemeiner Krieg bevorsteht, — du wiederum, du allein hast es veranlaßt." Nach furchtbaren Aeußerungen über Luther, den „Kirchenschänder", den

„empörerischen Abtrünnigen“, der „in gottloser Wuth die Laien aufhetze“, — schloß der Pabst mit dem Zuruf an den Kurfürsten: „Thue Buße und bekehre dich. Das Schwert des Reichs und das des Pabstes hängen über deinem Haupte.“

Zugleich kam ein drohendes Schreiben vom kaiserlichen Hof aus Spanien. Der Kurfürst fragte Luther und seine Freunde zu Wittenberg, ob er sich kriegerisch rüsten solle? Die Wittenberger aber riethen davon ab, jetzt für das Evangelium Krieg anzufangen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Die ersten Märtyrer des neuen Glaubens.

Am 24. September 1423 nahm der Tod die Krone vom greisen Haupte des unzeitgemäßen Hadrian. Er hat es gesehen und erfahren, dieser letzte Deutsche und letzte Ausländer überhaupt, der auf dem Stuhle zu Rom saß, mit unmächtigem Zorn erfahren, wie der Geist der neuen Zeit die Macht des Pabstthums bis unter den Stuhl zu Rom untergraben hatte, daß große Trümmer davon vor seinen Augen lagen und jeder Tag mehr daran zertrümmerte. Auf sein Grabmal schrieben sie: „Ach, wie viel kommt darauf an, in welche Zeiten auch des besten Mannes Tugend fällt!“

Aber weil dieses Hadrians Tugend nichts von der Tugend der Apostel, nichts von der Liebe Jesu und des Johannes an sich hatte, darum rauchten die Scheiterhaufen der ersten Märtyrer des evangelischen Glaubens, welche seine finstere, blutdürstige Bigotterie angezündet, welche sich selbst verdummt hatte und die Welt verdummt erhalten wollte.

Diese Scheiterhaufen loderten da, wo die Verdummung des Geistes hergebracht und in Folge derselben die sittliche Schlechtigkeit, die Verirrung und die Betäubung des Gewissens groß waren.

Hatte schon im Jahre 1521 Herzog Georg von Sachsen, dessen gesunde Natur die Priester verkrüppelt hatten, einen Buchhändler mit Gefängniß, Marter und Verjagung verfolgt, wegen

des Verkaufs der Schriften Luthers: so wütheten die Finsterlinge da, wo Kaiser Karl V. weilte, nach dem Reichstage zu Worms. Schon da geschah nach des Erasmus Zeugniß „Tragisches“ in den Niederlanden. Da wurde das Edikt von Worms vollzogen. Der Dominikanerzögling Karl lächelte vorübergehend, als Luthers Schriften auf dem Markt verbrannt wurden. Ob es das Lächeln des befriedigten Fanatismus und Absolutismus, ob es das Lächeln der Ungläubigkeit, oder ob es das Lächeln der über diese Leute erhabenen Einsicht in die Erfolglosigkeit dieser Maaßregel gewesen sey, darüber gehen die Urtheile aus einander. Das Letztere war es gewiß nicht. Ungläubig war sein Bruder Ferdinand erwiesenermaaßen. Von Karls römisch-katholischem Glauben gibt die Erstürmung Roms und die Behandlung des Pabstes ein schlechtes Zeugniß für diese seine Jugendzeit. Und es bleibt nichts, als daß Karl lächelte, im Dünkel erstens unreifer Jugend, welche für die Zeit gar kein Verständniß hatte, und zweitens in jugendlicher Wollust des Absolutismus, welcher kurzsichtig die „Mönchsgeschichte“ damit abgethan wähnte, daß die Schriften verbrannt werden, und daß der Mann und die Freunde dieser Schriften geächtet werden. Die ganze Bornirtheit des Dominikanerverstandes ist leibhaft geworden in diesem Kaiser Karl V., und die Fortsetzung dieser Bornirtheit knieet noch heute vor diesem Götzen, und nennt denselben einen großen Fürsten, der niemals etwas gethan hat, seine Völker in geistiger, sittlicher und bürgerlicher Hinsicht glücklich zu machen, und der nachweisbar, für sich selbst ein sittlich lüderlichster Mensch, Alles gethan hat, um seine Völker unglücklich zu machen, wie er sie auch in jeder Hinsicht unglücklich gemacht hat, so gar und durchaus unglücklich, daß mehr als drei Jahrhunderte bis jetzt nicht im Stande waren, das durch ihn unglückselig gewordene Spanien und Italien von dem Fluche zu lösen, welchen die Beschränktheit seines Kopfes und die Verworfenheit seines sittlichen Charakters auf diese einst edeln Völker und Lande gelegt hat, die niederträchtigste Politik der Selbstsucht, wie sie zuvor in christlichen Zeiten nicht dagewesen war, und wie sie sich selbst bis jetzt nicht wiederholt hat, wenigstens nicht in diesem Grade der Form des christlichen Heuchlers.

Ueberall da, wo Karl, sein Bruder Ferdinand und die ihnen gleichgesinnten Fürsten, oder vielmehr ihre papistischen Räthe, die Vorhand hatten, wurden nicht bloß die neuen Testamente in der lutherischen Verdeutschung verbrannt, sondern auch sogar Menschen, welche evangelisch, durch Besitz dieses neuen Testaments, oder durch Bekenntniß, waren, oder als solche erkannt wurden. In den niederländischen Erblanden wollte Karl ein Beispiel geben, wie man das Gift der Ketzerei ausrotten müsse. Die Augustiner in Antwerpen füllten ihre Kirche mit der Predigt des Evangeliums. Im Oktober 1522 wurde das Kloster von Bewaffneten umringt, die Mönche, von denen nur einige entkamen, wurden eingekerkert und zum Tode verurtheilt. Einige widerriefen. Heinrich Müller von Zütphen wurde durch christlich kühne, begeisterte Frauen seinen Henkern entrissen; Heinrich Voes, Johann Esch und Lambert Thorn wurden eben so eine Zeit lang verborgen; eine Zahl Männer und Frauen, welche bei den Augustinern die Predigt gehört hatten, ward eingekerkert. Der Prior, Jakob Probst, der auch widerrufen hatte, floh nach Brügge, nahm seinen Widerruf zurück, predigte wie früher, wurde abermals verhaftet und zum Tode verurtheilt; aber ein Franziskanermönch half ihm zur Flucht vor der Hinrichtung, und er entrann glücklich nach Wittenberg. „Ein Wunder Gottes hat ihn gerettet,“ sagte Luther.

Aber Voes, Esch und Lambert wurden von den Spähern der Inquisition endlich entdeckt, und weil sie nicht widerriefen, daß der Priester keine Macht, Sünden zu vergeben, habe, sondern Gott allein, und weil sie bei der heiligen Schrift blieben, wurden sie von dem Inquisitionsgericht, unter dem Vorsitz des Egmondanus und Jakob Hochstraten, verurtheilt, als Ketzer lebendig verbrannt zu werden.

Lambert erbat sich vier Tage Bedenkzeit. Esch und Voes wurden, von Hochstraten und drei andern Inquisitoren begleitet, zum Scheiterhaufen geführt, der auf dem öffentlichen Markte zu Brüssel errichtet war. Voes und Esch waren noch jung, beide unter dreißig Jahren. Selbst ein paar der Inquisitoren wurden gerührt. Sie fragten, als die Jünglinge schon an den Pfahl gebunden waren, sie noch einmal, ob sie den christlichen Glauben

annehmen wollen? Sie erwiederten: „Wir glauben an die christliche Kirche, aber nicht an eure Kirche." Gerade so, wie sie im Verhöre auf die Frage, ob sie durch Luther verführt worden seyen, geantwortet hatten: „Ja, wie die Apostel durch Christus verführt wurden."

Immer noch zögerten die Dominikaner. Sie begriffen, im Angesicht des Eindrucks, welchen der Märtyrer Muth und frommer Sinn, ihre Jugend und der Adel in ihrem ganzen Wesen, auf die Bevölkerung machten, daß ein Widerruf der römischen Kirche allein nützen könne, ihre Hinrichtung nothwendig schaden müsse.

Eine ganze halbe Stunde zögerten darum die Dominikaner mit der Vollstreckung. Sie warteten, ob der Anblick der Anstalten zum Feuertode nicht denjenigen Grad von Angst über sie brächte, daß sie widerrufen. Dem Zusetzen der Dominikaner entgegneten sie damit, daß sie Psalmen sangen. Und während die Inquisitoren, da von diesem frommen Heldenthum Männer und Frauen tiefst ergriffen wurden, aller Beredtsamkeit aufboten, um die Jünglinge umzustimmen, riefen diese einander von Zeit zu Zeit, Jeder von seinem Pfahl und Holzstoß aus, zu: „Wir wollen sterben für den Namen Jesu Christi." — „Bekehret euch," schrie Hochstraten, „oder ihr müßt sterben in des Teufels Namen!" — „Nein," riefen die Jünglinge am Pfahl; „wir sterben, aber als Christen für das Evangelium und seine Wahrheit."

Jetzt ließ Hochstraten die Scheiterhaufen anzünden, sehr langsam, absichtlich. Wie die Flammen anfingen, zu den Märtyrern heraufzuwallen, rief der Eine dem Andern zu: „Das scheinen mir Rosen zu seyn."

Als die Flammen sie umringten, riefen sie laut: „Herr Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich unser!"

Aus den Flammen heraus hörten die Umstehenden das Glaubensbekenntniß, das die auf dem Scheiterhaufen laut und fest hersagten. Als die Stricke, mit welchen die Glaubenszeugen an den Pfahl gebunden waren, durch das Feuer verzehrt wurden, warf sich der eine der Märtyrer auf die Kniee und betete laut. Wie die Flammen hoch und höher an sie hinaufwallten, sangen sie mit heller Stimme das Lied: „Herr Gott, dich loben

wir", bis die Flammen ihre Stimme erstickten und ihr Leib Asche wurde. Vier volle Stunden hatte die Hinrichtungsceremonie gedauert.

Diese Thatsachen bezeugt selbst Erasmus, nicht allein Luther und seine Freunde. Luther hat diesen Tod der zwei jungen Glaubenszeugen nicht nur in einem „Sendbrief an die Christen in Holland und Brabant" verewigt, sondern auch in einem herrlichen Liede.

Denn Luther war nicht bloß der erste große Kirchenliederdichter in deutscher Sprache, sondern er war es auch, welcher dem geschichtlichen Liede, das er vorfand, und das zahlreich Zeitbegebenheiten besang, zuerst eine höhere Würde und Weihe gab.

Groß durch Inhalt, wie durch Form und Bau des Verses, durch innere und äußere Musik, ist das Lied, welches er auf die beiden Jünglinge gedichtet hat, die so um des Glaubens willen lebendig verbrannt wurden. Darin feierte er das Heldenthum des Glaubens und der Geistesfreiheit. Das Lied wurde Nationallied.*)

---

*) Zum Belege des Obigen hier nur zwei Strophen aus diesem herrlichen Liede, welche allein schon beweisen, wie groß als Nationaldichter Luther war.

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen;
Hier hilft kein Bach, kein Grub und Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden!
Die er im Leben durch den Mord
Zu schreien hat gezwungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit heller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen. — —

Die laß man liegen immerhin,
Sie habens keinen Frommen!
Wir wollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wieder kommen,
Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die Gartenblumen geh'n herfür,
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

Dieses ganze Lied sollte in jeder evangelischen Schule auswendig gelernt werden; und wer wird nicht bedauern, daß wir nicht statt

Am 1. Juli 1523 waren die beiden Jünglinge so schön gestorben. Im Gefängniß überwand auch Lambert die Furcht vor dem Flammentode. Er widerrief nicht und wurde verbrannt, wie seine Vorgänger; er starb muthig, wie sie.

Was die Verständigeren unter den Inquisitoren vorausgesehen hatten, traf ein: Brüssel wurde für diese Märtyrer enthusiasmirt, und Erasmus schrieb: „Ueberall, wo die Inquisition einen Scheiterhaufen errichtet, ist es, als ob sie Ketzer aussäe."

Wo Karls Bruder Ferdinand befahl, zu Ofen in Ungarn, wurde im gleichen Jahre ein Buchhändler, der das neue Testament und Luthers Schriften verbreitete, zwischen seine aufgehäuften Bücher an den Pfahl gebunden, und so verbrannt. Aus den Flammen rief er: „Ich bin glücklich, für den Herrn Jesus Christus zu leiden." — „Blut fließt auf Blut," rief Luther bei der Kunde; „aber es wird noch den Pabst nebst seinen Königen und Reichen ersticken." Und in Prag und Wien fielen wegen des Glaubens evangelische Häupter durch das Schwert des Henkers oder auf dem Scheiterhaufen. Zu Wien war es ein angesehener Bürger, Kaspar Tauber, welcher Meinungen öffentlich geäußert, welche den altgläubigen Fanatikern als ketzerisch erschienen. Sie verlangten, er solle am Feste Mariä Geburt vor der St. Stephanskirche einen ihm eingehändigten Widerruf vor allem Volk ablesen. Wie er auf der dafür errichteten Bühne stand, rief er, statt zu lesen, mit lauter Stimme: „Ich bin unwiderlegt und appellire an das heilige römische Reich." Dafür wurde er am 17. September zur Richtstatt geführt, enthauptet und sein Leib verbrannt. Aber sein standhafter Tod blieb unauslöschlich in den Herzen der Wiener. Doch folgten ihm im Augenblick die mit ihm gefangen Gelegten im Märtyrerthum nicht: sie widerriefen und wurden bloß landesverwiesen.

Besonders von blutdürstiger Glaubenswuth besessen waren die drei östreichischen Regierungen, die zu Innsbruck im Tyrol,

mancher seiner theologischen Streitschriften aus seinen letzten Lebensjahren mehr solche Nationallieder von ihm haben, zumal, da in dieser Art des Liedes Luther keinen Nachfolger bis heute fand, so groß, wie er.

die zu Ensisheim in den vorderöstreichischen Landen, und die zu Stuttgart in dem schönen Württemberg, dessen Herzog Ulrich vom schwäbischen Bunde vertrieben, vom Reiche geächtet war, und dessen Lande Erzherzog Ferdinand als Eroberung dem Bund abgekauft hatte.

Besonders in den beiden letztern Gebieten, die an und in einander gränzten, sollte ein System des Schreckens, ein kirchlich-politisches Inquisitionsgericht dreierlei Bewegungen einschrecken, niederschlagen, vernichten: den gefährlichen Geächteten, der jedes Mittel annahm, um wieder in sein Herzogthum Württemberg zu kommen; die politischen Unruhen der seit lange unzufriedenen Bauern in diesen obern Landen; und die religiöse Bewegung, welche seit Luthers Auftreten zu der bürgerlichen Aufregung hinzugetreten war.

Im Solde der Regierungen von Stuttgart und Ensisheim stand der berüchtigte Scherge, Berthold Aichelin, des schwäbischen Bundes Profos, und Kaiser Karls und seines Bruders Ferdinand würdiger „Reichsprofos“.

„Der fuhr eine Zeit lang um in Schwaben, Franken, auf dem Schwarzwald, in Württemberg, im Hegau, im Allgäu, weit und breit, zu henken; er hatte einen besondern grimmigen Haß auf das Evangelium. Wo er einen evangelischen Prädikanten ankommen mochte, der hatte bei ihm den Hals verloren,“ schreibt Bullinger in seiner Reformationsgeschichte. „Er fings, beraubts, schätzts, hängts an die Bäum elendiglich; da hatte alles menschliche Erbarmen ein Ende,“ sagt der Zeitgenosse Anshelm. Das Ensisheimer Glaubensgericht war viel weniger von finstern und dummen Mönchen beherrscht, als vielmehr von despotischen und im Knechtsdienst des Despotismus handelnden Grafen und Herren, kaiserlichen und erzherzoglichen Beamten.

Unter den deutschen Fürsten der grimmigste war jener Matthäus Lang, der Erzbischof von Salzburg, derselbe, zu welchem Staupitz auf seine Einladung sich begeben hatte. Dieser Kardinal und Erzbischof, der vieljährige Minister des verstorbenen Kaisers Max, ein Weltmann durch und durch, war im Jahre

1519 zum Erzbisthum gelangt, darin er zuletzt Koadjutor gewesen war.

Dieser geistliche Fürst ist besonders darum kirchengeschichtlich zu bemerken, weil er einer von denjenigen ist, an welchen sich recht klar die Bestrebungen zeigen, mit welchen nicht nur weltliche, sondern auch geistliche Fürsten die Reformation in ihrem Anzug und in ihrem ersten Ausbruch für sich auszubeuten hofften.

Wie der Großmeister des Deutschordens sich zum weltlichen Fürsten machte, wie sein Vetter, der Kardinal und Kurfürst von Mainz, sechs Jahre lang im Zuge war, sich dazu auch zu machen; wie später noch die Selbstumwandlung eines deutschen Erzbischofs in einen weltlichen Reichsfürsten folgenschwer vor sich ging: so scheint auch der schöne und dem Schönen holde, der Lebensanschauung Leo's **X.** huldigende Kardinal, Erzbischof Lang, den Anbruch der Reformation als eine günstige Gelegenheit angesehen zu haben, — in ein weltliches Fürstenthum sein Erzbisthum Salzburg umzuwandeln.

Die unparteiische Geschichte kann bis jetzt bloß sagen: es scheint so, bis die geöffneten Archive mit ihren Urkunden dafür oder dawider zeugen. Alle Umstände sind für diesen Schein. Bis zum Jahre 1521 sehen wir um den Kardinal Lang Staupitz, neben ihm als Beichtvater des Erzbischofs — Kastenbauer, als Prediger am Dom zu Salzburg — Paul Spretter, lauter als hervorragende neugläubige Prediger bekannte Namen; unweit der Residenz Salzburg — den Barfüßer Georg Scheerer zu Radstadt, in Gastein den mit Luther in Briefwechsel stehenden Martin Lodinger, und den Priester Matthäus im Pinzgau, feurig Evangelische.

Jahre lang wiederhallte der Salzburger Dom von der evangelischen Predigt Kastenbauers und Paul Spretters, ja von des Letztern deutschen Kirchenliedern; denn Pauls von Spretten oder Spretters neue deutsche Kirchenlieder fanden wie die Luthers im Flug allgemeine Verbreitung durch die deutschen Lande. Das alles sah und hörte mit an — der Kardinal, Erzbischof Lang von Salzburg. Konnte das also ohne sein Wissen, konnte das ohne seinen Willen geschehen, so lange Zeit hindurch? —

Was war es nun denn, was auf einmal den Freund des Humanismus, den Beschützer der Gelehrten, den Mann, der drei Jahre lang solche Männer um sich hatte, so plötzlich zum Verfolger des Evangeliums machte? —

Urkundlich sannen die Herzoge von Bayern auf die Aufhebung der großen und kleinen geistlichen Stifter innerhalb und in der Nähe ihres Landes, und besonders auf die Einverleibung des reichen Salzburger Stifts; darum gefiel ihnen die neue religiöse Richtung bis zum Wormser Reichstag recht wohl. Eben so urkundlich sann aber auch Erzherzog Ferdinand von Oestreich auf die Einverleibung desselben Salzburgs. Eine Reihe Briefe dieser Fürsten ist darüber vorhanden. Dem gewiegten Diplomaten Kardinal Lang entging das nicht. Eingeengt zwischen östreichischen und bayrischen Gelüsten, sah er für sich keinen Ausweg, als — entschiedenst auf die Seite des Pabstes zu treten, d. h. von der Richtung der neuen Zeit abzugehen, und durch zur Schau getragene Altkirchlichkeit sich sein geistliches Fürstenthum zu retten. Daraus erklärt sich die Stellung, welche der Gönner und Freund des Staupitz auf dem Reichstage zu Worms nahm: Matthäus Lang, der Sage nach aus kaiserlichem Blut, einer der vielen natürlichen Söhne des Kaisers Maximilian, berechnete, daß sein Fortgang auf der bisherigen Bahn, bei solchen Verhältnissen, ihn erstens nicht zum weltlichen Fürstenthum, und zweitens ihn auch um sein geistliches Fürstenthum brächte. So scheint es.

Er war der Erste, der das Wormser Edikt in vollem Umfang vollstreckte. Kastenbauer, sein Beichtvater, wurde von ihm gefangen gesetzt und schmachtete vom Jahr 1521 bis 1524 im Kerker, dann wurde er des Landes verwiesen; durch schleunige Flucht nur rettete sich Paul von Spretten. Auch den frommen Priester Matthäus im Pinzgau ließ er gefangen setzen, wie viele andere Prediger. Aber die evangelische Lehre hatte noch andere Verbreiter im Salzburgischen. Das waren die sächsischen Bergknappen, welche der Erzbischof ins Land gezogen hatte, um seine Bergwerke für seine Kasse ergiebiger zu machen; denn die gränzenlose Verschwendung an seinem Hofe hatte das reiche Erzstift ganz erschöpft, die Bevölkerung durch verfassungswidrige

Steuern und Plusmachereien aller Art aufs Aeußerste ausgesaugt und gereizt. So gab es bald viele Solche im Salzburgischen, welche das lutherische Wort sich recht merkten vom „Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf", und welche dieses Wolfs gern ledig gewesen wären. Die Einen wären lieber bayrisch oder östreichisch, die Meisten ganz frei geworden, wie die „Schweizer".

Von solchen Punkten der Geschichte aus fällt das richtige Licht allein auf die schnelle Ausbreitung der Stimmung für den neuen Glauben: es wirkte noch ganz Anderes wesentlich mit, als die reine Wahrheit selbst und der Hunger nach neuer religiöser Speise.

Wie der frivole Weltmann Kardinal Lang den Priester Matthäus durch das bisherige Gefängniß nicht in seinem evangelischen Bekenntniß zu brechen vermochte, verurtheilte er ihn, daß er zu ewigem Kerker nach Mittersill, dem Hauptorte des Pinzgaus, abgeführt werde, allda im „Faulthurm" zu verderben. Es war zu Ende des Jahres 1524. Er ließ ihn auf ein Pferd binden, die Schenkel unter dessen Bauch mit einer eisernen Kette zusammenschmieden, und ihn so von Amtleuten und Gerichtsdienern nach Mittersill abführen. Auf dem Weg im berchtholdsgadischen Flecken Schellenberg ließen die Reiter, angelockt von dem fröhlichen Lärm eines dortigen Wirthshauses, — es war Feiertag — den Gefangenen außen allein, und sie gingen hinein, einen Trunk zu thun. Um den gebundenen ehrwürdigen Priester sammelten sich Neugierige umher. „Habt Mitleid mit mir, ihr Leute," flehte er sie an; „um des reinen Wortes Gottes und der Wahrheit willen muß ich also leiden und soll im finstern Thurm verfaulen."

Der Zug zu dem Prediger des Evangeliums hin wurde schnell zum Volksauflauf. Hier zu Ort waren die Leute der evangelischen Lehre um so mehr zugethan, als in Berchtholdsgaden die Chorherren des dasigen Klosters, lauter Söhne aus der Ritterschaft des Landes, — dem Augustinerorden angehörten. Die sächsischen Bergknappen sangen lutherische Lieder, und hatten und lasen lutherische und andere reformatorische Flugschriften, und das neue Testament.

Ein entschlossener Bauer, der junge Stöckl von Bramberg, stellte sich an die Spitze des Volks. Sie entrissen den aufs Pferd geschmiedeten Prediger des Evangeliums den Amtleuten und Gerichtsdienern, und machten ihn „los und ledig, daß er stracks hinwegzog“.

Der evangelische Prediger war gerettet. Aber der Erzbischof ließ Stöckl und noch einen jungen Bauern einziehen. Er wollte ihr Blut. Sein Hofjurist, ein verjagter, in der Geschichte seines Heimathlandes sünden- und fluchbeladener Württemberger, Doktor Volland, sprach zu dem Fürsten, „er habe es in den Büchern gelesen, daß dem Herrn Kardinal nicht noth thue, die zween Gefangenen mit offenen Rechten zu überwinden“. Das sprach der alten beschworenen Verfassung blutigen Hohn: Niemand konnte in diesen Landen verurtheilt werden, als nach öffentlicher Rechtsverhandlung. Kardinal Lang aber hörte, wie einst der fürstliche Geächtete, Herzog Ulrich von Württemberg, auf dieses bösen Geistes verführerische Stimme: er ließ in der Frühe zwischen sechs und sieben Uhr Stöckl und seinen Mitgefangenen, ohne alle Rechtsform, hinter das Salzburger Schloß heimlich führen, nicht an die gewohnte Richtstatt. Da sollten beide enthauptet werden. Da sprach der Scharfrichter zu des Kardinals Geheimenrath Gold: „Ich kann und darf die Zwei nicht mit dem Schwerte richten, sie seyen denn zuvor mit offenen Rechten überwunden.“ Gold sagte das dem Kanzler Hans Schenk. — „Thuts der Scharfrichter nicht gern, so muß ers thun und sollt ihn Gottes Marter schänden. Nimm den Böswicht bei dem Grind und leg ihn ab Eck.“ Des Kardinal Langs Geheimerath Gold erklärte dem ehrlichen christlichen Scharfrichter rund, sein Kopf falle zuerst, wenn er die beiden andern Köpfe nicht fallen mache. „Thu, wie ich dich heiße, und laß deine Bedenken,“ sagte er; „laß es den Fürsten und die Obrigkeit verantworten.“

So wurde der Scharfrichter eingeschreckt, und vollzog die heimliche Enthauptung.

Wozu, möchte man fragen, diese Einzelgeschichte in einer Kirchengeschichte?

Dazu, damit man nicht bloß sehe, sondern greife, wohin

es führt, wenn man das in der heiligen Schrift gegebene Christenthum vergißt, welches keine andere Religion kennt, als diejenige, deren nothwendiger Ausfluß die bürgerliche Freiheit und deren christliches Recht ist. Das Vergessen desselben führt zu allen Zeiten dahin, wohin das eben Erzählte führte. Und darum ist es auch dazu hier gegeben, damit die Evangelischen oben und unten sich nicht einwiegen lassen, in der Zeit — der Concordate.

Es ist offenbar: Die durch die Reformation geweckte christliche Erkenntniß kam gerade noch zu rechter Zeit der durch den Bund des geistlichen und weltlichen Herrenthums an den Rand des Untergangs gebrachten christlich-bürgerlichen Freiheit und ihren altheiligen Rechten zu Hülfe.

Von da ab läuft die Strömung der christlichen Weltgeschichte einfach so: Die christlich-bürgerlichen Rechte werden da geachtet, und da ist Fortschritt, wo die evangelischen Grundsätze der Reformation eingehalten und herrschend werden; und da herrscht Absolutismus, Despotismus, blutige Tyrannei, wie die des Salzburger Erzbischofs, und da ist kein Fortschritt, sondern Stillstand und eben damit Rückschritt, wo das freie Wort der christlichen Wahrheit unterdrückt wird.

Alle die Verfassung, des Volkes Recht, mißachtenden Fürsten und ihre Umgebungen, auch wenn sie protestantisch waren, alle absolutistischen Bestrebungen, haben sich seitdem an die papistischen oder byzantinischen Mächte angelehnt. Wo an einem protestantischen Hofe seitdem Hinneigung zum Absolutismus sich zeigte, da war an demselben die Hinneigung zum römisch-katholischen Wesen zuvor da.

Gegen das Fortschreiten der Tyrannei des Salzburger Erzbischofs traten die Salzburger in Städten und Flecken, in den Kirchen und vor den Kirchen zusammen, und tagten mit einander, „das reine Gotteswort und die alten Gerechtsame zu vertheidigen“. Daraus erwuchs riesenschnell „der christliche Bund“, welcher sich durch die fünf östreichischen Herzogthümer ausbreitete.

Die Ensisheimer Regierung übte es als mildere Strafe gegen die Prediger des Evangeliums, sie mit der Zunge an den Pranger festzunageln, damit sie, wenn sie sich losrissen, sich selbst das

Glied verstümmeln müßten, das zur Predigt des Evangeliums unentbehrlich war.

Der Inquisitionsausschuß, der sich in dem Städtchen Engen gesetzt hatte und das oberste Blutgericht der Regierungen von Innsbruck, Stuttgart und Ensisheim bildete, ließ, wie überall auf alle evangelischen Prediger, so auch auf den in Kinzingen, Jakob Otter, fahnden. Er entwich nach Straßburg. Anderthalbhundert Bürger gaben ihm bis zur Gränze das Geleit, und blieben etliche Tage bei ihm. Als sie wieder heim wollten zu Weib und Kind, fanden sie die Straße gesperrt durch Kriegsvolk, daß sie nicht in die Stadt zu kommen vermochten. Die evangelisch gesinnte Stadt Kinzingen aber sah sich plötzlich von dem Kriegsvolk überfallen, wie ein eroberter Ort behandelt, und sah den Stadtschreiber und fünfzehn andere Bürger enthaupten, „weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen". Den Gesandten des Raths der evangelischen Stadt Waldshut wurde ein noch härteres Schicksal als das Kinzingens angedroht.

Waldshut, diese alttreue Stadt des Hauses Oestreich, sieben Stunden von der freien schweizerischen Stadt Schaffhausen, war eine von den vier schwäbischen Waldstädten Oestreichs, im Klettgau am Rhein, für damals stark befestigt, und hütete den Eingang in den Schwarzwald. Diese vier Waldstädte der östreichischen Vorlande hatten so oft Leib, Leben, Gut und Blut zum Hause Oestreich gesetzt, dessen Feinden gegenüber, und sie waren, wie alle Vorlande, von den östreichischen Fürsten vor allen ihren andern Landen mit Vorliebe gehegt und behandelt worden, zumal von Kaiser Max. Waldshut hatte sich am frühesten schon der Richtung des neuen Glaubens ergeben, und Hubmaier war ihr evangelischer Prediger, zuletzt Doktor der Theologie und Prorektor zu Ingolstadt, dann Pfarrer an der Domkirche zu Regensburg; ein großes Predigertalent, das, von der Strömung, welche durch Luther zur nationalen Strömung der Zeit wurde, erfaßt, nach Waldshut gegangen war, um predigen zu können, wie sein Herz und sein Geist wollten.

Hubmaier war der erste Reformator auf dem Schwarzwalde.

Um Waldshut nicht in die Nachtheile der Ungnade des Erzherzogs und des Inquisitionsausschusses kommen zu lassen, verließ Hubmaier die Stadt. „Laßt mich hinweg," bat er seine schwärmerischen Anhänger, „damit Niemand meinethalben beschädigt und verderbt werde, und ihr Ruhe und Frieden behaltet."

Auf Hubmaier hatte der Inquisitionsausschuß zu Engen ein ganz besonderes Auge. „Den Doktor nieder zu werfen", hatte er Kriegsvolk ausgesandt; aber mit Waffen hatten ihn die Waldshuter geleitet, und mit Waffen empfing den ihnen Uebergebenen das evangelische Geleite von Schaffhausen.

Der Inquisitionsausschuß drang nun auf seine Auslieferung. „Es ist nicht meine Sache," schrieb Hubmaier an den Schaffhäuser Rath, „sondern Gottes Sache. Fürchten sich Ew. Würden nicht, ich will mich auch nicht fürchten. Denn die göttliche Wahrheit ist untödtlich, und wiewohl sie sich eine Zeit lang fangen, geißeln, krönen, kreuzigen und in das Grab legen läßt, so wird sie doch am dritten Tage wieder siegreich auferstehen, und in Ewigkeit regieren und triumphiren. — Weil ich von den Obrigkeiten verschrieen worden bin als Verführer des Volks, als aufrührerisch, als Ketzer, so bin ich erbötig, allen Menschen Rechnung zu geben von meiner Lehre, meinem Glauben und meiner Hoffnung. Habe ich nun recht gelehrt, warum schlägt man mich und Andere um meinetwillen? Ich bin mir nicht bewußt, daß ich in zwei Jahren nur einen Buchstaben gepredigt hätte, der im Worte Gottes ohne Grund wäre. Dieses aber bekenne ich, daß ich nicht Alles so ganz und so vollkommen herausgesagt, wie ich es gewußt habe; ich habe der Schwachen geschont, die ich mit Milch und nicht mit stärkerer Speise nähren mußte."

Erzherzog Ferdinand befand sich nicht selbst zu Engen, sondern sein Statthalter, Hans Immer von Gilgenberg, als die Abgeordneten des Raths von Waldshut dahin kamen. „Bollinger, bist du hier," rief Graf Rudolph von Sulz, einer der Regierungsherren, den Sprecher der Abgeordneten im Vorsaal an; „wir kennen dich wohl und Deinesgleichen; ihr seyd aufgezeichnet, daß ihr den ketzerischen Glauben angenommen. Donner, potz Marter," fluchte der Graf, „du mußt der Erste seyn, dem man den Grind

abhaut, Junghans der Andere und Brosi der Dritte. Potz Marter, auch die Weiber wollen wir todtschlagen, wenn wir hinzukommen; wir wollen das Unkraut mit der Wurzel herausreißen. Wir wollen euch das Evangelium um die Ohren bläuen, daß ihr müßt die Händ über dem Kopf zusammenschlagen. Wir wollen euch dermaaßen strafen, daß ihr allen Menschen, welche der lutherischen Sekte sind, ein Exempel und Fürbild seyn müßt. Man sollte solche Uebelthäter von dannen thun." — „Gnädiger Herr," antwortete Meister Hans, „ich bin kein Uebelthäter." — „Du bist einer," fluchte Graf Rudolph; „ich will hinein zum Herrn und ihm das anzeigen."

Drinnen vor den Regierungen sprach der Statthalter zu den Waldshutern, nach Anhörung ihrer Rechtfertigung: „Man wird euch strafen, anders dürft ihr nicht denken." Die Waldshuter erboten sich zu Recht der gemeinen Städte des Reiches. „Recht wollen wir," riefen Bollinger und die Seinen ohne Unterlaß; „Recht, Recht, ihr Herren!" — „Was?" riefen diese dagegen, „der Fürst ist das Recht; was gehen den Fürsten die Reichsstädte an?" — „Man wird euch mit Feuer und Schwert das Recht weisen," schrie Graf Rudolph von Sulz.

Die Bürgerschaft zu Waldshut setzte sich in Vertheidigungsstand; denn zahlreiches Geschütz und Kriegsvolk war aufgeboten, „die bübischen und ketzerischen Pfaffen und Verführer des Volks zu strafen und das verführte Waldshut". Die Bürger erklärten, der Glaube sey im Herzen; das möge man weder mit Nothschlangen noch mit Ketten bezwingen. Die Schweizer Städte Zürich und Schaffhausen verwandten sich mit Ernst für ihre Nachbarstadt Waldshut. Oeffentlich konnte Zürich den Bedrängten keine Hülfe schicken wegen der Erbeinung mit dem Hause Oestreich; aber auf eigene Faust, ganz privatim, zogen in die 300 tapfere Züricher den „christlichen Brüdern von Waldshut" zu; „nicht um Geld," schrieb Rudolph Collin, ein Edler aus Zürich, dem Rathe seiner Vaterstadt, „nicht für eigenen Nutzen, nur zum Schutze des Wortes Gottes". Der Geist des Herrn habe sie unter die Waffen gerufen, kein Aufwiegler sey unter ihnen, Jesus Christus ihr Hauptmann.

Wie hier am Fuße des Schwarzwaldes im Angesichte der Schweizer Alpen, wie dort in den Salzburger Gebirgen, in Tyrol und im Herzogthum Oestreich, in Prag und in Ofen, in Metz und in Antwerpen Bekenner des Evangeliums verfolgt, gemartert, enthauptet oder lebendig verbrannt wurden, und Vermögenseinziehung, Verjagung und Landesverweisung milde Maaßregeln waren: so ging es selbst in den freien niederdeutschen Landen, wo die Dithmarschen saßen. Im Jahre 1524 wurde in der holsteinischen Landschaft Dithmarschen der frühere Augustinerprior zu Antwerpen, welchen Frauenheldenmuth zwei Jahre zuvor gerettet hatte, Heinrich Müller von Zütphen, zum Märtyrer. Von Bremen, wo er Prediger des Evangeliums war, wurde er durch fromme Männer nach Mehldorf berufen, um ihnen eine Predigt in evangelischer Weise zu halten.

Die Dominikaner in Dithmarschen und zu Hamburg hielten Rath, wie die Sonntagspredigt des Ketzers zu hintertreiben sey. In der Mitte des Mittelalters waren diese Marschlande eine Burg der bürgerlichen und religiösen Freiheit gewesen; aber so hatten die „Kreuzzüge" der römisch-katholischen Christen gegen diese einfachen, frommen, priesterschaftfeindlichen, hellen Christen gewirkt, daß diese freien Bauern mönchisch verdummt worden waren, und die tiefste geistige Finsterniß, dicke Unwissenheit in religiösen Dingen über die einstige Freistätte des hellen Glaubens sich seit einem Jahrhunderte gelagert hatte.

Die „Achtundvierziger", der Landesausschuß der Dithmarscher Bauern, wurden von der Dominikanerpartei zum Tagen „auf der Heide" veranlaßt und ihnen gesagt, der ketzerische Mönch von Bremen sey da, um alle Dithmarschen zu verführen, und es wäre ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn sie ihn umbrächten. Dennoch meinte die Mehrheit der Achtundvierziger auf der Heide, sie wollen „in Betracht ihrer großen Unwissenheit" bis Ostern warten. Das war also gekommen. Die Achtundvierziger hatten den Dominikanern wenigstens das eingeräumt, daß ihm das Predigen verboten werden solle. Heinrich von Zütphen aber hatte gesagt: „Wenn Gott will, daß ich bei den Dithmarschen sterbe, so ist da der Himmel so nahe, als anderswo. Ich werde predigen."

Heinrich von Zütphen predigte in Mehldorf, und zwar so, daß die Achtundvierziger den obigen Beschluß faßten, auf Zudringen derer, die ihn gehört hatten, am Sonntage den zweiten Advent.

Die Dominikanermönche boten Allem auf, daß das Licht nicht leuchte in diesen Ort, in dem sie so künstlich seit einem Jahrhunderte Finsterniß gemacht hatten. Herumgehend bei den einzelnen Bauern, erhitzten sie dieselben. Wenn er weiter predige, sagten sie, verzaubere er mit des Teufels Macht Alle so, daß man nichts mehr gegen ihn machen könne. Man müsse ihn in der Nacht greifen und verbrennen, ehe er zum Sprechen komme. So ließen sich in die fünfhundert Bauern bereden, am Abende des Tages nach Mariä Empfängniß nach dem Abendläuten an einem bestimmten Orte sich zu sammeln. Drei Fässer Hamburger Bier wurden ihnen zu trinken gegeben, und um Mitternacht zogen die Berauschten an Mehldorf heran; die Mönche trugen Fackeln, die Bauern Waffen. In der Nähe des Fleckens gingen sie geräuschlos, damit der Ketzer, den sie fahen wollten, sich nicht flüchte. Das Pfarrhaus, wo Heinrich bei dem frommen Pfarrer Nikolaus Boye wohnte, wurde umstellt, dann die Hausthüre eingebrochen, das Haus geplündert, der Pfarrer unter dem Geschrei der Wuthschnaubenden: „Schlagt todt, schlagt todt!“ arg zerschlagen und dann in den Koth geworfen. Andere hatten Heinrich aus dem Bett gerissen. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken und schleppten ihn im bloßen Hemde schnell mit sich fort. Die Nacht war schneidend kalt, eine Dezembernacht. Als Heinrich sanftmüthig sprechen wollte, übertäubte ihn das Geschrei: „Nieder mit ihm, nieder mit ihm! wenn wir auf ihn hören, werden wir Ketzer und des Teufels.“

So schleppten sie ihn weiter, ohne Kleider, über Schnee und Eis. Seine aufgerissenen Füße bluteten so, daß er fast nicht mehr zu gehen vermochte, und er bat, sie möchten ihn doch auf ein Pferd setzen. „Gar auch das,“ entgegneten sie ihm mit Hohn, „einem Ketzer eines unserer Pferde zu geben!“ Sie trieben ihn vorwärts mit Mißhandlungen, bis auf die Heide. Eine Frau weinte, als sie ihn so sah, wie er an ihrem Hause vorüber

geschleppt wurde. „Gute Frau, weine nicht über mich," sprach der Märtyrer zu ihr.

Auf der Heide wurde ihm von einem Schöffen das Todesurtheil gesprochen. Es ging hier so zu, daß jetzt die Glaubenswuth eines berauschten Bauern dem Märtyrer mit dem Schwert, ein Anderer mit einer Keule über den Kopf schlug. Dann trat einer der Mönche zu ihm, damit er ihm beichte. „Hab ich dir etwas zu Leide gethan, Bruder?" fragte der Verurtheilte. „Niemals," antwortete der Dominikaner. „So habe ich dir nichts zu beichten und du mir nichts zu vergeben," sprach Heinrich, und der Mönch entfernte sich. Der Scheiterhaufen war zuvor geschichtet. Er wurde angezündet; aber das Feuer wollte lange nicht recht brennen. Wohl zwei Stunden stand der Märtyrer im bloßen Hemd auf der Heide, aus seinen Wunden blutend, die Augen zum Himmel erhoben. Als man ihn binden wollte an den Füßen, fing er an, sein Glaubensbekenntniß zu sprechen. „Erst brennen und dann sprich!" schrie ein wahnsinniger Bauer, und schlug ihn mit der Faust auf den Mund. Gebunden wurde er ins Feuer des Scheiterhaufens geworfen; aber er fiel daneben. Hans Holm schlug ihm mit seiner Keule die Brust ein; er war todt, als er endlich in die Gluth hineinfiel.

„Das ist die wahre Historie von dem Leiden des heiligen Märtyrers Henrici von Sudphen," schrieb Luther, als er die Leidensgeschichte „von Bruder Heinrich, in Dithmarschen verbrannt, sammt der Auslegung des zehnten Psalms" herausgab. „Wiederkommen ist nun," schrieb Luther darin begeistert, „die Gestalt eines rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt gräulich ist anzusehen, aber köstlich und theuer vor Gottes Augen. — Wir haben nicht allein das lautere Wort Gottes, hören es und lesen es, und sehen es auch an vielen Orten wie die helle Sonne aufgehen; sondern wir empfinden auch den Geist Gottes daneben, und spüren, wie er mit kräftigen und mächtigen Thaten solches sein Wort, so wie er von Anbeginn gepflegt, beweist und bestätigt, sonderlich in dem, daß er so muthige und freie Herzen macht, daß beide, Prediger und Hörer, an vielen Orten die Zahl der Heiligen täglich mehr und

größer machen, da etliche ihr Blut vergießen, etliche gefangen, etliche von den Ihren verjagt sind, und allesammt die Schmach des Kreuzes Christi tragen."

Dreißigstes Kapitel.

Huttens und Sickingens gewaltsame Bewegung, „dem Worte Gottes die Thüre zu öffnen".

Um offen vor der Nation seinen Dank für den ihm gewährten und wiederholt angebotenen Schutz dem tapferen Ritter Franz von Sickingen zu bezeugen, eignete Luther dem Ritter seine Schrift über die Beichte zu. Sickingen griff selbst zur Feder, um seinem Gegenschwäher zu beweisen, daß die Reformation Luthers keine Neuerung, sondern vielmehr Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums sey. Sein ausführliches Schreiben konnte zugleich als ein Sendschreiben an Alle vom Adel gelten, die noch altgläubig waren. Auf allen seinen Burgen, in allen seinen Dörfern ließ er deutschen Gottesdienst halten und seine Pfarrer sich verheirathen. Hartmuth von Kronberg, der nächste Nachbar der freien Stadt Frankfurt, Sickingens bester Freund, griff ebenfalls zur Feder und schriftstellerte für die Grundsätze der Reformation. Ulrich Hutten aber, welcher mehr noch, als Luther, auf seine Standesgenossen wirkte, hatte bereits ganz andere Gedanken und Plane.

Zuerst schrieb er in offenem Sendschreiben an die Römlinge, „Deutschland, allzulange des Sinnes beraubt, fange an, klug zu werden; die Römlinge sollen nicht allzusehr auf die Geduld der Deutschen rechnen". Den päbstlichen Legaten rief er zu: „Hebet euch hinweg, ihr gewaltthätigsten aller Räuber, ihr verschlagensten Betrüger. Bequemet euch, der Feder zu gehorchen, damit ihr euch nicht genöthigt sehet, dem Schwert zu weichen. Das ist die letzte Ermahnung zu eurem Heil. — Das Maaß ist voll. Hebet euch hinweg von den reinen Quellen, ihr unreinen Schweine

Roms! Hinaus mit euch aus dem Heiligthum, ihr verruchten Krämer! Berühret nicht länger mit den oft entweihten Händen die Altäre. Was habt ihr mit dem Almosen unserer Väter zu schaffen, das die für Arme und christliche Gemeindezwecke gestiftet und darum uns, ihren Kindern, entzogen haben? Wie kommt ihr dazu, das zu frommen Zwecken Gespendete zu Völlerei, Unzucht, Pracht und Prunk zu mißbrauchen, während viele rechtschaffene und fromme Menschen Hunger leiden? — Sehet ihr nicht, daß die Luft der Freiheit weht, daß die Menschen, des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbeizuführen suchen? — Ich werde stacheln, spornen, reizen und drängen zur Freiheit. Die mir nicht sogleich zufallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch nothwendige Beharrlichkeit zwingen. Dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern ich bin auf Beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten, zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich unterzugehen. — So lange ihr Luther oder jemand Seinesgleichen verfolgen werdet, erkläre ich mich als euren abgesagten Feind. — Durch meine und Luthers Unterdrückung würdet ihr nicht einmal etwas gewinnen; vielmehr würde aus der Erstickung der jetzigen Bewegung eine neue und viel gewaltsamere hervorgehen. Denn an zwei Menschen liegt so viel nicht; wisset, daß es noch viele Luther, viele Hutten gibt. Und wenn uns etwas widerfahren sollte, so droht euch um so größere Gefahr von Andern, weil sich dann mit den Verfechtern der Freiheit die Rächer der Unschuld verbinden werden."

Schon lange, noch vor dem Wormser Edikt zur Verfolgung des Evangeliums und der Evangelischen, hatte Ulrich Hutten ein Gespräch in den Druck gehen lassen, unter dem Titel: „Der Warner". Darin hatte er dem Ritter Franz in den Mund gelegt, daß er „nicht ohne Lust sey, den böhmischen Ziska in Deutschland nachzuahmen, wofern die Priesterschaft auch ferner auf Ermahnungen nichts geben werde; in diesem Falle müsse man Gewalt gegen sie gebrauchen, — zur Befreiung Deutschlands".

Die „Zukunft der deutschen Nation" beschäftigte die Seele

Huttens Tag und Nacht; und war es ihm zunächst um die Trennung Deutschlands von Rom zu thun gewesen, so glaubte er jetzt, zur Verjüngung der Nation, zur Hebung des Reiches müsse mit der Herrschaft der Geistlichkeit auch die Vielherrschaft der Fürsten beseitigt, und ein einiges Deutschland voll unmittelbar freier Männer unter Einem Haupte, einem Kaiser mit neuer Herrlichkeit, gewonnen werden. Franz Sickingen, Luther, der deutsche Adel, die Reichsstädte, und das unterdrückte deutsche Volk aller Provinzen, waren die Kräfte, auf die er rechnete; die Zeit, die in den Wehen großer neuer Dinge lag, schien günstig für seine nationale Idee, und bald hatte er Sickingen dahin gebracht, daß er mit ihm glaubte, es müsse der politischen und religiösen Freiheit zugleich Bahn gebrochen werden.

Als Luther nicht auf Huttens gewaltsame Plane sich einließ, ging Hutten ohne Luther vorwärts. Er hoffte noch immer, aus der durch Luther erregten religiösen Bewegung Kräfte genug für seine politische zu ziehen; ging diese doch zunächst gegen die geistlichen Herren, und galt es doch, diesen eine Gewalt zu nehmen, welche ihnen das Wort Gottes nirgends verlieh, ja absprach.

Viel Aehnlichkeit hat der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit dem Ausgang des achtzehnten. — Wenn im letztern, durch die Verhältnisse der Zeit getragen, ein Napoleon Bonaparte Gedanken, an die Spitze Frankreichs zu treten, fassen, hegen und verwirklichen konnte: so war, was die Wenigsten bis jetzt beachtet und betont haben, es einem Franz von Sickingen noch näher gelegt, in solche Gedanken und Plane einzugehen. Auch wenn man die Sage im Volke, daß Franz dem verewigten, volksbeliebten Kaiser Max selbst durch das Blut in seinen Adern näher gestanden habe, ganz abweist, so hatte Sickingen vor einem Bonaparte in Frankreich viel voraus im deutschen Reiche: das war die Geldmacht, und die vielen Vorgänge, daß freie Ritter wie er den Kaiserthron bestiegen. Rudolph von Habsburg war nicht so mächtig in seiner Zeit, wie Franz von Sickingen; noch weniger der Nassauer, der Schwarzburger, der Lützelburger.

Hutten dachte greifbar daran, den Mißgriff der Fürsten deutscher Nation zu beseitigen, welchen sie in ihrer Eigennützigkeit

gemacht hatten, da dieser dem religiösen und politischen Wohle der Nation thatsächlich als verderblich sich erwies; wie er auch nachher den evangelischen Fürsten selbst, neben ihren Völkern, heillos wurde. Das war die Wahl des Dominikanerzöglings Karl zum deutschen Kaiser. An dessen Statt wollte Hutten zuerst Friedrich den Weisen setzen, dann Franz Sickingen selbst. Das Erste geht aus den erhaltenen Briefen Huttens hervor; das Andere ist greifbar aus dem, was Hutten that; und aus dem, daß nach Sickingens Tode die Römlinge frohlockten: „Der Afterkaiser ist todt; der Afterpabst wird ihm nachsinken."

Die Männer auf der Ebernburg waren alle für den neuen Glauben begeistert; aber einige darunter hatten noch andere mitwirkende Triebfedern. So gewiß es jetzt durch die eigenen Schreiben und durch andere Urkunden ist, daß Gustav Adolph von Schweden, so begeistert er für das Evangelium war, bei seinem Waffenzug nach Deutschland nicht allein den Schutz der Evangelischen, sondern daneben noch Anderes für sich und sein Schweden im Auge hatte: so gewiß ist, daß bei Sickingen der Ehrgeiz des Helden mit der Begeisterung für das Evangelium Hand in Hand ging. Gerade wenn er der Held des Geistes der neuen Zeit wurde, konnte er von diesem Geiste selbst und den Erfolgen von Stufe zu Stufe emporgetragen werden, zuletzt bis an die Spitze der Nation.

Nur aus Bruchstücken und zerstreuten Fingerzeigen der zeitgenössischen Schriften kann man Schlüsse machen auf das, was Hutten und was Sickingen wollte. Denn der Erstere ging in seinen kühnen Gedanken viel weiter, als er zunächst seinem Freunde Sickingen mittheilte. Cammerarius, der Vertraute Melanchthons, schrieb an diesen: „Hätte es dem Entwurf und Wagniß Huttens nicht an den materiellen Hülfsmitteln gefehlt, Alles wäre jetzt anders; die Umwälzung des ganzen Reiches wäre erfolgt."

Ein anderes Zeugniß dafür, was man im Lager der Römlinge dem kühnen Ulrich Hutten und dem von ihm vorwärts getriebenen Ritter Franz zutraute, sind zwei Schreiben des bayrischen Kanzlers Leonhard Eck an seinen Herzog. Am 8. März 1522 schrieb derselbe: „Wollen Ew. Gnaden den Händeln, die

jetzt aller Orten empor sind, nachdenken. Man hat ein Büchlein gedruckt an den gemeinen Mann, darin derselbe aus vielen Ursachen ermahnt wird, die Dienstbarkeit, darin sie bisher durch der Könige, Fürsten und Herren Tyrannei geängstigt seyen, von ihm zu werfen, und daß sie daran ein gutes Werk thun. Das alles kommt von dem Bösewicht, dem Luther, und Franzens Anhang. Ist ein gewaltiger Bundschuh und Aufruhr wider die Fürsten in vielen Jahren vorhanden gewesen, so ist es jetzt." — Am 8. September 1522 schrieb der Kanzler wieder: „Sickingen wird einen Pöbelaufstand erheben. Täglich kommen Kundschafter, daß es einem Bundschuh gleich sieht. Sollte dann ein Bundschuh erstehen und der gemeine Mann überhand nehmen, so würden die rheinischen Fürsten das Morgenmahl, die andern Fürsten das Nachtmahl und der gemeine Adel den Schlaftrunk bezahlen."

Am Hofe Herzogs Georg von Sachsen sagte man sich, „in viel hundert Jahren sey nichts so Gefährliches wider die Fürsten des Reichs unternommen worden, als womit Sickingen umgehe".

In dem geheimen Bunde, dessen Mittelpunkt Sickingen war, waren nicht nur die evangelisch gesinnten Ritter, wie die Kronberge, Schauenburge, Gemmingen, Menzingen und hundert Andere, welche „dem Worte Gottes eine Thüre öffnen wollten", sondern auch solche, welchen Hutten die Aufhebung der geistlichen Herrschaften und die Mediatisirung der weltlichen Fürsten in Aussicht stellte, wie die Rosenberge, die Äbte von Abtsberg, Eitelfritz von Zollern und Andere. Ferner waren im Bunde namhafte der Reformation zugethane Städte, vor allen das mächtige Straßburg. Eben so war ihm Hülfe aus der Schweiz zugesagt. Zu den wichtigsten Eingeweihteren des Bundes gehörten Frowen von Hutten, der Hofmarschall des Kardinals von Mainz, und der Ritter Fuchs von Fuchsstein, der Kanzler des Pfalzgrafen Ludwig, des Kurfürsten. Daß der Kardinal von Mainz persönlich im Geheimniß des Bundes war, vielleicht in Aussicht, weltlicher Fürst zu werden, dafür zeugt die Strafe von 25,000 Goldgulden, welche die Fürsten ihm später auferlegten, „aus Ursachen, die in der Feder stecken". Der pfälzische Kanzler

Fuchsstein that mit, wie er in einem Schreiben an Sickingen sagte, „weil er es an der Zeit halte, die Hoffart der Fürsten zu dämpfen und den deutschen Adel von ihrem unerträglichen Joche zu erledigen“.

Sickingen selbst, von der Ritterschaft zu ihrem Hauptmann im Frühlinge 1522 gewählt, von Ulrich Hutten gespornt, ein Hauptmann des deutschen Volkes, ein deutscher Ziska, der Durchführer der Reformation im Reiche zu werden, sprach bei seinem Angriff auf den Kurfürsten von Trier, in seinem Manifest an dessen Unterthanen, als seinen Zweck aus, „er komme, sie zu evangelischer Freiheit zu bringen“.

Dieser geheime Bund, durch welchen auf einmal die Reformation mit Waffengewalt auf deutschem Boden durchgeführt und die Aufhebung aller Bisthümer und Klöster vollstreckt werden sollte, entging den Augen der römischen Diplomatie nicht. Briefe des kurpfälzischen Kanzlers wurden aufgefangen, eben so anderweitige Briefe. Die jungen Pfalzgrafen, auf deren Stillesitzen Sickingen bei seinem Angriff auf das Erzbisthum Trier fest gerechnet hatte, wurden gewarnt, und sie und der Landgraf Philipp von Hessen vereinigten ihre ganze Heermacht, um in dem Kurfürsten von Trier das deutsche Fürstenthum überhaupt zu vertheidigen. So mißlang Sickingens Ueberfall von Trier, im Oktober 1522; und das ganze groß angelegte Unternehmen zerging im Frühling darauf — durch den plötzlichen Tod des Ritters Franz.

Während Ulrich Hutten in Oberschwaben, Frowen Hutten in der Schweiz, Balthasar Slör, Sickingens alter Vertrauter, am Oberrhein, Franz Voß in Niederdeutschland um Zuzüge warb, und selbst aus Böhmen Zusagen starker Ritterhülfe kamen, wurde Sickingen bei der Vertheidigung seiner Veste Landstuhl gegen die vereinigten Fürsten, als er nach einer Schießscharte ging, tödtlich getroffen: eine gerade dahin gerichtete Karthaune warf das Vertheidigungsgerüst, daran er sich lehnte, aus einander, und schleuderte ihn selbst an einen spitzigen Balken. Er verschied bald darauf. „Wo sind nun,“ klagte er sterbend, „meine Herren und Freunde, die mir so viel zugesagt haben? wo ist Fürstenberg? wo bleiben die Schweizer? die Straßburger?“

So starb der, welcher, von Freunden ermahnt, eine so bedenkliche Sache, wie die Luthers und Huttens, zu verlassen, begeistert gesprochen hatte: „Die Sache, die ich vertheidige, ist gar nicht bedenklich oder zweifelhaft, sondern die Sache Christi und der Wahrheit. Auch verlangt es das Wohl unseres Vaterlandes, daß auf Luthers und Huttens Rathschläge gehört und der wahre Glaube vertheidigt werde."

Luther hatte gespannt der Sickingischen Bewegung aus der Ferne zugeschaut, aber nicht so ganz ohne Einfluß darauf, wie man der Welt hat glauben machen wollen. Denn gerade um diese Zeit war es, da er jenes von den römischen Gegnern vielfach angezogene Wort offen aussprach: „Ich weiß es, man wendet mir ein, es sey Gefahr, daß ein Aufruhr gegen die geistlichen Fürsten erregt werde. Darauf antworte ich: Aber wenn das Wort Gottes vernachlässigt wird, und das ganze Volk untergeht? — Wenn die geistlichen Fürsten nicht hören wollen Gottes Wort, sondern wüthen und toben mit Bannen, Brennen, Morden und allem Uebel, was begegnet ihnen billiger, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte? Und dessen wäre nur zu lachen, wo es geschähe." *)

In derselben Druckschrift sprach er an die Nation: „Alle, die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bisthümer verstört und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Gotteskinder und rechte Christen, sie streiten wider des Teufels Ordnung. — Es sollte ein jeglicher Christ dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei ein Ende nehme, und fröhlich den Gehorsam gegen sie mit Füßen treten, als Teufelsgehorsam. — Das sey meine, Doktor Luthers, Bulle, die da gibt Gottes Gnade zur Lehre Allen, die ihr folgen. Amen." **)

So schrieb Luther in der Aufregung des Eifers; auch war es in ihm tiefste religiöse Ueberzeugung, daß alles geistliche Fürstenthum vornherein wider Gottes Ordnung sey und seinen

---

*) Luther: „Wider den falschgenannten Stand der Geistlichen". Luthers Werke, Jena, Ausgabe II. S. 120.

**) Ebendaselbst S. 122.

Ursprung aus der Macht der Finsterniß habe. Daß Luther den „weltlichen Gehorsam" ausdrücklich ausnahm, ändert den Einfluß nicht, welchen solche Worte, wie die eben angeführten, auf die Masse haben mußten.

Als Luther das erste Gerücht vom Tode Sickingens vernahm, sprach er: „Ich wünsche, daß es falsch seyn möge". Später, als sein Tod außer allem Zweifel war, äußerte er: „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter." Er sah in diesem Ausgang des Unternehmens ein Gottesurtheil, und es war ihm nun unerschütterliche Gewißheit, daß er mit seiner und des Evangeliums Sache außer der Berührung mit gewaltsamen Bewegern bleiben müsse, und Gott den Einsatz der Waffen dafür nicht wolle. Tief schmerzen aber mußte es ihn, als er hörte, wie so vielen wahrhaft evangelisch gesinnten Rittern, welche durch die aufgefundenen Briefe der Theilnahme an dem geheimen Bunde überführt waren, ihre Vesten und Burgen genommen oder zerstört wurden, und sie selbst als Geächtete in die Schweiz sich flüchten mußten.

Wenige Monate darauf starb auch Ulrich Hutten. Der Ausgang seines Freundes hatte seinen Muth und seine Hoffnung nicht gebrochen. Er schrieb eine gewaltige Schrift: „Gegen die Tyrannen". „Deutschland," äußerte er, „kann mich nicht dulden in seinem gegenwärtigen Zustand; ich hoffe jedoch, diesen in Kurzem erfreulich geändert zu sehen durch Vertreibung der Tyrannen."

In Oberschwaben, vom Bodensee bis zum westlichsten Saume des Schwarzwalds, sah er das Landvolk in Gährung. Er selbst hatte kurz zuvor Verbindungen mit dem gemeinen Mann auf dem Lande angeknüpft und ihn politisch und religiös ins Feuer zu bringen Versuche gemacht. Durch das Volk, diesen größten Theil der Nation, sollte, wie er hoffte, die Neugestaltung in Kirche und Staat in nationaler Weise durchgeführt werden. Da brach ihn Krankheit und Tod, im Pfarrhof zu Uffnau, einer kleinen Insel im Züricher See, in seinem fünf und dreißigsten Jahre: die treue Freundschaft Zwingli's, des schweizerischen Reformators, hatte ihn dorthin zur Heilung empfohlen. Alles hatte er für sein Volk

und für die reformatorische Richtung, wie er sie faßte, zum Opfer gebracht, Alles, was nur dem Menschen theuer seyn kann. Er war ein Herz voll freier Menschheit, das Raum hatte für eine Welt, und eben so weit war der Kreis seines Geistes; von den meisten Humanisten unterschied er sich durch die Energie des Handelns: während jene thatscheu und thatlos waren, war er der Mann der That für Durchführung der Reformation. Und er hat viel dafür gethan, wenn auch sein Hauptgedanke und Plan für jetzt Gedanke bleiben sollte, und dessen Verwirklichung der Zukunft vorbehalten blieb. Keiner gehörte so ganz, wie er, der neuen Zeit an, und er ging hinüber, noch ehe das Morgenroth derselben blutig über Höhen und Thäler sich legte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Ausbreitung der Reformation und Feststellung einer evangelischen Kirche.

Breitete sich der Geist der Reformation selbst in denjenigen Gegenden noch fortwährend aus, in welchen er blutig verfolgt wurde, so war seine Ausbreitung um so leichter überall da, wo die päbstlichen und kaiserlichen Verfolgungsbeschlüsse, unter Begünstigung der politischen Zeitverhältnisse, ganz ohne Vollzug blieben.

Nicht wenig trug dazu auch Melanchthon bei, indem er in wissenschaftliche Form brachte, was für Luther und seinen Kreis der heilige Grund war, auf welchem die Christenheit des gereinigten Bekenntnisses stehen sollte. Der heilige Augustinus hatte mit seinen Schriften auf den Augustinermönch Luther in dessen Jugendzeit so großen Einfluß ausgeübt, daß selbst der Reformator Luther sich erst wenige Jahre vor seinem Tode durch Erfahrung und durch Vertiefung in den Gesammtgeist der heiligen Schriften sich über diese augustinischen Jugendeindrücke erhob. Der Grundton der augustinischen Anschauung war aber auch der Grundton der Anschauung des Apostels Paulus, wie er sie im

Römerbrief am stärksten ausgeprägt hat; und darum ist dieser Grundton auch der Grundton der evangelischen Anschauung geblieben, wie sie von Luther und seinem Kreise ausgegangen ist. „Im Glauben allein ist das Heil", das war der Grundgedanke Luthers; unter dem Glauben aber verstand er, wie die alten Mystiker und wie die heilige Schrift, die Hingabe des ganzen Gemüths an Christus, der für die Sünde des menschlichen Geschlechts, für die große Erbschuld, der göttlichen Gerechtigkeit vollkommene Genugthuung geleistet und den durch die Sünde hülflosen Menschen zur Gnade Gottes und zur Kindschaft Gottes erhoben habe.

So einfach war der Kern der Lehre Luthers und seines Kreises. Und darin knüpfte Luther nur an den Kern dessen an, was das christliche Bewußtseyn des apostolischen Zeitalters und der ersten christlichen Jahrhunderte ausmachte.

In dieser Einfachheit des neu ans Licht gebrachten evangelischen Christenthums lag eine große Macht für alles Volk, und die römische Kirche stand dieser einfachen, von Melanchthon in wissenschaftlicher Form dargelegten Glaubenslehre gegenüber in beträchtlichem Nachtheile da mit ihrer unabsehlichen Reihe von Kirchensatzungen und scholastischer Verbrämung derselben; und hatte die römische Kirche nur Päbste und Theologen für sich, so hatten Luther und Melanchthon die heilige Schrift selbst für sich, in der Hand der Gebildeten und der Ungebildeten in Deutschland die verdeutschte Bibel.

Melanchthon aber hatte seine Glaubenslehre, die erste protestantische Dogmatik, die er **„loci communes rerum theologicarum"** nannte, nur geschrieben, um die neue evangelische Lehre vor den Gelehrten Europas zu rechtfertigen, und keineswegs in dem Dünkel, daß nichts davon von irgend jemand Anderem jemals anders gefaßt werden könne und dürfe. Melanchthon hatte viel von der Geistesweite der Humanisten, und wenig oder nichts von der Engherzigkeit scholastischer Theologen, so lange er in der Kraft des Geistes blühete; und darum sah er in Allem, was er schrieb, nur das, was die Wissenschaft seiner Zeit den Gläubigen dieser Zeit als das Ergebniß der redlichsten und fleißig-

sten Forschung zu bieten vermöge. Ja wir wissen aus seinen eigenen Briefen an den Vertrauten seines Herzens, daß er öffentlich zuweilen nicht alle Wahrheit, die er wußte, sagte, oder sie nicht in scharf ausgeprägter Form, in der sie hätte verletzen und schaden können, darstellte, sondern daß er die Wahrheit dann so gab, wie es zu dieser Zeit, unter diesen Umständen, der Sache der Wahrheit allein nützen und sie vor Schaden bewahren konnte.

Die Reformation griff am meisten da Platz, wo aus der Mitte der Gemeinde daran gegangen wurde, sie einzuführen; zuerst hatten und lasen Einzelne die Schriften der Reformatoren und das neue Testament; diese gewannen Andere dafür; dann traten Augustiner oder Franziskaner im Ort als evangelische Prediger hervor, oder rief die Gemeinde, mit Luthers oder anderer Reformatoren Rath, aus der Ferne solche herbei, oder kamen von selbst solche und setzten sich in der heilsbegierigen Gemeinde; mit der Abschaffung des Meßopfers und vieler von den Reformatoren verurtheilter Bräuche der römischen Kirche wurde begonnen, und das Uebrige machte sich dann von selbst weiter; am meisten that dabei, daß der neue Gottesdienst und die neue Predigt nicht mehr in der unverstandenen, todten lateinischen Sprache, sondern in der lebendigen Landessprache des Volkes gehalten wurden; seit Gott deutsch redete zum deutschen, französisch zum französischen, dänisch zum dänischen und ungarisch zum ungarischen Volke, wirkte die Kraft seines Wortes wieder beseelend; seitdem fingen die Todtengebeine auf dem Kirchhof sich zu beleben an.

Wenig im Ganzen thaten im ersten Jahrzehend der Reformationsbewegung die Fürsten und andere Obrigkeiten selbsteingreifend für die Sache. Die, welche dafür waren, sahen ihrem Gange meist nur zu, ohne diesen zu hemmen. Nur ganz Wenige waren damals selbstthätig dafür.

Der erste Durchbruch der Reformation geschah überall, wie der Aufgang des apostolischen Christenthums in den ersten Jahrhunderten, von unten auf, aus den unteren und mittleren Schichten der Gemeinde.

Und diese Neugläubigen in der Gemeinde hatten oft schwere Kämpfe zu bestehen mit ihren Obrigkeiten und deren Anhang,

nicht bloß mit der geistlichen, sondern auch mit der weltlichen Obrigkeit, selbst in den Reichsstädten.

In denjenigen Reichsstädten, welche demokratische Verfassung hatten, d. h. in welchen alle Bürger zur Theilnahme an den bürgerlichen Wahlrechten und Freiheiten gesetzlich befugt waren, führte sich die Reformation fast kampflos, gleichsam von selbst, ein. Denn der Volkswille sprach sich überall gegen das römische Wesen aus, weil dieses zu lange, und in letzter Zeit besonders stark, auf Gewissen, häusliches Glück und den Beutel des Volkes gedrückt und dessen Haß gereizt hatte.

Dagegen schwer und nicht ohne Blut waren die Kämpfe in denjenigen Reichsstädten, in welchen die Form der Verfassung eine aristokratische, oder nur eine gemischte war.

Durch die Urkunden des Archivs der in der Geschichte der Reformation hervorragenden freien Stadt des Reiches, Mühlhausen in Thüringen, springt das sehr in die Augen.

Die Reformationsgeschichte dieser Stadt ist Jahrhunderte lang gefälscht worden, und was die Feinde der religiösen und bürgerlichen Freiheit verläumdend schrieben, wurde in der politischen und in der Kirchengeschichte nachgeschrieben von Jahr zu Jahr, ohne alle Kritik.*) Diese feste Stadt des Reiches war damals von mehr als zehntausend Bürgern bewohnt, und zwanzig Flecken und Dörfer gehörten zu ihrem Gebiete, und doch gab es in dieser Reichsstadt nicht mehr als sechsundneunzig Männer, die in Wahrheit freie Bürger waren. Das waren die Herren des Rathes, der sich selbst ergänzte, und nur aus Patriziern. Die andern Reichsbürger der Stadt waren gesetzlich zu blindem Gehorsam angehalten, und der Rath konnte ungerecht, hart und grausam gegen Bürger verfahren, ohne daß diese ein Schutzmittel dagegen hatten; Recht gegen den Rath und seine Privilegien zu finden, war nicht möglich.

---

*) Nicht nur Merle d'Aubigne, sondern eine lange Reihe deutscher Kirchengeschichtschreiber hat sich an der religiös-politischen Bewegung dieser Zeit schwer versündigt, weil sie die wahren Berichte nicht lasen und so die gröbste Unwahrheit gaben.

So drückend, wie dieses Aristokratenregiment in Mühlhausen war, hatte man es in vielen Städten des Reiches. Und darum war das Volk in denselben so sehr gleich anfangs für den neuen Glauben, weil derselbe den Völkern Freiheit von Rom, dem Volke Freiheit von seinen heimischen Unterdrückern und Aussaugern zu bringen schien.

Da wo die Aristokratie, eine kleine Zahl der „Edeln und Ehrbaren", bisher allein geherrscht hatte, da hielt sie am Alten fest, wie in allen Stücken so auch im Glauben, die Unterdrückten aber waren für das Neue, das ihnen den alten Gott und die alten Menschen- und Christenrechte brachte.

Recht scharf sonderten sich sogleich zu Anfang die Parteien und Lager: Der weltliche Absolutismus hielt zusammen mit Rom und dem römischen Kirchenabsolutismus; darum blieben die romanischen Fürstenhöfe und ihre Reiche und Herrschaften auf Seiten des alten Glaubens und verschlossen dem Eindringen der Reformation, so viel sie immer nur mochten, ihre Staaten; es wurde ihnen das erleichtert durch die romanische Natur ihrer Unterthanen, welcher die Religion in sinnlich schöner Form und die Pracht des äußerlichen Gottesdienstes mehr zusagte, als der neue Glaube, der den Menschen in sich selbst hinein wies und so geistig, so einfach, so ohne alle äußerliche Schönheit war, so gar nichts für die Sinne und die Einbildungskraft bot und dabei so strenge sittliche Forderungen stellte, während der alte Glaube in seiner römischen Entartung den Erlaß der Sünden und das Leben so leicht machte. So sehen wir Spanien und Portugall und Italien und Frankreich drei Jahrhunderte lang seit Luther als den Boden in der Christenheit, auf welchem der weltliche und kirchliche Absolutismus sich breitest eingerichtet haben, und das Mark den Völkern aus Leib und Seele saugen. Wohin in diesen romanischen Staaten der Geist der Reformation dennoch drang, da waren die, welche sich davon ergreifen ließen, die besten Unterthanen, in deren Haus ein innigeres und reineres Familienleben, keusche Sitte und Zucht, Sparsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in Landwirthschaft, Gewerben und Künsten, und die Religiosität der Feindesliebe wohnten. Sie waren das bewegende Element des Fortschritts in ihrem Vaterlande, und ihre

blutige Austreibung oder Unterdrückung entzog in ihnen dem Staate die besten Kräfte. Aber man fürchtete in ihnen weltlicherseits die Denkenden, weil der Absolutismus auf der Unwissenheit der Beherrschten ruht, und darum diese in Unwissenheit zu erhalten sein Interesse ist.

Frankreich wie Spanien, Portugall und Italien haben es schwer gebüßt und büßen es bis heute, daß sie die segensreichen Einflüsse der Reformation entbehrten; und die Fürstenhäuser, welche die Schuld davon trifft, sind in unseren Tagen darum neuen Gerichten Gottes zu verfallen, wie ihre Vorfahren denselben verfallen sind, wofern sie sich nicht bekehren. Portugall, Spanien und Italien, wo einst das Christenthum so schöne Früchte trug, und Fürsten und Völker leuchteten und Ton angaben in Europa, liegen jetzt da als Leichen, und die scheinbaren Lebensregungen sind nichts als die Zuckungen galvanisirter Leichname, welche die Natur alljährlich mit ihren Blumen schmückt, welche aber erst zu neuem Leben aufstehen werden, wenn der Hauch Gottes sie durchdringen wird in der Annahme des evangelischen Glaubens, welcher die Freiheit des Gedankens und des Lebens in sich hat.

Neben diesen rein romanischen Staaten — wie zuckt und ringt Frankreich fort und fort, das keine Leiche ist sondern lebt, weil es mehr germanisches Blut als die andern romanischen Völker in den Adern hat; und wie krankt es hin und hergeworfen zwischen Fieberhitzen und Fieberschauern!

Hart an Italien, in dessen Brust es seine Herrschaft tief hinein trieb, strecken sich nach Norden und nach Osten die östreichischen Kaiserstaaten. Was war, was ist das Schicksal dieser, seit der Verfolgung und Unterdrückung des neuen Glaubens auf diesem Boden? Diese herrlichen Länder und Völker kommen drei Jahrhunderte zu spät hinter den evangelisch gewordenen Deutschen hinterdrein in allem dem, was Völker, Fürsten und Unterthanen groß und glücklich macht. Man fühlt das um so mehr, je schneller unter dem Einströmen des Geistes, welcher aus dem evangelischen Deutschland und dessen geistigen, sittlichen und bürgerlichen Errungenschaften jetzt hinüber dringt und eingelassen wird, die Knospen dieses lange im Winterschlaf gestandenen großen

christlichen Baumes schwellen und dem Ausbruch sich nähern; und ausbrechen werden in Blüthen, allem römischen Wesen, allen Konkordaten zum Trotz.

Dagegen wie ganz anders stellen sich die Staaten der Völker im Norden Europa's dar, welche sogleich vom Geiste der Reformation ergriffen wurden und sich ergreifen ließen! Während Spanien, Portugall und Italien in den Banden des Todes liegen, sind die Völker und Staaten des christlichen Nordens nicht bloß als tonangebende in allen Kreisen christlicher Bildung in den Vordergrund der neuen Zeit und Welt getreten, sondern einer derselben, England, ist weltherrschend geworden. Oestreich, das zurückgeblieben, hat schwere Krämpfe und Kämpfe durchgemacht und windet sich hin und her, aus dem Mittelalter herauszukommen und ein neuzeitiger Staat zu werden.

Man hat gesagt, die Geistesfreiheit der neuen Zeit sey protestantisch, und die Wissenschaften seyen protestantisch. Gewiß ist, nur auf dem Boden protestantischer Bildung konnte die große Poesie der neuen Zeit erwachsen, Shakspeare und der reiche Kreis der britischen Dichter, Göthe und Schiller; nur hier Tycho Brahe, Kopernikus und Keppler, Kant und Spinoza; und Alles, was groß seitdem gewesen ist in Wissenschaft, hat seine besten Kräfte aus der Heimath protestantischer Bildung gezogen, wenn solches in römisch-katholischem Klima emportrieb, wie die Denker und Forscher Frankreichs, wie der große Galilei Italiens.

Kein unterrichteter und verständiger Katholik bestreitet heutzutage die Thatsache, daß seit drei Jahrhunderten der Norden Europa's angefangen hat ein entschiedenes Uebergewicht über den Süden zu erlangen, und zwar nicht bloß in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern vorzüglich auch in Ausbildung der staatsbürgerlichen Verfassung und in politischer Macht, wie in Aufschwung und Blüthe des Gewerbfleißes, des Handels und des Wohlstandes aller Stände; und weil das protestantische Holland und das römisch-katholische Spanien, die protestantische Schweiz hart neben dem römisch-katholischen Italien nicht nur, sondern neben der römisch-katholischen Schweiz laut dafür reden, wagt kein ein-

sichtiger Katholik es heutzutage zu läugnen, daß alles das seinen Ursprung habe in der Befreiung des Glaubens.

Und weil in den romanischen Ländern der Glaube nicht befreit, sondern gedrückt wurde, weil das ganze Volksleben umstrickt blieb von den tausend Maschen des Netzes, das der römische Kirchenabsolutismus rings darüber gezogen hatte, um die Gemüther, die Triebe und die Gewissen der Menschen unter sich zu beugen und unter seine Sitte und Ordnung mit äußeren Mitteln zu zwingen: so wurde auch dadurch die Kraft der Protestanten verstärkt, indem die aufgeklärten Bürger und mit ihnen viel Kapital, Fähigkeiten und Kenntnisse aus den römisch gebliebenen und unduldsamen Staaten in protestantische Länder auswanderten, wo der Glauben befreit war; so aus Italien viele in die Schweiz und in die freien Städte an der oberen Donau, am Neckar, Main und Rhein, wo noch heute ächt italienische Namen, deren Träger Protestanten sind, auf den Schilden alter Gewerbs- und Handelshäuser daran erinnern, daß ihre Ahnen vor Jahrhunderten wegen des Glaubensdrucks ihre alte Heimath verlassen und eine neue sich gesucht haben. Ebenso war eine von Zeit zu Zeit sich wiederholende Auswanderung der Kapitale und der Geschicklichkeit aus Frankreich nach Holland, als dort der Glaube befreit war, nach Schottland, nach Niederdeutschland, zuletzt in die Gebiete Preußen's, des vorzugsweise protestantischen Staates, der dadurch mitunter auch, wenn gleich noch durch manches Andere, zur Großmacht wurde, und der dadurch entstanden war, daß der Großmeister des Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, offen und ganz mit dem römischen Stuhle brach, und, unter Zustimmung der Stände und des Ordens, dieses geistlichen Ritterordens ganzes Gebiet im Nordosten, Ostpreußen, zu einem weltlichen erblichen Fürstenthum machte, sich selbst zum weltlichen Herzog desselben.

Hier im Norden Deutschlands hatte die Begeisterung für das Christenthum, welche aus der mittelalterlichen Erscheinungsform ihre Kraft zog, dem Heidenthum, nicht friedlich, sondern in langen grausam blutigen Kriegen, in den Kreuzzügen des Nordens, ein großes Gebiet abgewonnen; deutsche Pflanzungen mit festen Städten waren da schnell entstanden und das Christen-

thum fing an zu blühen schon im dreizehnten Jahrhundert; aber durch Vernichtung der heidnischen Preußen weit mehr, als durch ihre innerliche Bekehrung.

Noch heute redet das grausam vergossene Blut der für den altheidnischen Glauben sterbenden Slaven, unaustilgbar, wie nach dem Volksglauben alles mörderisch vergossene Blut an der Mauerwand. Der in der Weltgeschichte dunkelroth in alle Zeiten hinein leuchtende Boden des Slavenlandes hätte sollen vornherein und sollte heute eine Abmahnung seyn von der immer wiederkehrenden Unwahrheit, als sey das Christenthum bloß durch das Wort, ganz allein durch das Wort, ausgebreitet worden.

Auf dem geronnenen Blute der mit christlichem Fanatismus hingemordeten Slaven, welche gerade so, wie die Heiden in Mexiko und Peru von Kortez und Pizarro, hingemordet wurden, hatte der Deutschorden, eine Anstalt römisch-katholischer Erfindung; mit seinen Rittern und mit seinen Bischöfen sich gesetzt; zu Marienburg saß der Hoch- oder Großmeister dieses geistlichen Ordens.

Und diese Deutschritter und diese Bischöfe in Preußen hatten so gehaust, daß Deutsche und Slaven, aus Verzweiflung über unerträgliche Lasten, die Unterthänigkeit unter dem slavischen Despotismus suchten. Im Jahre 1466 war der Deutschorden dazu gebracht worden, anzuerkennen, daß gerade die reichsten und mächtigsten Städte sich der Krone Polen ergaben, sich loslösten vom deutschen Reiche. Siebenmalhunderttausend Mark ließ es urkundlich die Stadt Danzig sich kosten, um erlöst zu werden von der geistlichen Herrschaft des Deutschordens.

Auch hier im höchsten Osten des römischen Wesens zeigte sich, und zwar in seiner schauderhaftesten Gestalt, wie dieses römische Wesen zum äußersten Gegensatz der Gebote der Christusreligion nach und nach verfault war.

Da hatten diese Priester-Ritter alle hergebrachten Rechte der Eingebornen mit Füßen getreten, alle Verträge, als wären sie nie da gewesen behandelt, über sie, als wären sie Leibeigene, sich als Herren gesetzt, und sich den Männern, Frauen und Jungfrauen gegenüber Alles erlaubt, was nur je die Gewaltthätigkeit sich irgendwo erlaubt hatte. Wo geklagt wurde, wurde

kein Recht gefunden, und die Unterdrückten unterließen es bald zu klagen, weil sie niemals Recht, sondern nur gesteigerte und raffinirte Verfolgung fanden. So ist das geschichtlich Wahre. Und man liest in tausend politischen und kirchengeschichtlichen Büchern die salbungsvolle Darstellung bis auf unsere Tage, wie diese Lande des Nordostens durch das Christenthum ohne Weiteres gesegnet und beglückt worden seyen.

Gerade diese Lande sind ein kaltes ruhiges Zeugniß von der Verkommenheit der entarteten katholischen Kirche, wie sie im römischen Wesen und dessen sittlichen und geistlichen Verknüppelungen sich kund gegeben hat.

Es ist zwar anzumerken, daß dieser geistliche Orden der Deutschritter mit der römischen Hierarchie zerfiel; aber der Papst zu Rom anerkannte fort den Orden und seinen Hochmeister als ächte Söhne der Kirche, und auf keinem Gebiete des aufgerichteten Kreuzes wurde so den Grundgeboten der Christusreligion durch die That Hohn gesprochen, in so abscheulicher Weise, wie da, wo der Deutschorden mit Gewalt zum Christenthum bekehrte Slaven erbarmungslos mit ehernem Fuße trat und die Menschenwürde täglich schändete. Da begriff man denn, wie sich die Menschenwürde hier unter dem Luftstrom des heiligen Geistes der neuen Zeit sogleich aufrichtete, während anderwärts sie liegen blieb. Auch das ist von Gott schön geordnet in der Weltgeschichte, daß die Menschenwürde von nirgend her so schön und gewaltig in der neuen Zeit vertheidigt worden ist, als von eben diesem Nordosten, von Preußen aus, von dem deutsch-slavischen Gebiete aus, wo sie am tiefsten zusammen getreten war, und daß der preußische Staat der heilige Herd wurde, an welchen gastlich geschützt alle diejenigen sich setzen konnten, welche nicht nur von Katholiken, sondern von Protestanten verfolgt wurden um Glauben und Wissenschaft.

Der letzte Hochmeister des Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, erkannte bald genug, daß es mit dem Mittelalter, seinen Einrichtungen und Gelübden vorüber sey, und daß im Lichte der neuen Zeit gehandelt werden müsse. Merkwürdig ist, daß der Großmeister Albrecht — mit Sickingen und seiner Bewegung in Mitwissenschaft und Verbindung stand. Längst einge-

engt von dem Reiche Polen, kam Albrecht den Forderungen der Stände Preußens entgegen, er vergönnte ihnen die freie Predigt des reinen Gotteswortes und versprach Alles abzustellen, was ihnen entgegen sey. Er anerkannte Polens Lehenshoheit und nahm Preußen als erbliches Herzogthum von der polnischen Krone zu Lehen. In Königsberg empfing ihn die ganz evangelisch gesinnte Bevölkerung mit Jubel, und die Bischöfe des Landes selbst waren vom Geiste der neuen Zeit so ergriffen, von der Macht der öffentlichen Meinung um sie her so fortgerissen, daß sie sich für den Umschwung erklärten. Der Erste, welcher auf alle Theile seiner weltlichen Gewalt verzichtete, war der Bischof von Samland, Georg von Polenz, im Jahre 1524: er war der erste unter allen christlichen Bischöfen, welcher das that. Er bekannte sich offen zum Evangelium. Bald darauf folgte ihm in allen Stücken der Bischof von Pomesanien im oberländischen Kreise Preußens, Erhardt Queis. Einem Bischof, sagte Polenz, komme nur der Dienst am Evangelium, nicht der Genuß weltlicher Ehre zu. Der in den weltlichen Herzog umgewandelte bisherige geistliche Fürst nahm die versammelten Stände zu Zeugen, daß diese Bischöfe aus eigener Ueberzeugung und ganz freiwillig ihre bisherige weltliche Gewalt an ihn abgetreten haben.

Der ehemalige Großmeister erhielt zu seinem ersten geheimen Rathe, zu seinem Minister des Auswärtigen wie des Kirchen- und Schulwesens, eben diesen geistreichen und edeln Bischof von Samland. Die Klöster wurden in Spitäler umgewandelt, und in der Landessprache wurde überall gepredigt. Da man noch nicht viele evangelische Prediger hatte, welche altpreußisch, d. h. slavisch, verstanden, so wurden in den Kirchen neben den Pfarrern „Tolken" angestellt, d. h. Dolmetscher; hatte der deutsche Prediger einen Satz gesprochen, so wiederholte der Tolke diesen in altpreußischer Sprache. Im Jahre 1526 vermählte sich der frühere Großmeister, der ritterliche Mönch, mit einer Tochter des Königs von Dänemark.

So war Ostpreußen eine evangelische Macht geworden. In Westpreußen oder polnisch Preußen war bald auch die evangelische Lehre herrschend. Zuerst in den westpreußischen Städten

Danzig, Thorn und Elbing. Ebenso brach in Liefland und in Kurland der evangelische Glaube durch; und der Heermeister des Deutschordens daselbst, Konrad Kettler, führte im Jahr 1561 die Reformation von oben herab durch, und machte sich mit Zustimmung der Lande und der Krone Polen zum weltlichen Herzog von Kurland und Semgallen.

In Dänemark waren schon 1519 Peter Bille und andere Lehrer in evangelischer Richtung thätig, um 1520 besonders Martin Reinhard, auf des Königs Ansuchen an Luther von diesem dahin abgeordnet. Dieser König war der berüchtigte Tyrann Christiern II., welcher die Reformation begünstigte und dem Volke Zugeständnisse machte, bloß um die Herrschaft der Bischöfe und der Großen im Reiche zu brechen. Sein Nachfolger Friedrich I. bekannte sich im Jahr 1526 öffentlich zur evangelischen Lehre, und der Reichstag zu Odensee im Jahre 1527 gab den Anhängern des neuen Glaubens die gleichen Rechte mit denen des alten Glaubens. Allem Widerstande der Bischöfe zum Trotz war das Evangelium seit 1524 durchgedrungen und der beredteste und feurigste Prediger desselben war Hans Tausen in Jütland. Tausen und die mit ihm gleichgesinnten Prediger übergaben im Juli 1530 auf dem Herrentage zu Kopenhagen ein eigenes Bekenntniß, „die kopenhagener Konfession". Den letzten Widerstand der Bischöfe brach König Christiern III., welcher im Sommer 1536 alle Bischöfe gefangen nehmen ließ. Sie mußten ihre Freiheit mit dem Verzicht auf ihre bischöfliche Gewalt erkaufen. Nur einer von ihnen, Rönnow von Roeskild, zog vor, für die römische Kirche ein Märtyrer zu werden und bis an seinen Tod im Gefängniß zu bleiben. Den Todesstoß aber erhielt die römische Kirche in Dänemark durch den Reichstag zu Kopenhagen im Oktober 1536. Alle Geistlichen waren von diesem Reichstag ausgeschlossen, auf demselben wurden alle bisherigen politischen Vorrechte der römischen Kirche aufgehoben und ihre Güter und Reichthümer eingezogen; die Krone und der Adel theilten sich darein.

Einem solchen revolutionären Vorgehen von oben, durch die Krone und den Adel, erlag die römisch-katholische Kirche für immer auf diesem Boden, und die Einrichtung einer evangelischen

Kirchenordnung geschah durch Luthers Freund, den Doktor Johann Bugenhagen. Dieser hatte inzwischen in Braunschweig, Hamburg, Lübeck und seinem Heimathlande Pommern eine evangelische Kirchenordnung eingeführt und kam im Jahre 1537 auf den Ruf des Königs von Wittenberg auch nach Dänemark, krönte den König und reformirte das Reich. Die dänische Kirchenordnung behielt für die evangelischen Superintendenten den Bischofstitel bei, aber nichts als den Titel. Die dänische Kirche aber blieb vor anderen gesund, weil sie auf einfachster Grundlage der Glaubenslehre gegründet war, und, im Fortgang ihres Wachsthums, der wissenschaftlichen Entwicklung der Lehre volle Freiheit ließ.

In Norwegen verbreitete sich die Reformation von Dänemark aus seit 1528. Als der Erzbischof von Drontheim die Vorgänge in Dänemark sah; und Christiern III. auch dieses sein Königreich Norwegen reformiren wollte, entfloh er zuvor noch mit allen Kirchenschätzen. So wurde die dänische Kirchenordnung ohne Widerstand auch in Norwegen eingeführt, bald darauf auch in Island; doch unterlag die römisch-bischöfliche Partei in Island erst nach blutigem Kampfe zwischen Römischen und Evangelischen.

Noch früher war die Reformation in Schweden zur vollen Herrschaft gelangt.

Schon 1519 hatten die Brüder Olaus Petri und Lorenz Petri (Padersson) die Lehre Luthers und Melanchthons aus Wittenberg, wo sie sich gebildet hatten, in ihre Heimath gebracht, und sie fand um so leichter Eingang, als der Pabst und die Bischöfe in Schweden sich sehr verhaßt gemacht hatten, durch ihre Erpressungen und durch ihre Verbindung mit dem Tyrannen Christiern II. in Dänemark, welcher Alles sich erlaubte, um seine Herrschaft über Schweden zu behaupten. Der bewaffnete Volksaufstand unter Gustav Wasa befreite das Land und Volk Schweden nacheinander von der Herrschaft des blutigen Christiern II. und von der Herrschaft Roms, im Jahre 1521. Die Schweden erhoben Gustav Wasa auf den Thron 1523. Bis zum Jahre 1560 zierte dieser „große Fürst aus dem Volke“ diesen Thron, und in dieser langen Zeit konnte die Reformation

in Schweden mächtig wachsen. Olaus Petri machte er zum Kanzler bei der Universität Upsala, seinen Bruder Lorenz zum Erzbischof von Upsala. Lorenz Anderson wurde Kanzler des neuen Königs. Anderson hatte mit Olaus Petri im Jahre 1523 die Bibel ins Schwedische übersetzt. Gustav Wasa wollte die Reformation einzig auf dem Wege der Ueberzeugung, durch Unterricht durchführen, durch Sicherung der freien Predigt des Evangeliums. So beseitigte sich im Lauf von zwei Jahrzehnten ein Stück des Papstthums um das andere, bis im Jahre 1544 auf dem Reichstag zu Westerås die letzten Reste des Pabstthums abgeschafft wurden, ausgenommen die bischöfliche Verfassung, jedoch mit beschränkter Gewalt. Die Kirchengüter wurden Kron- und Staatsgut, und die Bischöfe, welche die neue Kirchen- und Staatsverfassung anerkannten, blieben Stände des Reichs und Großwürdenträger der Kirche, aber der König stand über ihnen, und Konsistorien standen neben ihnen als eine beschränkende Macht.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts scheiterten die Versuche, welche König Johann III. und seine katholische Gemahlin, eine polnische Prinzessin, zu Gunsten des Katholizismus machten, an der bereits tiefgewurzelten Abneigung des Volkes gegen alles römisch-katholische Ceremonienwesen. Um den polnischen Thron besteigen zu können, hatte der schwedische König Johann III. den Einflüsterungen der Jesuiten sein Ohr geöffnet. Der Jesuitenpater Antonius Possevinus, der nachher auch in Moskau und in Polen die Vereinigung der griechischen und katholischen Kirche versuchte, kam als päpstlicher Gesandter nach Schweden, und im Jahre 1576 sollte das Projekt der „Kirchenvereinigung“, d. h. der Zusammenschmelzung der Reformation mit überwiegend römisch-katholischen Elementen, zur Ausführung kommen und zunächst durch eine neue Liturgie eingeleitet werden, welche vom Protestantismus Mehreres, vom römischen Katholizismus das Meiste an sich hatte. Es war kein abgeschwächter Protestantismus, sondern ein verdünnter Katholizismus; und das Volk sah darin nichts Anderes als eine Brücke, über die man es in den Schooß der römischen Kirche zurückführen wolle. Umsonst suchte der König die Liturgie durch Zwang zur Annahme

zu bringen; die reichste Provinz Schwedens, das Herzogthum Südermanland, wies die Liturgie mit Entschiedenheit zurück, und anderwärts mied das Volk lieber die Kirchen als daß es sich den römischen Ceremonien bequemen wollte. Da starb die katholische Königin, der König verzichtete auf die Kirchenvereinigung, und als nach seinem Tod ihm Sigismund, welcher katholisch und damit König von Polen geworden war, in Schweden folgte, forderte ihm im Jahre 1592 das schwedische Volk vor der Huldigung sichere Gewähren für den protestantischen Glauben und Gottesdienst ab. Die Reichsversammlung zu Upsala bekannte sich im Frühling 1593 aufs Neue feierlich zur lutherischen Reformation in ihrer Reinheit, und das lutherische Bekenntniß wurde das allein herrschende im Reiche. Alles Katholisirende, was Johann III. eingerichtet hatte, wurde abgeschafft, und zum Reichsgesetz gemacht: „Auf daß ganz Schweden Einen Gott habe und wie Ein Mann sey", solle der Katholizismus für immer aus Schweden verbannt seyn, und wer ins Pabstthum zurückfalle, mit ewiger Landesverweisung bestraft werden.

Die Jesuiten, welche jene „neue protestantische Kirchenagende für Schweden" vermittelt hatten, um den römischen Katholizismus wieder einzuschwärzen, ließen darum noch nicht ab, und König Sigismund, der ganz von ihnen abhing, mußte neue Umtriebe machen in jesuitisch-katholischem Sinne. Aber des Königs eigener Oheim Karl vertheidigte den Protestantismus Schwedens gegen die gefährlichen Versuche, und wurde dafür von der Nation auf den schwedischen Thron erhoben. Er bestieg ihn als Karl IX. im Jahre 1604. Sigismund war feierlich von der Nation abgesetzt worden auf Grund seiner Eidbrüchigkeit. Daß er sich von den Jesuiten dazu hatte verlocken lassen, hatte ihn Krone und Reich Schwedens gekostet.

Auffallend ist die Leichtigkeit, mit welcher die Reformation hier oben im ganzen Norden sich ausbreitete, fest setzte und unverwüstlich in Mark und Blut überging, und aus dem freien Gedanken die Wirklichkeit umbaute, die Bibel in der Hand. Aber hier oben war der Verstand gesund geblieben, hier der denkende Geist zu Haus und die Liebe zur Freiheit, die sich seit lange innerlich abgewandt hatte von dem römischen Wesen, in dessen

Gefolge die geistige und leibliche Knechtschaft war unter geistlichen und weltlichen Herren. Hier ist die innige reine Häuslichkeit heimisch, und das blaue und braune Auge hat nichts von der glühenden Sinnlichkeit des Südens, seinen Leidenschaften und Sünden, für welche das römische Wesen eben so blendend als angenehm ist. Vom Norden aus, von Deutschland, Scandinavien und England geht seitdem der Zug der Bildung nach dem Süden, und die neuesten Zuckungen in Italien und Spanien zeigen, daß selbst diese Länder im Zeitalter vorgerückter Bildung in ihren Fiebern die kühlende Hand des protestantischen Geistes nöthig haben, oder wenigstens eines religiösen Geistes, dessen Katholizismus evangelisch geklärt ist. Die mittelalterliche Religion reicht auch dort greifbar nicht mehr aus.

Der größere Theil des deutschen Reiches hatte bereits vor dem Jahre 1530 die Reformation durchgeführt, oder wenigstens überwiegend evangelische Gesinnung. Chursachsen und Hessen waren vorangegangen, Ostfriesland, Pommern, Schlesien, Mecklenburg, die freien Reichsstädte Frankfurt, Schwäbisch Hall, Reutlingen, Magdeburg, Ulm, Straßburg, Bremen, Nürnberg, Hamburg, Lübeck und viele kleinere Reichsstädte waren nachgefolgt, in der Zeitreihe gerade so wie sie hier angeführt sind.

In Schwaben war der erste bedeutende Reformator Brenz in Schwäbisch Hall; aber ganz Schwaben, und vorzugsweise das Herzogthum Württemberg, war dem neuen Glauben zugewandt; doch wurde die Reformation in Württemberg erst durchgeführt, als nach der Verjagung der Oestreicher durch das Heer des Landgrafen Philipp von Hessen und durch das eigene Volk des fünfzehn Jahre lang aus Württemberg vertriebenen Herzogs Ulrich dieser wieder in sein Herzogthum eingesetzt war, im Jahre 1534.

Brenz, Schnepf und Ambrosius Blaurer richteten die Kirchenordnung des neuen Glaubens in Württemberg ein. Aber erst Ulrichs Sohn, der schlichte, apostolisch fromme, volks- und freiheitfreundliche Christof, machte seinem Namen Ehre und trug durch Verordnungen und Anstalten, welche bis heute fortdauern und segensreich wirken, das Christuskind und den neuen

Christusglauben über alle Hindernisse hinweg und ins Herz seines Landes und Volkes hinein.

Seitdem ist das kleine Württemberg im Lichte der Reformation die Geburtsstätte jener großen Geister geworden, welche, wie Kepler, die Gesetze und Bewegungen der Sternenwelt feststellen, oder, wie Andere, die im protestantischen Norden zu leuchten berufen wurden, im Reiche des philosophischen Gedankens Eroberungen machten, oder mit der protestantischen Kraft ihrer Dichtungen nicht nur die Protestanten der deutschen Nation, ja der Welt empor hoben, sondern auch alle edeln Herzen und Geister weit umher in der römisch-katholischen Welt.

Aber auch hier in Württemberg war nur die Kirchen- und Schulordnung von oben her, durch die Landesregierung, durchgeführt; die evangelische Gesinnung war vorher da durch Prediger, welche die Gemeinden von sich aus bestellt hatten, der Ursprung der Reformation war auch hier von unten auf gekommen.

In Hessen war es eben der junge Landgraf Philipp, welcher zuvor schon in seinem eigenen Lande die Reformation hatte gewähren lassen, um sie später in die Hand zu nehmen und ihr eine feste Ordnung im Lande zu geben. Das hat dem Fortgang der Reformation in Deutschland viel genützt, daß Philipp von Hessen nicht bloß fromm und ein Freund des Evangeliums war, sondern dabei ein politischer Kopf, welcher begriff, daß, so lange die Welt steht, eine geistige Umwandlung von Staaten und Welttheilen nicht einzig und allein durch das Wort vollführt worden ist, sondern auch, und vorzüglich durch sehr andere, als bloß geistige, durch weltliche Mittel, durch Waffen, durch Volkserhebungen, durch Gewaltmaßregeln der Fürsten hier, der Volksregierungen dort. Und in diesem Sinn hat der Landgraf Philipp, seinem Gott vertrauend, mit tapferem Degen und diplomatischer Klugheit der Einzelne, und Völker umbildenden Kraft des Wortes nachdrücklich nachzuhelfen gewußt, indem er brach, was nicht biegen wollte.

Herrschend wurde zwar im herzoglichen Theile von Sachsen die Reformation erst im Jahre 1589, nach dem Tode des Herzogs Georg, aber im Stillen mächtig war sie zuvor darin, besonders in Leipzig und Dresden. Herzog Georg war eigentlich

kein Papist, und war für eine Reformation; aber er konnte keinen Mönch leiden und seinen Hochmuth verdroß es, daß es gerade ein Mönch war, „dieser Luther aus einem Winkel hervor", welcher die Reformation vornehmen wolle, die er, der Herzog, auf altem katholischem Grunde vorzunehmen gedacht hatte. Die Kunst liebte er so, daß er es seinem Maler Lukas Kranach nachsah, nicht nur lutherisch, sondern sogar Luthers besonderer Freund zu seyn, und mit demselben in Briefwechsel zu stehen; und Luthers kleiner Katechismus, der ohne Luthers Namen auf dem Titel ihm in die Hände gespielt worden war, packte diesen Fürsten so, daß er ganz entzückt nach dessen Lesung zu Kranach sagte, da habe er ein Büchlein so köstlich, wie sein Luther keins schreiben könne, und roth wurde vor Zorn, als Kranach ihm mit seinem eigenen Exemplar bewies, daß das Luthers Katechismus sey. Als Kranach ihm den Römerbrief in Luthers Verdeutschung zu lesen gab, und er darin gelesen hatte, rief er vor Aerger ganz außer sich: „So ist denn dieser Paulus auch lutherisch geworden."

In Churbrandenburg hatte ebenfalls das Evangelium früher mächtig um sich gegriffen, trotz dem Schnauben des bigottkatholischen Churfürsten Joachims I., vor dessen Wuth seine eigene Gemahlin, weil sie evangelisch gesinnt war und sich als solche bekannte, nach Chursachsen sich flüchten mußte. Nach seinem Tode war aber der Einfluß dieser Fürstin auf seinen Nachfolger, der Einfluß der geliebten Mutter auf den Sohn, so stark, und sie war dabei von dem Bischof von Brandenburg, Mathias von Jagow, so kräftig unterstützt, daß Joachim II. seit dem Jahre 1535 in seinen Landen der Reformation sich geneigt bewies, und am 1. November 1539 mit seinem Land und Volk offen in die Reihe der Protestanten eintrat. Von da an waren die brandenburgischen Marken unter den eifrigsten Bekennern des protestantischen Glaubens. Auch Joachim II. war bigott erzogen worden; und was den Nimbus, welchen in seinen Augen der Pabst hatte, plötzlich zerstörte, das waren nicht die Predigten der lutherischen Kanzelredner, nicht die evangelische Frömmigkeit seiner Mutter, sondern das war eine frivole Aeußerung des Pabstes selbst, und dieser Pabst war Clemens VII., welcher vom

Jahre 1523 bis 1534 auf dem päpstlichen Stuhle saß, und mit welchem der Geist und Glanz der Mediceer hinter dem düstern Hadrian **VI.** in Rom auferstehen wollte.

Clemens **VII.** war aus dem Hause der Medici, der Sohn jenes Julian Medici, der durch die Verschwörung der Pazzi in Florenz das Leben verloren hatte. Aber er war dessen außerehelicher Sohn. Und als er eines Tages daran erinnert wurde, entgegnete er mit Lachen: „dieses Schicksal theile er mit Christus."

Vor diesem Lästerwort leichtfertigsten Wizes erbleichte und erschauderte mit Recht jede fromme Seele der Zeit, besonders die biedere, schlichte Frömmigkeit des Brandenburgers Joachims **II.**, und man begreift, daß selbst dieser bigott aufgewachsene Fürst, als ihm über allen Zweifel erhoben diese Aeußerung des Pabstes berichtet wurde, die frommen kräftigen Lieder und Melodien nun mit ganz anderen Ohren hörte, die oft Abends und in der stillen Nacht aus evangelischen Versammlungen zu ihm herüberklangen, Lieder und Weisen Luthers, und besonders das für die Zeitverhältnisse viel mehr als jetzt bedeutungsvolle Lied des Paul von Spretten: „Es ist das Heil uns kommen her"; zumal dieser Spretten, auf Luthers Empfehlung, indessen Hofprediger seines Verwandten, des ehemaligen Deutschgroßmeisters und jetzigen Herzogs von Preußen, geworden war.

Eine Reihe deutscher Fürstenthümer und Herrschaften kam aber erst zur offenen freien Anerkennung des evangelischen Glaubens, nachdem eine evangelische Kirche sich bereits festgestellt hatte und von Kaiser und Reich anerkannt worden war: so Churpfalz, Pfalz-Neuburg, Pfalz-Zweibrücken, und die fränkisch-brandenburgischen Herrschaften Anspach und Baireuth; ebenso viele Städte des Reiches.

Neben Luther und Melanchthon arbeiteten an der Befestigung der Reformation, der Kirchen- und Schuleinrichtungen als seine treuen Gehülfen eben jener Bugenhagen, Nikolaus von Amsdorf und Justus Jonas. Luther selbst verließ im Dezember 1524, als der letzte, welcher darin ausgehalten, das Augustinerkloster, zog die Mönchskutte aus, und heirathete am 13. Juni 1525 Katharina von Bora, eine edle treffliche Jungfrau,

welche vor mehreren Jahren mit andern Nonnen aus dem aufgelösten Cysterzienserkloster Nimptschen ausgetreten war. Luther wollte und sollte durch sein eigenes Beispiel auch anerkennen und darstellen, welch Schönes und Heiliges es sey um die Ehe, um das Familienleben, um die christliche Häuslichkeit, und er hat allen Evangelischen ein segensreiches Vorbild hinterlassen, eben durch sein inniges, trauliches, gegenseitig sich stärkendes Familienleben. Es war eine Häuslichkeit so voll Reinheit und Schönheit, altdeutscher Herzlichkeit und Keuschheit, daß selbst Solche, die Luthern und seiner Reformation feind waren, auf dieses Bild der Häuslichkeit anerkennend, ja ehrfurchtsvoll hinschauten. Gegen manches Freundes Rath hatte Luther diesen Schritt gethan, mancher wie Schurf fürchtete davon eine Blamirung Luthers und der Reformation, und die Römlinge (aber kein einsichtiger Katholik) suchten und suchen noch heute den Ehebund Luthers, des gewesenen Mönchs mit der gewesenen Nonne, verläumderisch auszubeuten: eine Thorheit der Römlinge, welche sich selber persiflirt, und sich als Unverstand und Unsittlichkeit zugleich lächerlich macht.

Ohne Leidenschaft, aber auch ohne Berechnung für einen reformatorischen Zweck, hat Luther diesen Schritt gethan; in genialem Instinkt, wie es die wissenschaftliche Sprache der neuen Zeit ausdrücken würde, vom Herrn dazu bewegt und geführt, wie es schöner der Christ ausdrückt, hat Luther, ohne sich zuvor genaue Rechenschaft davon zu geben, auch in diesem Stücke das Richtige getroffen, wie in so vielen andern Stücken.

Luther und mit ihm alle Reformatoren haben die Ehe aus den Sakramenten gestrichen. Es war das eine viel größere That, als es zur Zeit für sie selbst zum Bewußtseyn kam, da die Reformatoren dabei nur davon ausgingen, daß nichts als Sakrament anzunehmen sey, als was Jesus Christus ausdrücklich als solches eingesetzt habe, also nur Taufe und Abendmahl. Der Fortschritt lag darin: Die katholische Kirche und ihre Lehre stellte die Ehe als etwas hin, was erst durch sie, die Kirche, geheiligt werden müsse, um gut zu seyn. Die apostolische Kirche aber und die nachapostolische hatten die Ehe nicht in dieser Weise behandelt, sondern als eine an sich gute und heilige Einrichtung,

welcher die Gemeinde nur ihren Segen gab. So knüpfte auch in der Betrachtung der Ehe Luther mit den Seinen an die vorchristliche Kirche an, und für jeden ächten Protestanten ist seitdem die Ehe etwas an sich Gutes und Heiliges, das nicht erst dazu wird, wie in der römischen Kirche, sondern das dazu nur die Zustimmung der Gemeinde und den kirchlichen Segen holt, wie in der protestantischen Kirche; eine Segensanstalt für Alle.

Zu Regensburg hatten Erzherzog Ferdinand von Oestreich, die Herzoge von Bayern und die meisten süddeutschen Fürsten auf Anregung des päbstlichen Gesandten ein Bündniß abgeschlossen, Diesem gemäß verbanden sie sich, die lutherische Reformation von ihren Gränzen auszuschließen und sich gegenseitig zu schützen, wo sich dieselbe aufdringen oder aufgedrungen werden wollte.

Zu Dessau, ein Jahr darauf, am 26. Juni 1525, traten diejenigen norddeutschen Fürsten ebenfalls zusammen, welche der Reformation feind waren. In Torgau dagegen verbündeten sich Friedrichs des Weisen Nachfolger, sein Bruder Johann der Beständige und Landgraf Philipp von Hessen zu gegenseitigem Beistand mit allen Kräften, wofern der eine oder der andere wegen des Wortes Gottes angegriffen würde. Das geschah am 4. März 1526. Diesem Bunde schlossen sich die Fürsten von Lüneburg, Anhalt, Preußen und Mansfeld in der Reichsstadt Magdeburg an; und diese Stadt selbst.

Indessen trug zur Demüthigung des Pabstes der Kaiser selbst vollends bei.

Clemens **VII.** hatte aus Furcht, der Kaiser möchte nach dem großen und folgereichen Siege über Frankreich mit seiner Uebermacht Rom und den päpstlichen Stuhl erdrücken, den französischen König Franz des Eides entbunden, womit er in der Gefangenschaft zu Madrid dem Kaiser zugeschworen hatte, die ihm auferlegten schweren Bedingungen treu zu halten; Franz hielt, wie er frei war, nichts, und der Pabst schloß mit ihm und anden römisch gesinnten oder dem Hause Habsburg feindlichen Mächten einen Bund, die habsburgische Uebermacht zu brechen.

Das hatte für die Evangelischen in Deutschland die Folge, daß die kaiserlichen und die evangelischen Stände sich näherten und auf dem Reichstage zu Speyer im August 1526 der Beschluß

durchging, bis zu einem allgemeinen Konzil möge jeder Reichsstand es mit dem Wormser Edikt halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue.

Während dadurch das Werk der Reformation ungehemmt in den evangelischen Staaten seine neuen Einrichtungen durchführen konnte, vollzogen des Kaisers Feldherr, der Konnetabel von Bourbon, und seine Söldner das Gottesgericht an dem sündenvollen Rom und seinem Pabste. Die heilige Stadt der katholischen Christenheit wurde vom Heere des römisch-katholischen Kaisers am 4. März 1527 erstürmt, und wie einst die Sündfluth über die arge Welt, warf sich das Heer über die arge Stadt. Der Pabst sah von der Engelsburg, in die er geflohen, Dinge, wie sie weder die Vandalen Genserichs noch die Sarazenen des Normannen Robert Guiscard's gethan hatten: schrecklich hausten Bourbons römisch-katholische Söldner; verletzender aber war das, was die lutherisch gesinnten deutschen Landsknechte im kaiserlichen Heere sich erlaubten.

Lange Rotten von Landsknechten und andere gute Gesellen, so erzählt ein Augenzeuge, ritten auf Roß und Eseln täglich in Rom um und vor die Engelsburg.

Dem Pabste zum Gespött kleidete sich einer mit drei Kronen, und mit allem Pomp, wie der Pabst zu reiten pflegte; andere Landsknechte kleideten sich als Kardinäle, wieder andere als Bischöfe, und nebenher trabten die päbstlichen Trabanten, und die Trommeln und die Pfeifen klangen. Der Maskaradenpabst und die Maskaradenkardinäle und die Maskaradenbischöfe tranken es dem Pabst und seinen Prälaten in der Engelsburg aus goldenen Pokalen von unten hinauf zu, unter spöttlichsten Weisen und Reden. Dann schwuren die maskirten Kardinäle dem maskirten Pabst, fürder niemand für ihren rechten Herrn zu erkennen als den Kaiser. Auf das schrie der maskirte Pabst: Den Luther will ich zu meinem Nachfolger machen und ihm das Papstthum schenken. Wem solches gefällt, der hebe die Hand auf! Da hoben alle auf und schrieen: „Luther soll Pabst seyn, Pabst Luther soll leben!"

Das ging vor den Augen des Pabstes Clemens VII. vor; und noch Weiteres mußte er sehen, sehen, wie sie sein eigenes

päbstliches Abbild auf einem Esel, und einen lebenden Kardinal auf einer Bahre, durch alle Gassen Roms führten, unter Possen, Zoten und Spottgesängen.

Das war geschehen durch das Heer des römisch-katholischen Kaisers Karls V., geschehen von dem, von welchem der päbstliche Stuhl Schutz erwartet hatte und Schonung zu erwarten berechtigt war.

Kaiser Karl V. war es, der römisch-katholische Fürst, welcher der Gewalt des Pabstes politisch und moralisch den Todesstoß gab. Die Eroberung und Plünderung Roms durch ein römisch-katholisches Heer, und die Verhöhnung des Pabstthums, nicht der Person des Pabstes, unter römisch-katholischer Autorität, das war der Todesstoß des alten Pabstthums. Geschändet war es worden in Rom selbst und vor den Augen des christlichen Europa, aber nicht durch Luther und Lutherische, sondern durch die höchsten Römisch-Katholischen; die hatten ihm den Heiligenschein vollends vor der christ-katholischen Welt vernichtet.

Denn von außen mußte es kommen; die Italiener selbst konnten schrecklich viel ertragen. Diese Demüthigung des Pabstthums fiel auf einen Pabst, welcher schändlich genug war, durch die niederträchtigsten Mittel an seiner Vaterstadt Florenz zum Verräther zu werden und diesem Freistaat durch Umsturz seiner Verfassung einen Tyrannen zu setzen in seinem verworfenen Bastardsohn Alexander. Der war ein Stück Borgia. Tyrannen beherrschten das bisher freie Florenz: auch hier ein Beispiel, daß das Pabstthum, welches einst das Tribunat der Völker gewesen war, gegentheilig und unzeitgemäß geworden war, und fortan mit dem Absolutismus und der Tyrannei ging.

Aber der Bund von Torgau und Magdeburg hatte seine Schwäche darin, daß Luther selbst ihn ausdrücklich und sehr mißbilligte. Es sprach zwar aus ihm, aus seinem nationalen, patriotischen Sinne die richtige Ahnung, wohin das zuletzt die deutsche Nation führen müsse, wenn Glieder des Reiches sich wider das Haupt setzen; wie das deutsche Reich sich politisch dadurch zersetzen und schwach werden müsse. Aber es war auch zugleich eine Befangenheit Luthers in der ihm sein Leben lang anhaftenden ungeschichtlichen Vorstellung, daß für Gottes Wort

und Reich niemals weltliche Mittel gebraucht worden seyen und gebraucht werden dürfen; und so tadelt er jetzt das evangelische Bündniß, weil es Gottes allmächtiges Wort und Fürsehung durch fleischliche Waffen und Vorsicht schützen wolle.

Der Kaiser machte unverholen Miene, die evangelischen Stände mit Gewalt zu unterwerfen, und, um die Unterdrückung des Glaubens und der bisherigen Reichsverfassung durch Oestreich zuvorzukommen, traten viele Evangelische, Reichsstädte und Fürsten, dem geheimen Angriffs- und Schutzbündniß bei. Dieser Bund verband sich mit den reformirten Schweizer-Kantonen und mit der Republik Venedig; ja die Reichsstädte dachten daran, „den gemeinen Mann zu bewegen" für den Glauben, zu Anfang des Jahres 1528. Der Kaiser, das habsburgische Haus überhaupt, waren in ihrem Besitzthum bedroht; denn der Freistaat Venedig unterstützte die Mißvergnügten in Tyrol und Salzburg mit Gold, um das südliche Deutschland, großentheils habsburgische Erblande, republikanisch zu machen, wie es die Schweiz war.

Der herzoglich sächsische Kanzleiverweser Otto von Pack zeigte dem Landgrafen Philipp heimlich an, die römisch gesinnten Stände des Reiches, Erzherzog Ferdinand von Oestreich, die Churfürsten von Mainz und Brandenburg, die Herzoge von Bayern, Herzog Georg von Sachsen, die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg haben am 12. Mai 1527 zu Breslau ein Angriffsbündniß geschlossen, nach welchem sie im Frühling 1528 über die evangelischen Reichsstände herfallen und sie unterdrücken wollen.

Die Sachen lagen so, daß Packs Anzeige nicht unglaublich schien; so Vieles im Reiche stimmte damit zusammen, die römisch gesinnten Fürsten hatten wirklich an diesem Tage eine Zusammenkunft in Breslau gehalten und ein evangelischer Fürst, Markgraf Georg von Brandenburg, hatte den Churfürsten Joachim von Brandenburg aus dem Zimmer Ferdinands kommen sehen in der Hand ein Pergament, woran mehrere Siegel.

Heftig erregt, sicherte der Landgraf diesem Sekretär seines Schwähers zehntausend Gulden zu, wenn er ihm die Originalurkunde dieses geheimen Bündnisses verschaffe. Es war zu Kassel, im Februar 1528, wo Pack dem Landgrafen diese Entdeckung machte.

Den Landgrafen ließ es nicht ruhen, es trieb ihn nach Dresden, wo sein Schwiegervater Hof hielt. Statt des Originals gab ihm hier der Sekretär eine Abschrift; das Original trage Herzog Georg immer bei sich, um es anderen Fürsten zu zeigen und sie für den Bund zu gewinnen. Die Abschrift war mit dem Siegelring des Herzogs gesiegelt. Darin stand, die genannten Fürsten haben sich verbündet, vom Churfürsten von Sachsen die Auslieferung des Erzkezers Luther, so wie die aller abtrünnigen Priester, Mönche und Nonnen, und die Wiederherstellung des altrömisch-katholischen Gottesdienstes in Sachsen zu fordern, und, füge er sich nicht, seine Lande mit Heermacht zu besetzen und sie ihm und seinem Hause für immer zu nehmen. Das Gleiche solle mit dem Landgrafen von Hessen geschehen; nur sollen ihm in Ansehung seiner Jugend seine Lande zurückgegeben werden, wofern er in den Schooß der heiligen römisch-katholischen Kirche zurückkehre. Diese Klausel, sagte Pack, habe Herzog Georg zu Gunsten seines Schwiegersohns festgesetzt.

Zugleich war darin angegeben, wie viel Kriegsvolk und wie viel Geld jedes Bundesglied zu geben habe, aber auch, wie viel jeder Verbündete an Land und Leuten erhalten solle, wenn es an die Theilung der den evangelischen Ständen abgenommenen Gebiete gehe.

Philipp zahlte schon für diese Abschrift dem Sekretär viertausend Gulden, sechs weitere Tausend sollen ihm für das Original werden. Dann eilte Philipp nach Weimar. Churfürst Johann wurde von dem Landgrafen fortgerissen zu schneller Rüstung, zu dem Entschluß, sich und den Glauben nicht blos zu vertheidigen, sondern sogar angriffsweise zu verfahren. Durch Verpfändung von Städten und durch den Verkauf von Kirchenschätzen, sollten die Kosten beigeschafft, alle protestantischen Fürsten und Städte des deutschen Nordens, ebenso die Könige von Dänemark und Polen, in den Bund gezogen werden.

Während in Chursachsen und Hessen die Streitkräfte aufgeboten wurden, eilte der Landgraf in die Reichsstadt Nürnberg, nach Anspach zu dem fränkisch-brandenburgischen Markgrafen. Hier im Süden Deutschlands war die Aufregung ohnedieß schon groß, durch die Vorgänge in den österreichischen Erblanden und

durch die zu Tag liegenden Plane des östreichischen Hauses. Und wie hier mit der Schweiz und mit Venedig angeknüpft wurde, so zog der Landgraf, von Nürnberg aus, den durch Erzherzog Ferdinand vom Throne Ungarns vertriebenen Wahlkönig Johann Zapolya, der nach Krakau geflüchtet war, in den Bund. Zapolya sagte hunderttausend Gulden sogleich für die erste Rüstung und einen Monatsbeitrag von zwanzigtausend Gulden zum Solde des evangelischen Heeres zu.

Zuerst muß es auffallen, daß der vor wenigen Jahren so freisinnige Churfürst Albrecht von Mainz mit in diesem Bündniß gewesen seyn soll. Aber wenige Jahre hatten die Stellung desselben zur Reformation verändert. Luther stand mit ihm in längerem Briefwechsel, über nichts Geringeres, als daß er sich, wie sein Vetter in Preußen, zum weltlichen Fürsten mache und die Reformation in den ausgedehnten deutschen Landen, an deren Spitze er als geistlicher Fürst zu der Zeit stand, durchführe. Aber das Weib, das der geistliche Churfürst lieb hatte wie seine Seele, fürchtete, wie urkundlich gewiß ist, es möchte der Churfürst, wenn er weltlich würde, gerade so aus Politik zu handeln von seinen Räthen fortgerissen werden, wie sein Vetter Albrecht in Preußen, und eine Gemahlin aus fürstlichem Hause sich holen.

Das benützten die römischen Sendlinge und Söldner. Sie nahmen das Gewissen des zwar edeln aber nicht ebenbürtigen Fräuleins in Beschlag, und setzten ihm so zu, daß dasselbe Alles anwandte, ihn vom offenen Uebertritt zur Reformation abzuhalten. Churfürstin werde sie niemals werden, und ihre Seele ohne Absolution für ihr Verhältniß bleiben, wofern sie nicht den jungen Churfürsten und Kardinal bei der alten heiligen Kirche erhalte, wurde ihr täglich gesagt. Luthers, mit dem mildesten Ausdruck, womit man es bezeichnen kann, unfeines und ungeschicktes Benehmen gegen Albrecht von Mainz in diesem zartesten seiner Verhältnisse, als er nicht offen auf die Seite der Reformation trat, gehört zu den Schatten des großen Reformators.

Das Verhältniß bestand, als er mit ihm unterhandelte; der wirklich edle Churfürst war derjenige, vor und nach der Unterhandlung, welcher er war; und Luther verletzte diesen Mann tödtlichst in demjenigen Punkte, in welchem er sehr nachsichtig

gegen den Landgrafen Philipp von Hessen war. Der Einfluß der Geliebten und Luthers leidenschaftliche Schonungslosigkeit wirkten zusammen, daß der Churfürst von Mainz auf Seiten der Römisch-Katholischen blieb.

Herzog Georg von Sachsen hat gegen seinen Schwiegersohn, den Landgrafen, das Vorhandenseyn einer solchen Bundesurkunde, wie sie Pack gegeben, für Lug und Trug, und Pack selbst für einen „verzweifelten, meineidigen, ehrlosen Bösewicht" erklärt, und auch nicht geruht, bis er Packs habhaft wurde. Dieser war zuerst zum Landgrafen geflohen, nach einem Jahre aus Hessen verwiesen worden, in den Niederlanden umgeirrt, von Herzog Georg verfolgt, zuletzt ergriffen, auf die Folter gespannt und enthauptet worden. Früher, im Verhöre zu Kassel, war Pack darauf geblieben, daß das Original jenes Geheimbundes im Dresdner Archive vorhanden gewesen sey. Dem war nun wohl nicht so. Bis heute ist die Sache noch nicht völlig aufgeklärt. So entschieden die Römischen jene Urkunde als eine Erdichtung Packs hinstellten, so gewiß lag etwas Wahres der Angabe Packs zu Grunde, wäre, was er als eine vollendete Thatsache ausgab, auch nur erst Plan und Entwurf gewesen. Im evangelischen Lager hielt sich zwar der Landgraf für betrogen, aber die öffentliche Meinung glaubte an die Sache, obenan Luther selbst. „Mögen", schrieb er an Wenzeslaus Linck, seinen alten Nürnberger Freund, „die gottlosen Fürsten dieses Bündniß läugnen, ich weiß sicher, daß es kein bloßes Trugbild ist. Diese unersättlichen Blutsauger können nicht ruhen, als bis sie Deutschland im Blut schwimmen sehen." Man hielt für möglich, daß das von Pack vorgezeigte und verkaufte Aktenstück eine Erfindung desselben seyn könne; aber, sagte man, war das Bündniß noch nicht abgeschlossen, so war es doch beschlossen.

Schön leuchtet die Gesinnung Luthers und Melanchthons und Bugenhagens in dem Schauer hervor, den sie vor einem Bürgerkriege hatten. Sie, deren Auslieferung nach dem packischen Aktenstück verlangt wurde, erklärten sich gegen jeden Angriff von Seiten der Evangelischen; durch ihre Schuld solle kein Blut fließen, und darum solle man warten, bis man angegriffen werde. Politisch richtiger dachte freilich der Landgraf,

welcher sich und den Evangelischen den Frieden sichern wollte durch einen Angriff, ehe die Widersacher des Evangeliums ihre Streitkräfte zu sammeln Zeit hätten. Den Churfürsten von Mainz zwang er auf diese Weise, daß derselbe am 11. Juni 1528 aller geistlichen Gerichtsbarkeit über Hessen und Sachsen entsagte.

Ein kaiserlicher Erlaß gebot beiden Lagern, dem katholischen wie dem evangelischen, Frieden; dennoch erlaubten, in des Kaisers und seiner Räthe Augen, die politischen Verhältnisse nicht, den neuen Glauben mit Waffenmacht anzugreifen da, wo seine Wiege war, und wo er so gewaltig erstarkt sich zeigte, wie im mittleren und nördlichen Deutschland.

Daß es das Haus Habsburg auf die Ausrottung der Evangelischen abgesehen habe, weil diese seinem Absolutismus im Wege waren, konnte jeder Evangelische sich aus dem abziehen, was Ferdinand, des Kaisers Bruder, am 20. August 1527, von Ofen aus erlassen hatte, als neues Glaubens-Strafgesetz für alle Lande unter Oestreichs Herrschaft.

Nach diesem habsburgischen Glaubens-Strafgesetz war ein großer Theil der evangelischen Ueberzeugungen mit schweren Strafen belegt. Wer die Beichte unterlasse, solle mit Gefängniß oder um Geld, wer gegen das Fegfeuer spreche, mit dem Bann, wer gegen die Heiligenverehrung rede, mit Gefängniß, Bann und andern Strafen belegt werden. Wer sage, Maria sey eine Frau wie andere gewesen, solle mit körperlicher Züchtigung, mit Vermögenseinziehung oder mit dem Leben büßen. Ebenso solle an Leib oder Leben oder mit Vermögenseinziehung bestraft werden, wer das Abendmahl nach ketzerischer Weise empfange; auch solle man das Haus schleifen, darin das Abendmahl so genommen worden sey. Wer das Abendmahl reiche, ohne römischer Priester zu seyn, solle durch das Schwert, durch Wasser oder Feuer hingerichtet werden. Wer die Gottheit oder die Menschwerdung Christi läugne, solle den Feuertod sterben.

Schön leuchtet auch jetzt noch immer Erzbischof Albrecht von Mainz aus der Rotte der Römlinge und Feinde des Evangeliums, zum Zeichen, daß er bei denen nicht mit dem Herzen war.

Zu Halle an der Saale, wo er am liebsten weilte, ließ er als Prediger am Dome Georg Winckler, den Freund der Re-

formatoren zu Wittenberg. Die Römischen aber wollten Winckler verderben; sie ruhten nicht, bis der Erzbischof ihn nach Aschaffenburg vorlud; er theile das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, und sey ein Lutherischer. Der Erzbischof sprach ihn frei von jeder Anklage. Winckler ritt heim. Die wüthenden Domherren sahen ihn mit heißem Auge entreiten, auf einem Pferd aus des Erzbischofs Marstall. Des andern Tages fand man den frommen Winckler erschlagen im Walde. Er lag unberaubt, aber mit Wunden bedeckt; Reiter, die schnell davon jagten, hatten ihn ermordet.

In München wurde in demselben Frühjahr Georg Wagner (Carpentarius), ein Geistlicher, verbrannt, weil er gesagt hatte, die Wassertaufe habe nicht die Kraft, den Menschen selig zu machen. Wenn du im Feuer bist, so gib uns ein Zeichen, woran wir erkennen, daß du im Glauben verharrest, sagten einige der Seinen zu ihm. So lang ich den Mund öffnen kann, werde ich den Namen unseres Heilands bekennen, antwortete der Märtyrer. Auf eine Leiter gebunden, mit einem Pulverfäßchen um den Hals, wurde er in die Flammen geworfen, und Jesus, Jesus! rief er mit lauter Stimme aus dem Feuer, Jesus! bis er verschied. Im Sommer desselben Jahres starb den Feuertod Leonhard Kaiser, Kanonikatsvikar in Wazenkirchen, den Luther besonders liebte und dem er auch ins Gefängniß ein Trostschreiben schickte. Bloß weil er ein Freund Luthers war, mußte er sterben, auf Befehl des Bischofs von Passau, zu Schärding am Inn. Als er die fanatische Menge um den Scheiterhaufen sah, sprach er: Hier ist die Erndte; Herr, sende deine Arbeiter! In den Flammen starb er unter dem Rufe: Jesus, ich bin dein, mache mich selig!

In Landsberg, in Oberbayern, wurden neun wegen des Glaubens verbrannt, in München neunundzwanzig ertränkt. In Köln starben Adolph Klarenbach und Peter Flysteden den Feuertod, in einer aus Holz und Stroh gefertigten Hütte. „Mir ist," sprach Klarenbach auf dem Wege zur Hinrichtung, „mein Herz so fröhlich im Leibe, daß ich glaube, keine Freude der Welt ist dieser Freude gleich." Köln, Köln, warum verfolgst du Gottes Wort? rief Flysteden. Beide starben als Helden des Glaubens.

Der Reichstag zu Speyer im Frühling 1529 zeigte den Evangelischen vollends, was sie von dem glühenden Haß der Römisch-Gesinnten zu erwarten hatten.

Hier hatten die letzteren die Mehrheit. Am 15. März eröffneten die kaiserlichen Beauftragten den Reichstag, der letzte Beschluß von Speyer aus dem Jahre 1526, habe dadurch, daß er allgemeine Gewissensfreiheit gestatte, große Unordnung veranlaßt; der Kaiser nehme ihn darum, kraft seiner Machtvollkommenheit, zurück.

Kein Kaiser konnte für sich allein einen Reichstagsbeschluß aufheben, welcher rechtskräftig geworden war: es war dieß die despotische Sprache unerhörter Willkühr. Dieser unverhüllte Absolutismus des Kaisers rief die tiefste Entrüstung der evangelischen Stände hervor; aber die katholische Mehrheit freute sich dieser Sprache.

Und so kam am 7. April der Entwurf eines Reichsabschiedes zu Stande, welcher schon die volle Reaktion in sich schloß. Nach demselben sollte das gegen die Evangelischen so scharfe Edikt fortgelten und eingehalten werden, bis zum Zusammentritt eines allgemeinen Konzils; wo es zur Vollziehung gekommen, sollte es keinem Stand erlaubt seyn, eine religiöse Neuerung einzuführen; die aber, welche schon Aenderungen in der Religion vorgenommen haben, und von den neuen Lehren und Bräuchen nicht wieder abgehen könnten, ohne daß vom Volke Gefahr und Aufruhr zu besorgen wäre, sollten wenigstens sich aller Neuerungen enthalten, so weit es menschenmöglich sey. Die Messe solle nirgends abgeschafft werden dürfen und in allen Landen frei seyn, frei die volle Uebung seines Gottesdienstes für jeden Katholischen überall, verboten aber auch jedem Katholischen, zur lutherischen Lehre überzutreten; verboten den Evangelischen, religiöse Streitfragen zu verhandeln. Die Sektirer sollen nicht geduldet werden, welche Sakramentirer und Wiedertäufer heißen: die ersteren sollen mit Landesverweisung, die letzteren am Leben gestraft werden. Nirgends solle das Evangelium anders gelehrt werden dürfen, als in demjenigen Sinn und Verstand, welchen die römisch-katholische Kirche gebilligt habe.

Kam dieser Reichstagsabschied zu allen seinen Folgen, so

brachte er der Gewissensfreiheit und der Reformation im deutschen Reiche den langsamen aber sichern Tod. Es schien zwar nur ein Stillstand darin geboten, aber an diesem Stillstande mußte sie hinsiechen, verkommen und sterben.

Melanchthon, nicht Luther, war im Gefolge seines Churfürsten von Sachsen. Wie mußte es Melanchthon ins Herz schneiden, als er denjenigen, welcher als sein und der Reformation besonderer Gönner vor ihm und dem ganzen Reiche bisher galt, jetzt plötzlich auf Seiten der Spanier und der Römlinge sah, den Churfürsten Ludwig von der Pfalz, der feig und furchtsam in die römische Kirche zurückgetreten war! Ritt er an den Sachsen vorüber, so that dieser sein lebenlang leichtsinnige und charakterlose Fürst, als kennete er sie nicht, und hätte nie einen von ihnen gesehen, weder den Churfürsten noch Melanchthon.

Und was machte in so ernster, für das Wort Gottes und für die Geschicke nicht nur Deutschlands, sondern Europas, ja der Menschheit entscheidender Zeit diesen Pfalzgrafen und Churfürsten so schwach? — Die Siege Kaiser Karls über seine Feinde außerhalb des Reiches, dessen übermäßiges Glück und dessen Uebermuth, womit er den deutschen evangelischen Fürsten drohte, den Sachsen-Churfürsten in einem Schreiben aus Toledo der Empörung beschuldigte, und unter den Römischen das Gerede veranlaßte, der Sachse werde und müsse seine Chur verlieren. Das trieb den Pfalzgrafen, das den Herzog Heinrich von Mecklenburg auf die Seite und den Glauben der Römischen zurück; sie glaubten, die Sache der Evangelischen sey hoffnungslos.

„Wir sind," schrieb Melanchthon von Speyer aus in die Heimath, „als ein Fluch und Kehricht aller Welt; aber Christus wird das arme Volk ansehen und retten."

Es war ein großer Schrecken im ganzen Reiche unter allen Evangelischen seit Anfang des Jahres. Es war selbst unter den gemeinen Mann gekommen, daß der Kaiser mit dem Papste Frieden geschlossen, und eine der Grundlagen davon die Zusage der Ausrottung der Ketzerei gewesen. Ebenso hatte die Natur durch ungewöhnliche Erscheinungen erschreckt und die Einbildungskraft erhitzt; ein großes prächtigrothes Licht im Januar, das den schwarzen Nachthimmel röthete, die Kunde von Erdbeben, durch

die Schlösser und ganze Städte untergegangen seyn sollten; die Stellung der Gestirne, die nach den Aeußerungen der Astrologen eine schrecklich drohende sey; das Schwellen der Ströme und die häßlich trübe Färbung des Wassers; Herabfall schwerer Bausteine, die von selbst aus den Kirchengewölben ausbrachen.

Was es bedeute, weiß Gott allein, schrieb Luther über den blutrothen Schein in der Januarnacht: und bei der Kunde von dem andern Vorgefallenen äußerte er: „Wenn dem so ist, so sind diese Ereignisse Vorläufer des jüngsten Gerichts.“ Auch Melanchthon, der leicht Erschreckte, sah Vorzeichen darin. „Alle diese Dinge gehen mir sehr zu Herzen“, äußerte er. Wie mag alles das auf die Masse damals gewirkt haben? Jetzt weiß jeder zwölfjährige Schüler, daß das Nordlicht mit dem Gange der Weltbegebenheiten in Kirche und Staat nichts zu hoffen hat, und daß, wenn in den Kärnthner Alpen und an den Küsten des jonischen Meeres Erdstöße erfolgen, die Fortzitterungen weit herauf reichen, die Elbe schwellen und alte Dome in ihren Fugen ergreifen können, daß Steine daraus fallen. Das weiß ein Schüler jetzt durch den Fortgang und Sieg der Reformation, welche dem freien Denken der Wissenschaft Raum gab. Damit sie Fortgang habe, stärkte Gott das Auge und das Herz der evangelischen Stände auf dem Reichstag. Die Fürsten erklärten sogleich, daß sie diesen Entwurf verwerfen. Die Stände des Reichs sagten, die Aufhebung der im Beschluß von 1526 gewährten Glaubensfreiheit würde das Reich in Zwietracht stürzen.

Am 13. April ließen die Evangelischen ihren Gegenbericht gegen den Ausschußentwurf verlesen, mit den Grundgedanken, wo es Gottes Ehre und die Seligkeit betreffe, da lasse es sich nicht durch Stimmenmehrheit abmachen; bis ins Gewissen hinein reiche die Macht keiner Gewalt auf Erden; vor Gott wüßten sie es nicht zu verantworten, daß ein Mensch mit ihrer Zustimmung von der göttlichen Lehre abgesondert und an das Wormser Edikt gebunden würde. Schon darum können sie nimmermehr in einen Beschluß jener Art willigen; aber auch darum nicht, weil sie darin selbst verdammen würden, was sie bisher für christlich gehalten.

Diesen Gegenbericht hatten unterschrieben: Churfürst Jo-

hann von Sachsen; Markgraf Georg von Brandenburg (Anspach-Baireuth); Landgraf Philipp von Hessen; Fürst Wolfgang von Anhalt; und im Namen seines Fürsten der lüneburgische Kanzler seines Fürsten, Förster.

Sie hofften man werde ihre Gründe erwägen. Statt dessen wurde ihnen am 18. April erklärt, man werde den evangelischen Ständen in dieser Sache kein Gehör mehr vergönnen. Am 19. April trat des Kaisers Bruder Ferdinand mit den kaiserlichen Beauftragten und mit Erzbischöfen und Bischöfen in den Reichstag und erklärte, die Mehrheit der Fürsten und Städte haben dem Entwurfe des Reichstags zugestimmt; er genehmige ihn im Namen des Kaisers als förmlichen Reichsabschied, und die Minderheit habe sich der Mehrheit zu unterwerfen.

In der Stille waren die freien Städte des Reichs bearbeitet und eingeschüchtert worden. Einundzwanzig freie Städte hatten mit den geistlichen und weltlichen Fürsten des alten Glaubens der Annahme des Entwurfs sich unterzogen, und nur vierzehn Städte blieben auf Seite der evangelischen Fürsten.

Ohne die Antwort der Evangelischen abzuwarten, entfernte sich Ferdinand aus dem Saale; hinter ihm drein die kaiserlichen Beauftragten. Die evangelischen Stände waren in ein Nebengemach getreten um sich zu berathen. Man wollte Ferdinand aufhalten; ich habe mich des kaiserlichen Befehls erledigt; Alles ist zu Ende, sagte er. Die Evangelischen schickten eine Abordnung an ihn mit der Bitte, zurück zu kommen und sie zu hören. „Der Beschluß ist gefaßt, man muß sich unterwerfen“, sprach der Dominikanerzögling Ferdinand.

Noch an demselben Tage setzten die so behandelten evangelischen Stände eilig eine förmliche Verwahrung gegen Zwang und Mehrheitsbeschlüsse in Glaubensachen auf, und übergaben sie ihren noch versammelten römischgesinnten Mitständen des Reiches. Am folgenden Tage, dem 20. April, schickten sie dieselbe in ausführlicherer Fassung dem Erzherzog Ferdinand und den kaiserlichen Beauftragten.

Sie nannten das selbst „die Protestation der evangelischen Stände.“

Dieser Augenblick evangelischer Begeisterung und kühnen

gottvertrauenden Muthes einer kleinen Minderheit von deutschen Fürsten und Städten ist ein großer Wendepunkt in der Weltgeschichte geworden.

Das ist jener welthistorische „Protest“, welchen der Geist gegen die materielle Gewalt, die Denk- und Gewissensfreiheit gegen die Knechtung des Gedankens und gegen den Glaubenszwang eingelegt hat. Seitdem ist der Name „Protestanten“ ein auf dem Gebiete der Kirche und des Staates, der geistigen und der bürgerlichen Freiheit, ein Name geworden, welcher seine Herrschaft diesseits und jenseits des Ozeans ausgedehnt hat; derjenige Name, welchen der Geist der neuen Zeit in seiner Fahne trägt.

Es gehörte die ganze Glaubensfülle, der Wunder wirkende Enthusiasmus der ersten Reformationsjahre dazu, um, so klein an Zahl und äußerer Macht, wie diese „Protestanten“, der scheinbaren Allmacht des spanisch-östreichischen Hauses, des über alle seine Feinde siegreichen und jetzt wieder mit dem Pabste innig verbündeten Kaiser Karls und der ganzen römisch-katholischen Welt entgegenzutreten. Wer waren denn diese Protestanten? Die vorhin genannten vier Fürsten; neben ihnen die Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg; dann vierzehn freie Städte des Reiches; Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Ißny, St. Gallen, Weissenburg, Windsheim.

Ehe diese Fürsten und Städteabgeordnete von Speyer abreisten, hinterließen sie noch am 25. April eine „Appellation“ an den Kaiser, an ein allgemeines christliches freies Konzil, an die gesammte deutsche Nation und an jeden unparteiischen christlichen Richter.

Wie die Apostel und die Männer der urchristlichen Zeiten, hatten diese Fürsten und Städteabgeordneten den Grundsatz aufs Neue in die Menschheit hineingestellt, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, und daß das göttliche Wort zu halten sey wider alle menschliche Autorität, welche demselben widerstreite.

Dieser weltgeschichtliche Reichstag zu Speyer hatte im sogenannten Retscher seine Versammlungen, der von Karl dem Großen

erbauten Pfalz. Dieses merkwürdige Haus sank in Trümmer unter der Mordbrennerei Frankreichs, am 31. Mai 1689, da die ganze Stadt Speyer von den Franzosen verbrannt wurde. Auch das Haus ist nicht mehr, das Haus neben der Johanneskirche, die Wohnung des Diakons Peter Muterstatt, welcher seine Wohnung zur Abfassung der Appellation hergab. Aber der Protestantismus ist geblieben, und denkt dieses Diakons.

Unter denen, welche den großen Protest unterzeichneten, waren auch solche, welche nicht in allen Punkten mit Luther übereinstimmten. Es war eine Vereinigung von Reformirten, welche den evangelischen Auffassungen Zwinglis folgten, und von Lutherischen, welche namentlich in der Lehre vom Abendmahl es mit Luther hielten.

Niedergeschlagen kam Melanchthon in Wittenberg wieder an. In Speyer, sprach er todtblaß zu den Freunden, ist etwas Großes vorgegangen. Das Reich, die Religion sind in großer Gefahr. Luther erkannte weder die Sachlage und ihre Gefahr, noch die Bedeutung des großen Protestes in Speyer. Sein Blick war um diese Zeit umhüllt und geschwächt; er irrte in mehr als einem Stück in Wort und That. „Der Reichstag", schrieb er an Linck, „ist vorüber, fast ohne alle Folgen, außer daß die Geistespeiniger und Seelentyrannen ihre Wuth nicht befriedigen konnten."

Der Reichstag aber hatte Folgen, so groß und weltgeschichtlich wie wenige Reichstage. Weder der Protest noch der protestantische Geist ist seitdem mehr aus der Welt zu verdrängen gewesen. Seit dem steht fest bei Allen, welche Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, daß die religiöse Ueberzeugung unantastbar sey vom Gebot und Arme weltlicher Macht, und daß kein Ansehen und Gebot weder des Pabstes, noch der Klerisey, noch irgend einer kirchlichen Gewalt in Glaubenssachen höher stehe als das Wort Gottes. Die Knechtschaft des Geistes war mit diesem Protest gebrochen und blieb gebrochen. Der Protest zu Speyer hieß Kaiser und Pabst von ihrem angemaßten Throne in Glaubenssachen herabsteigen, und setzte Christus auf den Thron und das Wort Jesu Christi als die alleinige Autorität in Sachen des Glaubens. Der Tag des Protestes in Speyer ist der Ge-

burtstag des Herrschers in der neuen Geschichte der Menschheit. Und dieser Herrscher ist der „freie Gedanke".

Der Despotismus der Hierarchie hatte das Gewissen und den Glauben und den Geist der Menschheit geknechtet dadurch, daß ein Mensch oder einige Menschen sich anmaßten, zuerst Gottes Wort allein auslegen zu dürfen, und jedem anderen es zum Verbrechen zu machen, wenn er aus den heiligen Schriften Anderes herausfand, einen Satz anders auslegte, als der Pabst, der Unfehlbare. Das war die große Geisteskechtschaft des Mittelalters, wo die Menschen, die Christen, mit vielfachen Ketten gebundene Sclaven menschlicher Autorität waren, Sclaven im Glauben und Denken, Sclaven selbst in den heiligsten und zartesten Gefühlen der Menschenbrust.

Dagegen war nun in dem Speyerer Protest, angethan mit Kraft Gottes, der deutsche Geist aufgestanden.

In diesem Protest trat derjenige Geist wieder hervor und weltgeschichtlich in die neue Zeit hinein, welcher in Martin Luther und in Ulrich Hutten zuerst weltbewegend geworden war, und welcher jetzt in Luther sehr verschattet zurücktrat: Der Geist des Reformators war auf die Fürsten und Städte übergegangen, welche die Grundsätze der Reformation und ihre Folgerungen angenommen hatten.

Die freie Prüfung war der Grundgedanke, wovon Luthers Bewegung in der Kirche ausgegangen war. Die freie Prüfung der religiösen Wahrheit mußte zur freien Prüfung der politischen Wahrheit von selbst mit Nothwendigkeit führen. Und sie hat dazu geführt: die christliche Freiheit in Kirche und Staat hat zuerst weltgeschichtlich, vor Europa, protestirt — in dem Proteste zu Speyer.

Von dieser Protesteinlage des Geistes der neuen Zeit zieht sich die Strömung desselben in zwei großen Armen in die neuere Geschichte der Menschheit hinein.

Der eine Arm dieses Geistesstromes, welcher mächtiger ist als der andere, ist derjenige Protestantismus, welcher sich selbst „die Geistesfreiheit der neuen Zeit" nennt. Der andere Arm dieses protestantischen Geistesstromes ist derjenige Protestantismus, welcher, nach Gottes Ordnung, dem ersteren zur Seite strömt, und die

ewigen Grundwahrheiten des Glaubens in fester Form und Fassung mit sich führt. Der alte Papismus färbt manchmal noch zeitweise diesen Arm des Geistesstroms und es überkommen ihn Gelüste und Thaten, welche an den Dogmenzwang und die Verfolgungssucht der mittelalterlichen Kirche erinnern. Aber der andere Arm des protestantischen Geistesstroms protestirt fort und fort auch gegen solche Rückfälle, ebensosehr, als durch die feste Fassung und Form der christlichen Wahrheiten in ihrer fortschreitenden, immer reineren Entfaltung einem Verflüchtigen und Zerfließen derselben, wie das von der andern Seite kommen könnte, wirksam entgegen gearbeitet wird.

Das aber bleibt: Der Protest zu Speier ist der Geburtsbrief des freien Geistes, sowohl dessen, welcher innerhalb der Kirche ist, als dessen, welcher außer der Kirche ist, die sich seitdem die protestantische heißt. Dem einen verdanken wir die große klassische Literatur des christlichen Europa, dem andern die fortwährende Bewegung im christlich-kirchlichen Leben.

Besondere Ehre gebührt, daß es also ging, dem feurigen Landgrafen von Hessen. Der war die Kraft mit Kopf und Herz unter den „Protestanten", welche vorwärts bewegte und im Bewegen zusammenhielt.

Während Luther Alles that, um die materielle Macht der Protestanten zu schwächen, in einer Gereiztheit und Verblendung, welche ihn sehr in menschlicher Schwachheit zeigen, da die getrübten Quellen seines damaligen Redens und Handelns sich urkundlich nachweisen lassen: that der feurige Landgraf Alles, was zur Kräftigung des protestantischen Bundes dienen mochte. Er waffnete, er reiste und sandte hin und her, alle Protestanten, Reformirte und Lutherische, Schweiz und Oberschwaben, wie Mittel- und Norddeutschland, zu gemeinsamen Maßregeln zu vereinen, die Herzen und die Arme aller Protestanten zusammen zu schließen in Einen protestantischen Bund wider die vereinigte Macht des kaiserlich-weltlichen und des päbstlichen Absolutismus, der ganzen katholischen Welt.

Was that Luther in dieser schrecklich gefahrvollen Zeit? Er erklärte seinen unüberwindlichen Abscheu vor aller Einmischung

fleischlicher Gewalt und weltlicher Klugheit in den Kampf des Evangeliums mit Kaiser und Pabst. Er verwarf mit den gröbsten Ausdrücken der Verachtung alle kriegerischen Rüstungen der Evangelischen.

„Christus unser Herr," schrieb er an seinen Churfürsten, „wirds geben durch unser Gebet, daß, ob der Landgraf gleich je fortführe (davor Gott auch gnädiglich seyn wolle) mit seinem Bundmachen, doch Ew. churfürstl. Gnaden sich nicht darein flechten und binden lassen; denn was Unraths daraus folgen will, können wir nicht alles denken. Erstlich ist das gewiß, daß solch Bündniß nicht aus Gott, noch aus Trauen zu Gott geschieht, sondern aus menschlichem Witz und menschliche Hilfe allein zu suchen, darauf zu trotzen; welches keinen guten Grund hat, und dazu keine gute Frucht bringen mag. — Zudem ist das zu besorgen und vielleicht allzugewiß, daß der Landgraf, wo er solch Bündniß gestiftet, da er ein unruhiger junger Fürst ist, möchte nicht stille halten, sondern, wie vor'm Jahre geschah, etwa eine Ursache finden, nicht allein zu schützen, sondern anzugreifen; und ist ja nicht göttlich, daß wir uns so stellen, so uns doch noch Niemand jagt noch sucht. Aufs Andere so ist das das Allerärgste, daß wir in solchem Bündniß Leute haben, welche wider Gott und das Sakrament streben als die muthwilligen Feinde Gottes und seines Wortes; dadurch wir alle ihre Untugend und Lästerung auf uns laden, uns derselben theilhaftig machen, sie verfechten."

So sprach Luther, weil ihm in diesen Tagen das Auge gebunden war durch eigene Schuld, gleich als ob es keinen Speyerer Reichstag, keine Rüstungen der Römischen in nächster Nähe gegeben hätte; so sprach er im Angesicht der Herankunft des Kaisers, der vor dem Pabst und seinen Höflingen den Schwur gethan hatte, ein „zweckmäßiges Gegengift gegen die Pestilenz, welche die Deutschen befallen, zu bereiten, und die Jesu Christo zugefügte Schmach zu rächen." So sprach Luther, während schon der Pabst bei allen Fürsten der Christenheit für den neuen Kreuzzug gegen die Ketzer warb, und zwischen Frankreich und Habsburg Frieden stiftete, damit der Kaiser die Arme frei hätte, die Ketzer entweder zurückzuführen oder auszurotten.

Aber während Luther jetzt mit Blindheit geschlagen war, aus menschlicher Leidenschaftlichkeit, hielt Gott dem Landgrafen die Augen offen, daß er auf der Hut war und nichts unversucht ließ, die evangelischen Stände zu bewaffnetem Bunde zu vereinen. Die Abgeordnetenversammlungen zu Rodach, Zerbst, Schleiz und Schwabach, waren erfolglos geblieben, weil Luther seinem Churfürsten von Sachsen ins Ohr gesetzt hatte, ehe man ein Bündniß für die Religion schließe, müsse volle Einheit der Religionslehre in allen Punkten hergestellt seyn. Luther aber hielt eine Vereinigung nur möglich, wenn Zwingli, Oekolampad und Bucer ihm nachgäben in der Lehre vom Abendmahl, wenn die Reformirten lutherisch würden.

Alle Milde der Schweizer und Straßburger Reformatoren verfing bei Luther nicht. Wie besessen von seinem Dogma, wie er es sich geschnitten und gefaßt hatte, ließ er drucken: „Weil sie von christlicher Einheit und Frieden sprechen und damit der Welt spotten, so will ich ihnen eine lutherische Warnung geben: Fluch dieser Liebe, Fluch dieser Eintracht! Nieder, nieder mit ihr in den Höllenschlund! So ich deinen Vater, Mutter, Weib, Kind umbringe und dich auch todtschlagen will, dann aber sage: Friede sei unter uns lieber Freund! — was würdest du sagen? So bringen die Schwarmgeister meinen Herrn Jesus Christus, Gott den Vater, die Christenheit, meine Mutter, um, wollen mich selbst würgen und sprechen dann: Wir wollen Freunde seyn."

Da nicht die eigentlichen Schwarmgeister, wie Luther Karlstadt, Thomas Münzer, die Wiedertäufer und alle Anhänger des tausendjährigen Reiches seit lange zu nennen pflegte, sondern die Reformirten, die Zwinglischen die Hand zu christlicher Einheit und zum Frieden geboten hatten, so war leicht zu spüren, wohin diese Worte treffen sollten.

Auch das brachte Zwingli nicht aus seiner Milde und Weisheit heraus. Ruhig, ohne mit einem Worte in den Ton des sich überstürzenden Luthers sich hinein reißen zu lassen, wissenschaftlich kühl nur die Sache im Aug und von der Sache redend, antwortete Zwingli in mehreren Schriften, wovon eine „freundliche Auslegung" von ihm betitelt wurde, dem „trefflichen Martin

Luther." „Wir betrachten dich als ein Gefäß der Ehre, und thun es trotz deiner Fehler mit Freuden", schrieb Zwingli.

Der Landgraf gab sich alle Mühe, die Theologen zu vereinigen, um den bewaffneten evangelischen Bund zu Stande zu bringen. Er lud sie an seine Hofstatt nach Marburg zu sich ein. Es kamen aus der Schweiz Zwingli und Oekolampad, Hedio und Bucer aus Straßburg; Luther, Melanchthon, Justus Jonas, aus Wittenberg; Johann Brenz aus Schwäbisch Hall, Andreas Osiander aus Nürnberg und Stephan Agrikola aus Augsburg.

Aller Eifer, sie zu versöhnen, alle Liebe zur Sache des Evangeliums und der Nation von Seite des Landgrafen, scheiterten an der Hartnäckigkeit Luthers, womit er dabei beharrte, daß der wahre Leib und das wahre Blut Christi im Brod und Weine des Abendmahls sey. Zwingli ließ sich herbei, sich mit Luther brüderlich zu einen, wofern Luther ihnen zugestehe, daß die Gegenwart des wahren Leibes Christi im Abendmahl nur eine geistige sey. Mit Thränen reichte Zwingli Luther die Bruderhand; der aber wies sie lange zurück, bis er sie endlich annahm, aber nicht als die Hand „eines Bruders", wie er sagte, sondern nur als „eines Freundes", und „weil man selbst Feinden Liebe beweisen müsse".

Im Oktober 1529 hatte diese Verhandlung in **Marburg** statt, und sie hatte wenigstens das Gute, daß die **Hauptstücke** des evangelischen Glaubens, worüber man eins geworden war, in vierzehn Artikeln festgestellt wurden.

Diese vierzehn Artikel sind die Grundlage der „**Augsburger Konfession**" geworden.

In Bezug auf den fünfzehnten Artikel, die Lehre vom Abendmahle, worüber man sich jetzt nicht verglich, sagten sich beide Parteien zu und unterzeichneten es, daß ein Theil gegen den andern christliche Liebe, so viel eines Jeden Gewissen immer leiden könne, erzeigen, und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten wollen, daß er ihnen durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen möge.

Luther hintertrieb aber auch jetzt noch jedes bewaffnete

Bündniß. Noch unterm 6. März 1530 rieth er seinem Churfürsten und anderen Ständen, „dem Kaiser Land und Leute preis zu geben und die Sache Gott zu befehlen. Nur wenn der Kaiser verlange, daß die Fürsten ihre eigenen Unterthanen um des Glaubens willen plagen, tödten und verjagen, so sollen sie ihm nicht gehorchen. Es sind ja, sagte er, aller Fürsten Unterthanen auch des Kaisers Unterthanen, ja mehr als der Fürsten, und schickt sich nicht, daß Jemand mit Gewalt des Kaisers Unterthanen wider den Kaiser, ihren Herrn, wollte schützen; gleich wie sichs nicht ziemt, daß der Bürgermeister zu Torgau wollte die Bürger mit Gewalt schützen wider den Churfürsten zu Sachsen, so lange er Churfürst zu Sachsen ist."

Hier zeigt sich eine große Schwäche und Lücke im Geiste Luthers: völlige Unkenntniß aller Geschichte, und, was bei einem solchen Patrioten, wie Luther, mit solchem Nationalsinn, nur aus maßloser Inanspruchnahme durch die Geschäfte des Evangeliums sich erklären läßt, eine lediglich Unbekanntschaft mit der deutschen Reichsverfassung, so wie mit der landschaftlichen Verfassung selbst Chursachsens. Nur wer auch nicht im Geringsten die Pflichten und Rechte des deutschen Kaisers und dessen Eid beim Regierungsantritt, und eben so wenig nicht bloß die Rechte, sondern die heilig beschwornen Pflichten des deutschen Reiches kannte, konnte so reden und rathen. Luther war aber, so erleuchtet sein Auge im Religiösen war, in politischen Dingen, nicht nur für die Zukunft, sondern für die Gegenwart, ohne scharfen Blick, fast ohne allen Blick.

Auch das theilt er, der Heros der Gewissensfreiheit und der geniale Schöpfer der deutschen Schriftsprache, mit so vielen genialen Menschen, welche auf ihrem geistigen Gebiete einzig groß, und ohne Organ für politische Dinge waren. Vom biblischen Standpunkte aus könnte man sagen, daß er die Propheten Elias und Elisa aus dem Auge gelassen habe und den großen, in den Waffenkampf seiner Nation eingetretenen Jesaias.

Vor der Unterdrückung durch den Kaiser und die haßglühenden Römischgesinnten im Reiche, schützten Deutschland die reichen freien Städte des Reichs, welche überall sich rüsteten, namentlich

die reformirten Städte, in deren Burgrecht, für alle Fälle, im Anschwellen der Gefahr, im April 1530, der muthige und hellblickende Landgraf Philipp von Hessen trat. Man muß, um die Macht dieser Städte und deren Stellung im Reiche würdigen zu können, sich erinnern, daß Städte, wie das damalige Straßburg und das damalige Nürnberg, reicher an Gold und andern Mitteln für einen Krieg waren, als die damaligen Churfürsten, geschweige die Herzoge und kleineren Fürsten des Reiches.

Luther war damals so auf sich selbst und sein Eigenes zusammen gezogen, so sehr, wie man es neuerdings nennt, „exclusiv" (ausschließlich), daß er im Schloßhof zu Marburg seinem früheren Freunde Bucer lächelnd mit dem Finger drohte, und rief: „Du bist ein Nichtsnutz und ein Schelm"! bloß weil Bucer jetzt sich zu Zwingli hielt, und im Abendmahlspunkte gerade so dachte, wie später Melanchthon. Wie mag es ihm erst wehe gethan haben, daß der Landgraf Philipp so entschieden, wie er meinte, zwinglisch war? Philipp wurde es aber erst durch Luthers Benehmen gegen ihn.

Auf dem Reichstage zu Augsburg sollten, so hatte der Kaiser noch aus Spanien heraus geschrieben, die Religionssachen untersucht werden. Dort sollten die Protestanten über ihren Glauben und über die Gründe ihres Bruchs mit der römisch-katholischen Kirche Rechenschaft ablegen: so verlangte es der Kaiser.

Melanchthon fertigte, auf Grundlage der früher auf dem evangelischen Tage zu Schwabach und bei der Besprechung zu Marburg aufgesetzten Artikel, eine kleine Schrift aus, welche in klarer und kurzer Zusammenfassung ein „Glaubensbekenntniß" der Protestanten enthielt.

Wenn man nicht die Umstände und die Gründe der Entstehung dieser Schrift genau kennt, so faßt man sie ganz schief auf, und zieht der Sache Gottes schädliche Folgerungen daraus. Erstens hat sie, diese berühmte „Augsburger Konfession" (d. h. Glaubensbekenntniß), nicht Luther verfaßt, sondern Melanchthon; aus reiflich und wohlerwogenen Gründen war der Letztere mit der Redaktion dieser Bekenntnißschrift beauftragt worden, Melanchthon, der „fein säuberlich zu fahren wußte".

Diese Schrift, die Vertheidigungsschrift einer angeklagten Partei, enthielt eben darum zwar die Grundlehren des evangelischen Glaubens, aber diese in einer solchen Fassung, welche erstens durch die Umstände geboten war, und zweitens als das Aeußerstmögliche sich gab, was man zum Frieden bieten könne.

Das ist die einzig wahre geschichtliche Natur dieses berühmten Aktenstückes. Es führte damals noch den Namen Apologia, d. h. Vertheidigungsschrift. Luther sagte zwar, als der Churfürst ihm die Arbeit zur Prüfung übersandte, bei der Zurückgabe: „Sie gefällt mir fast (d. h. sehr) wohl, und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern; es würde sich das auch nicht schicken; denn ich so sanft und leise nicht treten kann“. Aber ganz zufrieden war Luther darum mit dieser Arbeit nicht; denn wie ein Blitz zuckte es durch seinen ahnungsvollen Geist, und er sprach es aus, diese Schrift, so feierlich überreicht, werde bald von den Evangelischen für etwas Mehr, als für eine bloße Vertheidigungsschrift, genommen werden. Man werde darin das volle Glaubensbekenntniß der Protestanten sehen; und diese Ahnung hat ihn nicht getäuscht.

Melanchthon hatte aber dabei nur vor Augen, in einer gemäßigten und von der Lehre der römischen Kirche möglichst wenig abweichenden Faßung den evangelischen Glauben darzulegen. Darum änderte, milderte, feilte er noch zu Augsburg fort und fort daran und legte jedes Wort auf die Goldwage. Er wollte so sanft als möglich auftreten, die Form so annehmlich machen, als es nur immer geschehen konnte, damit nur die Einheit deutscher Nation nicht zerrissen und kein Blut vergossen werde, damit das deutsche Reich politisch eins bleibe und religiös sich wieder zusammen schließe. Von Augsburg wurde jede Aenderung an Luther nach Koburg geschickt.

Churfürst Johann von Sachsen hatte zuerst neben Melanchthon, Jonas und Spalatin auch Luther in erster Linie zur Begleitung auf den Reichstag nach Augsburg eingeladen; aber aus mehreren Gründen und Bedenken hatte der Churfürst Luther auf dem festen Schlosse zu Koburg unterwegs zurückgelassen, auf der

Ehrenburg; noch lag der Bann des Pabstes auf Luther, noch die Acht von Kaiser und Reich; und da man nach Augsburg ging, wo Spanier und Italiener in Masse sich einfanden, war Luthers Leben in Gefahr vor spanischer oder italienischer Meuchel-tücke. Aber auch Gründe der Klugheit für den Zweck der Reise zum Reichstag entschieden für das Bleiben Luthers. Es galt, die protestantische Sache ins annehmlichste Licht auf dem Reichstage zu stellen, um geduldet, wo nicht anerkannt zu werden. Dieser Zweck wurde weniger, ja sicherlich nicht erreicht, wenn Luther selbst auf den Reichstag kam, erstens wegen des Hasses, welchen alle Römischgesinnten schon gegen seinen Namen, geschweige gegen seine Person und deren Anblick hatten; denn durch die Folgen und Nachwehen des großen Bauernkriegs hatte bei Bischöfen und Prälaten, bei weltlichen Fürsten und Herren, die Stimmung gegen Luther sich zum Grimm, ja bis zum tödtlichen Haß gesteigert. Zweitens stand diesem Zwecke die leidenschaftliche, in Feuer und Flamme aufwallende Natur Luthers, seine Hartnäckigkeit bis zum Eigensinn, seine Unduldsamkeit gegen die Aeußerungen Anderer in Glaubenssachen, schnurstracks entgegen. Vornherein paßte er da nicht, wo die Protestanten von übermächtigen, und zudem durch die letzten auswärtigen Siege trunkenen Gegnern Freiheit ihres Glaubens und Gottesdienstes für sich zu erlangen suchten. Ueber diese Augsburger Konfession hat Melanchthon selbst von Augsburg aus an Luther nach Koburg geschrieben: „Ich habe darin gegeben, was mir für den Zweck am angemessensten erschien“.

Dieses Wort von Melanchthon selbst kam keinem Denkenden auch nur den kleinsten Zweifel darüber übrig lassen, wie die Reformatoren dieses Aktenstück angesehen haben und angesehen wissen wollten in ihrem Kreise, und wie es darum noch heute anzusehen ist: die Zweckmäßigkeit für den bestimmten Fall, für welchen sie ausgearbeitet wurde, war das Leitende und Maßgebende dabei.

Um die Protestanten sicher zu machen, daß sie sich nicht rüsten, hatte Kaiser Karl V. in seinem Einberufungsschreiben vom 21. Januar 1530, worin er alle Stände des Reiches nach

Augsburg lud, den versöhnlichsten Ton angeschlagen, in den freundlichsten Worten. Daß diese Sprache einzig nur Maske, um zu täuschen, war, dafür zeugt der Brief seines Bruders Ferdinand an ihn, worin dieser ihm, ganz folgerecht und getreu der seit zehen Jahren geübten spanisch-habsburgischen Politik der beiden Dominikanerzöglinge, schrieb: „Ich unterhandle mit ihnen, aber ohne je abzuschließen; und selbst wenn es zu diesem käme, so sey ohne Sorge, es wird dir niemals an einem Vorwande fehlen, diese Rebellen zu züchtigen (die Protestanten nämlich), und mehr als Ein Mann wird sich glücklich schätzen, deiner Rache seinen Arm zu leihen".

Das kaiserliche Ausschreiben war es, was Luther so sehr täuschte.

Aber der deutsche König und Kaiser Karl V. ließ sich vom Pabste auf dem Boden Italiens, zu Bologna, krönen, am 22. Februar mit der lombardischen Krone, am 24. Februar mit der Kaiserkrone; kein deutscher Churfürst versah dabei sein altes Ehrenamt; diese Ehrenämter hatte der mit Herz und Gewohnheiten ganz spanische Kaiser an Italiener übertragen: der Marquis von Montferrat trug das Scepter, der Herzog von Urbino das Schwert, der Herzog von Savoyen die goldene Krone. Spanier und Italiener umgaben den deutschen Kaiser; nur ein einziger deutscher Fürst, der geborene Pfalzgraf Philipp und Bischof von Freisingen, des Churfürsten Ludwigs von der Pfalz Bruder, trug den Reichsapfel. Der Pabst gab dem Kaiser vor der Kaiserkrönung die Priesterweihe; er überreichte ihm, dem vor dem Throne des Pabstes Stehenden, Chorhemd und Gewand, und bereite Domherren entkleideten den Kaiser seines kaiserlichen Schmucks, legten ihm diese Gewande an, und kleideten ihn ein zum Kanonikus von St. Peter und Johann vom Lateran. Der Pabst trat an den Altar und las die Messe. Der neue Kanonikus, d. h. der Kaiser, diente bei des Pabstes Messe, bot nach dem Meßopfer, er, der Kaiser-Diakon, dem Pabste, und zwar jenem Pabst Clemens VII., das Wasser, kniete zwischen zwei Kardinälen nieder, und empfing das Sakrament aus der Hand des Pabstes.

Darauf wurde er von den spanisch-italienischen Fürsten, nicht mit dem deutschen, uralten Kaisermantel, sondern mit dem aus Konstantinopel gekommenen, angethan. Karl V. kniete nieder vor Clemens VII., dieser salbte ihn, gab ihm das Scepter und ein bloßes Schwert, nicht das alte Kaiserschwert Karls des Großen, und sprach: „Führe es zur Vertheidigung der Kirche gegen die Feinde des Glaubens". Als der Kaiser gekrönt war, küßte er das auf den rothen Pantoffel des Pabstes gestickte weiße Kreuz und rief: „Ich schwöre, alle meine Kräfte jeder Zeit zur Vertheidigung der päpstlichen Würde und der römischen Kirche zu verwenden".

„Kaiser Karl", schrieb jetzt Luther, „bedroht uns mehr, will schrecklicher gegen uns wüthen als der Türke. Es ist die Leidens- und Kampfesstunde Christi. Beten wir für Alle, welche bald Gefangenschaft oder Tod leiden werden". Eine ungeheure Bestürzung war in einem großen Theile der Evangelischen, unverhaltener Siegesjubel unter den Römlingen. Unter dem Volke verbreitete sich die Sage, Luther und Melanchthon seyen todt. Des Kaisers Minister, Cardinal Granvella, der mit ihm über die Alpen ging, äußerte: „Beim ersten Herannahen des Ungewitters werden die Protestanten auseinander fliehen, wie schüchterne Tauben, auf die ein Alpenadler sich stürzt".

Luther hoffte auf seinen Gott, ohne sich über die Mittel zu fragen, durch welche Hülfe kommen werde. Dieses Vertrauen auf den Helfer in der Noth, seinen Gott, sprach auch aus ihm in dem Wort: „Unsere Feinde triumphiren, doch nur um bald unter zu gehen". Dem Churfürsten von Sachsen kam der Gedanke, die Päße von Tyrol zu besetzen, und dem Kaiser den Durchzug nach Augsburg zu wehren, wenn er mit Heeresmacht käme. Luther aber rieth ab; durch den Glauben allein solle gesiegt werden. Der Sachse stand von Waffenrüstungen ab; aber der Gott, von dem Luther sagte, er wird uns nicht lassen, hielt den Landgrafen, hielt die evangelischen Reichsstädte, hielt die reformirten Schweizerkantone in imposanter Waffenrüstung, und wirkte dadurch, daß der Ausgang des Augsburger Reichstags nicht so schlimm wurde, als die bösen Gedanken des Kaisers und

seiner Umgebung wollten. Die Stadt Augsburg selbst hatte zu ihrer tapferen Bürgerwehr noch achthundert Mann Landsknechte und Reiter in Sold genommen, und Maurer und Schlosser brachten an allen wichtigen Punkten der Stadt neue Ketten und Riegel an, um die Straßen sperren zu können, wo es noth thäte.

Zudem starb noch in diesen Tagen des Kaisers Kanzler Gattinara, von welchem Luther gesagt hatte, „Gott habe den Evangelischen am Hofe des Syrerkönigs diesen Naeman erweckt". Der päpstliche Legat Kampeggio und sein Anhang setzten dem Kaiser zu, sofort mit Gütereinziehen, mit Einführung der Inquisition in Deutschland, und mit Feuer und Schwert gegen die hartnäckigen Ketzer vorzugehen. Der weit sehende und dabei christlich redliche Gattinara meinte dagegen, als alter Feind der Politik Roms: „Die Protestanten könnten dem Kaiser und der Christenheit große Dienste leisten, und er wünsche nichts so sehr, als daß sie beim Evangelium bleiben und ein freies christliches Konzil zu einer allgemeinen Reformation fordern". Aber noch zu Innsbruck starb Gattinara, welcher unterwegs erkrankt war.

Merkwürdig ist, daß Luther noch immer den Kaiser, welcher doch nur das durch die Reichsverfassung sehr beschränkte Haupt des Reiches, und keineswegs ein absoluter, sondern ein streng an die Verfassung gebundener und im Fall der Uebertretung derselben durch die Reichsfürsten absetzbarer König war, für einen unumschränkten Herrn hielt und ausgab, und den Absolutismus, nach welchem Kaiser Karl und sein Haus verfassungswidrig hin intrikirte und rang, für etwas hielt, das er schon habe, als etwas dem Kaiserthum Zugehöriges, und so davon sprach und schrieb, selbst an seinen Churfürsten. So hatten dem Churfürsten von Sachsen die kaiserlichen Räthe im Namen des Kaisers verboten, evangelische Prediger in den Augsburgischen Kirchen predigen zu lassen. Es hatten nämlich alle evangelischen Stände von ihren besten Predigern bei sich, und der Landgraf ließ in der Ulrichskirche, der Churfürst in der Katharinenkirche, im Dom und in der Dominikanerkirche bei offenen Thüren täglich predigen; ebenso predigte der Augsburger Prediger Cellarius, ein Stuttgarter, Karlstadts und Zwinglis Schüler und Freund; und sehr

viel Volks kam zu diesen Predigten. Das war vor dem Einzuge des Kaisers. Wenn Seine Majestät die Predigten verbietet, antwortete auf das Verbot der Churfürst, so bin ich entschlossen, demnächst heimzureiten. Luther aber schrieb ihm: „Der Kaiser ist unser Herr; die Stadt Augsburg und Alles ist sein. — Wollen gute Worte nicht helfen, so muß man lassen Gewalt für Recht gehen; wir haben das Unsere gethan und sind entschuldigt".

So hatte Luther nicht immer weder gesprochen noch gehandelt; aber Luther war im Laufe der letzten Jahre, ja im Laufe der letzten dreizehn Jahre stufenweise, nach und nach unter den Umständen, ein Anderer geworden. Das hat man lang übersehen und übersieht es meistens noch heute. Das theilt Luther mit allen in eine große Zeitbewegung Hineingestellten, daß seine Anschauungsweise, und darum auch seine Aeußerungsweise, Veränderungen unterlag, und in eben dem Grad, in welchem die Zeit rasch rollte, einen raschen Verlauf nahm.

Selbst später noch war es Luthers, Melanchthons und der anderen Wittenberger Reformatoren offen vor Kaiser und Reich geäußerte Ansicht: In allen weltlichen Dingen wollen wir dem Kaiser gehorsam seyn; aber wo es sich um Gottes Wort handelt, frei bleiben.

Es war das bei Luther nicht Neigung oder gar grundsätzliche Entschiedenheit für den Absolutismus, sondern Fremdseyn in den vaterländischen Gesetzen und Grundrechten, wie in politischen Dingen überhaupt. Glaubte er doch im Ernst, die Republik Venedig habe, um eben diese Zeit, dem Kaiser „viele hunderttausend Gulden zugeschickt und geschenkt", mit denen der Kaiser komme; und das war doch das äußerst Mögliche von Unbekanntschaft mit den damaligen Verhältnissen Europas und namentlich Süddeutschlands.

Zum Glück hatte Churfürst Johann andere und richtigere Begriffe von den Pflichten und Rechten der deutschen Reichsstände und von den Pflichten und Rechten des Kaisers, und an seinem Kanzler Brück einen Staatsmann zur Seite, welcher weiter sah als Luther und sein Kreis, und dem Churfürsten unumwunden

sagte, vier Dinge seyen es, welche alle Freunde der Reformation zum Widerstande gegen die Drohungen des Kaisers zwingen: die Vorsicht, die Politik, die Ehre und vor Allem die Pflicht jedes guten Deutschen. „Des Kaisers Forderung“, sprach er, „ist nur der Anfang, gefügig zu machen, um mit der Niederlegung des Evangeliums zu enden. Geben wir dießmal nach, so wird man uns bald zertreten“.

Staatsmänner und Fürsten, Humanisten und Volksmänner haben mehr als einmal den Fortschritt der Zeit gerettet, indem sie hell sahen und richtig handelten, wo die Reformatoren und ihre falschen Rathschläge die Reformation, den ganzen Fortschritt der Zeit, zunächst die evangelischen Fürsten und Städte dahin zu führen drohten, wohin Kurzsichtigkeit und Thatlosigkeit noch immer geführt haben, namentlich mystisches Warten auf eintretende Wunder, ohne Zuthun gottvertrauender und gottgestärkter Menschenkraft.

Brück hieß eigentlich Georg Heinze und seine Geburtsstadt war Brück bei Wittenberg. Ueber Berichte und Briefe an Fürsten, die er schrieb, setzte er das Wort: „Christus“. Dieser große, evangelische Staatsmann starb als Professor der Rechte zu Jena.

Wie ein Held trat der Churfürst mit seinem Brück den kaiserlichen Ministern, den Römlingen und den Spaniern entgegen, und erst dieses muthige Vorgehen brachte den in Schwankungen und Einbildungen verfallenen großen Reformator wieder dahin, daß er die Höhe einnahm, die ihm gebührte, weil sie ihm seinem Wesen nach eigen war.

Man muß Luthers, von der Natur großangelegten Charakter, seine Kämpfe und seine Siege, seine Opfer, in die Wagschale legen, um eine Vorstellung von seinem Seelenzustande zu bekommen und diesen zu würdigen, als er, dem Befehle seines Churfürsten in „leidendem Gehorsam“ nachgab, in Koburg blieb, während fern in Augsburg die große Sache verhandelt wurde, er, welcher die Seinen kannte, die dort waren, während er ferne war. Sein ganzer Zustand war ein aufgereizter, und seine fiebernd auf Nachrichten von Augsburg wartende Einbildungskraft sah in einer

Nacht drei Fackeln hart an sich vorüberschweben und hörte schwere Donnerschläge. Das schrieb er dem Teufel zu, als ihn in Ohnmacht dahingesunken sein Diener fand und ihn zu sich brachte.

Ein bitteres Gefühl des Mannes, welcher einer Welt ihren neuen Weg gewiesen hatte, während man ihn jetzt weniger und Andere so oft zu Rathe zog, scheint in dem Worte, das er um diese Zeit schrieb, durchzuklingen: „Mein Kopf ist ein Kapitel geworden; bald wird er nur ein Paragraph und zuletzt ein Satz werden". Sein Kopf war seither das große Buch, neben der Bibel das Hauptbuch für seine Fürsten und für das deutsche Volk gewesen. Andere mögen diese Worte anders deuten.

Während Melanchthon zu Augsburg sich so weit den Römisch-Katholischen näherte und namentlich dem päpstlichen Legaten solche Einräumungen machte, daß man dieses sein Benehmen mit dem Fall und der Verläugnung des Petrus verglichen hat: schrieb Luther in seiner „Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg" am Schluß einen lateinischen Vers, der deutsch also lautet:

„Lebend war ich dir Pest, und sterbend werd' ich dein Tod, Pabst".

Am 15. Juni war Kaiser Karl in Augsburg eingezogen, hatte sogleich das Auftreten aller evangelischen Prediger verboten, noch am selbigen Abend, ohne alle Rücksicht auf die schöne Bittschrift des Kanzlers Brück, welcher so schön gesprochen, und dem Widerstand hatte die Bitte vorausgehen lassen. Zugleich am selben Abend, ließ er alle Evangelischen auffordern, am nächsten Tage der Fronleichnamsprozession anzuwohnen.

Da war es Markgraf Georg von Brandenburg, der dem Kaiser sagte, daß sie dergleichen offenbar wider Gottes Wort und den Befehl Christi streitende menschliche Anordnungen durch ihren Beitritt nicht zu bestärken gesonnen seyen.

Kaiser Karl sprach böse, das verlange er, und drohte nach seiner absolutistischen Art. „Eh' ich", rauschte der Markgraf auf, „meinen Gott und sein Evangelium verläugnen wollte, ehe wollt ich hie vor Eurer kaiserlichen Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen". Nicht gnädig, sondern angedonnert durch das, was in dieser deutschen Entschiedenheit lag, sagte der Kaiser

rasch in seinem Plattdeutsch: „Nit Kop ab, nit Kop ab, löver Förſt".

So blieben sie der Prozession fern, aber der Kaiser war höchst aufgebracht. Churfürst Albrecht von Mainz war auch hier wieder der Versöhnende und Vermittelnde. Durch ihn kam es dahin, daß, weil den evangelischen Fürsten verboten war, predigen zu lassen, auch den Römisch-Katholischen dasselbe verboten wurde.

Am 20. Juni hatte der Reichstag seinen Anfang genommen, und am 24. Juni, in der Freitagssitzung, erschien der päbstliche Legat, klagte in einer wohlgesetzten Rede über die kirchlichen Wirren, und beschwor den Kaiser am Schluß, Deutschland und die Christenheit zu retten aus den Gefahren der Irrthümer, welche durch Luther und andere die Kirche verwirren. Albrecht von Mainz antwortete dem Legaten, sehr gemäßigt und mild im Urtheil über die religiöse Bewegung. Darauf erhoben sich die protestantischen Fürsten Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Ernst von Lüneburg, Philipp von Hessen und Wolfgang von Anhalt, und in ihrem Namen sprach der sächsische Kanzler Brück, die Fürsten erbieten sich hiemit, ihr Bekenntniß öffentlich zu verlesen, da man sage, sie verbreiten neue, nicht auf die heilige Schrift gegründete Lehren, Ketzereien und Abfall unter dem Volke. Die Römischen fürchteten aber eben die öffentliche Verlesung, und der Kaiser meinte, die Fürsten sollen sie ihm bloß schriftlich übergeben. Die Protestanten aber riefen: „Es betrifft unsere Ehre und unser Seelenheil. Man klagt uns öffentlich an, wir müssen öffentlich antworten". Nach längerem Zögern gab Karl nach, als die Fürsten zum drittenmal dringender wurden. Am andern Morgen wollte sie der Kaiser hören, aber auch dann nicht im großen Rathhaussaale, wo die Sitzungen des Reichstags unter großem Menschenzudrang waren, sondern in seiner Herberge in der bischöflichen Pfalz, in der Kapelle, welche nur zweihundert Personen faßte, und in welche nur die Fürsten und die Räthe eintreten durften, auf besonderen Befehl des Kaisers: so beschränkt sollte die Oeffentlichkeit seyn, wenn das Bekenntniß der Protestanten in der von Melanchthon verfaßten Vertheidigungsschrift vorgelesen würde.

Aber auch diese Intrike scheiterte an etwas, das nicht in Rechnung genommen worden war: die Kapelle war fast zu ebener Erde, mit ihren Fenstern, die man der Mittagshitze des Juni wegen öffnen mußte, dem weiträumigen Bischofshofe zu. In diesem, ja unter allen Fenstern fast aller Gemächer der bischöflichen Pfalz, hatte sich eine ungeheure Menschenmenge aus allen Ständen versammelt, und der zweite chursächsische Kanzler, Doktor Bayer, der eine gewaltige Stimme hatte, wurde von Brück selbst zum Verlesen vorangestellt.

Als Kaiser Karl, wie seine Römlinge, das einsah, wollte er die Verlesung der Vertheidigungsschrift der Protestanten und ihr Bekenntniß nur in lateinischer Sprache hören. Die Schrift war lateinisch und deutsch ausgefertigt worden.

Da sprach der Churfürst von Sachsen: „Wir befinden uns auf deutschem Grund und Boden", und der Kaiser mußte, weil auf deutschem Reichstag hergebrachtermaßen nur deutsch zu reden war, die Verlesung in deutscher Sprache, wie er sich ausdrückte, gestatten.

So schlug selbst in Kleinigkeiten des Ausdrucks der Absolutismus des despotischen Dominikanerzöglings hindurch; denn der Kaiser hatte hier gar nichts zu gestatten, sondern dem hergebrachten Brauche des deutschen Reiches sich zu unterwerfen.

Bayer las so laut, daß man es nicht nur in der Kapelle, sondern auch im Hofe ganz vernehmlich hörte, ja sogar im ganzen Bischofspalast.

Das geschah am Samstag, den 25. Juni, Abends von 4 Uhr an, im Jahre 1530.

Diese Vertheidigungsschrift der Protestanten, die berühmte Augsburgische Konfession, war unterzeichnet einzig und allein noch immer bis zur Stunde von Niemand, als den oben genannten protestantischen Fürsten und dem Churprinzen Johann Friedrich von Sachsen und Herzog Franz von Lüneburg; aber von allen Städten des Reiches nur von zweien, von der großen freien Stadt in Franken, Nürnberg, und von der durchaus bürgerlichen freien Volksstadt in Schwaben, Reutlingen.

Zwar unterzeichneten dieselbe noch während des Reichstags weiter die Städte Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weissenburg; aber vor der großen Wirkung der Bekenntnißverlesung hat kein anderer Fürst und keine andere Stadt des Reiches sich angeschlossen, und darum müssen diese „Bekenner", Fürsten und Städte, kenntlich mit Namen hineingezeichnet werden in die Geschichte der Zeiten; denn es war eine große That, als der Fürst von Anhalt die Feder zur Unterzeichnung ergriff und sagte: „Ich hab in meinem Leben mehr als Einen Gang Anderen zu Gefallen gethan. Jetzt, wo es die Ehre meines Herrn Jesu Christi gilt, bin ich bereit, Gut und Leben aufzugeben, und mich zur ewigen Krone anzuschicken".

Und als er unterzeichnet hatte, sagte er: „Eh ich eine andere Lehre annehme, will ich lieber Land und Leut aufgeben, mit dem Stab in der Hand aus meiner Väter Heimath auswandern, und mein Brod mit Schuhputzen in der Fremde erwerben".

Für die Verhältnisse hatte Melanchthon in dieser Vertheidigungsschrift eine Meisterarbeit geliefert, besonders auch dadurch, daß Alles darin so ruhig, einfach, bündig, klar und volksthümlich, ferne von jedem theologischen Schulausdruck gesagt war, und zweitens auch dadurch, daß die Spitze der schlagendsten Beweise so fein geschliffen und versteckt war, aber darum nur um so tiefer sich einbohrte in die Ueberzeugung der Leser und Hörer.

Da war nichts von Gereiztheit und Persönlichkeiten, von Polemik und Fanatismus, sondern ein Bekenntniß der christlichen Wahrheiten, aus der heiligen Schrift rein und richtig geschöpft; das uralte Christenthum in Herz und Hand der Protestanten, zwar in scharfem Gegensatz zu Vielem, was die neue römische Kirche lehrte und übte, aber im Einklang mit der allgemeinen katholischen Kirche der ersten Jahrhunderte.

Der Eindruck der Verlesung dieses Bekenntnisses war ein für die fanatischen Römlinge höchst ungünstiger; viele Gegner der Protestanten waren davon ganz überrascht und ergriffen. — Selbst der Herzog Wilhelm von Bayern warf dem Doktor Eck vor: „Ihr habt mir früher etwas ganz Anderes von der luthe-

rischen Lehre gesagt", und näherte sich aufs Freundlichste dem Churfürsten von Sachsen. „Was sie da vorgelesen haben, ist wahr, sprach Christoph von Stadion, der gelehrte und freisinnige Bischof von Augsburg; es ist die reine Wahrheit, wir können es nicht läugnen". Der bisher das Evangelium so heftig verfolgt hatte, Herzog Heinrich von Braunschweig, lud Melanchthon zu sich zu Tisch.

Doktor Eck sagte zwar, er getraue sich diese Schrift der Lutherischen zu widerlegen. Getraut ihr euch das, sagte Herzog Wilhelm, mit guten Gründen? — Mit den Kirchenvätern ja, erwiederte Eck, aber nicht mit der Schrift. — So! entgegnete Herzog Wilhelm; also sitzen die Lutherischen in der Schrift, und wir daneben.

Mancher anwesende Fürst war gewonnen für die evangelische Wahrheit. Aber die fanatischen Römlinge, namentlich einige Prälaten, waren so voll Grimm, daß sie meinten: „die Lutheraner haben ihre Confession mit schwarzer Dinte auf weißes Papier geschrieben; man müsse ihnen mit rother Schrift antworten", d. h. man müsse die Feder, zur Antwort auf dieses Bekenntniß, in Blut tauchen.

Sie setzten eine „Widerlegung" auf, im Auftrage des Kaisers. Diese wurde am 3. August in der Herberge des Kaisers den evangelischen Fürsten vorgelesen. So kläglich, ohne alle Grundlage aus der heiligen Schrift, diese auch ausfiel, so erklärte der ganz von Römlingen und seinen absolutistischen Planen umstrickte Kaiser doch: „Diese Widerlegung enthalte die Meinung, wobei er beruhen und stehen wolle; er versehe sich also, daß die Fürsten Dasselbe thun. Wollen sie sich nicht darnach fügen, so sey er der Schutzherr der Kirche, und nicht gesonnen, irgend eine Kirchenspaltung in Deutschland zu dulden".

Die Protestanten begehrten eine Abschrift dieser Widerlegung. Zwei Tage darauf aber erhielten sie vom Kaiser die Antwort. „Der Kaiser wolle ihnen die Widerlegung mittheilen; aber nur unter drei Bedingungen, zu welchen sie sich verbindlich machen müssen: erstens, daß sie nichts gegen die Widerlegung schreiben; zweitens, daß sie die Widerlegung weder

drucken lassen, noch einem Anderen zu lesen geben wollen; drittens, daß sie sich rasch mit dem Kaiser und den übrigen Reichsständen zu der Annahme dessen vereinigen, was die Widerlegung als rechtgläubig und katholisch aufstelle.

Was eine solche Sprache im Munde des Kaisers zu bedeuten habe, konnte Niemand entgehen. Der Kaiser aber sprach so, weil er die Schwäche Melanchthons und die Uneinigkeit der Anhänger des neuen Glaubens hatte kennen lernen.

Am 30. Mai, am Tage, da die Augsburger Vertheidigungs- und Bekenntnißschrift unterzeichnet wurde, war der Zwist zwischen Lutherischen und Zwinglischen zur großen Freude der Römischen zu Augsburg selbst hervorgetreten, wegen eines Dogma's nicht sowohl, als wegen dessen Fassung und Auffassung: abermals eine Folge des Fluches, welcher sich dogmatischer Zänkerei, welche immer das erste Gebot des Christenthums, die Liebe, und damit das Christenthum selbst vergißt, seit anderthalb Jahrtausenden als ein Gottesgericht an die Ferse geheftet hatte.

Statt daß zu Augsburg jede dogmatische Fehde unter den Ungläubigen ruhte, und eine „Union", eine Vereinigung aller Protestanten mit Herz und Hand die Evangelischen ihrer Kraft bewußt und stark machte, zog es Melanchthon vor, Zwingli und die mit ihm Gehenden auszuschließen, und den Versuch eines Sonderfriedens mit dem Kaiser und der römischen Kirche zu machen. Die Lutherischen waren so gegen die Reformirten, daß Bucer traurig sprach: „Diese lutherische Wuth wird an sich selbst untergehen". Umsonst rief der Landgraf Melanchthon zu: Wir bekennen ja alle denselben Herrn Jesum — einig müssen wir bleiben! So war es gekommen, daß Zwingli an den Kaiser eine eigene Denkschrift einsandte mit den Grundzügen seiner Glaubenslehre, und die Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau am 11. Juli durch Bucer, das von diesem, von Kapito und Hedio verfaßte sogenannte „Vierstädtebekenntniß" übergaben.

Melanchthon war nach der Erklärung des Kaisers vom 3. August, aus Furcht vor einem Religionskriege, so eingeschüchtert worden, daß er dem päpstlichen Legaten erklärte, sie wollen alles

Andere fallen lassen, wenn die Kirche das freie Predigen und Lesen der heiligen Schrift, das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe zugestehe. Dann werden die evangelischen Geistlichen sich wieder unter die Bischöfe stellen, und die Kirche werde wieder Ein Leib seyn. — Der Legat aber wies dieses Schreiben zurück; es war ihm wie dem Kaiser ein Zeichen, daß die Protestanten Hoffnung und Muth für ihre Sache verloren haben.

Wenn Luther diesen Schritt Melanchthons erfahren hätte, wie wäre es ihm gewesen! ihm, der an Melanchthon schrieb: „Für meine Person ist den Papisten schon allzuviel nachgegeben in der Apologia (d. h. der Augsburgischen Konfession)."

Auf die empörende Sprache des Kaisers am 5. August antwortete kräftiger, als alle Protestanten, durch Abweisung der kaiserlichen Zumuthung, — der Landgraf von Hessen durch einen einzigen Schritt: er verließ in der Nacht vom 6. auf den 7. August heimlich Augsburg und den Reichstag.

Auf 8 Uhr Morgens am 7. August hatte der Kaiser alle protestantischen Fürsten in den Kapitelsaal entboten. Joachim von Brandenburg erklärte ihnen, wenn sie nicht ohne Zögern ihre Irrthümer aufgeben und unterschreiben, so falle die Schuld von dem Blute, das dann vergossen werde, auf sie, auf sie die Verwüstung der Länder; und dir, sprach er zum Churfürsten von Sachsen, wird man Churhut und Leben nehmen, und deine Unterthanen werden mit Weib und Kind zu Grunde gehen.

Die Protestanten nahmen betroffen sich Bedenkzeit für ihre Antwort, und traten ab. Da verbreitete sich die Nachricht, der Landgraf habe den Reichstag verlassen; der Mainzer und die fränkischen Bischöfe sahen ihn schon mit Heeresmacht über ihre Lande fallen; der Kaiser und sein Bruder Ferdinand kannten seine Verbindung mit dem vertriebenen Herzog von Württemberg, und sein geheimes Bündniß mit Venedig, mit den reformirten Schweizern und mit den oberdeutschen Reichsstädten. Sein Weggang war eine Kriegserklärung. Wohin er gegangen, wußte man nicht. Wie? wenn er ein Heer sammelte, und den Reichstag in Augsburg

überrumpelte? Von den oberschwäbischen Städten bis Augsburg war es nur eine kurze Strecke.

Daher allgemeiner Schrecken. Den Protestanten aber ließ der Landgraf sagen: „Laßt euch in keiner Weise von Gottes Wort abwenden oder schrecken; ich werde Weib und Kind, Gut, Land und Leben für die heilige Schrift aufopfern!"

Kurz zuvor hatten die Protestanten von Augsburg aus geschrieben, der Eine, der Reichstag werde mit Deutschlands Untergang enden; der Andere, es werde ein Blutbad der Heiligen geben, wie es zu Diokletians Zeiten nicht stattgefunden habe. „Wenn's auf die Lutherischen losgehen soll, bramarbasirte der bigotte Graf Felix von Werdenberg, so biete ich meinen Degen umsonst. Ich will ihn nicht früher in die Scheide stecken, als bis ich Luthers feste Burg umgeworfen habe." Ein paar Tage darauf verendete der Bramarbas an den Folgen seiner Unmäßigkeit. Der Kardinal-Legat sprach von den protestantischen Fürsten nur noch als von Empörern, nannte ihr Bleiben bei der heiligen Schrift ein Verharren auf teuflischem Wege, sprach von der Nothwendigkeit des Feuers und des Schwertes gegen die Ketzer zum Kaiser; man solle ihnen Land und Gut nehmen, und, um diese Giftpflanzen von Grund aus zu entwurzeln, mit der Einführung einer heiligen Inquisition in Deutschland nicht länger zögern.

Luther betete zu Koburg, Melanchthon betete zu Augsburg; in allen evangelischen Kirchen Deutschlands klang das Lied Luthers: „Eine feste Burg ist unser Gott", und aus dem Lied und Gesang, wie aus dem Gebete, kam neuer Muth in die Seele. Aber gut war es daneben, daß der Landgraf, frei und seines Armes mächtig, an der Spitze eines bewaffneten Bundes stand.

Kaiser und Reichstag führten plötzlich eine andere Sprache: zum augenblicklichen Kriege waren die Römischen noch nicht gerüstet. Der Kaiser redete ganz mild. Er hatte im Augenblick keine Heermacht, als die der bayrischen Herzoge. Aber diese fühlten die wachsende Uebermacht des Hauses Oestreich sehr unbequem: sie zeigten keine Lust, dem Kaiser ihre Waffenmacht gegen die Ketzer zu leihen, damit der Kaiser noch mächtiger werde,

und es dünkte ihnen für jetzt mehr in ihrem Vortheil, daß Habsburgs Macht durch die Protestanten geschwächt und beschränkt werde.

Gerne hörte man auf Stadion und auf den Churfürsten von Mainz, welche versöhnen und vermitteln wollten. Melanchthon kam entgegen. Er hörte nicht auf Luthers Warnung vor der List des Kaisers und Roms. „Wenn", schrieb der mächtige Genius, in seinem Gott stark, wieder ganz der Luther der ersten Reformationsjahre, voll Entrüstung an Jonas, „wenn ihr etwas gegen das Evangelium einräumt, und diesen Adler in einen Sack einsperrt, so wird, ich zweifle nicht, Luther kommen und diesen Adler herrlich befreien".

Ueber Zwinglis Bekenntnißschrift hatte Melanchthon geschrieben: „Zwingli ist offenbar verrückt; er will alle Zeremonien abgeschafft haben, alle Bischöfe fortschicken: kurz das Ganze ist schweizerisch, das heißt höchst barbarisch". Luther aber sah mit wahrer Freude, dem Schwanken und der Schwäche Melanchthons gegenüber, die feste klare Haltung der Reformirten am Reichstag und schrieb an Jonas: „Zwingli gefällt mir wohl, eben so Bucer".

Aber Melanchthons vor jedem starken Luftzug zitternde Natur, die dabei gegen die Herablassung und Schmeichelei der großen Herren keine Wehr in sich hatte, schrieb abermals: „Ungleichheit im Kirchlichen schadet dem Frieden. Wir müssen uns den Bischöfen anschließen, damit wir nicht auf immer die Schmach der Kirchenspaltung tragen müssen".

Zwingli schrieb voll Trauer: „Die Lutheraner bereiten sich vor, wieder zu den Papisten hinüberzufallen".

Die Reformpartei unter den Römischkatholischen, Stadion an der Spitze, welcher es Ernst war, ohne Spaltung die Kirche umzugestalten, machte an Melanchthon sogar große Einräumungen. Aber bei allen diesen Einräumungen wäre die Menschheit, statt immer freier zu werden, aufs Neue unter das Joch der Hierarchie gebunden worden, und, was seitdem der befreite Menschengeist Großes und Ewiges geschaffen hat auf dem Gebiete des Geistes und des Lebens, wäre unterblieben.

Aber zum Glück ließ es der Hochmuth der Hauptpartei im römisch-katholischen Lager, der siegestrunkenen eigentlichen Römlinge, nicht zum Abschluß mit Melanchthon und den andern im Religionsausschusse gegen die Römischen so nachgiebigen Protestanten kommen; denn von Rom aus wiederhallte es in Augsburg: „Keine Einräumungen, keine Zugeständnisse! unbedingte Unterwerfung der Ketzer unter die Kirche“!

An diesem Geschrei der Römlinge, wie er sie vor Augen hatte, hätte Melanchthons Idealismus sich ernüchtern sollen, welcher an die Möglichkeit glaubte, daß die Kirche wieder würde, was sie vor vier Jahrhunderten noch war, das große Tribunat der Völker gegen die „Tyrannei der weltlichen Fürsten, welche unleidlicher wäre, als solche jemals bis jetzt unter der Kirche gewesen sey“. Brenz und Andere waren so verblendet und kurzsichtig wie Melanchthon. Groß war Luther, der von Amtswegen nichts zu sagen hatte und beseitigt war bei diesen Augsburgischen Reichstagsverhandlungen, indem er auf die Nachrichten, daß Melanchthon und die Seinen die von ihm befreite Kirche in den geistigen Tod zurücksinken lassen wollten, in das deutsche Reich und in die Christenheit das Losungs- und Trostwort hinausrief: „Christus lebt“!

Groß war der Landgraf. „Melanchthon“, schrieb er an Zwingli, „geht wie ein Krebs rückwärts“. — An seine in Augsburg zurück gelassenen Räthe schrieb er unter Anderem: „Fängt man einmal an nachzugeben, so kommt man immer weiter ins Nachgeben hinein. — Ohne Gottes Wort kein Heil. Wenn wir die Bischöfe anerkennen würden, so nähmen sie uns unsere Prediger, und schafften das Evangelium ab; die alten Mißbräuche würden eingesetzt und es ginge schlimmer als je. — Wir dürfen nicht nachgeben, sondern müssen bis zum Tode bei unserer Sache beharren. Sagt namentlich den Abgeordneten der freien Städte, sie sollen nicht Weiber seyn, sondern Männer. Fürchten wir nichts; Gott ist mit uns“.

„Schon erstreckt sich das Lutherthum von der Ostsee bis zu den Alpen“, schrieb Erasmus an den päbstlichen Legaten; es ist nur noch Eines möglich, es zu dulden“.

Karl selbst sah jetzt ein, bei näherer Betrachtung der Dinge auf deutschem Boden sprang es ihm in die Augen, ein Glaubenskrieg für jetzt war nicht rathsam. Die Protestanten außerhalb Augsburgs waren voll Muth durch des Landgrafen Vorgang. Luther selbst schrieb jetzt: „Wird ein Krieg daraus, so möge er kommen; wir haben genug gebetet und gestritten. Gott bereitet unsere Widersacher wie ein Opferthier zum Schlachten, damit er ihre Herrlichkeit stürze und sein Volk befreie. Ja er wird uns retten aus Babel und seinen brennenden Mauern".

Tiefsten Eindruck auf den Kaiser machte die christlich-freisinnige und deutsch-patriotische Haltung des Kardinal Albrechts, des Churfürsten von Mainz, welchem sich die Räthe des Churfürsten von der Pfalz und des Churfürsten von Trier anschlossen. Es war schon etwas, daß Albrecht zu seinem jetzigen Kanzler und an seiner Seite in Augsburg den bekannten, in Religion und Politik gleich freisinnigen Doktor Rühel hatte, den Schwager — Luthers. Als Churfürst Joachim von Brandenburg erklärte, alle Stände des Reiches wollen sich dem Kaiser mit Gut und Blut gegen die Protestanten anschließen, zu Ausrottung der neuen Sekte und ihrer Irrthümer: da trat Churfürst Albrecht vor, hinter sich die pfälzischen und trierischen Räthe, und sprach, er, Pfalz und Trier seyen nicht dieser Ansicht; sie wissen auch vom Churfürsten von Sachsen nichts Anderes, als Gutes. Auch der Herzog von Braunschweig zeigte gleichen Sinn.

So blieb dem Kaiser nichts, als den bewaffneten Angriff auf die Protestanten zu vertagen, zumal überdieß Sultan Soliman das Herz von Oestreich bedrohte und am 17. Oktober sechzehn Reichsstädte, und zwar die mächtigsten darunter, die Erklärung abgaben, sie werden dem Kaiser die Türkensteuer verweigern, wenn sie nicht des allgemeinen Friedens im Lande versichert werden. Ebenso kam in diesen Tagen die völlige Einigung der reformirten Schweizer Kantone und aller zwinglischen Städte mit den Lutherischen zu Stande, zu einem Schutz- und Trutzbund. Schon am 22. September hatte der Kaiser den protestantischen Ständen den Entwurf eines Reichstagsabschieds vorlesen lassen. Darin hieß es, da das Glaubensbekenntniß der Protestanten

widerlegt worden, und es dahin gekommen sey, daß in einigen Lehren die Protestanten mit der katholischen Kirche sich hätten vereinigen können, in anderen nicht, so werde ihnen eine Frist bis zum 15. April des nächsten Jahres bewilligt, um sich zu bedenken, ob sie sich über die streitigen Artikel mit der katholischen Kirche vereinigen wollen oder nicht; inzwischen sollen sie in Glaubenssachen weder etwas Neues drucken lassen und etwas verkaufen, noch fremde Unterthanen zu ihrer Sekte hinüber ziehen, eigene Unterthanen aber in Ausübung des alten christlichen Glaubens nicht stören; endlich sich mit dem Kaiser und den übrigen Reichsständen gegen die Wiedertäufer und gegen alle diejenigen vereinigen, und sie verfolgen, welche das heilige Sakrament nicht halten.

Der letzte Punkt galt den zwinglischen Städten; die Vereinigung der Reformirten und Lutherischen in einen Bund sollte hintertrieben werden. Endlich noch versprach der Kaiser, das Ausschreiben eines allgemeinen Konzils, das die Protestanten gefordert, solle binnen sechs Monaten beim Pabst ausgewirkt seyn.

Die Protestanten erklärten fest, die Annahme dieses Reichsabschiedsentwurfs wäre wider ihr Gewissen; und am Nachmittage des 23. Septembers verließen alle protestantischen Fürsten die Stadt Augsburg. Ketzer sind, hatte Kanzler Brück noch zuletzt gesagt, nicht wir, sondern die Römischen.

Maßlos war der Zorn des Kaisers, als er das vernahm. Am 4. Oktober schrieb er an den Pabst, er solle alle christlichen Fürsten zu einem Kreuzzug gegen die halsstarrigen Ketzer auffordern. Gleich darauf aber schrieb er, die Lutherischen sogleich anzugreifen, sey die Jahreszeit zu weit vorgerückt.

Am 11. November wurde der Reichstagsabschied den zurückgebliebenen protestantischen Gesandten nochmals vorgelesen, und abermals von ihnen Tags darauf verworfen, mit dem erneuten Protest, daß der Kaiser nicht Fug und Recht habe, in Sachen des Glaubens Befehle ergehen zu lassen. Darauf verließen alle Protestanten, die noch da waren, Reichstag und Stadt. Am 19. November wurde der Reichstagsabschied öffentlich verkündet, in noch feindseligerer Form, als der Entwurf gewesen war.

Der große Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 endete so klein und stille, daß sieben Uhr Abends, wo er geschlossen wurde, nur wenige Fackeln im Saale brannten, um den Kaiser und die Römischen zu beleuchten.

Es ging ein mächtiger, deutsch-nationaler Zug durch die Brust, aber auch durch den Kopf, sonst gut römisch-katholischer Fürsten und anderer Stände, und die Römlinge bekamen es in mehr als Einer Weise zu fühlen, daß auch ein römisch-katholischer Fürst und Reichsstand ein deutscher sey, und daß sie eher auf die Seite der Lutherischen treten, als daß sie die Herrschaft der Ausländer und den Absolutismus der Habsburger dulden.

Die Römischen verzichteten auch für jetzt, auf die Beihülfe der römisch-katholischen Stände in Deutschland zu rechnen; es wurden Söldner geworben, spanische Schaaren rückten aus den Niederlanden heran; ebenso die fanatischen Mord- und Raubhorden der lothringischen Guisen; und das spanische Heer, welches in Florenz stand, bewegte sich den Alpen zu.

Alles das aber war nur eine Folge einer früheren Kombination von Kaiser und Pabst wider den neuen Geist in der Zeit; und es hatte eben ein zu frühes Losschlagen eines fanatischen Fürsten deutsche Katholiken wie Protestanten aufmerksam und bedenklich gemacht, noch am Reichstage selbst. Die Vorstädte von Genf seyen geplündert, durch savoyisches Kriegsvolk; Genf werde gestürmt, hieß es in Straßburg bald nach Michaelis, und Straßburg schickte einen eilenden Boten nach Augsburg, die eine evangelisch gesinnte Stadt der andern evangelisch gesinnten. „Oh", rief unbewacht Kaiser Karl, „der Herzog von Savoyen hat zu früh angefangen". Bald kam die Kunde nach, daß der Angriff auf Genf gescheitert war. Das waren eben die Tage, in welchen die Protestanten Deutschlands von Augsburg zurück und in die Waffen traten, der Landgraf aber voraus mit den Reformirten längst in die Waffen getreten war.

Nichts ist irriger, als das Zusammentreten großer Versammlungen, in welchen die Abgeordneten den Geist in ihrer Zeit vertreten, einzig und allein nach deren unmittelbarem Ausgang zu schätzen.

Als Sekte gebrandmarkt, gingen die Protestanten hinweg, und der ganze Zweck des Reichstags war, so schien es, mißlungen. Die Ergebnisse — was waren sie? Wenn man die augenblicklichen Berichte beider Parteien darüber liest, so waren sie Nichts.

Und dieser Reichstag zu Augsburg, welcher vor dem menschlichen Auge der unmittelbaren Gegenwart zu seinem Ergebniß ein Nichts hatte, steht jetzt für uns, mit seinem Augsburg, als das da, von wo aus die neue Zeit und Welt mit ihrer Bewegung Einheit und Gestaltung für Diejenigen genommen und gefunden hat, welche Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, und das wenigstens zum Grundsatz haben, alle ihre Verhältnisse in Staat und Haus nach der heiligen Schrift einzurichten.

Der Reichstag zu Augsburg war der Konstitutionstag für die neue protestantisch-christliche Welt.

Keineswegs waren die Protestanten jetzt schon kanzleimäßig anerkannt als eine Kirche, aber thatsächlich. Mit gewaltiger Positivität hatten sie sich hineingesetzt in die Geschichte des deutschen Reichs und der Welt. Sie waren da, als mächtige und massenhafte Thatsache, mit welcher Kaiser und Reich verhandelt hatte.

Die „Augsburgische Konfession" wurde fast in alle Sprachen der christlichen Welt übersetzt, und wurde ein Panier, welches die Protestanten um sich sammelte, und zusammen hielt. Die Reformirten in Deutschland fanden später Schutz unter diesem Panner, und die Protestanten aller Orte haben sich dazu bekannt, Schweden, Dänen, Norweger und Preußen, die Lande der Esthen, Letten und Finnen, die Protestanten in Rußland, wie die in Frankreich. So hat sie, ursprünglich nur ein aus den besondern Verhältnissen einer bestimmten Zeit für einen besonderen Zweck hervorgegangenes Bekenntniß, eine Dauer in die Jahrhunderte hinein erhalten, und überall da Segen gebracht, wo man nicht vergaß, daß sie ursprünglich nur „den Glauben bekennen", nicht aber den Glauben für immer und für Alle umgränzen und zum papistischen „Glaubensgesetz" werden wollte, über dessen

Buchstaben hinauszugehen, von dessen Buchstaben abzuweichen, strafbarer Frevel wäre.

Melanchthon selbst hat später die von ihm verfaßte Augsburgische Konfession an mehreren Hauptstellen erheblich geändert, vom Jahre 1540 an, namentlich den zehnten Artikel derselben in der Lehre vom Abendmahle zu Gunsten der Reformirten umgestaltet, und eben damit die Lehrartikel vom freien Willen und von der Rechtfertigung wesentlichen Aenderungen folgerichtig unterzogen.

Das gab mit Luther einen harten Zusammenstoß, und einen langen traurigen Streit mit den Fanatikern unter den lutherischen Theologen. Luther, welcher, für den unmittelbaren Zweck zu Augsburg, früher von Koburg aus die Konfession zwar gebilligt hatte, welchem sie aber, wofern sie, wie er prophezeihte, zum evangelischen Glaubensbekenntniß erhoben würde, zu rücksichtsvoll und nicht als die ganze Enthüllung des Wortes Gottes erschien, machte im Jahre 1540 den unnachgiebigen Vertheidiger der Augsburgischen Konfession. Es handle sich, meinte er, dabei nicht um Melanchthons Privatansicht, sondern um ein öffentlich anerkanntes Glaubensbekenntniß.

Melanchthon hatte an seinem Werke geändert, weil er an Einsicht wie an Wissenschaft reifer geworden war. Was er als dreiunddreißigjähriger Mann, in für die Sache unglaublich kurzer Zeit, ausgearbeitet hatte, daran mußte er, nach seiner Ueberzeugung, als dreiundvierzigjähriger Mann, nach reichlicher Erfahrung, bessern und ändern, um dadurch Reformirten und Lutherischen und allen Arten evangelischer Bekenner, das Thor zu öffnen, zum Eintritt in eine große evangelische Union, in welcher alle Protestanten Ein sichtbarer heiliger Leib Christi, Ein Mann in Christo wären.

Bis zum Jahre 1580 behauptete die geänderte Augsburger Konfession ihre Geltung. In diesem Jahr aber nahmen die lutherischen Theologen die unveränderte Augsburger Konfession in das „Konkordienbuch“ auf. Damit war in der lutherischen Kirche für allein gültig erklärt, was der jugendliche Melanchthon für zweckgemäß, nicht was der gereifte

Melanchthon für wahr und gut erkannt hatte. Schon daß Melanchthon an der Konfession änderte, und zwar sehr änderte, hätte jeden Denkenden überzeugen sollen, daß er nie daran dachte, mit der Konfession etwas Alle und für alle Zeiten Bindendes, Geist und Gewissen Bannendes geben zu wollen. Das Gegentheil war seine Natur und sein Wille.

Noch auf dem Reichstage zu Augsburg, kurz vor seiner Abreise, hatte Melanchthon gegen die sogenannte „Widerlegung" der Augsburgischen Konfession eine „Apologie" derselben, d. h. eine Vertheidigungsschrift für die Konfession, ausgearbeitet, und sie war dem Kaiser übergeben worden, eine so klare, einfache, praktische, der Wahrheit gewisse Schrift, daß Luther davon sagte, „dadurch habe Melanchthon Alles wieder gut gemacht und reichlich ersetzt, was er durch seine zu große Friedensliebe und Unterwerfung, bei seinem zugleich ängstlichen und furchtsamen Naturell, sollte versehen haben."

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Die reformirte Kirche.

In den schweizerischen Alpen, und namentlich am nördlichen Saume derselben, war seit lange viel freier Geist und bürgerliche Freiheit gewesen. Wer in der großen, religiösen Bewegung im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts wegen freier Richtung in Kirche und Staat verfolgt war, suchte und fand Zuflucht auf schweizerischem Boden.

Es konnte nicht anders seyn: als der Morgenstern der neuen Zeit aufging in der Christenheit, mußte auch die Schweiz unter den ersten Erwachenden seyn, und als der Tag anbrach in Norddeutschland, erglüheten in dessen Sonnenlicht sogleich die Schweizer Alpen.

In der ältesten christlichen Kirche stellte das neue Geistes-

leben auf verschiedene Weise in den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Völker sich dar, und bei der Einheit zeigte sich das Mannichfaltige in dem Einen; das Christenthum in Jerusalem war anders als in Antiochia, in Asien anders als in Afrika, in Italien anders als in Britannien, anders nicht nur in einzelnen Formen und Bräuchen, sondern in einzelnen Lehren, und doch trotz dieser Mannichfaltigkeit in Form und Färbung war es eins in dem Einen, in Jesus Christus als dem Heil. So war es auch, als das Licht des Evangeliums mit neuer Klarheit hervorging, in den Jugendtagen der Reformation.

Wie es mancherlei Gaben sind für die Einzelnen und dabei doch nur Ein Geist ist: so ist es auch mit den Gaben und dem Wesen verschiedener Völker und Stämme, und so war es in der Reformation. Das neu aufgegangene Evangelium war ein himmlisches Licht, aber es nahm, als es auf die nüchternen und verständigen Schweizer, Rheinländer, Holländer und Schotten fiel, eine etwas andere Farbe an, als bei den Mitteldeutschen, bei den Niederschwaben, und den Franken bis Thüringen hinein mit ihrer Neigung zu mystischer Vertiefung, und ihrer poetischen, dem Idealen zugewandten Natur.

Es ist hier nicht von den deutschen Stämmen die Rede, wie sie jetzt geworden sind unter der abschleifenden und verflachenden Bildung unserer Tage, welche den Einzelnen und den Völkern ihr Eigenthümliches nimmt, und Allen nach und nach das gleiche Gepräge der Einförmigkeit aufzwingt: es ist von den Völkern die Rede, wie sie waren auf der Scheide des Mittelalters und der Neuzeit.

Aber selbst im Mittelalter fand sich bei den Oberschwaben des heutigen Württembergs durchschnittlich nie etwas von jener Gluth, Innigkeit und Vertiefung der Andacht und Kirchlichkeit, sondern auch damals das Maß und die Ruhe, die Verständigkeit und das Praktische im religiösen und kirchlichen Leben, wodurch sich selbst das katholische Volk unserer Tage in jener schönen Landschaft auszeichnet, fremd dem Fanatismus und dem bei Evangelischen und Katholischen anderswo hervortretenden Hassen und Verfolgen wegen des Glaubens.

Etwas Anderes ist der Irrthum, und etwas Anderes sind die Farbenbrechungen desselben Lichtes. So ist die lutherische, so die zwinglische, so die kalvinische Kirche entstanden; so die vielen Schattirungen in diesen Kirchen. Aber in allen ist das Evangelium das Licht, das leuchtet, und in diesem Lichte ist es der befreite Gedanke und das befreite Gemüth, welche, jedes nach seinem Bedürfniß und darum in seiner Weise, Befriedigung suchen und finden.

Ulrich Zwingli, der Sohn des Ammanns zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg, war wie Martin Luther ein Sohn der Berge; und wie auf den Bergmannssohn Luther, wirkte auf den Hirtensohn der Schweizer Alpen von Kindheit an die umgebende Natur. Nur war Zwinglis Kindheit und Jugend nicht so verkümmert und gedrückt wie die Luthers; und wenn die tiefste Noth mit Schmerzen des Leibes und der Seele schon in dem Kind und Knaben Luther jene volle Hingabe des Herzens an den Heiland, welche mit dem Ausdruck „Glauben" bezeichnet wird, jenes glaubige Gottvertrauen, welches an Wunder glaubt, und darum Wunder wirkt, erzeugte, nährte und groß zog; so war es bei dem Kinde Zwingli die freie lebensfrohe Art des Alpenvolks und seiner besseren Verhältnisse, was ihn nicht düster, sondern hell, nicht in Mystik vertieft, sondern lebenslustig vom Knaben zum Jüngling heranwachsen ließ; und die Wissenschaft allein war es, welche Zwingli dahin führte, daß er der Reformator der Schweiz wurde.

Luthers Herz bohrte Gott tief an, und der Strahl des lebendigen Wassers, welcher daraus hervor und in die ausgetrocknete Zeit hinein sprang, ist welterfrischend und weltverjüngend geworden. Nie hätte für sich Zwingli, nie Kalvin, beide noch viel weniger als Wykliffe und Hus, die Verjüngung der christlichen Welt in Kirche und Staat, die Reformation, durchgeführt. Hier zeigt sich der ungeheure Unterschied zwischen dem großen Glauben und zwischen dem großen Wissen. Bucer, Oekolampad, Zwingli, Farel und Kalvin waren da, um auszudeuten, fortzupflanzen, einzurichten und zu ordnen, weiter zu führen, aber nicht, um anzufangen und durchzuführen. Und

Niemand denke daran, wie keiner dieser Männer selbst daran dachte, einen derselben zu erheben, über denjenigen, der mit dem Mosesstab das erfrischende Wasser aus dem Felsen schlug, und der Wunder that, weil er Wunder glaubte.

Mit allen seinen Schatten steht Luther wie Moses auf dem Felsen der neuen Zeit, und alle Schmerzen der nach Befreiung ringenden Menschheit haben an die Brust und an den Geist des Thüringischen Bergmannssohns Martin Luther geschlagen, seit den Tagen seiner Kindheit bis an seinen Tod.

Was man auch, mit Wissenschaft und mit Fanatismus, gegen ihn, nur seine Schatten im Auge, hat sagen mögen: Luther ist und bleibt der Moses der neuen Zeit. Er hat auf Gottes Ruf von Wittenberg aus das neue und ewig alte Gesetzbuch der Christenheit, die Bibel, der Welt wieder gegeben; und sterbend noch, mit dem letzten Hauch, hat er die Völker Europas hineingewiesen in das gelobte Land des Geistes der neuen Zeit.

Als ein edler Geist, welcher die Reformation aufnahm und förderte, in seiner Umgebung und in seiner Weise, steht Zwingli da. Zwingli glich auch darin Luther, daß er wie dieser ein großes musikalisches Talent war, ein Meister auf der Laute, und den geselligen Freuden der Welt mit fröhlichem Herzen zugethan. Geboren war er am 1. Januar 1484, also nur wenige Wochen jünger als Luther. Schon seit dem Jahre 1506 war er Prediger zu Glarus, nachdem er seine Studien zu Bonn und zu Wien, zuletzt vorzüglich zu Basel, gemacht hatte, unter dem berühmten Humanisten Thomas Wyttenbach.

Der freie Geist, der Zwingli und seine Reformation durchdringt, hatte seine Quelle in diesen klassischen Studien unter diesem freisinnigen, höchst aufgeklärten Lehrer, ebenso wie in der republikanischen Verfassung seiner Heimath und in der eifrig demokratischen Gesinnung seines Hauses, welche ihm sein Lebenlang blieb, und sich in der Kirchenverfassung der Reformirten tief hinein abprägte. Wenn er aber, als Reformator, in den reformirten Predigern nur Diener der einzelnen christlichen Gemeinden sah und haben wollte, so war das urchristlich, und keineswegs eine Herabwürdigung der Prediger. Man weiß, was alles und wie

viel Unreines, sehr Menschliches, sich hinter die Redensarten und Titel: „Diener Jesu Christi", Diener des göttlichen Worts", „Diener der heiligen Kirche", sich versteckt hat und noch oft versteckt; wie viel Hochmuth und Herrschsucht altpriesterlicher Art, und wie viel Voraussichnehmen und Hinwegsichsetzen über das, was für alle Andere als Gesetz verkündet war und galt. In der Idee war Zwingli's bis heute geltende Anordnung schön; bei dem jetzigen Stande der Religiosität und Bildung dürfte sie als nicht mehr praktisch bezeichnet werden; aber unbestreitbare Thatsache ist, daß drei Jahrhunderte lang das nach Zwingli's idealer Anschauung in der Schweiz und in andern reformirten Landen eingerichtete religiöse und kirchliche Leben Früchte des Geistes und des Herzens getragen hat, wie sie in denselben Zelten nirgends zu finden sind, wo die lutherische Konsistorialverfassung nur allzufrüh anfing, in das alte, römisch-katholische Geleise zurück zu lenken und Geister und Gewissen zu binden, so daß noch ein Zeitgenosse Luthers sprach: „es scheine ihm, nur gewendet sey in der neuchristlichen Kirche der alte Pfaffenrock".

Viel Einfluß auf die freie, helle, alles Aberglaubens entledigte Richtung Zwingli's in seiner Reformation und auf die Bildung seines überall so sicher, weltklug und klar auftretenden Charakters hatte wohl auch das, daß er nicht wie Luther in Klostermauern lebte, sondern sogar als Feldpriester seine Glarner in fremde Lande und in Schlachten begleitete, auf den Kriegszügen nach Italien gegen den Franzosen. Stets hat, wer frühe und häufig hinaus in die Welt kommt, ein Auge, welches sicherer und unbefangener sieht, ein Auge für die Wirklichkeit; zunächst für die Gegenwart der Wirklichkeit, aber auch für die Zukunft derselben. Das zwanzigste Jahrhundert schon wird entscheiden, wessen System auf weitere Dauer angelegt war, das Zwingli's oder das Luthers.

Schon seit dem Jahre 1513 vertiefte sich Zwingli in den Grundtext der heiligen Schriften des neuen Bundes, damit er lerne, „Gottes Meinung aus Gottes eigenen Worten". Im Jahre 1516, wo Luther noch nicht aufgetreten war, wohl aber Andere vor ihm, namentlich Hutten, trat Zwingli schon hervor,

in reformatorischem Geiste. Er war eben Pfarrer zu Maria Einsiedeln geworden. Mit jenem seltsamen, schon früher berührten Drang des unbefriedigten religiösen Gemüthes, wie er in Franken sich zeigte, warf sich auch die schweizerische Bevölkerung mit erneuter Gluth, die von innen und von außen zugleich kam, auf die Marienverehrung.

Zum wunderthätigen Marienbilde strömte es nach Einsiedeln in der Schweiz. Da predigte der Pfarrer von Einsiedeln den Wallfahrern, Christus sey der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen, und nicht Maria, die reine Magd, sey anzurufen. Das war eine kräftige Hand, die sich erschütternd anlegte an das Gebäude des Aberglaubens.

Im Jahre 1519, am Neujahrstage, trat Zwingli als Leutpriester, das heißt als Vikar des Stiftsgeistlichen, am großen Münster zu Zürich ein, wohin ihm seine evangelische Predigt die Berufung verschafft hatte. Besonders sein Auftreten gegen jenen frechen Ablaßkrämer Bernhardin Samson, den mailändischen Franziskaner, hatte alle denkenden Schweizer auf ihn aufmerksam gemacht, eben so das, daß er aus dem neuen Testamente predigte, mit großer Klarheit und Kraft, wider die Mißbräuche und Irrthümer der römischen Kirche.

Seit zwei Jahren schon stand er unter dem Einflusse der Reformation Luthers, den er als „gottgesandt" anerkannte. Seine Predigt am Neujahrsmorgen 1519 wiederhallte in allen Alpenlanden, nicht blos weil er Reform der Kirche und der Sitte zugleich forderte, sondern weil er diese Forderungen mit jener volksthümlichen Beredtsamkeit aussprach, welche allem Volk ans Herz ging; am meisten aber, weil er die Grundsätze der christlichen Religion weit unumwundener als Luther, auf das Leben anwandte, auf das Politische und auf das Gesellschaftliche, und schonungslos das angriff, was als Krebs fraß an der Gesammtheit der Eidgenossenschaft.

Mit besonderem Ernst bekämpfte er das Unterdrückungssystem, nach welchem in den Kantonen wenige alte Familien alle Aemter und die Herrschaft für sich nahmen und Jahrgehalte von fremden Fürsten bezogen für Verrath des Vaterlandswohls an das Aus-

land, und den offenen Handel mit Christenblut, durch das Werben und Sichanwerben lassen für fremde Kriegsdienste, namentlich für den Pabst.

Zu dem Wohlstand der reformirten Schweiz trug wesentlich bei, daß sich die Reformation ganz und voll entwickelte, eben so in politischen als in kirchlichen Reformen. Weil die politische Reform und die bürgerliche Freiheit hier als nothwendiger Ausfluß des gereinigten Christenthums vornherein, gleich vom ersten Reformator, erkannt wurden, darum war der Verlauf der Entwicklung der Schweiz ein so gesunder.

Als Luther noch schwankte, hatte Zwingli schon mit der alten Kirche gebrochen, durch den entschiedenen Satz, zu welchem er auf dem Wege der Wissenschaft gekommen war: „Was sich nicht aus der heiligen Schrift in Lehre und Brauch der Kirche als recht erkennen und als vernünftig erweisen lasse, sey auszuscheiden und zu tilgen."

Luthers Religiosität war eine Mischung von lebendigem Glauben eines tiefsinnigen Gemüths und eines genialen gläubibigen Denkens. Zwingli's Religiosität war vorzugsweise durchdachter Glaube mit großer Energie eines sittlich gebildeten Charakters.

Daraus erklärt sich, daß Zwingli die Erbsünde nur für eine bloße, vom Menschen selbst zu überwindende Krankheit erklärte, die sittliche Freiheit des Menschen emporhielt und den sittlichen Willen nur der göttlichen Vorsehung gegenüber als unfrei zugab; daraus weiter, daß Zwingli, als Lehrer der sittlichen Freiheit des Menschen und als Anerkenner der Gott wohlgefälligen „Tugend" unter Heiden, wie unter Christen, auch die rechtschaffenen Heiden selig werden ließ, und in der Gemeinschaft der Seligen den Griechen Sokrates und die römischen Katone und vorzugsweise alle heidnischen Wohlthäter der Menschheit, die Gesetzgeber und die Erfinder, die Religionsstifter und die Gründer gesellschaftlicher Ordnungen, wie jeden Einzelnen sah, der in seiner Weise fromm und tugendhaft war.

Er erkannte den in der Menschheit wirkenden göttlichen Geist,

den ewigen Christus, den Sohn des Vaters, wie vorwärts, so auch rückwärts in der Weltgeschichte, in Allem, was fromm, wahr und sittlich schön war, als wirksam, und abgespiegelt in den Tugenden der Einzelnen wie in den Begeisterungsstunden der Völker, besonders aber in den ewigen Werken der Kunst und der Wissenschaft. Er hörte den Geist des sich offenbarenden Gottes säuseln und rauschen, nicht bloß in den Bäumen, unter welchen David wandelte, sondern all überall in der Weltgeschichte.

Den Buchstaben der Schrift ordnete er dem Geist unter, und es gab für ihn eine Wirksamkeit des heiligen Geistes im Leben, die sich nicht an Wort und Sakramente binde. In Zwingli und Karlstadt war der nüchterne Verstand und die untersuchende und beleuchtende Vernunft an die heilige Schrift heran und in die Reformation hereingetreten, im Gegensatz zu Luthers unbedingtem Glauben an den Buchstaben des ganzen göttlichen Wortes. Die Wahrheit konnte sich an der Reibung dieser Gegensätze nur immer mehr klären, die Reformation in der Versöhnung derselben sich ergänzen und vervollkommnen. Die Vernunft war da, um dem Glauben das Gleichgewicht zu halten, daß er nicht in Aberglauben ausarte und gedankenlos werde; der Glaube war da, damit die Vernunft im Denken nicht ausschweife, nicht gar zu kalt und vernüchternd auf das religiöse Leben einwirke, nicht in Unglauben ausarte.

Weil Zürich ein Freistaat war und das Volk laut für die Reformen sich kund gab, war für Zwingli deren Durchführung leicht. Schon im Jahre 1520 erließ unter Zwingli's Einfluß der große Rath von Zürich das Gebot, alle Prediger des Kantons haben sich rein an die heilige Schrift auf der Kanzel zu halten und von allen Menschensatzungen zu schweigen. Natürlich sträubte sich die römische Kirche dagegen, sowohl die Unwissenden unter der Geistlichkeit, als die Wissenden. Da hielt Zwingli auf dem Rathhause zu Zürich in Gegenwart von sechshundert Personen, am 29. Januar 1523 eine feierliche Disputation mit seinen Gegnern, besonders mit dem Generalvikar des Erzbischofs von Konstanz, Johann Faber.

Der Erfolg war, daß an demselben Nachmittage ein Raths-

beschluß gefaßt wurde: „Zwingli solle tapfer fortfahren, das Evangelium nach dem Geiste Gottes zu verkündigen, und kein Prediger, bei hoher Strafe, solle etwas vortragen, was er nicht aus der heiligen Schrift darthun könne. Das freie göttliche Wort solle über alle Menschen herrschen, urtheilen und alle gewiß berichten. Es sollen auch alle Menschen hören, was ihnen das Wort Gottes sage, und es solle das Wort Gottes nicht hören, was ihm die Menschen sagen."

In demselben Jahre hielt Zwingli eine zweite Disputation, in Folge deren das Meßopfer und die Bilder in den Kirchen des Kantons abgeschafft wurden. Die Abschaffung der ganzen Messe folgte schon im Jahre 1525. Was Karlstadt in Norddeutschland versucht hatte, wurde in der Schweiz verwirklicht. Alle Ceremonien wurden verworfen, die Reliquien „ehrlich bestattet". Schroff, wie nirgens sonst, zeigte sich hier der Gegensatz des neuen Geistes gegen das Alte. Alles sollte ausgetilgt werden, womit das Gefühl und die Fantasie der Menschen von der römischen Kirche bisher beherrscht worden seyen; nur das Evangelium, ohne Zusammenhang mit der kirchlichen Entwicklung, sollte herrschen.

Und weil die römische Kirche den Gottesdienst mit äußern Mitteln überladen hatte, ging man nun auf Seiten der Reformirten dagegen bis auf das Aeußerste: Wie der Meßprunk und andere Ceremonienpracht, so mußten selbst die herrlichsten Darstellungen religiöser Ideen und Gestalten ohne Schonung weichen, Bilder höchsten Werths, erhebende Kunstwerke; das Geld, das aus deren Verkauf und dem andern Kirchenschmuck gelöst wurde, kam in die Armenkasse. Ja selbst der herzerhebende und herzerschütternde Orgelklang mußte verstummen beim neuen reformirten Gottesdienst; selbst das Glockengeläute mit seiner wunderbaren, den Menschen von der Erde zum Himmlischen rufenden Kraft.

Schrecklich kahl stand der Gegner da, welcher die römische, freilich schrecklich entartete Kirche mit dem blitzenden Schwerte des religiösen Verstandes zur Rechenschaft zog.

Weil das Volk und der große Rath eins waren, ward eine

neue von Zwingli entworfene Kirchenordnung durchgeführt seit dem Jahr 1524: in Zürich kümmerte sich Niemand um die Einsprachen des Bischofs von Konstanz.

Wie in Zürich, geschah es in Appenzell-Außerrhoden. Hier predigte Walter Klarer als Reformator. Im Jahre 1524 beschloß die Landesgemeinde, welcher Prediger etwas lehre, was sich nicht aus der heiligen Schrift erweisen lasse, dem solle Brod, Mus und Schutz genommen seyn. In Basel war Zwingli's Mitreformator in der Schweiz, der gelehrte, milde Oekolampad, aller Zänkerei feind, aber ein unerschrockener Streiter für den freien Gedanken in Kirche und Staat, nicht weniger glücklich. Dieser edle Schwabe aus Weinsberg, zwei Jahre älter als Zwingli, machte seinem Namen, Johannes Hausschein, überall Ehre: mit dem Evangelium in der Hand brachte er einen hellen Schein in die Kirche Basels und in manches Haus, mit der Liebe und dem Friedensworte des Evangelisten und Apostels, dessen Namen er in der Taufe erhalten hatte. Den Reformationsgrund in Basel hatte vor ihm Kapito gelegt. Seit 1522 zu Basel, wurde Oekolampad 1525 Pfarrer daselbst. Auch hier ging die politische Reform mit der kirchlichen Hand in Hand: der neue, aber urchristlich alte Glaube brachte Allen die bürgerliche Freiheit und ihre Rechte, und die Reformation siegte hier, als die Zünfte, die neugläubige Mehrheit des Volkes, über die altgläubige Aristokratie der Stadt gesiegt hatte, und zwar mit den Waffen in der Hand.

In Bern wirkte Barthold Haller als Prediger für die Reformation. Nach mehrjährigem Kampfe der Reformationspartei mit den Bischöfen und den Römischgesinnten ging ein Rathsbeschluß durch, zu Anfang des Jahres 1528, durch welchen den Bischöfen „abgesagt und der Götzendienst abgethan" wurde. Schon mehrere Jahre zuvor war das „Bohnenlied" des Niklas Manuel durch alle Gassen Berns getragen worden. Manuel war ein satyrischer Volksdichter, welcher in einem Fastnachtspiele die Gebrechen der Klerisey, namentlich deren Habsucht und Furcht vor dem Evangelium, dem öffentlichen Gelächter preis gab.

Auch in Glarus entschieden die Waffen den langen Kampf

des neuen Glaubens mit den Anhängern des Alten. Man kam überein, jede Gemeinde im Kanton solle frei über sich selbst abstimmen, ob sie die Reform wolle oder nicht. Ueberall war die Mehrheit für die Reformation. Unter den Schirm von Zürich, das der Mittelpunkt der Reformation blieb, und von Glarus, stellten sich die Gotteshausleute von St. Gallen, indem sie die Reformation annahmen und für sich selbst ihr Gemeinwesen einrichteten. Die Stadt St. Gallen, war in der Annahme des Evangeliums vorangegangen. Gegen die Stadt und seine Gotteshausleute zugleich sich zu halten, war dem Abte nicht möglich und er entwich. Diejenigen, welche in St. Gallen die Reformation ein- und durchführten, waren zwei Laien: der berühmte Humanist und Freund Ulrich Huttens und des Erasmus, Joachim Vadianus, d. h. Joachim von Watt, und Johann Keßler, begeisterte Verehrer Zwingli's. Wer in St. Gallen Bürger war, und die Reform nicht annehmen wollte, mußte das Gebiet meiden.

Erst der offene Uebertritt des mächtigen Bern riß eigentlich die kleinen Kantone zu dem Muthe fort, sich für die Reformation zu entscheiden. So hatte Schaffhausen lange geschwankt, jetzt folgte es Bern. So war es auch bei St. Gallen gewesen. In Solothurn kam es vorerst noch nicht zur Entscheidung; die Parteien des Alten und Neuen bekämpften sich, ohne daß eine die Oberhand über die andere gewann.

Hie und da kam es auf dem Lande dazu, daß die Hochaltäre als „Stätten der Abgötterei", wie der gemeine Mann sagte, und die Bilder als „Götzen" verbrannt wurden. In Graubünden lebte der neue Glaube friedlich mit dem alten zusammen; jeder, so war die Landesgemeinde übereingekommen, solle glauben können nach Gewissen und freier Wahl. Die Römlinge aber, den Abt von Lutzi an der Spitze, verschworen sich, „die Ketzer in Chur" zu überfallen. Die Verschwörung wurde entdeckt, der Abt enthauptet, im Jahre 1529.

Die Römlinge thaten Alles, die des alten Glaubens zu fanatisiren, die Bundeseinheit der Eidgenossenschaft zu zerreißen. Die Landleute im Gebirg, welche stehen geblieben, und ganz in

der Hand der Mönche waren, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern, schlossen schon im Jahre 1524 einen Sonderbund für den altväterlichen Glauben; die Meisten aber hatten dabei ihren Eigennutz im Auge. Wo die Zwinglische Reformation hinkam, kamen auch die strengen Forderungen seiner Vaterlandsliebe hin. Da durften keine Besoldungsbezüge vom Ausland her mehr seyn, keine Kriegsdienste in der Fremde, kein Handel mit schweizerischem Christenblut. Die Herren der Gebirgskantone aber hatten eben durch solche Lieferungen von Schweizer Blut seither große Geldbezüge vom Pabst und den fremden Fürsten. Zwingli und die Reformation waren ihnen zuwider, weil diese beiden ihnen diese Quellen der Bereicherung abschneiden wollten. Selbst in Zürich griff in einer Nacht eine solche Rotte das Haus Zwingli's an, klirrend stürzten die Fensterscheiben unter ihren Steinwürfen auf die Straße. „Heraus rother Uli, du Geyer von Glarus"! brüllten sie. Zwingli erwachte, sprang nach seinem Schwert, kam heraus, und sie flohen.

Märtyrerblut, reinstes, edles Märtyrerblut, floß auch in der Schweiz. Die Reformation wurde hier getauft mit dem Blute des Unteramtmanns Wirth und seines Sohnes, und des Ammanns Rutimann; mit dem Blute Hottingers aus Zürich, dem die Römlinge auf einer Geschäftsreise auflauerten, weil er die Priester im Wirthshause zu Zurzach einer falschen Auslegung der heiligen Schrift beschuldigt und die Messe eine Lüge genannt hatte. Zu Luzern verurtheilten ihn die katholischen Kantone zur Enthauptung. „Sein Kopf muß jetzt einmal herunter", höhnte der Ammann Amort von Luzern; „bekommt er ihn dann wieder, so wollen wir Alle seinen Glauben annehmen". Hottinger starb wie Stephanus, im Frühjahr 1525.

Wirth, Unteramtmann in Stammheim, ein Greis, war ein solcher Ehrenmann, daß der fanatische Landammann von Zug, Hieronymus Stocker, von ihm sagte: „Er hat keinem Menschen etwas zu Leide gethan; Landsleute und Fremde haben an seinem Tische gesessen, sein Haus ist wie ein Kloster, Wirthshaus und Spital gewesen. Hätte er gestohlen oder gemordet, würde ich Allem aufbieten, ihn zu retten. Aber er hat die

heilige Anna, die Großmutter Christi, verbrannt; er muß sterben"!

Diese aber hatte gerade der fromme Wirth nicht verbrannt; wohl aber hatte er zwei Söhne, welche geistlich waren und das Evangelium predigten voll Feuer und Kraft wie Zwingli. Als der Blutdurst der Römlinge in der Nacht des siebenten Juli 1524 Zwingli's besondern Freund, Oechslin, den Pfarrer zu Burg bei Stein am Rhein, überfiel, aus dem Bette riß und fortschleppte, rief sein Geschrei: „Mörder, Mörder"! die Einwohner wach, sie jagten nach, ihn zu befreien, und in Stammheim schlossen sich Wirth und seine beiden Söhne denselben an; so immer weiter viel Volks aus dem Thurgau. Bei dieser Gelegenheit legte sich ein Haufen in das Karthäuserkloster von Ittingen, durch Unvorsicht brach nach einigen Tagen Feuer aus und das Kloster brannte ab. Dabei war aber weder Wirth noch einer seiner Söhne gewesen.

Die in Zug versammelte Tagsatzung ließ den alten Wirth foltern; es kam nichts heraus, als seine Unschuld; foltern seine beiden Söhne; es kam nichts heraus, als daß Hadrian Wirth kürzlich geheirathet hatte und zwinglisch predigte, Johann Wirth einem Kranken das Abendmahl gegeben hatte, ohne „Kerzen anzuzünden und die Schellen zu gebrauchen". Unter der grausamen Folter fragten sie Johann Wirth: „Sag uns, woher hast du deinen Ketzerglauben, von Zwingli oder einem Andern". — „Barmherziger, ewiger Gott", schrie der junge Prediger in seiner Qual, „hilf mir, tröste mich"! — „Wo ist denn nun dein Christus"? höhnten die Junker.

Als Hadrian, der verheirathete Priester, in die Folterkammer trat, rauschte ihn Sebastian von Stein aus Bern an: „Sag uns die Wahrheit, Bursche. Wo nicht, so schwöre ich dir bei meiner Ritterschaft, welche ich da errungen habe, wo Gott selbst gelitten hat, daß wir dir die Adern aufschneiden, eine um die andere". Hierauf folterten sie ihn. „Herrli", lachte der Junker von Stein, „das ist die Hochzeitschenke, die wir euch zu eurer Hausfrau geben".

Der alte Wirth und sein Sohn Johann, nebst dem Ammann

Rutimann von Nußbaum, wurden zum Tode verurtheilt und enthauptet. Hadrian der Mutter geschenkt. „Räche niemals unsern Tod“, sagte der alte Wirth zu diesem seinem Sohne. „Wo Gottes Wort ist“, sprach Johann Wirth glaubensstark zu diesem seinem weinenden Bruder, „ist allewege das Kreuz dabei“.

Die reformirten Städte der Schweiz errichteten unter sich ein christliches Burgrecht. Jeder wegen des neuen Glaubens Verfolgte fand darin Schutz. Die fünf Kantone des alten Glaubens suchten auswärtige Hülfe und schlossen einen geheimen Bund mit dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich. Die Oestreicher sollten über Zürich fallen und über alle Anhänger der Reformation in der Schweiz; Oestreich, gegen dessen Schaaren die Schweiz einst so glorreich, die Urkantone voran, ihre Freiheit vertheidigt hatten; und Unterwalden, Winkelrieds Heimath, rief mit den andern Sonderbündlern diese Feinde jetzt zur Unterdrückung der Freiheit des Glaubens herein. Während Ferdinand rüstete, fiel Unterwalden ins Berner Oberland ein, um den Aufstand der dortigen Bergbevölkerung zu unterstützen, welche von ihren römischen Priestern gegen die Reformation in die Waffen gebracht war, die von der Stadt Bern aus, von der Regierung des Kantons, im Oberlande durchgeführt werden wollte.

In den katholischen Kantonen war gegen die Evangelischen mit Kerker, Folter, Ruthenausstreichen, Gütereinziehung und Verbannung, gegen die Prediger mit Zungenschlitzen und Kopfabschlagen, ja mit dem Scheiterhaufen vorgegangen worden. Denn die Schwyzer hatten am 22. Mai 1529 den Züricher Prediger Jakob Kayser, auf dem Wege nach seiner Pfarrei Oberkirchen, überfallen, weggeschleppt und lebendig verbrannt.

Zwingli erkannte die Gefahr; er forderte alle reformirten Städte unter die Waffen. Vor ihrem Heere beugten sich die fünf römischen Kantone und erkauften den Landfrieden am 24. Juni 1529 gegen die Zugeständnisse, jedem Theile solle sein Glauben frei seyn, jede Lästerung wegen des Glaubens gestraft werden; in jeder Gemeinde, über welche die Herrschaft der Kantone gemeinschaftlich sey, solle die Stimmenmehrheit entscheiden, welcher Glaube herrschen solle, der alte oder der neue. Der Brief des

Sonderbunds mit Oestreich wurde zerrissen. Aber statt der freien Predigt, welche nur mündlich versprochen wurde, kam nur die Gewissensfreiheit in den Vertrag, eine Entschädigung für die Familie Kaysers und die Uebernahme der Kriegskosten auf die fünf katholischen Orte.

Zwingli hatte Blutvergießen vermieden. In tiefer Trauer, daß dieser stehen gebliebene Theil seines Vaterlandes nicht in die Reform einging und mit fortschritt, und in der Vorausschau, was dieses Hängenbleiben der fünf Kantone an Rom für blutiges Unheil über die Schweiz in Zukunft bringen werde, dichtete er am Albis wieder eines seiner einflußreichen Lieder, jenes Lied, das seitdem oft von Schweizern in Vaterlandsnöthen gesungen wurde, das Lied: „Herr, nun heb den Wagen selbst, schief wird sonst all unsere Fahrt."

Die römisch-katholischen Priester in den Alpen und namentlich solche, die aus Zürich und anderswohin sich in die Waldkantone geflüchtet hatten, hetzten durch Schmähungen und Verläumdungen; eben so die Junker, denen ihr Erwerb aus Schweizer Blut in fremdem Kriegsdienst abgeschnitten war; und der Fanatismus der ungebildeten, rohen Waldstädter und Walliser brach den Vertrag. Zwingli forderte eine allgemeine politische Reformation der ganzen Eidgenossenschaft, und die Beugung der katholischen Kantone, welche den letzten Vertrag schwer gebrochen hatten, die Beugung der Feinde im Innern, ehe der Feind von Außen, der Kaiser, hereinbreche und die Freiheit der Schweiz unterjoche. Bern aber siegte mit seinem Vorschlag, die Waldstädte durch Sperrung der Zufuhr und Handelschaft ins Gebirg zu strafen.

Zwingli fand diese Maßregel grausam und zweckwidrig, und prophezeihte, der Hunger werde Unschuldige wie Schuldige zum bewaffneten Angriff treiben. So geschah es auch. „Die treuesten Warnungen können euch nicht retten, weil ihr sie nicht befolgen wollt", sprach Zwingli von der Kanzel. Als ein dem Glauben der damaligen Zeit erschrecklicher Komet erschien und die Leute in Angst setzte, sprach er: „Dieses Trauergestirn beleuchtet den Weg zu meinem Grabe. Es kostet mich und viele rechtschaffene Leute das Leben; ich blinder Mensch erwarte mehr als

Ein Unglück. Die Wahrheit und die Kirche werden trauern; aber Christus wird uns nie verlassen".

Volk und Rath waren gleichgültig gegen die Anzeigen, daß die katholischen Kantone hereinbrechen wollen, verstärkt durch Männer von der Etsch und aus Italien, im Solde des päbstlichen Nuntius. Es ist ein Mährchen, sprach man im Züricher Rath, durch die Stille der Waldstädte getäuscht.

„Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg fährt", schrieb damals Zwingli, „muß darauf rechnen, daß Gespann und Geschirr abgenutzt werden; er ist aber zufrieden, wenn er nur die Waare an den richtigen Ort gebracht hat. Wir sind Gottes Gespann und Geschirr. Jedes Stück ist gebrochen, abgenutzt, beschädigt; aber unser großer Führer vollendet dennoch seine großen Rathschlüsse. Gehört nicht denen, die auf dem Schlachtfelde fallen, die schönste Krone? Darum Muth in allen Gefahren, welche Jesu Christi Sache erleiden muß. Muth, auch wenn wir mit eigenen Augen den Sieg nicht mehr sehen können. Der Richter sieht uns und krönt uns nach dem Kampfe. Andere frohlocken auf Erden über die Früchte ihrer Arbeit; wir genießen im Himmel die ewige Belohnung".

In diesem Sinne predigte auch Zwingli. „Waffnet euch und seid auf eurer Hut!" schrieb am 4. Oktober der Abt des reformirten Klosters Kappel; die fünf Kantone brechen in die Freiämter ein und wollen auf Zürich rücken". Aber erst als am 10. Oktober die katholischen Kantone hereingebrochen waren, traf der Züricher Rath, in welchen die Gegenpartei mehr als Einen dem Reformator feindlichen Junker kürzlich gebracht hatte, Maßregeln, schlechte genug.

Zwingli aber folgte als Feldprediger und als tapferer Bürger zugleich, auf den ersten Nothruf von Kappel her mit den Waffen in der Hand dahin, mit allen seinen männlichen Verwandten und seinen begeistertsten Anhängern, als Vorhut zum Schutz des Glaubens und der Gläubigen. Die Vorhut stieß mit der ganzen Streitmacht der katholischen Kantone zusammen, eine kleine Zahl von Zwölfhundert mit einer starken Uebermacht in erbittertstem Kampfe, Zwingli hart neben dem Panner von Zürich.

Die Tapfersten um ihn herum waren gefallen, auch Zwingli zuletzt, den Helm auf dem Haupte, das Schwert an der Seite, die Streitaxt in der Hand; die Kämpfenden ermuthigend, die Sterbenden tröstend. Er fiel, mit mancher Wunde bedeckt.

Unter einem Birnbaum auf einer Wiese, in der Nähe der Straße bei Kappel, lag er auf dem Rücken, beide Hände zusammen gethan wie betend, und sah mit seinen Augen über sich in den Himmel, während die Seinen todt oder zersprengt waren. So fanden ihn mit Fackeln unter den Leichen umgehende Waldstädter. Er konnte nicht mehr sprechen und verneinte mit dem Kopf, als sie ihn fragten, ob er bei einem Priester beichten wolle. „Bist du denn auch ein Ketzer aus der Stadt"? schrieen sie. Ein Waldstädtischer Hauptmann kam hinzu, erkannte Zwingli's Gesicht, und mit den Worten: „Stirb, verstockter Ketzer"! stieß er ihm das Schwert durch den Hals, und Zwingli verschied, noch nicht achtundvierzig Jahre alt, am 11. Oktober 1531.

„Was du auch geglaubt haben mögest, Zwingli, du bist ein redlicher Eidgenoß gewesen", sprach unter dem Birnbaum der aus Zürich geflüchtete Domherr Schönbrunner. Auch Andere aus den Katholischen bückten sich mit Rührung über die Leiche, und wollten den Todten in Frieden gelassen wissen. Aber die Glaubenswuth der Priester und der Masse beschloß, der Todte solle wegen Verraths an der Eidgenossenschaft geviertheilt und wegen Ketzerei verbrannt werden. Der Henker von Luzern viertheilte den Todten und verbrannte die zerrissenen Glieder. Die Asche des Reformators wurde mit Schweinsasche vermengt, und von dem Fanatismus der Rohheit nach allen Seiten verstreut.

Zwingli, eine Gestalt aus altschweizerischem Kern geschnitten, war ein ganzer Mann; der Bürger und der Christ in ihm nicht getheilt und auseinander gehalten, sondern der ganze Mensch in allen Bezügen des Lebens fest in sich eins und von christlichem Geiste durchdrungen, während Luther anders dachte und war, einseitiger, wie alle *Genialität*. Es gibt Leute, welche das an Luther lobpreisen und jenes an Zwingli tadeln, weil sie nicht bedenken, daß der Letztere gar nicht anders seyn *konnte*, und daß Beide waren, wie die verschiedenen Verhältnisse Beider einen

Jeden gebildet hatten, namentlich die Volksart und die Umgebung, den Einen die Klosterenge und der Fürstenstaat, den Andern die Weite der Welt und der Freistaat.

Den Reformirten in der Schweiz erlosch fünf Wochen darauf ein zweiter großer Stern: am 23. November starb zu Basel dessen Reformator Oekolampad. Die Freunde um den Sterbenden her fragten, ob er wünsche, daß Licht gebracht werde. Da deutete er auf seine Brust, und sagte lächelnd: „Hier ist Licht genug".

So schön lebten und gingen in ihrem Gott hinüber diese beiden Reformatoren, die anders dachten in Manchem, als Bruder Martinus; und alle, Protestanten wie Katholiken, hätten von ihnen lernen können, daß die Art des Lebens und des Sterbens den Christen ausweist und macht, nicht die Ansicht über dieses oder jenes Dogma. Als Luther den Tod dieser Männer hörte, war er tief ergriffen. Mehrere Jahre später schrieb er an Zwingli's Nachfolger und Schüler Bullinger: „Ich habe Zwingli, nachdem ich ihn in Marburg gesehen und gehört habe, für einen vortrefflichen Mann gehalten; ebenso den Oekolampad. Ihr Tod hat mich mit solchem Schmerz erfüllt, daß ich beinahe selbst gestorben wäre".

So schwer aber auch diese Schläge waren, welche die junge reformirte Kirche trafen, es waren Herzen und Charaktere, die aufrecht blieben und zu tragen vermochten.

Ein Spiegel davon ist vor Allen Anna Reinhard, in zweiter Ehe die Gattin Zwingli's. Eine und dieselbe Trauerpost brachte ihr, gefallen sey in derselben Schlacht ihr Mann; ihr Sohn; ihr Schwiegersohn; ihr Bruder; und ihr Schwager; und dieses Weib blieb aufrecht und stark. Sie war ein Muster einer Hausfrau. Die Bibel, ihr Lieblingsbuch, verbreitete Niemand so eifrig wie sie. Wer um der Wahrheit willen verfolgt war, den nahm sie gastlich an ihren Herd. Die Kranken besuchte sie, wie Zwingli selbst, und brachte Armen Heilmittel, Kleider, Speise, Trost.

Vier und zwanzig tausend Reformirte sammelten sich jetzt; aber der Religionsfriede vom 16. November endete den Religions-

krieg. Dadurch wurde einem jeden Kanton das Recht zuerkannt, seine Kirchen- und Glaubenssachen frei zu ordnen; in solchen Orten, wo der Kampf der Glaubensparteien noch unentschieden war, würde die römische Kirche wieder herrschend; denn das Uebergewicht war eigentlich für jetzt auf katholischer Seite.

Die welsche Schweiz trat aber jetzt auch rasch herein in den Kreis der Reformation.

Schon im Jahre 1528 war von Bern aus eine kleine reformirte Gemeinde heimlich in Genf gebildet worden; aber es war vorerst eine heimliche Gemeinde, ein Glauben in Aengsten. Da kam Wilhelm Farel an den Genfer See.

Farel ist eine der interessantesten Gestalten der Reformation, voll Feuer und Geist, mit einer Thätigkeit und einer Rührigkeit, die ihres gleichen neben sich nicht hat, eine lebendige französische Auflage Ulrich Huttens. Farel war im Jahre 1489 geboren: diese achtziger Jahre waren das Jahrzehent der Geburt so vieler bedeutender Menschen. Seine Heimath war die Dauphine. Feuergeistig und stärkend wie der Wein seines Geburtslandes, aber auch eben so aufregend, war seine Seele und sein Wirken.

Seine Beredtsamkeit, die mehr flammend und hinreißend, als mit der Ruhe klarer Gründe überzeugend war, hatte eben darin für die welsche Schweiz und das südliche Frankreich einen besondern Reiz: Farel war derjenige Reformprediger, wie er der Natur und dem Temperament gerade dieser Lande entsprach. Auf deutschem Boden holte er seine beste Kraft, und dann trug er das Evangelium auf den französischen Boden, nach Mömpelgard, Lausanne, Neufchatel, in den ganzen Jura und das Thalgebiet der Rhone. In Straßburg kämpfte er siegreich gegen die Freunde des Alten. In Murten war lange sein Hauptquartier, und wie in dieser Landschaft die Rhone in den Genfer See sich stürzt, warf sich Farels evangelische Beredtsamkeit in das Herz des Volkes.

Als der reformatorische Eifer in den Alpenlanden zu verglühen anfing, nach Zwingli's Tode: da blitzte und donnerte Farel, weckte die in Schlummer sinkende deutsche Schweiz, und führte ihr die von ihm glühend gemachte französische Schweiz zu.

Nicht diese oder jene Auffassung eines Dogma's, sondern der Eifer und die Leistung für die Fortbewegung der Reformation ist maßgebend für die Stellung und Würdigung eines der Reformatoren. Sein Eliaseifer hebt Farel auf die Stufe, welche ihm die Geschichte anweist.

Er war es allein, welcher die Entscheidung herbeiführte, daß Genf in die Reformation eintrat, jener Staat, der eben durch sein Protestantischwerden nicht bloß weltgeschichtlich geworden ist, sondern weltgeschichtlich gewirkt hat, durch das, was von ihm ausging auf Frankreich, Holland, England, Nordamerika, und rückwirkend auf Frankreich und ganz Europa. Seine glühende Beredtsamkeit und Energie errang im Jahre 1534 den Reformirten Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes, und im Herbste des folgenden Jahres der Reformation die Herrschaft in Genf. Neben ihm reformirte Peter Viret Lausanne im Jahre 1536.

Farel hatte einen jungen Freund, der ihn verehrte, und dem er in Genf die Bahn bereitete. Das war Johann Cauvin, lateinisch Kalvin.

Kalvin war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren, wo sein Vater Sekretär des Bisthums war. Ein frühreifer Geist, zuerst der kirchlichen Laufbahn bestimmt, studirte er die Rechte. Treu anhänglich an den Glauben und Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche, war er herangewachsen; sein Sinn war ein tief religiöser, sein Leben der Ausdruck sittlicher Strenge gegen sich und Andere; die Kraft seines Willens, bei fast schwächlichem Körper und weiblicher Reizbarkeit, war hart wie Stahl; seine Begabung eine außerordentliche. Die kirchliche Laufbahn hatte er nur auf Befehl seines Vaters mit der juristischen vertauscht, obgleich er schon die Tonsur und eine Pfarrpfründe hatte. Wunderbar zeigt sich auch hierin die göttliche Fügung. Gründlich eingearbeitet in das bürgerliche und in das Staatsrecht mußte Derjenige zuvor seyn, welcher der Schöpfer der neuen religiös-politischen Verfassung des Freistaates Genf werden, und von welchem derjenige Geist ausgehen sollte, der die freien Niederlande hervorrief, und ihren Glauben, ihren Gottesdienst und ihr Gesetz neu ordnete; jener Geist, welcher der Vater des eng-

lischen Puritanismus wurde, der England frei und groß machte, die Wälder Pennsylvaniens lichtete und die religiöse und sittliche Kraft zu dem Kampf hergab, aus welchem die Freistaaten Nordamerikas hervorgingen; jener Geist, unter dessen Einflüssen Jean Jaques Rousseau aufwuchs.

Zu dieser Mission in der Weltgeschichte waren Luther und Melanchthon nicht angethan, selbst Zwingli nicht, und Bucer nicht und Oekolampad; nur Farel und Kalvin.

So sehen wir auch hier sichtbar von Gott geordnet eine Mannichfaltigkeit: Drei große Strömungen des christlichen Lebens gehen aus von drei Reformatoren, von denen jeder eine scharf umschnittene Eigenthümlichkeit des Charakters, des Geistes und der Anschauungen hat; die aber eins waren in Jesus Christus und in der Liebe zur evangelischen Wahrheit. Ein anderer ist der Lebensstrom, der von Zwingli, ein anderer der von Kalvin ausgeht; ein anderer der große Hauptlebensstrom, welcher aus Luthers mächtigem Geist und Herzen ausströmt in die Gefilde der neuen Menschheitsgeschichte hinein: anders sind sie nicht dem Wesen nach, sie führen alle dasselbe Wasser des Lebens aus Einem Quell; nur anders gefärbt ist dieses Wasser, und anders färben sich die Sitten, die häuslichen Gewohnheiten und das öffentliche Leben an den Ufern, welche jede dieser geistigen Strömungen bespült, tränkt und befruchtet.

Farel, welcher Kalvin entzündete, war von Luther entflammt. Nicht Zwingli's, Luthers Feuergeist war es, was nach Frankreich hinüber leuchtete und zündete; was auch Kalvin plötzlich ergriff, ihn, wie er selbst sagt, plötzlich umwandelte, daß er über Nacht der römisch-katholischen Kirche abstarb.

Auch die Hauptstadt des Königs Franz I. von Frankreich, Paris, war von den Gedanken der Reformation bewegt. Franz I. war humanistisch gebildet, und man vergesse nicht, daß er in tieferen Beziehungen zu Franz von Sickingen, zu Ulrich Hutten und den Männern der Ebernburg stand. Es ist ein starker Briefwechsel zwischen ihm und Franz von Sickingen noch heute im Original vorhanden. Es ist ganz unrichtig, als wenn man sagt, Franz I. von Frankreich sey ein Schöngeist gewesen. Es

gehört eine ganz falsche Anschauung dazu, um die humanistische Bildung der Reformationszeit mit dem Ausdruck „schöngeistiger“ oder gar, wie man auch liest „schöngeisterischer“ Bildung abzufertigen. Selbst die eigentlichen „Schöngeister“ der humanistischen Zeit hatten eine solche klassisch gediegene Bildung des Wissens und Denkens, wie sie die unendliche Mehrheit der Theologen unserer Gegenwart leider seit zwanzig Jahren in Deutschland nicht mehr zeigt.

Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? so endigte der junge Kalvin jedesmal seine Rede in den Versammlungen der Evangelischen zu Paris. Dieser Feuergeist mit dem wunderbar logisch-scharfen Verstande war mittelpunktbildend in Paris, für Alles, was der neuen Zeit zustrebte, und König Franz ließ damals die Evangelischen gewähren; so sehr, daß Kalvin den kühnen Gedanken faßte, „den König von Frankreich — für die Reformation zu gewinnen.“ Kalvin machte die Rede, die der Rektor der Pariser Universität, der Schweizer Nikolaus Cop von Basel, hergebrachter Weise am Allerheiligenfeste an den König von Frankreich zu halten hatte.

Wie wunderbar! Dem drei und zwanzigjährigen Kalvin vertrauten die greisen Lehrer der Universität diejenige Rede an, die unmittelbar an den anwesenden König ging. Und daß dieser König nicht einging auf die Worte des Jünglings, der von Gott eine welthistorische Sendung hatte, das hat Frankreichs Geschick auf Jahrhunderte entschieden.

Halte Niemand das für etwas Uebertriebenes. Die Völker, welche auf Kalvins Stimme lauschten und ihr folgten, stehen auf den heutigen Tag groß da, in Wohlstand und Bedeutung in der christlichen Welt. Wenn Frankreich auf sie hörte, wie England darauf gehört hat; wenn vom König aus, von der Hauptstadt aus, die Reformation sogleich jetzt in Frankreich eingeführt wurde: wie viel Leiden wäre Frankreichs Volk und Königshaus erspart worden, wie viel den Nationen Europas!

Diese Rede aber reizte den Haß der Römlinge so, daß sie des Verfassers Gefangennahme forderten, und die evangelisch Gesinnten am Hofe eilten, den Verfasser der Rede zu der Königin

von Navarra zu flüchten. In deren Landen predigte jetzt der so gerettete Kalvin im Sinne der Reformation. Er kam wieder nach Paris zurück. Aber jetzt, im Jahre 1534, organisirte die römische Partei am Hofe, welche durch ihre bekannten Mittel den galanten König umsponnen hatte, eine allgemeine Verfolgung der evangelisch Gesinnten in Frankreich; und Kalvin entwich nach Basel, wo er weiter studirte, und unter Kapito die hebräische Sprache gründlich erlernte.

Von jetzt an beginnt die große europäische Wirksamkeit Kalvins.

Diese besteht viel weniger in dem, was er für die wissenschaftliche Ausbildung der Dogmatik that — so etwas gibt einem Gelehrten niemals eine weltgeschichtliche Bedeutung, — als vielmehr in dem, was er für die Verbreitung des Reformationsgeistes über die nichtdeutschen Theile der europäischen Christenheit hin that.

Sehr geschickt benützten die Römlinge bei König Franz I. von Frankreich das schwärmerische Treiben der „Wiedertäufer", welchem wir sogleich nachher begegnen werden, wie es gegen göttliche und menschliche Ordnung damals in den Niederlanden und auch in Frankreich auftrat, seit dem Jahre 1530.

Die Römlinge hatten in Frankreich unter dem Vorwande, „Wiedertäufer, zum Aufruhr gegen alle göttliche und menschliche Ordnung geneigte Leute", zu verfolgen, unter den evangelisch Gesinnten hin und her gemordet, besonders unter den Wohlhabenden und Reichen, damit der verarmte Hof- und andere Adel an der Einziehung der Güter der Ermordeten sich erholen konnte.

Gegen diese Lüge und dieses ruchlose Benehmen gab Kalvin im August 1535 seine berühmte „Institution", d. h. „Unterweisung" heraus, die er dem Könige von Frankreich widmete. Sie erschien französisch und lateinisch, da sie die Völker belehren sollte über den wahren Charakter des Glaubens der Evangelischen. „Da ich", sagt er selbst, die Scheiterhaufen wieder aufrichten sah, wollte ich wenigstens andere Völker zum Mitleiden bewegen". Durch spätere Ueberarbeitung ist diese Schrift diejenige Dogmatik der reformirten

Kirche geworden, welche als klassisch gilt, sowohl durch die wissenschaftliche Schärfe und Klarheit, als durch die Kraft und Schönheit der Darstellung.

Auf seinen Wanderungen im Begriff, in Straßburg oder Basel sich nieder zu lassen, kam er über Genf am 5. August 1536. Hier hielt ihn Farels Bitten und Drängen zurück, „gleich als ob", wie er selbst sagt, „Gott vom Himmel herab mit Gewalt Hand an ihn gelegt hätte". Farel verfluchte ihn, wenn er ihm nicht beistehe, das Werk der Reformation Genfs fortzuführen. Kalvin blieb, und wurde der Neuschöpfer Genfs. Die einst so lange durch die Sittenlosigkeit des savoyischen Fürstenhofs und eine lasterhafte Geistlichkeit sehr leichtfertig gewordene Stadt wurde durch ihn im Laufe weniger Jahre die in den Sitten strengste Stadt der Christenheit, durch die herbste Kirchenzucht, die er einführte, durch einen sittlich-religiösen Despotismus, den er übte, durch Beseitigung der alten gar zu „demokratischen" Formen der Regierung und durch Umgestaltung derselben in eine „oligarchische" Spitze der Verwaltung.

In dieser Hinsicht hat man Kalvin schon sehr falsch aufgefaßt, als wäre er gegen die demokratische Regierungsform gewesen, sogar ein Oligarch. Gerade umgekehrt ist von Kalvin aus mit einem übermächtigen Keil die demokratische Regierungsform in die mittelalterliche Welt hineingetrieben worden, welcher sie allein gesprengt hat, was weder Zwingli noch Luther, am allerwenigsten Thomas Münzers ultrademokratische Ideen, vermocht hätten. Kalvinismus war es, was die freien Generalstaaten Hollands schuf, die Presbyterianer Schottlands, die Independenten Englands und dessen freie Verfassung auf breiter demokratischer Grundlage, was endlich Penn und die von ihm ausgehenden Gestaltungen jenseits des atlantischen Ozeans hervorgerufen hat.

Kalvin war zu altklassisch gebildet, als daß er das unvermischte demokratische Element für die neue Staatengründung in der Christenheit für segensreich hätte halten können. Aber unwahr ist man in der Geschichte, wenn man läugnet oder zu verdecken sucht, daß Kalvin — Republikaner war, und

zwar Republikaner im äußersten Sinne des Worts, gemäß seiner Richtung auf das alte Testament, ganz und gar das, was man einen Theokraten nennt; und daß, wo Kalvins Grundgedanken herrschend wurden auf Erden, das nicht mehr fortbestehen konnte, was mit der hergebrachten monarchischen und feudalistischen Art und Weise erwachsen war.

Wo des lebenden, wie des todten Kalvins Geist erschien, da erstand die Republik unter jeder Himmelszone, entweder als Republik, welche die monarchische Spitze auf demokratischer Grundlage hatte, oder als Republik mit gemäßigt demokratischer Verfassung, oder als reine Demokratie.

Es lag in Kalvins System, daß eine für den geistigen und feineren Menschen und Christen so harte geschichtliche Erscheinung zu Tage kam, wie das heutige Nordamerika in unsern Tagen sich zeigt. Aber läugnen läßt sich nicht wohl, daß aus Kalvins System, sobald der Boden, auf dem es stand, die Grundlage strengster Sittlichkeit, durchlöchert oder gar weggezogen war, mit folgerichtiger Nothwendigkeit gerade das am Ende als Ausartung heraus kommen mußte, was als „nordamerikanische Zustände" jetzt so traurig vor uns liegt.

Luther und Melanchthon ließen die Persönlichkeit im Staate nur als eine gottergebene, der weltlichen Obrigkeit zu christlichem Gehorsam in Allem verpflichtete gelten, was nicht wider den Glauben wäre. Luther mißbilligte es lange aufs Stärkste, daß man sich dem Kaiser mit den Waffen widersetzen wollte, obwohl beide den „Tyrannenmord" billigten, was man bei Melanchthon aus „einer halb kirchlichen, halb klassischen Ueberlieferung", bei Luther aus „altdeutscher Rechtsansicht und männlichem Selbstgefühl" erklärt hat, was aber bei Letzterem gewiß auch aus seiner unbedingten Verehrung für das alte Testament herkam, im Andenken an Sissera's Ermordung durch Jael und das Preislied der Prophetin Deborah darauf, im Andenken an Jehu und den Propheten Elisa, und die Ermordung des Joram, des Ahasia und der Isebel. Aber, wenn auch alttestamentlich, so ist Mord überhaupt, also auch Tyrannenmord, gewiß nicht neutestamentlich, nicht christlich. Es gehört das zu den Irrthü-

mern, von denen auch die Reformatoren noch beherrscht waren, ein Anhängsel aus der mittelalterlichen Kirche.

Kalvin dagegen war gegen alle Vorrechte irgend eines Menschen im Staate. Waren für ihn die Privilegien der Hierarchie mit Recht zerrissene Papiere, welche nur im Christenthum ganz unwissende Leute für geheiligt halten: so galten ihm alle weltlichen Privilegien noch viel weniger. Nur in Thomas Münzer und in Kalvin, sonst in keinem Reformator, war der Gedanke, der jetzt die neuzeitige christliche Welt beherrscht, klar heraus getreten, der aus Christi eigenen Worten sich folgerecht ergebende Gedanke nämlich, daß in der freien Persönlichkeit allein der Quell alles Rechts im Staate zu suchen sey.

Keine der drei Hauptschattirungen der Reformation hat so sehr, als der Kalvinismus, es systematisch in sich gehabt, das Selbstgefühl des dritten Standes, das Volksgefühl, zu entwickeln, und aus christlichem, sittlich-religiösem Bewußtseyn alle Reste mittelalterlicher Formen zu sprengen, welche die geistige Freiheit, die Freiheit des Glaubens und Herzens, und die bürgerliche Freiheit, beengten.

Aber der mächtigste Repräsentant des Kalvinismus war auch in dieser Hinsicht der Schöpfer desselben, Kalvin selbst.

Kalvin war der erste „Schreckensmann" auf Seite der Reformation. Nicht Thomas Münzer oder Pfeifer, welchen nur die völlige Unkenntniß der Quellen so etwas angedichtet hat, waren Schreckensmänner; Kalvin, der Theokrat, ist der erste Schreckensmann, und zwar ein systematischer.

Er ist das christliche Urbild derer, welche, von Natur weich und schüchtern, im Kampfe für ihre Idee und im Gegensatz gegen die Widersacher ihres Weltbeglückungstriebs, sich stählten und verhärteten, im Namen Gottes oder im Namen der Wahrheit, der Menschenrechte, der Freiheit, hart und härter, unduldsam und verfolgend, zuletzt grausam und die Gegner vernichtend wurden, ja die furchtbarsten Mittel nicht scheuten, um, was sie für das Wohl eines Volks oder der Menschheit ausgedacht hatten und für dasselbe unumgänglich hielten, in die Wirklichkeit einzuführen.

Weder Kromwell noch Robespierre waren so hart, so kalt hart, wie Kalvin war; und es wird die Zeit kommen, wo man einsieht, daß der Anfang des Kalvinismus, wie er in Kalvin sich darstellt, keinen andern Endpunkt haben konnte, als Robespierre. Wie Jean Jaques Rousseau der theoretische, so waren Robespierre und Carnot, jeder in seiner Art, der praktische Ausgang, der Höhepunkt der ursprünglichen Grundzüge Kalvins, soweit diese die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft betreffen.

Ein großer Theil der neueren Geschichte ist ganz unverständlich, wenn man die wahre Gestalt Kalvins bemäntelte oder falsch beleuchtete.

Kalvinisten waren es, welche, unter Gesang und Gebet, den König Karl I. von England zum Tode verurtheilten; ein Parlament, eine Volksvertretung des kalvinischen Bekenntnisses war es. Hugenotten, d. h. Kalvinisten Frankreichs, waren es, welche den ersten Gedanken an eine „Republik Frankreich", ja an eine große „Bundesrepublik" aller christlichen Völker Europa's dachten.

Wie kamen solche Gedanken in die kalvinischen Gemeinden? Erstens durch die Verfolgungssucht, die das bisher Bestehende gegen sie übte; zweitens durch den Vorgang Kalvins in seinem Musterstaat Genf. In diesem Staate ist der alttestamentliche Charakter, die Gesetzlichkeit, überwiegend; denn er wollte die reformatorische Bewegung zügeln, und seine Genfer zur Religiosität erziehen, durch kirchliche Zucht. Darum stellte Kalvin die Kirche oben an. Ihrem von Gott eingesetzten Lehramt sind die Gläubigen Gehorsam zu leisten verpflichtet. Repräsentirt ist die Kirche durch die Synode. Die Synode besteht aus Geistlichen und Aeltesten. Sie bietet in ihrer Zusammensetzung aus Geistlichen und Weltlichen die beste Bürgschaft für die richtige Auslegung der heiligen Schrift. Die Kirche hat das Recht der Gesetzgebung und der Kirchenzucht. Die Kirchenzucht ist ein Zaum für die Bösen, ein Antrieb zum Guten, eine väterliche Zuchtruthe. Dem Staate kommt weder das Recht der Herrschaft über die Kirche zu, noch das Recht der Einmischung in eigentlich kirchliche Dinge.

Von diesen Grundsätzen ging Kalvin aus, als er seine Kirchenchengesetze für Genf machte. Die Stadt wurde kirchlich eingetheilt, die Zahl der Geistlichen festgesetzt und deren Verrichtungen. Gewählt wurden ein Geistlicher durch die andern Geistlichen, die Wahlen aber mußten durch den Rath der Stadt und die Gemeinde bestätigt werden. Die Aeltesten, welche den Geistlichen beigeordnet waren, wurden von den Geistlichen bezeichnet, vom kleinen Rath und von der Gemeinde bestätigt. Die Aeltesten mit den Geistlichen bildeten das „Konsistorium". Dieses hatte die Handhabung der Sittenzucht.

Das ist die Presbyterialverfassung Kalvins. Der Anfang ist keineswegs demokratisch, sondern eine Mischung aus Aristokratischem und Demokratischem. Da jedoch das Bestätigungsrecht bei der ganzen Gemeinde war, so war das demokratische Element in sehr hohem Grade bedacht, und die Weiterentwicklung desselben leicht gemacht.

Schon bei der Zusammensetzung des Konsistoriums mußte Kalvin der Gemeinde die Einräumung wider Willen machen, daß das weltliche Element doppelt so stark darin verteten wurde als das geistliche. Den sechs Stadtgeistlichen nämlich zur Seite saßen darin zwölf gleich berechtigte Aelteste, der eine davon, der Syndikus der Stadt, war als solcher der Präsident des Konsistoriums, die eilf übrigen Aeltesten waren Rathsherren.

Dieses übte die Kirchenzucht nicht bloß gegen grobe Laster, sondern auch gegen Manches, was bisher als gleichgültig, frei und unschuldig galt, und was jetzt als schwere Sünde bestraft wurde: so z. B. das Tanzen, der nicht regelmäßige Besuch aller Gottesdienste am Sonntag, das kleinste Abweichen von der Sabbathhaltung. Auch die Verbreiter religiöser Meinungen, welche von Kalvins Dogmatik abwichen, wurden vom Konsistorium gestraft.

Nur unter schweren Kämpfen und mehrmaliger Lebensgefahr setzte Kalvin diese Verfassung durch. Sowohl die, welche an freiere Sitten, an Ungebundenheit gewöhnt waren, als die, welche eine freiere religiöse Ansicht hatten, nicht bloß die zahlreich vorhandenen „Brüder und Schwestern des freien Geistes", die Libertins,

widerstrebten ihm. Kalvin ging wirklich sehr weit. Was Melanchthon für ganz unschuldig hielt, was für Luther eine Liebhaberei war, als Leibesübung und Erholung zugleich, das Kegelspiel, wurde von Kalvin gehaßt und verfolgt. Er vermochte es vorerst nicht ganz zu unterdrücken; aber es durfte nur auf fünf Kugelbahnen in Genf getrieben werden, und stets nur in Gegenwart eines die Aufsicht führenden Kirchenältesten.

Dieses Schreckenssystem der Kirchenzucht ging so weit, daß der Besuch des Gottesdienstes nicht bloß befohlen, sondern jeder Einzelne obrigkeitlich beaufsichtigt wurde, ob er dieses Gebot halte; ja, daß jährliche Hausvisitationen angeordnet wurden und die Mitglieder des Konsistoriums ins Innere der Familien eindrangen, um zu erforschen, ob der Glaube der rechte sey und die rechte Sittenzucht im Hause. Die Visitation ging von Haus zu Haus durch die ganze Einwohnerschaft hindurch, und wo Privatermahnung nichts half, folgte die öffentliche Rüge, zuletzt die Ausschließung vom Abendmahl, der Kirchenbann. Mit eiserner Folgerichtigkeit und Härte ging Kalvin vorwärts, besonders aber auch gegen die, welche seine theokratische Autorität nicht anerkannten oder bekämpften. Einer, welcher Kalvin wegen seiner Verfolgung einen Mann von bösem Charakter genannt hatte, wurde im bloßen Hemd, eine Kerze in der Hand, durch die Stadt geführt, bis unter den Galgen. Eine vornehme Frau aus Ferrara, die sich „ketzerische“ Reden gegen Kalvin erlaubt hatte, mußte binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen; sonst werde die Todesstrafe an ihr vollzogen. Binnen zwei Jahren wurden vier hundert Personen hart gestraft, weil sie getanzt hatten, oder in der Kirche gelacht. Wer drei Tage wegen Krankheit im Bette blieb, ohne den Geistlichen zu sich zu rufen, wurde bestraft; ebenso wer den Kirchenbesuch versäumte oder an den gebotenen Kommuniontagen, deren es nur vier des Jahres waren, nicht am Abendmahle Theil nahm; jenes wurde mit Geld, dieses mit öffentlicher Kirchenbuße gestraft.

Da diese kirchlichen Strafen aber immer noch nicht genug Erfolg hatten, so ging Kalvin jetzt über seine früheren Grundsätze hinaus. Hatte er früher festgesetzt, daß die Kirche die Fehlenden

bloß geistlich bestrafe, aber sie nicht dem Staat anzeige zur polizeilichen Bestrafung, weil der Staat nicht die Stelle der Kirche einnehmen solle: so ward auch er jetzt im Kampfe mit den Gegnern und den Verhältnissen wider Willen schnell über sich selbst hinaus gerissen. Kalvin überwies jetzt Viele der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung und zwar nicht bloß zur polizeilichen Bestrafung, sondern zur Kriminalbestrafung, zur Bestrafung mit dem Schwert, mit dem Galgen, mit dem Scheiterhaufen.

Hegel, der deutsche konservative Philosoph, hat Robespierre sittlich nicht ganz zu verurtheilen gewagt, weil er „um seines Grundsatzes, der Tugend, willen“ allein die furchtbaren Maßregeln der Zucht ergriffen habe. Man weiß, zu welchen schrecklichen Konsequenzen Robespierres allerdings jetzt unbestrittene persönliche strenge Sittlichkeit und seine Diktatur der Tugendmacherei in Frankreich geführt, und was für Erfolge und Früchte sie getragen hat. Aber der Grundsatz Robespierres war wörtlich derselbe mit dem Grundsatz Kalvins. Warum hat man das bis jetzt künstlich verdeckt oder zu verdecken gesucht?

Wunderbar ist auch die ursprüngliche Uebereinstimmung beider Charaktere, welche ausdrücklich die Geschichte an Beiden hervorhebt: Beide waren von Haus aus weichen Gemüths und schüchtern; Beide, in sittenlosester Zeit und nächster Umgebung, keusch, einfach bis zum Knappen und Aermlichen, durch freie Wahl und nicht durch Noth; Beide beeinflußt von der neuerwachten Literatur ihrer Zeit; und bei Beiden trat bald genug die Weichheit hinter der Härte des Grundsatzes, die schöne Menschlichkeit hinter der Idee zurück, für deren Durchführung ihnen kein Mittel zu furchtbar war.

Wer jemals ein wohlgetroffenes Bild von Kalvin gesehen hat, und an den es mit der Seele voll jugendlichem Enthusiasmus herangetreten ist, der wird sich erinnern, wie erschreckend ihn dieses Bild überraschte, diese Augen, diese Nase, dieser Mund und dieser Hals. Es ist das unheimliche Bild eines Schreckensmanns von ungeheurer Energie des Willens und scharfsinnigem Verstand, welcher, unerbittlich bis zur Grausamkeit, alle Folgerungen aus den gegebenen Vordersätzen zieht.

Ein Kind hatte seine Mutter „Du Teufelin" gescholten: dieses Kind wurde im neuen kalvinischen Freistaat öffentlich gepeitscht. Ein Kind hatte Vater und Mutter geschlagen: es wurde unter den Galgen geführt und enthauptet. Das Kartenspiel war neu erfunden. Man hat die Briefe Melanchthons und seines trautesten Freundes Cammerar darüber: diese Seite der Reformatoren dachte mild und verständig davon. Kalvin ließ Jeden, der beim Kartenspiel betroffen wurde, an den Pranger stellen, mit den Karten am Halse; und schwer das Verfertigen von Karten strafen. Wie derjenige, welcher oben als die letzte und blutig-äußerste Konsequenz der kalvinischen Grundsätze genannt wurde, die Schärfe seiner Mittel mit der Schlechtigkeit der Zeit zu rechtfertigen suchte, so suchte Kalvin, ganz mit denselben Worten, seine bis dahin unerhörten Maßregeln mit den Worten zu rechtfertigen: „Die Schlechtigkeit der Zeit, mache die Schärfung der Strafen nothwendig". Man schmelze Jean Jaques Rousseau und Robespierre in Eine Person zusammen, und stelle sie aus dem Revolutionszeitalter zurück in das Reformationszeitalter, in die Tage der religiösen Umwälzung, zurück in die Zeit des eben untergehenden Geschlechts der Hutten, Sickingen und Berlichingen: und man wird Kalvin erst recht verstehen.

Der mächtige Anfangspunkt der welthistorischen Richtung nach dieser Seite hin, Kalvin, hatte nicht bloß die Stellungen und Bestrebungen dieser beiden Letztern, als in Einer Person vereinigt, in sich; sondern er war eine eben so jene Modernen überragende Erscheinung, als die Ritter des Schwertes und des Geistes seiner Tage in Ueberlegenheit sich zeigen den modernen Rittern vom Sporn und den Theologen unserer Tage gegenüber.

Nur war, was bei jenen Modernen Fanatismus für „moderne" Ideale war, bei Kalvin „religiöser" Fanatismus; er war ein Fanatiker des Dogma's und der Tugend zugleich. Er vernichtete Servet, erstens wegen eines Dogma's, das dieser anders auslegte; zweitens, weil Servet sein politischer Gegner war, und ihn aus Genf vertreiben wollte.

Servet, ein geborner Spanier, war, von den Römischen

verfolgt, im Bildniß verbrannt, vor der Inquisition, die ihn verhaften wollte, auf der Flucht.

Servet war im gleichen Jahre wie Kalvin geboren, und ein Mann von eigenthümlicher Geistesrichtung. Mit Kalvin war er frühe zusammengetroffen, auf seinen Fahrten weit umher. Er hatte sich ein philosophisches Christenthum gemacht, nicht ohne schwärmerische Beimischung, und zwei Schriften geschrieben und anonym herausgegeben, die eine unter dem Titel: „Ueber die Trinitätsirrthümer", die andere unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums". Den Lutherischen gegenüber sagte er: „Euer Evangelium ist ohne den Einen Gott, ohne den wahren Glauben, ohne die guten Werke. Statt des wahren Gottes habt ihr einen dreiköpfigen Cerberus*), statt des wahren Glaubens habt ihr einen fatalen Traum." Ueber die Person Christi dachte er also.

„Bevor der unendliche Geist, sagte er, welcher in sich die Keime alles Lebens trug, zum Schaffen übergehen konnte, mußte eine gewisse innere Disposition seiner göttlichen Kräfte vor sich gehen. Nur vermittelst dieser Kräfte, in welchen sich das verborgene Wesen Gottes entfaltete und offenbarte, theilte er Leben aus sich mit. Solche Kräfte oder Dispositionen heißen in der Schrift Logos und heiliger Geist. Es sind das Offenbarungs- und Erscheinungsformen des göttlichen Geistes. Persönlich und selbstständig ist der Logos, die ideale göttliche Vernunft, erst geworden durch die Einsenkung in die menschliche Natur Christi, und eben vermöge dieser Verbindung des von Gott ausgegangenen Logos mit der menschlichen Natur ist Christus Gott zu nennen." Wegen dieser religiösen Ansicht, die er mit feuriger Frömmigkeit umfaßte, als einem „Antitrinitarier" (d. h. als einem, der das kirchliche Dogma von der Dreieinigkeit nicht buchstäblich annimmt), wegen seines Glaubens, daß Jesus Christus nur als der in der Zeit geborne Mensch Sohn Gottes heiße, nicht aber als der „ewige Sohn Gottes anzurufen" sey — hatte ihm Kalvin den

*) Also mit einer mythologischen Figur aus dem Heidenthum verglich er die Trinität.

Tod geschworen, und zwar jahrelang zuvor, ehe Servet einen Fuß nach Genf hinein setzte.

Genf war der gastliche Herd, an welchem sich Flüchtlinge aus ganz Europa, die wegen des Glaubens verfolgt wurden, sammelten und niederließen: Spanier, Italiener, Engländer, Niederländer, und besonders viele Franzosen. Viele davon wanderten für immer ein und wurden Bürger des neuen Freistaats; ganze Quartiere der Stadt waren von solchen Eingewanderten bewohnt; und die Einbürgerung war so zahlreich, daß einst auf einen Tag dreihundert neue Bürger aufgenommen wurden, fast lauter wegen des Glaubens flüchtige Franzosen.

Kalvin hatte keinen Hehl, daß das geschehe „zum Schutz und zur Verstärkung des kleinen Rathes", das heißt zur Verstärkung Kalvins und seiner Partei, zum Schutz seiner Sache, gegen seine Gegner, die „Kinder von Genf", wie sie sich selbst nannten, jene Söhne und Töchter des ehemaligen Genf und Geistes, welche nicht, wie sie sagten, Sklaven seyn, vor Kalvin Bücklinge machen und das Sündenbekenntniß ablegen wollten; welche Kalvin haßten, weil er ein neues frisches Blut in Genf zog, aber auch wegen der Diktatur des finstern, jedem irdischen Genusse feindseligen Reformators, welche immer mehr despotisch auftrat in Wort und That. Die Vornehmen, welche großentheils dem alten Geiste anhingen, bewohnten das Stadtviertel St. Gervais. Hier war der Hauptherd des Widerparts gegen ihn. „Ich werde euch hängen lassen, wenn ihr nicht ruhig seyd"! sprach er zu den Führern derselben auf dem Rathhaus.

Man hat den grausen Mord Kalvins an Servet, nicht der römischen Inquisition an einem Protestanten, sondern eines Reformators, eines Sohnes und Vorfechters des neuen Geistes, an einem andern Vorfechter desselben Geistes, dessen schöne christliche Frömmigkeit und Geistesthätigkeit der fromme Neander liebevoll anerkennen und ehren mußte, dadurch zu bemänteln gesucht, daß man sagte einerseits, es sey einzig und durchaus Nothwehr Kalvins gewesen, zum Schutz seiner Sache wie seiner Person; andererseits, es sey „Eifer" gewesen, Eliaseifer, für die „reine Lehre".

Das Erste ist unwahr; das Zweite hat Luther, welcher so etwas nicht mehr erlebt hat, mit seinem gewaltigen Worte verdammt.

Schon im Jahre 1546 hatte Servet geschrieben, er werde einen Besuch in Genf machen und sogleich verrieth Kalvin in einem vertrauten Brief an Farel: „Wenn er kommt, so möge nur mein Ansehen in Kraft bleiben; lebendig soll er mir niemals wieder aus Genf hinauskommen“. Das war sieben Jahre zuvor, ehe Servet wirklich nach Genf kam. Hier ist von keiner „Nothwehr“ die Rede, vielmehr liegt offen zu Tage, daß von dem blutigen Wahnsinn, womit die römische Inquisition und Priesterschaft an vielen Orten, namentlich auch in Frankreich, alle Nichtkatholischen mit Feuer und Schwert verfolgte, jetzt auch der Protestantismus theilweise selbst angesteckt war, als von einer Zeitkrankheit, gleichwie ebenfalls der Protestantismus durch die katholische Kirche mit dem Wahnsinn der Hexenverfolgung angesteckt wurde, und sich davon noch mehr satanisch besessen zeigte, als der römische Katholizismus in den Tagen seines dumpfsten Aberglaubens. Nicht nur Kalvin, auch Farel wurde verblendet wie ein Besessener.

Kalvin selbst dachte nicht kirchlich von der Trinität, seine Ansicht wich ab von dem nicänischen und athanasianischen Glaubensbekenntniß darüber; und zwar noch im Jahre 1559.

Im Juli 1553 kam Servet auf der Reise nach Neapel in Genf an, eben als Kalvin im heftigsten Kampfe mit seiner Gegenpartei lag. Kalvin hatte sogleich, wie er die Ankunft Servets erfuhr, diese einem Syndikus angezeigt und dem Konsistorium, und ihn als einen von ketzerischen Irrthümern besessenen Volksverführer und Gotteslästerer denunzirt.

Auf das trat Servet gegen Kalvin auf und klagte ihn auf Leib und Leben an, als falschen Ankläger, als einen, wegen seines Verfolgungsgeistes unwürdigen Diener Christi, als Feind Christi, weil er ein Feind der Freunde Christi sey. Servet klagte auf Verweisung Kalvins aus Genf, nicht auf Todesstrafe, obwohl das Gesetz Genfs den der falschen Anklage Ueberwiesenen am Leben sonst strafte.

Begreiflich ist der Haß des in seine Glaubensanschauungen vertieften und dafür feuereifrigen Kalvin gegen „die Brüder des freien Geistes“, gegen, wie Kalvin sie nennt, „die fanatische und rasende Sekte der Libertiner, welche sich Spiritualen nennen“; denn diese sind einerseits die Humanisten, die Ponten, die Philosophen der neuen Zeitbewegung, welche der Reformator für seine Reformationszwecke in Genf, die sittlich-religiös und politisch-religiös zugleich waren, vornherein nicht brauchen konnte; zumal, da sie in der Freiheit ihres Geistes zwar mit dem Pabstthum, aber nicht mit den Formen der katholischen Kirche brechen wollten, und diese sogar, wo sie bestanden, mitmachten. Diese Brüder des freien Geistes wollten die Spaltung der Kirche in zwei Lager vermieden wissen, in der Einen Kirche bleiben und diese Kirche, als der neue Sauerteig des Geistes, aus sich selbst nach und nach reformiren. Ja es geht aus dem, was Kalvin gegen sie sagt, wie aus dem, was sie thun, hervor, daß sie einen Unterschied machten zwischen einem Christenthum der „Wissenden“ und zwischen einem Christenthum der erst heranzubildenden Mehrheit, der bloß „Gläubigen“, für welche sie die Formen der katholischen Kirche als gut ansahen, weil sie mit ihrer ästhetischen Bildung mehr darauf hielten als Kalvin. Kalvin aber hatte gerade gebrochen mit der katholischen Kirche, also auch mit den Formen derselben; abgebrochen allen Zusammenhang mit der mittelalterlichen Kirche in irgend einer Form; und die ganze Idee der neuchristlichen Bildung und Gestaltung in Kirche und Staat, wie sie sich jetzt auf der Höhe der Geschichte, von wo aus man den Rückblick auf drei abgelaufene Jahrhunderte hat, als in Luther, Thomas Münzer und Kalvin im Keim eingeschlossen sich zeigt*), mußte diese „Vermittlung“ der freien Geister ausstoßen, mit der Energie, welche in ihr selbst war. Alle eine neue Zeit schaffenden Ideen dulden keine Vermitt-

*) Etwas, woran sich endlich, nachdem diese Wahrheit seit einem Jahrhundert ausgesprochen worden ist und sich seitdem verwirklicht hat, die Leute gewöhnen müssen, mit oder wider Willen, auch die Theologen und die politischen Absolutisten.

lung, so wenig, als der neue Stamm, der aus dem verwesenden alten heraustreibt. In seinem Bruch mit dem Mittelalter war Kalvin weit über Luther hinausgegangen, ja unendlich weit; weil Luther nur mit dem Pabstthum des Mittelalters brach, Kalvin aber mit dem ganzen Mittelalter, mit allen Einrichtungen desselben.

Die neuzeitigen Vertheidiger Kalvins gegenüber von Servet sagen das ihm schadende Wort: „Die ganze Existenz Kalvins habe dabei auf dem Spiele gestanden". Luther hat nie an sich selbst gedacht, sondern immer an die Sache, deren großes Werkzeug er war, und er hat oft gesagt, daß es Gott ein Leichtes sey, den Bruder Martinus durch zehen andere und bessere zu ersetzen. Luther hat in kurzer Verblendung, aber im Drang einer außerordentlichen europäischen Gährung und Verwicklung, im Augenblick des ausbrechenden großen Bauernkriegs und im Kampfe mit der römisch-katholischen Welt, auch Diejenigen aus seinem nächsten Wirkungskreis beseitigt, welche ihm für die einheitliche Feststellung und Ausgestaltung seines Werkes „Der Sache Gottes" hinderlich und den Gegnern in die Hände arbeitend schienen, wie Martin Reinhard und Karlstadt selbst, seine trauten und hochgeschätzten Freunde. Aber vernichtet hat Luther Niemand. Und es bleibt dem welschen Sinn und Benehmen Kalvins gegenüber ein ewig schönes Denkmal Luthers und damit des deutschen Sinns und Benehmens, deutscher Freundschaft und deutschen Herzens, daß Karlstadt geächtet und zum Tode verurtheilt, in den Tagen, wo es für Luther und seine Sache verderblichst werden konnte, wenn Karlstadt bei ihm gefunden wurde, der von weltlichen und geistlichen Fürsten gehetzte Karlstadt bei Luther, der ihn vertrieben hatte, die geheime Zuflucht suchte, und bei ihm sie fand, und die alte treue Freundschaft.

Das, Luther und Karlstadt, ist ein Gegenstück leuchtender Art gegen Kalvin und Servet. Denn wenn man unverblümt reden will, so war Karlstadt unendlich mehr Rationalist und unkirchlich, als Servet es war. Es war ein wunderbar großes, schönes und deutsches Herz in Luthers Brust, das nur von Zeit

zu Zeit von den trüben Wolken des Kampfes verschattet und irre geführt wurde, und unter dem Einfluß der Bande, welche der Scholastizismus auch um ihn gelegt hatte, war oft und in Manchem sein Geist gebunden. Aber er hat das große Wort gesagt, daß sich, „wenn man Andersgläubige evangelischerseits am Leben bestrafe, eben so auch alle Mordthaten der römischen Inquisition rechtfertigen ließen, und die Henker die gelehrtesten Doktores wären“.

Gott hatte den großen Reformator am 18. Februar 1546 abgerufen, daß er nicht mehr sah und erlebte — den Scheiterhaufen Servets und die abermalige Petrusverläugnung Melanchthons.

„Eine solche Meinung, sprach er, der alte Luther, soll es nicht haben, daß die Kirche die Bösen mit dem Schwert hinrichten solle. Bannen und ausschließen soll sie sie. — Aber ihr Zürnen, Streiten und Würgen soll kein anderes seyn, als mit Gottes Wort“.

Das ist der große Gesetzlaut des großen Reformators Luther, welchen Er den Seinen für die neue Zeit gab.

Kalvin wählte dafür, außer peinlichsten Kirchenzuchtsstrafen und der Landesverweisung, die Enthauptung, den Galgen und den Scheiterhaufen.

Die schaden dem Protestantismus, welche das in den Hintergrund drängen und einen schönen Vorhang darüber fallen lassen.

Bolsec, ein ehemaliger Karmalitermönch, der um des Glaubens willen sein Vaterland Frankreich verlassen hatte und nach Genf gekommen war, hatte in einer der sogenannten Kongregationen*) die Prädestinationslehre Kalvins bestritten, als eine gottlose und falsche Lehre, welche Gott zum Urheber der Sünde mache, und den Satz aufgestellt: „Die Menschen werden nicht

*) Kongregationen heißen die Freitagsvorträge zum Unterricht der Erwachsenen. Nach dem Vortrage des Predigers durfte Jeder, der etwas einzuwenden hatte, hervortreten, und mit dem Prediger disputiren, damit die Erkenntniß der Wahrheit dadurch gefördert werde.

erlöst, weil sie erwählt sind, wie Kalvin lehrt; sondern sie werden erwählt, weil sie Glauben haben." Kaum hatte er mit der Aufforderung an das Volk, die Prädestinationslehre Kalvins aufzugeben, geschlossen, als Kalvin aus der Menge, unter welcher er sich absichtlich verborgen gehalten hatte, hervortrat, Bolsec bekämpfte und als Aufwiegler des Volkes gegen die Geistlichen bezeichnete. Wie Kalvin geendet hatte, wurde Bolsec auf Befehl des Polizeipräfekten gefangen genommen und der Prozeß gegen ihn eröffnet. Bolsec berief sich auf die einhellige Lehre der evangelischen Kirche Deutschlands und auf die Zustimmung der deutschen schweizerischen Kirchen. Diese sprachen sich auch nicht für Kalvin, sondern mehr für Bolsec aus. Dennoch wurde Bolsec durch das kalvinische Gericht aus Genf verbannt, unter Androhung der Prügelstrafe, wenn er in das Gebiet der Stadt wieder einen Fuß setze. Im Jahre 1551 war das geschehen.

Der Mann, von welchem dieses ausging, Kalvin, hatte nicht vergessen, daß er dem Servet im Jahre 1546 den Tod geschworen hatte, und zwar damals bloß darum, weil Servet wie Paul von Samosata und Sabellius dachte und die Freiheit für sich in Anspruch nahm, welche der große Kirchenvater Origenes hatte unter Zustimmung der christlichen Welt seines Jahrhunderts. Jetzt, da Servet sich vollends zu seinen Feinden hielt, kam noch ein Beweggrund weiter hinzu, denjenigen, der ihn stürzen wollte, zu vernichten, da ihm schon dessen Ansicht über die Trinität todeswürdig dünkte. Blutdürstig schrieb Kalvin am 20. August 1553: „Ich hoffe, daß der Spruch des Gerichts wenigstens auf Todesstrafe lauten wird; doch wünsche ich, daß das Grausame bei der Hinrichtung ihm erlassen werde". Es ist glaublich, daß er ihn nicht verbrannt wissen wollte, sondern zufrieden war, wenn ihm der Kopf abgeschlagen wurde. Er stellte auch mit den andern Predigern Genfs an den kleinen Rath, der greifbar sonst das unbedingte Werkzeug Kalvins war, die Bitte, Servet durch das Schwert hinrichten zu lassen; der kleine Rath aber sprach dem frommen Spanier den Feuertod zu. Am 26. Oktober wurde Servet, weil er ein volksverführender Gotteslästerer sey, verurtheilt;

und am Tage darauf, am 27. Oktober 1553, wurde sein Scheiterhaufen geschichtet.

Kalvin und Farel bearbeiteten ihn im Gefängnisse noch am Abend vor dem Todestag und am Todestag selbst, ihn zum Widerrufe zu bewegen. Servet aber war nicht zu bestimmen, Jesus als den ewigen Sohn Gottes anzuerkennen, sondern er rief immer wieder bloß: „Jesus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner"!

Da seht ihr die unbewegliche Ketzerei! sagten seine Bearbeiter. Es war etwas noch in der Seele Kalvins zurück, das ihn, wie zu anderer Zeit einen anderen Schreckensmann, abhielt, sein Schlachtopfer zur Richtstätte zu begleiten. Farel that dieß. Auf der Richtstätte kniete Servet nieder und betete inbrünstig. Und während Servet knieend betete, sprach Farel zu dem zuschauenden Volke: „Sehet, welch eine Macht hat der Teufel über einen Menschen, den er in seiner Gewalt hat"!

Ueber wen hatte in diesem Augenblick der Teufel Macht, über Servet, welcher knieend betete, oder über Farel, der also sprach?

Darauf wurde Servet an einen Pfahl gebunden; seine beiden mitverdammten Schriften wand man ihm um die Hüften und einen Schwefelkranz um das Haupt.

So starb Servet für seine Ueberzeugung und für die Freiheit des denkenden Geistes und des Gewissens einen langsamen Feuertod. Ueber eine halbe Stunde währte die Qual. Sein letzter Ausruf aus den Flammen war, laut und weithin hörbar: „Jesus, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner"; und die Fanatiker des Kalvinismus sprachen: „Habt ihr es gehört, das Bekenntniß des Verstockten? er ist Ketzer geblieben bis ans Ende".

Die Flammen von des frommen Servets Scheiterhaufen, welche protestantischer Fanatismus geschürt hatte, leuchteten weit hinein in die christliche Welt, und beleuchteten für alle denkenden Protestanten die traurige Thatsache, daß der Protestantismus angefangen hatte, von seinem Prinzip, der Geistesfreiheit, der Freiheit des Denkens und Glaubens, also von sich selbst,

abzufallen, und daß ein neues Pabstthum sich in der protestantischen Kirche aufthun wollte mit Verfolgungssucht und Ketzergericht in Glaubenssachen, aufs Haar ähnlich der römisch-katholischen Inquisition.

Die Römischkatholischen säumten nicht, Kalvin und den Seinen den schreienden Widerspruch ins Angesicht zu schleudern, in welchen der Protestantismus durch Servets Feuertod gerathen war. Die protestantische Unduldsamkeit brannte lichterloh in diesem unauslöschlichen Feuer des Scheiterhaufens Servets; und die ganze protestantische Welt, die aber bereits im Verkommen war, durchzuckte dasselbe Gefühl, wie es noch stärker die ächten Protestanten in Genf und der ganzen Schweiz durchzuckte.

Der „Satanismus" der Ketzerriecherei und Verfolgungssucht in Glaubenssachen, welcher so viel Unheil über die christliche Kirche seit Jahrhunderten gebracht hatte, war im Lichte des angebrochenen Tages der neuen Zeit in seiner ganzen Wüstheit, Verworfenheit und Heillosigkeit sichtbar; und bedrohte den ganzen Bestand der protestantischen Kirche, da der große Schöpfer derselben, Luther, todt, Melanchthon überaus schwach, mit einer Partei, die sich „die ächten Lutheraner" nannten, in Hader und Zerwürfniß, und bei Kalvin und Farel die Verblendung des „Satanismus" nicht eine vorübergehende, sondern eine länger dauernde war.

In Genf selbst, und auf allen Seiten der protestantischen Welt, erhoben sich gewaltige protestantische Stimmen gegen solches Vorgehen, gegen solche Selbstvernichtung des protestantischen Geistes. Kalvin war so verblendet, daß er in einer eigenen Schrift das Ungeheure, das geschehen war, zu rechtfertigen den eben so schrecklichen als thörichten Versuch machte, und sein junger Freund Beza, unter der Wucht des ihn ganz beherrschenden Geistes Kalvins und seines damaligen Abhängigkeitsgefühls, die Vertheidigung Kalvins übernahm, und sich selbst, seiner eigenen Bildung und Geistesrichtung, vorzugsweise aber dem obersten Grundsatz des Protestantismus ins Gesicht schlug in der ruchlosen Schrift, die er zur Rechtfertigung der Todesstrafe der Ketzerei schrieb.

Die Inquisitions- und Dominikaner-Theorie und Praxis Kalvins und seines Anhangs von der Nothwendigkeit der Todesstrafe gegen Andersgläubige innerhalb der protestantischen Kirche hatte in Genf selbst eine christlich edle Schrift veranlaßt, welche den wüsten, satanischen Irrthum Kalvins gründlich angriff und widerlegte, nämlich seine Ketzertödtungstheorie.

Diese Schrift war gemeinschaftlich verfaßt von Castellio, Kalvins Landsmann und Jugendfreund, der von ihm selbst nach Genf als Lehrer gezogen worden war; von Lälius Socinus (Lelio Sozzini) dem Stifter der Socinianer, Luthers hochgeachtetem Freund, und von Secundus Curio, einem Gleichgesinnten; und der Herzog Christoph von Württemberg war es, welchem diese Männer ihre Schrift zur Vertheidigung der Gewissensfreiheit gegen die Bluttheorie und Praxis der neuen Genfer protestantischen Inquisition widmeten..

Wie schrecklich bedroht der Protestantismus in seinem Grundprinzip war, und wie mit den glühenden Eisen der Inquisition aus dem Schooße des Protestantismus selbst heraus von den Tonangebern nach dem Lebensquell der Reformation gelangt wurde, zeigt diese Schrift Beza's.

Der Grundgedanke dieser ruchlosen Schrift ist: Mord, Ehebruch, Diebstahl und alle andern Verbrechen vergreifen sich zwar auch an der Gesellschaft, doch nur so, daß der Schaden etwa geschätzt werden kann; wer aber irgendwo den wahren Gottesdienst zu verderben strebt, der zündet ein Feuer an, das nur mit dem ewigen Feuer vieler Tausende gelöscht werden kann".

Hier zeigt sich, in welch furchtbarer Nachwirkung der Irrthum, welcher in persönlichem, fleischlichem Eifer von einem bedeutenden Werkzeuge der Beförderung des Christenthums ausgesprochen wird, fortwirkt bis in die spätesten Geschlechter hinein.

Der Kirchenvater Augustinus, der heilige Augustinus, hatte in seinem Kampfe mit Pelagius, in einem Kampfe sehr persönlichen, fleischlichen Eifers, den niedergeschriebenen Gedanken sich entschlüpfen lassen „Die Versündigung am christlichen Glauben sey die Quelle aller andern Sünden; und deßwegen ver-

diene die Versündigung am christlichen Glauben mehr Strafe, als alle andern Sünden".

An diesem unreinen, der ausdrücklichen Lehre Jesu Christi schroff entgegengesetzten Wort Augustins hatte sich die Brandfackel der römischen Inquisition entzündet; entzündete sich die Todesfackel, welche Servet leuchtete, und wollten Beza und Kalvin die Brandfackel entzünden, welche fort und fort, in die neue Zeit hinein, den Männern des denkenden freien Geistes zum Tode leuchten sollte. Beza hatte dieses, Augustin in unzurechenbarer Leidenschaft entschlüpfte Wort, in den Grundsatz umgesetzt: „Der höchste Zweck der Staaten ist dieser, daß Gott die ihm gebührende Ehre erwiesen werde"; ein Grundsatz, der leicht zu Gräßlichstem verzerrt werden konnte, wie es die spanische Inquisition und Herzog Alba thaten.

So zum Grauen weit hatte sich die Reformation von Luthers Geist und Herz entfernt. Luther hatte, als um ihn her sich ähnliche Gelüste hören ließen, die andere Ueberzeugung nieder zu schlagen, geistesklar, weil geistesgroß, für alle Zeiten jenes Wort in die Welt hinausgerufen, „auf diese Art ließen sich alle Mordthaten der Inquisition rechtfertigen, und die Henker wären die gelehrtesten Doktores von der Welt.

Wie schrecklich muß die Verblendung Kalvins, Farels und Beza's gewesen seyn, daß auch nicht einer von ihnen an die logischen und politischen Konsequenzen dachte, die sich aus ihren Sätzen für alle Evangelischen in katholischen Landen ergaben, zu deren und des evangelischen Glaubens größter Gefahr!

Das ist ein Beweis dafür, daß man, wenigstens dazumal, in Genf nur an sich selbst dachte, nicht an die allgemeine protestantische Sache.

Kalvin aber hatte seinen finstern Geist mit finsterer That bewährt.

Und wunderbar ist es, was man liest: Wie gegen den englischen Puritaner Kromwell, den finstern Kalvinisten, sich seine trautesten Freunde wandten und gegen ihn sich stellten, so

bald er despotisch wurde; so wandten sich von dem Vater des Puritanismus, von Kalvin, seine alten trauten Freunde ab, sobald er zum Despotismus sich wandte; und nur die jüngeren blieben ihm.

Unter diesen hat Beza später durch seine Wirksamkeit gesühnt, was er in der Jugend unter Kalvins Ueberwucht schwer gesündigt hatte gegen den Fortschritt des neuen Geistes. Durch nichts aber hat Kalvin seine schweren Sünden gegen den Protestantismus gut zu machen gesucht: das heiße Auge des religiösen Despoten, das ihm eingeboren war und blieb, war ihm eigen, bis es der Tod ihm brach: er hatte durchaus — die Thatsachen sprechen lautschreiend dafür — in die Reformation des freien Geistes nicht Etwas, sondern Viel von dem Dominikanergeist und der Inquisition hereingebracht; und nicht Kalvin, sondern Gott ist es gewesen, welcher aus der Saat Kalvins das Gute hervorgehen ließ, für die Christenheit und die Menschheit.

Seinem früheren Freunde Castellio verschloß er den Eintritt ins Predigtamt zu Genf, weil er das hohe Lied für ein erotisches Gedicht, für Lieder der Liebe, erklärte, und durchaus nicht in der Geliebten, die darin besungen wird, die Braut Christi, die Kirche, wie Kalvin, sehen wollte; weil er ferner nicht glaubte, was der Genfer Katechismus über die Höllenfahrt Christi lehrte, daß nämlich die in Gethsemane ausgestandene Seelenangst die Höllenfahrt sey. Mit Weib und Kind, vier Söhnen und vier Töchtern wanderte Castellio, auch aus seiner Lehrstelle in Genf verdrängt, nach Basel, und lebte dort Jahre lang davon, daß er das Treibholz, das aus der Birs in den Rhein geschwemmt war, mit eisernen Hacken auffischte, und an die Obrigkeit verkaufte, bis diese dem feinen hellen Geiste, dem kritischen Gelehrten, endlich die ordentliche Professur der griechischen Sprache übertrug, in demselben Jahre, in welchem die Genfer den Servet verbrannten.

Wie wohlthuend und schön leuchtet aus Castellio's und seiner Freunde Schrift gegen die blutige Verfolgungswuth der Kalvinischen der ächt christliche Geist und die tiefe Kenntniß der heiligen Schrift! Castellio's Schrift, auf der weder er noch einer seiner Freunde sich nannte, hatte den Titel: „Abstimmungen

Vieler, ob Andersgläubige verfolgt werden dürfen"? Die Gegenschrift Beza's führte den Titel: „Die Ketzer müssen von der weltlichen Obrigkeit mit dem Schwert gestraft werden". So widrig dieser Dominikanergeist im Protestantismus allen Unbefangenen und Gebildeten war, so freudig begrüßten eben dieselben die Schrift Castellio's und Socin's, besonders einer der edelsten Protestanten Herzog Christoph von Württemberg, der kein anderes Christenthum kannte und wollte, als ein sanftes und helles, eine Religion des Lichts, der Liebe und der Milde. Der Eindruck der Schrift Castellio's und seiner Freunde auf die öffentliche Meinung war so groß, und für Kalvin und die Seinen so nachtheilig und so peinlich, daß der theokratische Diktator von Genf — Hülfe suchte rings umher, sogar bei Demjenigen, welcher von seiner Prädestinationslehre und seinem neuen protestantischen Pabstthum innerlich am weitesten entfernt war, — bei Melanchthon.

Unendlich schwach hatte die Gelehrteneitelkeit Melanchthons auf dem großen Reichstag zu Augsburg sich bewiesen, sobald dieser um die Reformatian so hoch verdiente Mann mit „Notabilitäten" und „Celebritäten" sich berührte, welche ihm schmeichelten. So schwach aber war Melanchthon noch nie geworden, wie jetzt, da Kalvin Hülfe bei ihm suchte, Hülfe gegen die öffentliche Meinung; Kalvin, der scharfe, klassisch gebildete Geist, welcher in Briefwechsel stand mit den Königen und Fürsten Europa's.

Es war am 14. Oktober 1554, als Melanchthon an Kalvin schrieb: „Die Kirche ist dir Dank schuldig jetzt und in Zukunft. Dein Urtheil hat meinen ganzen Beifall. Ich sage es fest, auch euer Rath hat Recht daran gethan, daß er den Gotteslästerer Servet, nach ordnungsmäßiger Untersuchung, hingerichtet hat".

So hieß Melanchthon Kalvins Theorie und Praxis gegen Servet, die blutige Verfolgung einer religiösen Ueberzeugung, ganz und gar gut, weil Luthers Geist ganz von ihm gewichen war. So verläugnete er die christliche Liebe, Christus selbst. Man hat früher, man hat in den letzten Jahren diesen Brief Melanch-

thons für unterschoben zu erklären sich bemüht, weil man diesen dunkeln Blutfleck vom Bilde Melanchthons, und von der deutschen Reformation überhaupt, um jeden Preis gerne weggebracht hätte.

Leider ist das Ergebniß der Kritik: Dieser Brief Melanchthons ist ächt; ja noch mehr, nicht bloß dieser Brief, sondern auch ein besonderer Aufsatz wurde von Melanchthon Kalvin zu liebe, um dessen Autorität und überhaupt die Reformatorenautorität gegen die Strömung der öffentlichen Meinung zu stützen und zu halten, in der Richtung geschrieben, daß er seine Verwunderung ausdrückt, wie so Viele das Gericht an Servet mißbilligen können, und daß er auch hier wieder das ganze Verfahren Kalvins und des Rathes vertheidigt; „gehe ja doch der Zweck der Obrigkeit überhaupt nicht wie eines Viehhirten bloß auf das leibliche, sondern auch auf das geistliche Wohl".

Wie mögen die Dominikaner und die Inquisition, wie mögen die Väter der eben entstandenen Gesellschaft Jesu die Hände gerieben haben, als sie so etwas gedruckt lasen, nicht bloß von einem Protestanten, sondern von einem Reformator, von Melanchthon! von ihm eine solche Rechtfertigung ihres Hauptgrundsatzes, den sie bisher bei der Verfolgung und dem Hinmorden der Evangelischen in allen Landen, wo sie Macht hatten, an die Spitze gestellt hatten. Jetzt erst wußten sie recht handgreiflich, daß ihr großer Gegner, Luthers Geist, nicht mehr an der Spitze der Protestanten stand. Sie wähnten ihn todt; aber er lag nur im Grabe, und stand auf zu seiner Zeit; freilich nach langem Schlafe, einem Schlafe von mehr als anderthalb Jahrhunderten; aber dann, in welchen Blitzen und Donnerschlägen des Genies, die über vier Welttheile hinleuchteten und grollten, daß die Inquisition verschwand und das Pabstthum sich zusammen bog bis zum Winzigkleinen!

Zwei Jahre später brach der religiös-politische Kampf in Genf in Aufruhr aus, den ein Theil des Volks gegen Kalvin und die ihm ergebenen französischen Flüchtlinge erhob. Kalvin blieb Sieger, vier Führer seiner Gegenpartei bluteten auf dem Schaffot; viele wurden mit Verbannung und anders bestraft.

Vorerst aber hatte der Protestantismus das Brandmal, daß Kalvin ein „Auto da Fe“ gehalten, Beza dasselbe vertheidigt, und Melanchthon diese antichristliche Theorie und Praxis gut geheißen hatte. Das war ein großer Sieg des römischen Katholizismus und eine große Niederlage des Protestantismus; begleitet von Folgen, welche sich nicht so leicht verwischten und wieder gut machen ließen, als die Niederlage der protestantischen Heermacht in der Schlacht bei Mühlberg.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Die Selbstschwächung der protestantischen Wehrkraft. Interim.

So Trauriges, als das eben Geschilderte, mit erleben zu müssen, hatte Gott dem Bruder Martinus nicht aufgelegt: wohl aber hatte er Trauriges genug durchgelebt und sah noch Traurigeres kommen, ahnungsvoll. Für die Entwicklung des religiösen Lebens seiner Nation und der Welt hatte er einen Prophetenblick, einen Geist der Weissagung. Als im Jahre 1538 Nikolaus Hausmann, jener sein trauter und treuer Freund, starb, da fing er zu weinen an und weinete sehr, und sprach: „Also nimmt Gott die Frommen hinweg; wird darnach die Spreu verbrennen. Die Schrift sagt: der Gerechte wird weggenommen und Niemand betrachtets. Es sind sehr fährliche Zeiten“.

Die Zeiten waren allerdings für den Protestantismus sehr gefährlich; und die Reformation wäre zu Grunde gegangen, wenn nicht dasselbe helle, christliche Auge, welches Melanchthons und Kalvins inquisitorische Verirrungen verabscheute und seine Lande den Männern jeder Art evangelischen Glaubens öffnete, das Auge Philipps von Hessen schon frühe zur rechten Zeit die Gefahren vorausgesehen und möglichst ihnen vorgebeugt hätte; und wenn nicht zu gleicher Zeit das Türkenanklopfen an den Thoren Deutschlands Karl V., seinen Absolutismus und den

Fanatismus seiner Priester, so sehr erschreckt hätte, daß sie einsahen, daß es jetzt, nach dem Reichstage zu Augsburg, unmöglich sey, mit Erfolg die Protestanten anzugreifen.

Die Theologen zu Wittenberg hatten im Angesichte der Gefahr endlich eingesehen und erklärt, Reichsstände seyen als Obrigkeit berechtigt, ihre Unterthanen gegen ungerechte Gewalt zu beschirmen. Das hatte am Christfest des Jahres 1530 den bewaffneten Bund von Schmalkalden zur Folge, oder näher gesagt, den Eintritt des Churfürsten von Sachsen in diesen Bund. Denn der Landgraf hatte diesen zuvor geschlossen und gegliedert mit den mächtigsten Städten in Nieder- und Oberdeutschland und den mächtigsten Fürsten und Herren; und er und der Churfürst von Sachsen waren Hauptleute des Bundes.

Aber ohne den Türken und sein Anklopfen an den Thoren des Kaiserstaates, das Hereinschwemmen seiner Horden in diesen selbst, wäre der Protestantismus von der östreichisch-spanischen Macht in Deutschland niedergeschlagen worden. Der Churfürst Albrecht von Mainz und der Churfürst von der Pfalz brachten es dahin, daß der Religionsfriede zu Nürnberg am 23. Juli 1532 geschlossen wurde. Darin verbürgte sich der Kaiser, vorläufig in Sachen der Religion die angefangenen Reichsprozesse einzustellen.

Wäre es jetzt schon zwischen der katholischen Waffenmacht und der protestantischen Wehrkraft zum Kriege gekommen, und hätte nicht der Türke diesen Zusammenstoß aufgehalten, so wäre ohne Zweifel die protestantische Macht unterlegen und mit ihr der Protestantismus.

Denn die protestantische Wehrkraft war durch Protestanten wie Katholiken ungeheuer geschwächt, in einem Theile ihres Kerns vernichtet worden.

Das erste Jahrzehent der deutschen Reformation hatte seine große Bluttaufe durchgemacht, in dem über alle Theile des Reiches hinlaufenden politisch-religiösen Kampfe des Volkes mit seinem bisherigen Herren, welcher unter dem nicht ganz entsprechenden Namen des großen Bauernkrieges bekannt ist, und dessen

Zuckungen fast in ganz Europa verspürt wurden. Schon lange vor der Reformation Luthers hatte der unchristliche Druck, der auf dem Volke lastete, Aufstände veranlaßt, und eine allgemeine Empörung allmählich vorbereitet. Der Brennstoff war da, lange angesammelt; die Reformation trat nur hinzu.

„Es mußte", sagt der verewigte Prälat von Schmid, „erst das gemeinschaftliche Interesse der Religion, welches durch die Reformation erweckt wurde, die leidenden Menschen einander näher bringen, allgemeines Gefühl der von der hierarchischen und politischen Tyrannei erlittenen Ungerechtigkeiten erregen, und ein gemeinsames Bestreben hervorrufen, das Joch abzuschütteln. — Die Reformation verbreitete die Idee der Freiheit; sie erweckte bisher unbekannte Gefühle, Erwartungen und Hoffnungen; sie machte freies Forschen über Alles, was dem Menschen bisher heilig war, zu einem Lieblingsgeschäfte, ja zu einem Bedürfnisse; sie erleichterte durch die Furchtlosigkeit, womit man Religionswahrheiten und Religionsgebräuche untersuchte, die Anwendung dieser fruchtlosen Untersuchung auch auf das bürgerliche Herkommen und bürgerliche Rechte; sie lehrte den Menschen seinen Werth besser kennen, als bisher, also auch das Unrecht lebhafter empfinden, als bisher; sie erweckte den Feuereifer, der in Schriften und Liedern flammte, an denen sich der gemeine Mann ergötzte. Ohne den schon lange bestandenen Druck hätte die Reformation diese Ausbrüche nicht veranlaßt; aber ohne die Reformation hätte auch der schon lange bestandene Druck diese allgemeine Empörung nicht hervorgebracht".

Das ist die einzig richtige Anschauung von dem Verhältniß der Reformation zu der großen Volksbewegung und bewaffneten Erhebung in den Jahren 1524 bis 1526.

Gleichzeitig mit Ulrich Hutten, und nach seinem Tode, waren theils Mitarbeiter Luthers, theils Nachfolger in seinem Werke, wie Karlstadt und Thomas Münzer, Jakob Wehe und Hubmaier und eine lange Reihe Anderer, als Bewegungsmänner in das Volk hineingetreten, welche in dem neuen Evangelium neben der religiösen auch die bürgerliche Freiheit boten, und die Leibeigenschaft unter Kindern Eines Vaters als unver-

einbar mit der Christuslehre erklärten. Von der gleichen Grundlage wie Luther ausgehend, hatten sie andere Ergebnisse gewonnen, indem sie über Luther hinausgingen, und die Lehre von der evangelischen Freiheit anders als er verstanden. Sie wollten die Grundsätze des Christenthums ohne Weiteres, rasch das Bestehende umstürzend, eben so in das bürgerliche wie in das kirchliche Leben einführen.

Diese Bewegungsmänner theilten sich in drei Farben: in solche, die bloß auf die religiös-kirchliche Umwälzung ausgingen; in solche, welche bloß das Politische im Auge hatten; und in solche, die auf politisch-religiösem Standpunkt standen, mit Ueberwiegen des religiösen Elements in ihnen. In allen drei Farben gab es Gemäßigte und Aeußerste. Es waren theils Prediger im Amt an Gemeinden, theils wandernde Prediger, „Prädikanten". Das Ziel der Meisten war eine Umwälzung alles Bestehenden, die Gründung einer allgemeinen christlichen Republik.

Der größte Theil des Volkes aber wollte bloß entweder, wie die Oberschwaben, die alten hergebrachten Rechte und Freiheiten sich bewahren, oder wie in den meisten andern Landen, wo diese längst unterdrückt waren, einen menschenwürdigen Zustand sich erkämpfen, und daneben wollten Alle die freie Predigt des Evangeliums.

Gerade die Verfolgung des Evangeliums und der Evangelischen brachte noch mehr als der leibliche Druck viele Tausende in die Waffen; so namentlich in den Alpen der östreichischen Herzogthümer.

Mancher Prediger wurde erst vom reißenden Strom der ausgebrochenen Volksbewegung mit fort und hinein gerissen; manche wurden durch Luthers Leidenschaftlichkeit weiter als sie wollten, von ihm weg und in die Richtung derer hinein gedrängt, welche auf gewaltsame Umgestaltung hinarbeiteten. Ohne sich dessen bewußt zu seyn, wollte Luther die neue Geistesbewegung in seiner Person konzentriren; und ganz Feuer und Flamme für seine eigene Schöpfung, war er unduldsam, daß die neue Bewegung sich nicht innerhalb des Kreises halten wollte, den er ihr

ausgezeichnet hatte. Aber es war nur naturgemäß, daß die freie Geistesbewegung, sobald sie einmal begonnen hatte, eine Mannichfaltigkeit von Meinungen und Lehren zu ihrem Ausfluß hatte, und auf Bahnen und zu Folgen führte, welche Luther weder wollte noch vorher sah. Die freie Prüfung war der Grundgedanke, wovon Luthers Bewegung in der Kirche ausging. Entweder stand Allen das Recht der freien Prüfung zu, die Schreib-, Druck- und Lehrfreiheit; oder stand sie auch Luther nicht zu.

Luther aber fürchtete, das Auftauchen so vieler theils schwärmerischer, theils rationalistischer Meinungen und die Duldung derselben werde den christlichen Hauptlehren Gefahr bringen, und der Glaube daran zuletzt verschwinden. Das bestimmte ihn, beschränkend aufzutreten, mit Glaubensgesetzen und Glaubensgerichten. Er selbst setzte sich als Autorität für Auffassung der Glaubenslehre und für jede Form des Gottesdienstes, weil die Masse einer gesetzmäßigen Autorität in Glaubenssachen und einer festen Regel bedürfe.

Er stellte, was ihm Ueberzeugung geworden war, als das einzig Wahre hin und zwang es auf; er ersetzte Dogma mit Dogma, das römisch-katholische mit seinem eigenen Dogma, mit dem Dogma Luthers. Er glaubte damit der neuen Kirche eine feste, sie zusammenhaltende Substanz geben zu müssen, ohne welche sie in hundert und tausend Sekten auseinander bröckeln würde; und an und für sich hatte er damit ganz Recht. Doch machte das weit nicht nöthig, jeden Widerspruch dagegen, ja jede Abweichung davon, bitter anzufeinden und zu verfolgen, und die Freiheit der Presse, die er für sich unbeschränkt in Anspruch nahm, seinen Gegnern und denen, die einen andern Weg als er gingen, zu verweigern, selbst wenn er diesen Weg nicht für recht hielt. Luther ging so weit, daß er, was er an katholischen Regierungen als Geistestyrannei schalt, sich gegen seine evangelischen wie katholischen Gegner selbst erlaubte; und er drückte das ganz offen und naiv in dem Satz aus: „Gegen ihre Schalkheit und Täuschung halte ich wegen des Heiles der Seelen mir Alles für erlaubt“.

Luthers Praxis aber ging weder so weit, noch war sie so leidenschaftlich, als dieses in der Verbitterung des Augenblicks im Kampfe ihm entfahrene Wort, welches dem berüchtigten Grundsatz, daß „der Zweck die Mittel heilige", so gleich sieht, wie ein Ei dem andern. Luther hat sich niemals Alles erlaubt, wie Kalvin, wie Kromwell, wie die Jesuiten, und die Revolutionäre. Zwar hat er gegen Karlstadt und Münzer, gegen den Reformator Martin Reinhard und gegen Doktor Westerburg von Köln den Arm der Polizei aufgerufen, gegen die beiden erstern Verbote des Schreibens und Druckens ihrer Ansichten, die Beschlagnahme und Vernichtung ihrer Schriften, ihre eigene und ihrer Familie Vertreibung aus dem Lande und die Ausweisung ihrer Drucker von der Regierung ausgewirkt. Aber er hat dabei gehandelt, wie ein Diktator in den Tagen, da er das gemeine Beste in Gefahr und Außerordentliches nöthig glaubt, es zu retten; als Diktator seines eigenen evangelischen Werks und Gebiets. Auch die leuchtendsten Werkzeuge Gottes haben ihre Schatten, menschliche Schwächen neben dem vielen und großen Licht, wie die Sonne ihre Flecken hat. Aber spielt auch Menschliches und Persönliches da und dort zusammen mit der großen Sache, der er dient und deren Vertreter er ist; so kommt das bei Luther sehr selten, nur ein paarmal nachweisbar vor; und selbst da ist die Sache, so wie sie vor seiner Ueberzeugung steht, bei ihm das, was ihn weit überwiegend beherrscht.

Die Einsicht ging Luther ganz ab, daß es ein Mannichfaltiges in dem Einen gibt und geben muß. Das Gepräge, das ihm, seinem Denken und Thun, durch die Klosterdisziplin, ja durch seine Kindheits- und Jugenderziehung schon, und später durch sich selbst, durch seine innerste Natur und den Kampf dieser Natur mit den Verhältnissen, aufgeprägt worden war, hatte sich so verfestigt und gehärtet, daß es durch nichts mehr abgeschliffen oder gar verwischt werden konnte. Aber ohne diese harte, geniale Einseitigkeit, welche allem Mannichfaltigen seine Berechtigung absprach, wäre es zu einer evangelischen Kirche von Bestand nicht gekommen; und diese Einseitigkeit war naturgemäß diktatorisch und despotisch.

Wie die politische Freiheit Englands ohne Kromwells Despotismus sich im Werden wieder aufgelöst hätte, unter ihm aber, trotz seiner Diktatur sich so in den sie bedingenden Einrichtungen festigte, daß eine zwanzigjährige Reaktion sie nicht mehr umbringen konnte: so war Luthers Diktatur in Dogma und Form des Gottesdienstes, in Einrichtungen der Kirche, Schule und Haus für die Festigung der religiösen Freiheit, der Geistesfreiheit, eine Nothwendigkeit; und nur die irrten, welche für immer geltend und nöthig achteten, was nur vorübergehend nöthig war und gelten konnte, bis die Gefahr vorüber war. Mit der vorüber gegangenen Gefahr endet, wie die Diktatur selbst, so auch jede außerordentliche Maßregel und Verordnung der Diktatur. So wie die evangelische Kirche anerkannt war und fest stand, mußte das Mannichfaltige zum Genuß seiner Berechtigung kommen.

So revolutionär Luther anfangs war, so war ihm doch, wie wir gesehen haben, bald genug selbst Huttens revolutionäres Vorwärtsgehen für die Kirchenreform bedenklich erschienen; er fürchtete, der auf beiden Seiten den Damm durchbrechende Strom, wenn man ihm in der politischen Richtung eben so Vorschub thäte, wie in der religiösen, möchte alles Positive des Christenthums zugleich mit der weltlichen Mittelalterlichkeit wegschwemmen. Aber nicht einmal so besonnen, so welterfahren und politisch gewandt wie Ulrich Hutten, waren Thomas Münzer, Karlstadt, Westerburg und Andere, welche Luther mit ihrem für ihn excentrischen Denken und Treiben in nächster Nähe hatte. Das schien ihm ganz auflösender Art zu seyn, je mehr er selbst im Dogma und in der politischen Anschauung noch gebunden war, als von Nachklängen seiner scholastischen Jugendbildung; und um so mehr faßte er sich streng in sich zusammen, und stieß rechts und links das von sich weg und weit beiseite, was ihm auf seinem Gange zu seinem großen Ziel hinderlich zu seyn schien. Und ein solches Haupthinderniß für die kirchliche Reform sah er darin, wenn eine revolutionäre Stellung von den Männern des neuen Geistes zu den öffentlichen Gewalten angenommen würde. Darum drängte er solche von sich weg, und diese gingen nach Oberschwaben, wo bereits das Volk theils zur Wahrung seiner

alten Rechte, die man ihm entreißen wollte, theils Wiedergewinnung der ihm längst entrissenen Rechte sich erhoben hatte.

Luther'n fehlte der Sinn für diese alten Volksrechte, wie für die Menschenrechte, nicht ganz; doch war er zu sehr Klostermönch gewesen, als daß sich dieser Sinn in ihm hätte zum klaren Begriff ausbilden können, und all sein Denken und Trachten war zu ausschließlich auf die kirchliche Reform gerichtet, um nicht das bürgerliche und bäuerliche Interesse für ihn in den Hintergrund zu drängen.

Den zwölf Artikeln der Bauernschaft gegenüber, bewies Luther, daß er Sinn für jene Rechte hatte. Er erhielt sie sehr frühe von Memmingen in Oberschwaben aus zugesandt, wahrscheinlich durch seinen trauten Freund Spänlein, der neben Schappeler dort als Prediger wirkte. Die meisten Artikel der Bauern kamen ihm billig vor, und er gab öffentlich zu, daß die Sache der Bauern gut und recht seyn könne, daß er nur nicht das ganze Einsehen eines Rechtsgelehrten darein habe. Er wollte in seiner öffentlichen Antwort darauf, Herren und Volk zu gütlicher Uebereinkunft bestimmen. Er redete einerseits den Regierenden über ihre Gewaltthaten ins Gewissen, und sagte, „es seyen nicht Bauern, die sich wider sie setzen; Gott selber seys, der sich wider sie setze, ihre Wütherei heimzusuchen". Andererseits verwies er zugleich den Regierten Aufruhr als ungöttlich und unevangelisch. Dann schloß er damit: „die Herren sollen ihren steifen Muth herunterlassen und ein wenig von ihrer Unterdrückung und Tyrannei weichen, damit der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne; die Bauern aber sollen sich auch weisen lassen, und haben etliche Artikel, die zu viel und zu hoch greifen, aufzugeben, damit die Sache nach menschlichem Recht und Vertrag gestillet werde".

Aber der Sturm legte sich nicht auf das Machtgebot seiner wohlgemeinten Ermahnungen. Die Fürsten und Herren achteten gar nicht darauf; der Bauern Erbieten zu gütlichem und rechtlichem Austrag wurde von ihnen aufs Schändlichste genarrt, bis jene dem Angriff, der bereits gegen sie losbrach, mit den Waffen begegneten. Da geschah das wohlverdiente aber „unpolitische"

Blutgericht, welches die Bauern an vierzehn vertragsbrüchigen und mörderischen Adeligen zu Weinsperg vollzogen, welche, urkundlich, Tags zuvor mehrere Hunderte ihrer Brüder während des Stillstands überfallen und erstochen, zwei Abgeordnete des Bauernheers, trotz ihrer Heroldsabzeichen, meuchlings von den Mauern aus niedergeschossen hatten. Das kam entstellt zu Luthers Ohren, und zugleich, daß Herzog Georg von Sachsen und die andern Widersacher des Evangeliums sowohl davon, als von dem großen Volksaufstand überhaupt, alle Schuld ihm zumessen.

Da überstürzte sich Luther, und verwickelte sich in einen wahren Knäuel von Widersprüchen. In dieser Ueberstürzung schrieb er „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" — „jetzt", sagte er, seyen sie ganz rechtlos; man solle sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da könne, wie tolle Hunde". „Sind Unschuldige darunter, die wird Gott wohl retten, wie er Lot und Jeremiä that; thut er es nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern sie haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt". — Eben so sagte er: „christlich Recht ist nicht, sich sträuben wider Unrecht, sondern dahin zu geben Leib und Gut, daß es raube, wer da raube; Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz ist des Christen Recht". — Ja er vergaß sich so weit, zu schreiben, „die Leibeigenschaft aufheben wollen, wäre ein Artikel stark wider das Evangelium und räuberisch, weil damit jeder seinen Leib, welcher eigen worden, seinem Herrn nehme. Abraham und die Patriarchen haben auch Leibeigene gehabt".

So tief und schwer verschattet zeigte sich in diesen Tagen, vorübergehend, nicht bloß Herz und Gefühl des großen Mannes, sondern der Geist und das Wissen in ihm. Ein vierzehnjähriger Schüler könnte ihn jetzt aus der heiligen Schrift widerlegen. Man lerne daraus, daß nicht jedes Wort eines Reformators ein Orakel und ein Weltgesetz seyn muß, daß er Mensch ist, und, wie der alte Homer manchmal schläft, auch der große Geist in Luther manchmal einnickt; zudem waren das eben gerade die Tage, in denen er — an seine Heirath dachte und heirathete.

Luther hat diesen seinen tiefen Fall in Betreff der Volksrechte und des Despotismus glänzend gesühnt, noch zu seinen Lebzeiten und durch die Folgen seines Werkes; aber auch schwer gebüßt, zuerst dadurch, daß das Herz des Volkes sich von ihm abwandte und er dessen Vertrauen niemals wieder so, wie er es zuvor hatte, zurück gewann. „Jetzt heuchelt er den Fürsten", hieß es. Aber auch dadurch wurde er gestraft, daß seitdem der Despotismus sich auf ihn berief.

Die große deutsche Volksbewegung nannte sich ausdrücklich eine „evangelische", und glaubte eine evangelische zu seyn. Die Bewegung ging zunächst, in der ersten Zeit, und auf allen Hauptpunkten, nur wider solche, welche dem „Evangelium" feind waren. Sie scheiterte neben vielem Anderem besonders auch daran, daß Luther und andere Wortführer des Evangeliums die Bewegung und ihre Zwecke verdammten, und die evangelischen Fürsten sogar gegen sie in den Kampf riefen, was überraschte, verwirrte und den größten Theil der religiösen Kraft ihr entzog. Die religiös-politische Bewegung Englands gelang neben vielem Anderem auch dadurch, daß die großen religiösen Wortführer entweder nicht gegen sie sprachen, oder mitten in ihr standen und für sie wirkten: so der bis heute wegen seines Kernchristenthums von Europa geliebte — Richard Baxter.

Nicht, wie man gewöhnlich wähnt, nur Anhänger Thomas Münzers und Wiedertäufer, sondern in unendlich überwiegender Zahl lutherische Prediger, entschiedene Anhänger Luthers, waren vornherein in der Bewegung und für die Bewegung thätig, aber keiner der Letzteren gehörte zu den Häuptern der lutherischen Reformation, deren Namen weithin und für Alle einen Klang hatten. Der Einzige, der hoch ragte, als Freund des Evangeliums, und auf den sich stützen zu können, die Führer der großen Volksbewegung Grund zu haben glaubten, der ihr Vertrauen auch nicht täuschte, war — Churfürst Friedrich der Weise.

Durch nichts vermochte Luther und die Fürsten ihn zu bewegen, sich denen anzuschließen, die das Schwert gegen die Volksbewegung brauchen wollten. Er wollte Alles Gott über-

lassen, bat diesen um Vergebung seiner Sünden, und rieth den andern Fürsten, „des Volkes Lasten zu erleichtern, das Joch von den Unterthanen zu nehmen, und sie dadurch zum Gehorsam zurückzuführen". Ist es beschlossen, sprach er, daß das Volk zur Herrschaft kommt, so wird Niemand widerstehen können: ist es Gottes Wille nicht, und suchen sie nicht Gottes Ehre, so werden diese Stürme nicht lange dauern.

Er selbst hatte von seinen Unterthanen, gegen Luthers und der Seinigen Rath, die davon fürchteten, zuvor alle ungerechten Lasten weggenommen, und allen Herren seines Landes, welche nicht mit ächten Urkunden ihre Abgabenforderungen beweisen konnten, die Steuerregister wie ihre falschen Briefe eigenhändig zerrissen, bei der ersten Volksregung, und diese hatte sich sogleich in seinem Lande gelegt.

Bezeichnend für die Stellung, welche wenigstens in der Volksvorstellung die religiös-politische Volksbewegung zu Friedrich dem Weisen genommen hatte, bleibt das denkwürdige Wort eines der edelsten und eingeweihtesten geheimen Leiter, Friedrich Weigands, das er bei der ersten Kunde vom Tode desselben schrieb: „Herzog Friedrich von Sachsen, der ein Vater aller Evangelischen gewesen, ist todesverschieden. Mit ihm ist meines Erachtens ein großer Trost unsers Theils gefallen".

In einer Entwicklungsgeschichte der christlichen Kirche, welche auf mehr Raum berechnet wäre, als die vorliegende, müßte diese große religiös-politische Volksbewegung einen breiten Raum einnehmen; und weil das in den speziellen Reformationsgeschichten, selbst in der von Merle d'Aubigne, nicht geschehen ist, fehlt in denselben die einzig richtige Grundlage und Erklärung für die ganze Entwicklung der neuen christlichen Welt in Kirche und Staat, in Gemeinde und Haus.

Vor einem halben Jahrhundert hat Georg Karl Treitschke in seiner Geschichte Thomas Münzers diese Volksbewegung „das prophetische Vorbereitungswerk der neueren Weltgeschichte" genannt. Aber solche wahren Worte gehen an unserer Zeit vorüber, in welcher die Gelehrten, wie die Leute der Welt, Alles leicht nehmen, und Anderes zu thun haben, als sich in das zu

vertiefen, was die Wahrheit ist, Wahrheit der Gegenwart wie der Vergangenheit.

Auch hier sey nur angedeutet, daß Kalvin in seinen Ideen wie in seinen Einrichtungen in Kirche und Staat, die er in die Wirklichkeit einführte, durch Despotismus die Freiheit vorbereitend, seine Vorausgänge in dieser großen Volksbewegung hatte. Thomas Münzer ging ihm vor. Und hier sey nur noch bemerkt, daß es ein durchgängiger großer Irrthum ist, Münzer zum Vater des „Kommunismus" zu machen. Ein Mißverstand eines Wortes in seinem Folterverhör hat diesen Unsinn durch alle Geschichtsbücher gehen lassen, und für uns Protestanten ist es leidig, daß die Historiker der katholischen Schule uns erst auf dieses Mißverständniß und diese Ungerechtigkeit gegen Münzer aufmerksam machen mußten, während wenigstens die norddeutschen Protestanten alle Thatsachen in Händen hatten, welche vornherein dem Unsinn widersprachen, Thomas Münzer habe Kommunismus gelehrt.

Alle Evangelischen, vorzugsweise Luther und die plündernden Fürsten, Luthers Churfürst Johann voran, wußten aus dem, was sie aus der von evangelischen Fürsten gräulich mißhandelten evangelischen Reichsstadt Mühlhausen wegschleppten, am allerbesten, handgreiflich, daß Münzer und Pfeifer nicht gelehrt haben konnten, daß „Alles gemein" sey, sondern, daß alle Beute aus den Klöstern, alles Säkularisirte, in die „gemeine Kasse" kommen solle, d. h. also in die Bundeskasse der norddeutschen evangelischen Bewegung, welche in Mühlhausen ihren Sitz hatte. Münzer starb arm und Pfeifer starb arm, diejenigen Männer, welche die theologische Unwissenheit oder Perfidie zu „Kommunisten" gestempelt hat, obgleich sie wußte, daß jeder viele Tausende hätte hinterlassen müssen, wenn diese Nachrede irgend eine Wahrheit gehabt hätte. Katholische Gelehrte waren es, welche die Urkunden und Briefe aufzeigten, daß diese beiden Männer der Volksbewegung nichts Anderes wollten, als daß die Gelder und anderes Gut von den Klöstern nicht von bürgerlichem und bäuerlichem Muthwillen und Eigennutz verzettelt, verschleudert und zersplittert, sondern eingesammelt und zusammen gehalten werden

für die gemeinsame Sache, die in der Zukunft solche Gelder sehr nöthig haben könne. Aber auch die Katholiken sprachen erst, nachdem Friedrich Stephan, der Protestant, aus dem Archive von Mühlhausen die Wahrheit mitgetheilt hatte.

Thomas Münzer fand seinen Untergang in seinem gewaltsamen Versuche, auf der Schädelstätte der alten Welt rasch eine neue bessere aufzubauen, durch die Beseitigung der Klöster und Priester die Befreiung des Geistes zu beschleunigen und zu sichern, im Ende der Feudalaristakrie und ihrer Frohnen die Erlösung des Leibes und des Lebens auf deutschem Boden jetzt schon zu erreichen. Nach der Niederlage bei Frankenhausen gefangen, grausam und spöttisch gefoltert, erklärte er, er scheide von hinnen, als Opfer der Thorheiten und Sünden Anderer; Gottes Werke müssen nicht nach dem äußerlichen Ansehen, sondern in Wahrheit geurtheilt werden; er habe etliche Mißbräuche zum Besten des Volkes abschaffen wollen, aber Unverstand und Eigennutz, die zum Untergang göttlicher Wahrheit führen, haben sein Werk verdorben.

Mit dem ungebrochenen Glauben an den einstigen Sieg seiner Sache, sprach er, den weder die gräulichen Martern der Folter und der Haft, noch der Anblick des Todes durch das Richtschwert zu beugen vermochten, den umstehenden Fürsten scharf ins Gewissen, ihren Unterthanen nicht mehr so gar hart zu seyn, und fleißig in den heiligen Schriften zu lesen, zumal in den Büchern Samuels und der Könige; dort werden sie Beispiele genug finden, was Tyrannen für ein Ende nehmen, und darin mögen sie sich wohl spiegeln. — Auf das fiel sein Haupt; aber nicht getödtet waren mit seinem Leibe sein Geist und seine Ideen. Viel von ihnen nahm Kalvin auf, viel davon ging mit seinen flüchtigen Anhängern nach Holland und nach England, und kam zuerst in Holland, nach einem Jahrhundert in England, und bald jenseits des Ozeans zum Sieg in Kirche und Staat. Auch „einen großen Anhang heimlicher Jünger hatte Münzer noch lange nach seinem Tod in Thüringen, welche ihn als einen frommen, gottesfürchtigen Mann ehrten, und seine hitzigen Episteln als eines heiligen Mannes Werk entschuldigten, der es

aus einem göttlichen Eifer gethan, dessen Geist und Wort Niemand urtheilen könne".

So zeugt ein von allen Parteien als besonders wahrhaftig heutzutage anerkannter Zeitgenosse, der vor Andern in diesem Punkte wohl unterrichtet war, Sebastian Frank*).

Auch das ist bisher in der Kirchengeschichte irrig verbreitet worden, als wäre Thomas Münzers Thüringische Bewegung der Bauernkrieg, und Münzer die Seele desselben: Münzers Bewegung ist nur ein kleiner Theil der allgemeinen Bewegung; die oberschwäbische Bewegung war vor ihm da; und so viel er auch Einfluß durch seine Schriften übte, so bildeten doch er und der Thüringer Aufstand nur die äußerste Linke der allgemeinen Bewegung, beide hatten eine ganz absonderliche Schattirung, und waren immer, seit es zu den Waffen kam, die Minderheit mit sehr kleiner Zahl.

Auch die allgemeine Volksbewegung erlag nach blutigen Kämpfen zweier Jahre, weil protestantische wie katholische Fürsten zuerst sich zusammen schlossen, die Bauernheere zu unterdrücken; mit einander, zuerst das eine, dann das andere, dann das dritte und vierte; jedesmal geschah der Angriff auf das eine erst, wenn das andere zuvor vernichtet war.

Einer aus der „Ehrbarkeit" Oberschwabens schrieb: „Gottes Gericht ging dahin, daß die unbarmherzige Obrigkeit und die ungehorsamen Unterthanen einander selbst strafen mußten".

Kaum aber hatte dieser das geschrieben, so sahen sich die evangelischen Fürsten, Herren und Städte in der Lage, mit dem letzten großen Führer dieser Volksbewegung in Unterhandlung und Vertrag zu treten, mit dem Tyroler Michael Gaißmayr, und durch ihn den Versuch einer neuen allgemeinen Volkserhe-

*) Für die nähere Kenntniß Münzers, wie der allgemeinen Volksbewegung, ohne welche ein tieferes Verständniß der neueren Zeit nicht möglich ist, wird verwiesen auf „Geschichte des großen Bauernkriegs. Nach den Urkunden und Augenzeugen. Von Wilhelm Zimmermann. Neue Auflage, Stuttgart 1856".

bung zu veranlassen, den die Dolche spanischer Meuchelmörder im Ausbruch hemmten. Die Sorge für die eigene Existenz und für den Fortgang des neuen Glaubens, die äußerste Noth der Evangelischen, hatte sie dazu bewogen. Sie hatten, statt sich an die Spitze der evangelischen Volkserhebung zu stellen und sie zu leiten, diese helfen niederschlagen, und jetzt gingen der Kaiser und die Katholiken daran, diese Fürsten und Städte selbst, alles „Lutherische", niederzuwerfen und zu erdrücken.

Ein gutes Stück Mittelalter lag durch die Volksbewegung zertrümmert, unter Schutt und Stein begraben; mehr als anderthalb tausend Klöster und Schlösser; die wenigsten wurden wieder aufgebaut, und ihre früheren Bewohner mußten eine andere Lebensart anfangen. Ein anderes Stück Mittelalter warfen bald darauf vollends die Fürsten leicht um, indem sie diejenigen Klöster in den evangelischen Landestheilen, welche noch standen, säkularisirten.

Aber in einem großen Theile von Süddeutschland erlag mit der Unterdrückung der Volkserhebung auch die Reformation, und die römisch-katholische Kirche wurde da wieder herrschend. Die Volksredner, die Prädikanten, waren durch Schlachten und Nachrichter sehr gemindert. Ueberall, wo das alte weltliche System, und damit der alte Glaube, gesiegt hatte, wurden die evangelischen Prediger aufgegriffen und ausgereutet, als wären sie alle Aufrührer, da „Lutherei" für Aufruhr, und jede Art von evangelischer Anschauung für „Lutherei" galt. Aber nicht nur die evangelischen Prediger, sondern auch die evangelischen Bücher wurden in solchen Landen vertilgt.

Als Nachwehen der Reaktion machten auf vielen Punkten die Knechtschaft und die Verarmung mit ihren Folgen rasche und große Fortschritte, das deutsche Reich blieb von da an religiös auseinanderklaffend, und zersetzte sich politisch immer mehr. Es war gut, daß der Türke drohte, und daß es nicht gleich in den ersten sechs Jahren nach dem Bauernkriege zum Kriege zwischen der katholischen Partei und der evangelischen kam. Denn die Wehrkraft des evangelischen Volkes war gebrochen: über hunderttausend Bauern und Bürger waren durch die Schlachten

und Hinrichtungen, durch Verbannung und Verarmung, Hunger und Elend für die evangelische Sache verloren gegangen. Auch die Niederlagen der protestantischen Fürsten, die zwanzig Jahre nachher eintraten, und der dreißigjährige Krieg selbst sind natürliche Folgen davon, daß die große Volksbewegung von 1525 nicht durchgeführt, und nicht weise zu einem guten Ziele geleitet wurde.

Die Kraft der Reformation wurde auch dadurch geschwächt, daß im eigenen Schooße der neuen Kirche die Unduldsamkeit und die Ketzerriecherei aufkam, und diejenigen verfolgte und selbst blutig strafte, welche nicht Alles unterschrieben, was das neue Pabstthum zu Wittenberg oder zu Genf als Glaubenslehre und Glaubensgesetz diktirte. Durch Protestanten wurden Protestanten, deren eigenthümliche religiöse Ueberzeugungen für Ketzerei erklärt wurden, auch auf deutschem Boden zu Märtyrern gemacht; und zwar nicht bloß Wiedertäufer, sondern alle die, welche die Lehre von den drei Personen in der Gottheit nicht buchstäblich glaubten, weil sie von „Personen“ in der Bibel nichts fanden, alle die im Sinne der alten Mystiker oder im Sinne der Arianer darüber dachten, wie Kampanus, der zu Cleve vor der Hinrichtung im Kerker starb, im Jahre 1578, bloß darum, weil er den Sohn sich dachte wie Arius auf Grund der Apostellehre, wie er sagte, und behauptete, der heilige Geist sey der vom Vater in Jesus Christus ausgegangene Geist, welcher die Vergöttlichung und Freimachung der Menschheit bewirke.

Vorzugsweise aber waren es die „Wiedertäufer“, welche von Protestanten wie Katholiken verfolgt wurden.

Diese von Zwickau ausgegangene religiöse Anschauung hatte sich in wenigen Jahren in gar viele Spielarten auseinander gelegt, von denen einige noch schwärmerischer sich färbten, als die Zwickauer, andere aber sich vernünftiger machten, und wirklich etwas Philosophisches an sich nahmen.

Nur eine Fraktion der Wiedertäufer, keineswegs die Gesammtheit der Wiedertäufer, hatte sich in dem sogenannten Bauernkrieg aktiv betheiligt; es war urkundlich eine sehr

kleine Zahl derselben. Da aber Münzer an diese Fraktion der Wiedertäufer sich angelehnt hatte, und da man von kaiserlicher und katholischer Seite zuerst nur „Lutherische“ und „Wiedertäufer“ unterschied, und unter den Letzteren alle, der gewaltsamen, auf Umwälzung gehenden Richtung Angehörige zusammen faßte: so sahen sich, nach dem Ausgaug des Bauernkriegs, alle „Wiedertäufer“ geächtet. Der Absolutismus des Throns und des Altars verfolgte sie als natürliche Feinde. Keineswegs nämlich waren, wie man hie und da liest, die Wiedertäufer im Bauernkriege meist erschlagen worden, sondern sie überlebten diesen, weil sie, als Beiseitgeschobene, nicht in den Kampf kamen; vielfach aber auch, weil ein großer Theil der Wiedertäufer ein Vorläufer der „Quäcker“ war, und jeden Waffenkampf als etwas ansah, das gegen die Lehre Christi sey. Die „Wiedertäufer“ wurden der Sündenbock für die große Volkserhebung, den „Bauernkrieg“, und zwar urkundlich so unschuldig, als je ein Sündenbock war, der in die Wüste gejagt wurde.

Sie hatten aber auch noch das Unglück, daß nachher Lutherische und Reformirte auf diesen Sündenbock abluden, und die Wiedertäufer um ihrer Lehre willen verfolgten, um zu zeigen, daß sie an den Symbolen der altkatholischen Kirche der ersten Jahrhunderte festhalten, und keine Ketzer seyen, wie diese Wiedertäufer. Die Protestanten auf schweizerischem und mitteldeutschem Boden eilten, durch Hinrichtungen von Wiedertäufern das dem Kaiser und der Welt zu beweisen.

Schön für die Wiedertäufer in Masse, welche die Unwissenheit der damaligen und der neuesten Zeit als unsittlich vorwegnahm, lauten die urkundlichen Zeugnisse nicht bloß der katholischen Zeitgenossen, sondern auch ihr Benehmen im Leben und Sterben.

Weil man einzelne Auswüchse der Wiedertäufererscheinung allein ins Auge faßte, irrte man im Urtheil über sie. Wizel, noch als Freund der Reformation, ehe er wegen seines Verkehrs mit dem kaum genannten idealen Mystiker Kampanus von den Wittenbergern verdächtigt wurde und in die katholische Kirche zurück trat, schrieb über die Wiedertäufer in seiner Nähe: „ich

wünschte; daß alle, die sich Christen zu seyn rühmen, so leben möchten". So wenig als Wizel ein Wiedertäufer war, so wenig war es der Zeitgenosse, welcher die Reformation St. Gallens beschrieb, und welcher den Wiedertäufern um ihn her das Zeugniß ausstellt: „Sie befließen sich eines unsträflichen Lebens, waren in Essen und Trinken mäßig, in Kleidung schlicht, freundlich miteinander, in der Rede kurz, im Disputiren über die Maßen eifrig, als die eher begehrten zu sterben, denn von ihrer Lehre zu weichen". Und der Zeitgenosse Anshelm, der große Berner Staatsmann und Geschichtschreiber, bezeugt ihnen also: „Sie schlossen alle Unwürdigen aus ihrem Bruderkreis streng aus, lehrten ernstlich glauben, lieben und leiden, auch Marter und Tod".

Die Sekte durchlief rasch eine Reihe Stufen der Schwärmerei: anders war ihr Leben, Hoffen und Glauben vor dem Bauernkrieg; da war ein schönes, sittliches Leben unter den Täufern, neben der Schwärmerei ein tiefer Kern praktischen Christenthums und helle Funken richtiger Gedanken, wenn auch der Rath zu Nürnberg sie als „schnelle, vermessene Köpfe" schilderte, „bei denen die Vernunft zu viel witzig seyn wolle"; anders war die Phantasterei nach dem Bauernkrieg; anders die Tollheit zu Münster, bei der aber auch, wie bei dem Bauernkriege, nur eine Partie der Wiedertäufer, nicht eine Partei der Wiedertäufer betheiligt war.

Zu Münster in Westphalen war Friedrich III. Graf von Wied, Bischof vom Jahre 1522 bis 1532. Der war ein Feind der Reformation, und die Evangelischen hatten unter ihm viel zu leiden. Ihm folgte Franz I. Graf von Waldeck, ein Freund des Landgrafen Philipp von Hessen. Der Landgraf schaffte auch hier dem Evangelium Raum. Aber eben das benützten die nach Holland geflüchteten Wiedertäufer, sich in Münster einzudrängen und festzusetzen. Dadurch begann das tolle Münsterische Fastnachtspiel, das zehen Jahre hinter dem großen Trauerspiel von 1525 kam, eine Tragi-Komödie voll Wüstheit des Kopfes und des Herzens, voll Wahnwitz und Gräueln.

Das war die verrückte Walpurgisnacht in der Reforma-

tionsgeschichte. Auf die städtische Freiheit, von der das Bisthum eben besiegt war, setzte ein Schneider, Johann von Leiden genannt, den Fuß als unumschränkter König. Eigentlich hieß er Bockelson, d. h. Sohn des Johannes Bockhold. Er war der uneheliche Sohn eines Schulzen im Haag, zuerst Schneider im Haag, dann Schenkwirth in Leiden; dabei aber höher begabt, namentlich beredt, und, was sein eigentlicher Zauber auf die Menschen, zumal die Weiber, war, in außerordentlicher Weise schön.

Bisher hat man oft diese absolute Soulouque's-Wirthschaft des „theokratischen" Despoten „Johann von Leiden" als „Pöbelherrschaft" hingestellt. Gerne artet die Demokratie in Tyrannei aus; aber das „Kaiserthum eines Despoten" ist nicht „Volksherrschaft".

Die Wiedertäufer hatten geweissagt, von Münster werde „das Reich Christi ausgehen": was davon ausging, war religiöser Wahnsinn, eine gräuelvolle Karrikatur des Heiligen. Bockelson, der sich als König des neuen Zion's und zugleich als König der Welt aufthat, führte einen gewissen Grad von Gütergemeinschaft und Vielweiberei ein; für sich selbst hielt er einen ganzen Harem von Königinnen, zugleich einen Scharfrichter in Knipperdolling; einen Tuchhändler, welcher auf seinen Wink köpfte, aber auch, vom „Prophetengeist" ergriffen, den Leuten den „heiligen Geist in den Mund blies"; wer nicht an den König unbedingt glaubte, und jedes seiner Worte für Gottes Wort annahm, wurde geköpft; eine der Königinnen köpfte eben darum der König eigenhändig in der Volksversammlung. Der König setzte in einer Rede auseinander, „der himmlische Vater habe es ihm so geboten"; und alle seine Königinnen sangen dazu: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'"! Darauf tanzte der König mit einer Jeden, und alles Volk tanzte ihm nach.

Die Schreckensherrschaft Bockelson's dauerte von Ostern 1534 bis zum 24. Juni 1535. An diesem Tage wurde die Stadt Münster von dem Bischof und den benachbarten Fürsten erstürmt, nach mehr als vierzehnmonatlicher Belagerung, und einer

Vertheidigung, die aufs Neue bewies, welche Kühnheit und Kraft dem Fanatismus, auch noch in seiner wildesten und wüstesten Verirrung, einwohnt.

Durch die vieljährige Jagd, welche allenthalben auf die Wiedertäufer gemacht wurde, waren diese Schwärmer wie ein lang und rastlos von allen Seiten gehetztes Wild zuletzt außer sich gekommen. Dieser Zustand des „Außersichseyns" wurde bei den Wiedertäufern in Münster ein dauernder, einerseits durch die Kämpfe und Nöthen, durch die Nachtwachen und Strapazen der langwierigen und engen Einschließung der belagerten Stadt, andererseits durch die künstliche Aufregung, in welcher die Vertheidiger der Stadt durch ununterbrochenen Wechsel von Gottesdiensten, welche die Einbildungskraft erhitzten, von wollüstigen Tänzen, von schwelgerischen Mahlzeiten auf öffentlichem Markt, an welchen der König von Zion und alle seine Königinnen in ihrer Schönheit und Pracht Theil nahmen, fortwährend erhalten wurden. Die Masse erhitzte sich selbst, und wurde durch die Berechnung Anderer erhitzt, und die Versammlungen, die Mahlzeiten, die Tänze wurden von Zeit zu Zeit noch besonders pikant gemacht durch peinliche Gerichtssitzungen und Hinrichtungen mitten drin in den Lustbarkeiten: Der Nachrichter gab von Zeit zu Zeit den Nachtisch.

Gräßlich verkehrt und verzerrt zeigte sich hier, wie in einem Hohlspiegel, Gottes Wort und Religion. „Es ist Gottes Gebot, der Herr hats befohlen"! das war bis dahin, und wird's hoffentlich immer seyn, das heilige Band, das die Gesellschaft zusammenhielt, und von dem aus Kraft und Segen ausging. Das wurde in Münster nun gerade travestirt. Legt jenes Wort: „Gott hats geboten" sich aufs Gewissen der Menschen, daß sie das Gute thun; so wurde jetzt in Münster dasselbe Wort mißbraucht zum Bösesthun. Mit dem Worte: „Gott hats geboten", wurde jede Art von Schamlosigkeit, von Leichtfertigkeit oder Gräuel, jede Schändung des göttlichen wie des menschlichen Gesetzes, die praktische Verhöhnung, nicht bloß Verletzung alles Dessen, was der Menschenbrust heilig ist, in Rede eingeführt

und in That vollführt, die Masse ohne Unterschied nicht bloß dazu veranlaßt, sondern dazu genöthigt.

Etwas für sich hat Leopold Ranke's Versuch, in Bockelson „die Verwicklung des Glaubens fanatischer Beschränktheit mit der Herrschaft verabscheuungswürdiger Triebe in grotesker Seelenmischung“ nachzuweisen. Die wahre Erklärung dürfte die seyn, daß Johann von Leiden von Haus aus ein kecker, über Alles sich wegsetzender Kopf (kein Geist) war, mit starken heißen Leidenschaften, aber auch mit dem rechnenden Verstand, welcher die Schneiderei aufgab, um eine Getränkewirthschaft zu führen und solche längere Zeit führte. In diese Mengart innerhalb der Brust fielen die Funken wiedertäuferischer Ideen, und bald die Aussichten für dieselben. Da wurde Johann von Leiden Wiedertäufer, und versuchte, wie früher, den Menschen ein neues Kleid anzumessen, und ihnen einen neuen Wein, den seines Geistes, einzuschenken; aber nicht, um, wie Thomas Münzer, die Menschheit vorwärts zu bringen, sondern sie — auszubeuten.

Der König von Zion machte schnell die Wandlungen vom Fanatiker des Glaubens bis zum bewußten Betrüger und Ausbeuter, vom Schwärmer bis zu dem im Trüben fischenden Schreckensmann durch; solche Menschen zeigt jede Revolution, die kleinste wie die größte, in mehr als Einem Exemplar. Das Wüste, das jede derartige Bewegung mit sich bringt, streift mit einer Hand, die keinen verschont, selbst dem idealsten Enthusiasten nicht wenig von der schönen Idealität seines anfänglichen Charakters und von seinen idealen Gedanken und Bestrebungen ab, in eben dem Grade, in welchem er die Menschen durch täglichen pikanten Verkehr mit ihnen näher kennen, und sie entweder gering achten, wo nicht verachten lernt, oder sie der Beherrschung bedürftig findet. Vollends aber ist das der Fall bei Leuten, welche, wie Bockelson, der lustige und menschenkennende Schenkwirth, in aufgeregter Zeit die Begeisterung für die Ideen dieser Zeit nur sich anlegen, wie man eine neue Mode anlegt, mit Berechnung der neuen Zeitrichtung sich anschließen, wohl auch etwas Glauben an die Zeitideen haben, aber überwiegend von menschlichen Leidenschaften und Triebfedern beherrscht sind.

So einer war Bockelson; keineswegs ein überlegener Geist, sondern ein schöner Mann, welcher in Münster leicht zu herrschen hatte, da in der Stadt viermal so viel Weiber als Männer waren, seit der Entweichung oder Vertreibung der Nichtwiedertäuferischen; zumal, da Bockelson mit seiner Schönheit auch Rücksichtslosigkeit und Kühnheit verband, und er vielleicht, abgesehen von den künstlichen Selbsterhitzungen, der einzige Kalte war unter der Masse, welche durch sich selbst und durch ihn in fortwährendem „Außersichseyn“ sich befand.

War er auch Anfangs wirklich mitergriffen von dem Geiste der Schwärmerei, so war das doch bei ihm bald verflogen. Es ist unverkennbar, später gebrauchte er das ganze Propheten- und Entzückungswesen als Maschinerie zur Befriedigung seiner ausschweifenden Sinnlichkeit und Herrschsucht; er heuchelte mit Bewußtheit und mit Berechnung. So jung er war, wenig über fünf und zwanzig Jahre, so hatte er doch durch seine frühere Laufbahn mancherlei Mittel noch neben den Gaben der Natur, womit er sich zum Herrscher in seinem Kreise machen konnte. In Leiden war er als Mitglied der dortigen Sängerzunft durch sein Talent für Gesang und Saitenspiel und durch seine Meisterschaft in jeder Art geselliger, fröhlicher Unterhaltung bekannt gewesen, auch als Lieder- und Schauspieldichter, und war in mancher Rolle selbst als Schauspieler aufgetreten. Schauspielen war nun auch seine Sache als König von Zion. Aber er, und noch vor ihm das tausendjährige Reich des Friedens und der Freude, das messianische Reich der letzten Tage, wie sie es nannten, mit seiner Hauptstadt Münster, dem neuen Jerusalem, nahmen ein schreckliches Ende.

Bei der Erstürmung der Stadt wurden die meisten Wiedertäufer erschlagen, König Johann, trotz seines Rufs: „Wagt es nicht, an den Gesalbten des Herrn die Hände zu legen“! aus seinem Versteck, nebst seinem Scharfrichter, hervorgezogen, in einem eisernen Käfig in der Nachbarschaft zur Schau herumgeführt und dann zusammen mit Knipperdolling und Krechting, dem rasendsten seiner Schreckensmänner, zu Münster mit glühenden Zangen gezwickt und zuletzt mit glühenden Dolchen

erstochen. Keiner von ihnen wurde zum Widerruf ihrer Lehre über die Kindertaufe vermocht, so wenig als zum Widerruf der andern Lehre, daß Christus seine Menschheit nicht von der Jungfrau Maria empfangen habe, sondern unmittelbar von Gott durch die Wirkung des heiligen Geistes in der heiligen Jungfrau erschaffen worden, also seine Menschheit überirdischer Natur gewesen sey. Auf dem Richtplatz riefen alle Drei laut: „Wir haben nichts gethan, als was der Geist Gottes in uns geredet hat; um seinetwillen wollen wir Alles leiden"! Der Geist der Verrücktheit war seit lange in ihnen in Folge ihrer wilden Ausschweifungen etwas Stehendes geworden, die Qualen der Kerkerhaft hatten diese vermehrt. Schwerlich war es Schauspielerei von Johann, sondern Verrücktheit, wenn er sich noch auf dem Richtplatz als den Gesalbten des Herrn gab. Als ihm durch Hals und Herz zuletzt der glühende Dolch gestoßen wurde, verschied er mit dem Rufe: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist"!

Die Wiedertäufer aller Orten hatten seit diesen Münsterischen Auftritten noch mehr zu leiden. Ihre weltlichen Hoffnungen waren gebrochen, nicht aber damit auch ihr Glauben. Sie rückten nur den Sieg ihrer Sache, ihre Weltherrschaft, weiter hinaus, in die Ferne, und nachdem ihre Prophetie allzulaut geworden war und doch sich geirrt hatte, ergab es sich von selbst, daß die Täufer sich jetzt nur noch als stille Gemeinde im Verborgenen hielten.

Die Träume und Gesichte, die Offenbarungen des Geistes und die Prophezeihungen, alle die Erscheinungen des Außersichseyns nahmen ab und schwanden, und das praktische christliche Leben gewann wieder die Oberhand bei ihnen, zumal unter derjenigen Wiedertäufer-Fraktion, welche den Namen „Mennoniten" erhielt, sich selbst aber „Taufgesinnte" nannte.

Menno Simons, geboren 1496 in den Niederlanden, war bis 1536 römisch-katholischer Priester gewesen. In diesem Jahre ließ er sich taufen: der Heldenmuth und der fromme Sinn, womit er mehrere Jahre zuvor einen Wiedertäufer eines gewaltsamen Todes sterben sah, hatte ihn zuerst auf Leben und Lehre

der Wiedertäufer hingelenkt. Wie tief muß dieser Mann von der Wahrheit dessen, was er als den Kern dieser christlichen Partei erkannte, ergriffen und überzeugt gewesen seyn, da er nicht nur sein einträgliches Pfarramt niederlegte, sondern in die Reihen der Wiedertäufer eintrat, gerade in der Zeit, da die tiefste Schmach und die blutigste Verfolgung über ihnen lag! Kaum erst zuvor hatte David Joris, ein Glasmaler aus Delft, in neuer gefährlicher Schwärmerei, als „die wahre Menschwerdung des Geistes des lebendigen Christus", wie er sagte, sich unter die Wiedertäufer gemischt, und eine eigene Partei sich gebildet, mit einer Lehre, welche die heiligsten Grundlagen des christlichen Glaubens, das Ansehen der heiligen Schrift, und des sittlich-christlichen Lebens, die göttliche Ordnung der Ehe, und die Schönheit der Häuslichkeit, zu unterwühlen geeignet war; denn er lehrte, die in Ehe erzeugten Kinder seyen Kinder der Bosheit und des Teufels; in der Freiheit des Geistes sey auch die Freiheit von der Fessel des Ehestands mitbegriffen, und die natürliche Zeugung müsse in freier Vereinigung und in brünstiger Liebe Gottes geschehen.

Dieser sittenlosen Fleischlichkeit gegenüber gelang es dem frommen Menno Simons, der ein Weib nahm und mit ihr ein schönes und glückliches Leben unter schweren Nöthen und Lagen führte, die Wiedertäufer in den Niederlanden und an den deutschen Küsten zu christlicher Sitte und Ordnung zurück zu führen, zu jener Reinheit des Sinnes und des Lebens, welche sie ursprünglich ausgezeichnet hatte.

Durch ihn bildete sich eine Reihe kleiner Gemeinden unter dem Namen der „Taufgesinnten" oder der „Heiligen", mit sehr strenger Kirchenzucht. Menno brachte die Glaubensanschauung der Taufgesinnten, der Stillen im Lande, in einen Katechismus. Darin war viel Metaphysisches vermieden, also das, was über den Begriff der unendlichen Mehrheit der Christen in hohen wie niedern Ständen geht; und zugleich war den christlichen Glaubenslehren eine praktische Fassung zu geben versucht. Menno schloß sich in allen Hauptpunkten der reformirten Kirche

und ihrem Lehrbegriff an, und wich davon nur ab in folgenden wesentlichen Punkten.

Die Kindertaufe blieb verworfen, und die Taufe nur dann zugelassen, wenn der Täufling durch Jahre, Unterricht und Sich-einleben in das Christenthum so weit gekommen wäre, daß er selbst mit freiem Willen und freier Ueberzeugung sein Glaubensbekenntniß abzulegen vermöchte, mit Einsicht in die Pflichten wie in die Rechte eines Christen. Darf man von der heutigen Praxis der Taufgesinnten, der „Mennoniten", wie man sie jetzt gewöhnlich heißt, zurückschließen auf die damalige Zeit, so war das Taufjahr für die Kinder von Wiedertäufern niedrigst das achtzehente, oft das zwei und zwanzigste Jahr.

Die wahre Kirche war für Menno und die Seinen, gerade wie für unsern frommen Kirchengeschichtschreiber Neander, aber auch für Luther nach Aeußerungen seines tiefsten Herzens, — die „unsichtbare Kirche", die „Gemeinde" der „Heiligen", welche allwärts als Christen glauben, lieben und hoffen.

Schaute Menno sonst mit freiem Aug und Geist in die heilige Schrift, so blieb er doch in Mehrerem am Buchstaben der Worte Jesu hängen. Er verwarf jede Eidleistung, jede Ehescheidung, es sey denn durch Ehebruch; jede Art des Kriegsdienstes; jeden Prozeß; jede Uebernahme eines weltlichen Amtes obrigkeitlicher Art. Die Fußwaschung behielt er bei als eine für immer eingesetzte heilige Handlung.

Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, stille duldender Gehorsam, wurde zu allgemeinem Grundsatz erhoben. So hatten die Wiedertäufer ihre Reform durchlaufen. Schon im Jahre 1578 erlangten sie Duldung in Holland, als dieses als Freistaat hervorging aus dem Kampfe mit Spanien, und vom Jahre 1626 an hatten sie volle Religionsfreiheit. Ihr stiller, liebreicher Wandel, ihre Biederkeit und Aufrichtigkeit, empfahlen sie als fromme Leute so, daß sie bald auch in Holstein und Preußen, in Bayern und Rußland gesetzliche Duldung sich errangen. Sie blieben an die reformirte Kirche angelehnt, obgleich noch zu Menno's Zeiten sie sich über die Strenge der Kirchenzucht in zwei Schattirungen auseinander legten, in die Feinen

und in die Groben; die Ersteren waren die Strengeren, aber die kleinere Zahl. Die Letzteren dachten theils kalvinisch über die Gnadenwahl, theils wie Zwingli und Socin.

Lelio Sozzini aus Siena, der frei denkende Christ, den wir in Genf gefunden haben, hatte einen Nachfolger auf seiner Bahn in seinem Neffen Faustus Socinus, der bis zum Jahr 1604 lebte. Dieser stiftete in Polen die erste Gemeinde der Socinianer. Der unterscheidende Grundgedanke des Socinianismus war: „Der Eine Gott hat Jesus, der als bloßer Mensch, aber vaterlos, geboren worden, mit wunderbaren Gaben und Kräften begnadigt, ihn in den Himmel entrückt, und zum Lohne seines göttlich-schönen Menschenlebens auf Erden ihn vergöttlicht, damit er, als Mittler, der von Gott abgefallenen Menschheit das Licht der Erkenntniß, die Gnade Gottes und neues Leben bringe, und als König im Reiche des Geistes die Seinen ewig regiere".

Die Socinianer nahmen zwar an, daß der Mensch von Natur ohne die wahre Erkenntniß Gottes und darum die geoffenbarte Religion eine Nothwendigkeit sey; jedoch lehrten sie ausdrücklich, Gott habe seine Offenbarung der Wahrheit bemessen nach den Gesetzen des menschlichen Geistes, und der fortgeschrittene Menschengeist erkenne die Wahrheit heller und anders, als der Menschengeist auf früheren, niederern Stufen. Daraus ergab sich eine große Freiheit und Kühnheit in der Auslegung des neuen Testaments, überraschend neue Einblicke, worin sich aber oft Irrthum mit Wahrheit mischte, da vorzugsweise der kritische Verstand dabei thätig war. Der Kern des Christenthums war ihnen, im Geiste Christi sittlich zu leben, und dadurch immer mehr von Sünden los, erlöst zu werden. Sie zeichneten sich aus durch Sittlichkeit und Pflichttreue im Gemeinwesen; ihre Sittlichkeit war Bürgertugend. Keine Abzweigung des Protestantismus war ein so abgesagter Feind alles Pabstthums und Papistischen, als der Socinianismus. Sie selbst gaben ihren Glauben als geläuterten Protestantismus aus, geläutert durch vernunftgemäße Schriftauslegung und philosophische Durchdringung.

In Polen und Siebenbürgen hatte der Socinianismus blühende Gemeinden, bis studentischer Muthwillen die Römisch-katholischen gegen sie reizte. Ihre Gelehrten zeichneten sich unter den europäischen aus, besonders Wissowatius aus Litthauen, welcher unter dem Namen Arsenius Sofianus die Schrift: „Die vernünftige Religion" schrieb und heraus gab; eine Schrift, die großes Aufsehen machte und viel Einfluß hatte. Früher Prediger in Polen, starb er in Holland im Jahre 1678. Gerade die Schule der Socinianer zu Rakau war die Hauptbildungsanstalt für den polnischen Adel bisher gewesen. Diese Bildungsanstalt wie die Kirche und die Druckerei der Socinianer zu Rakau wurden für immer geschlossen, und die Socinianer sogar unter dem Vorwand des Landesverrathes im Jahre 1658 verurtheilt, binnen drei Jahren Polen zu verlassen. Der Religionsfrieden, welcher den dreißigjährigen Krieg schloß im Jahre 1648, sollte für sie nicht gelten. „Weil sie nicht in einzelnen Punkten der Religion abweichen von den Christen, sondern weil sie von der Religion selbst als solcher abweichen", erklärte sie ein königlich polnischer Erlaß außerhalb des Genusses der Artikel des Religionsfriedens.

In Polen aber hatte der Protestantismus um diese Zeit durchschlagend die Gestalt des Socinianismus angenommen, und so wurde zugleich dem ganzen Protestantismus in Polen mit dem Socinianismus die Lebensader durchschnitten. Die römisch-katholische Kirche, d. h. Hierarchie und Aristokratie siegten, und erdrückten hier den Geist der neuen Zeit und den Fortschritt auf mehr als ein Jahrhundert hinein; und Polen, der Adel wie die ganze Nation, zeigt von da an eines der auffallendsten Gottesgerichte, welche alle diejenigen Lande trafen, die sich den Ideen des neuen Geistes, dem Glauben und der Bildung der Reformation, verschlossen oder verschließen ließen. Polen hat das fürchterlich gebüßt, und büßt es noch heute. Viele Socinianer fanden Zuflucht in Preußen, in den Staaten des großen Churfürsten; einzelne ausgezeichnete Männer wurden in den freien Niederlanden angestellt, andere fanden da wenigstens Duldung, vermischten sich daselbst mit freieren

reformirten Gemeinden, und verloren sich unter ihnen. Aber der socinianische Geist wirkte in diesen Gemeinden und in der Wissenschaft fort; und der Haupthalt des Restes, der vom Protestantismus im Osten, in Siebenbürgen, sich erhielt, war von da an das socinianische Gymnasium zu Klausenburg mit den dortigen socinianischen Gemeinden. Im Nordwesten war Amsterdam der Platz, von wo aus die socinianischen Schriften sich fortwährend verbreiteten; Amsterdam heißt auf den Titeln dieser Schriften „Freistadt" oder „Friedensstadt" oder auch „Weltbürgerstadt"; was die Richtung der Schriften kennzeichnet.

Trotz blutiger Gesetze, welche das Beil des Henkers gegen die Socinianer schwangen, errangen sie sich doch auch in England einen Einfluß, der nicht zu unterdrücken war, und seit dem Jahre 1813, in welchem die gegen den Socinianismus erlassenen, schon im achtzehnten Jahrhundert gemilderten Strafgesetze aufgehoben wurden, fortwährend im Steigen begriffen ist. Er schloß sich dort schon im achtzehnten Jahrhundert mit dem Arianismus zusammen, der sich in England in Gemeinden wie auf dem Boden der Wissenschaft fort erhalten hatte.

Der Glauben an Einen Gott und nicht an drei Personen in der Gottheit (Unitarismus), wie ihn Socin aufstellte, wurde am weitesten fortgebildet durch Joseph Priestley. Priestley, ein sehr naturwissenschaftlich gebildeter Prediger, und Lindsey, der freiwillig seines Glaubens wegen sein staatskirchliches Predigtamt niederlegte, ein Mann mit weitem Herzen voll Milde und Liebe, gründeten in freiester Richtung mehrere unitarische Gemeinden in England und eine Akademie für freie theologische Forschung, im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts.

Priestley hat sich noch besonders bekannt gemacht durch sein Buch: „Geschichte der Verfälschungen des Christenthums". Politische Verwicklungen trieben ihn im Jahre 1794 nach Nordamerika; aber erst nach seinem Tode im Jahre 1804 ging hier die Saat auf, die er ausgestreut hatte; dann aber um so reichlicher. Jetzt zählt man in Nordamerika Hunderte von unitarischen Gemeinden mit weit über zweimal hunderttausend Mit-

gliedern, und im Staate Massachusetts haben die Unitarier die Oberhand. Eben so haben die unitarischen Gemeinden in England sich sehr vermehrt, aber in ungleich größerem Maßstab verbreitete sich unter den Einzelnen aller Orten in England der Unitarismus als Privatansicht, ohne daß diese einer unitarischen Gemeinde sich anschlossen. Der berühmteste Unitarier Nordamerika's, lange vor Priestley, war der, welcher „dem Himmel den Blitz entwand und den Tyrannen das Scepter", Benjamin Franklin; das Wort Deist, wie man ihn gewöhnlich benennt, bezeichnet ihn schlecht, weil Franklin Christ war und Christ seyn wollte.

Wahrhaft christlich ist wenigstens das an ihnen, daß sie alles dogmatische Gezänk vermeiden, jede Anfeindung der Glaubensanschauung eines anderen. Dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von dem deutschen Rationalismus; aber eben darum finden sich Männer von unitarischer Ansicht in England und Nordamerika in reformirter und selbst lutherischer Kirchengemeinschaft viel leichter und häufiger, als das bei Rationalisten in Deutschland der Fall ist.

Selbst die Gesetzgebung hat in England im Jahre 1844 die „Unitarier" in Schutz genommen und sie gegen den Raub sicher gestellt, welchen die „rechtgläubige Kirche" und selbst von ihr in einzelnen Punkten Abweichende, aber im Ganzen zu der Lehre der „rechtgläubigen Kirche" sich Haltende, und darum in ihren und der Gerichte Augen auch noch Rechtgläubige, an den Unitariern begehen wollten; und, weil die protestantischen Gerichte in ihrem Sinne sprachen, theilweise schon begangen hatten.

Die Logik der „rechtgläubigen" Leute und Gerichte hatte also gelautet: „Das Kirchengut sey für Gläubige gestiftet. Die Unitarier haben dem dreieinigen menschgewordenen Gott abgesagt, seyen also nicht mehr gläubig. Folgerecht müssen sie des für Gläubige gestifteten Kirchenguts verlustig werden". — Mit dieser Logik waren viele und zahlreiche unitarische Gemeinden Englands ihrer Kirchen und ihres Kirchenguts beraubt worden, und das drohte so weiter um sich zu greifen, bis die Ge-

setzgebung, auf Grundlage der Verjährungsfrist, diesem System der Rechtgläubigkeit und der Gerichte die Spitze abbrach und es beseitigte; mit großem Recht vom protestantischen Standpunkt aus.

Denn nach dieser Logik der Rechtgläubigkeit, welche freilich das Gegentheil von der Logik der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, urkundlich das Gegentheil von der Logik der Christusreligion ist, hätten überall die Römischkatholischen, als die „Rechtgläubigen", und wärens nur zehen in einer Gemeinde, den Ketzern, d. h. den Protestanten, Kirchen und Kirchengut gerichtlich in Verlust erklären lassen können, weil sie als solche der alten Rechtgläubigkeit abgesagt haben, für welche das Kirchengut gestiftet sey.

Die Unitarier zogen hauptsächlich ihre Verstärkung aus den „Baptisten".

Die „Baptisten" sind ein Gewächs des Bodens und der Verhältnisse Englands. Obgleich der Name Dasselbe heißt, was das deutsche Wort Täufer oder Taufgesinnte, so sind die Baptisten Englands und Nordamerika's doch sehr verschieden von den alten Wiedertäufern, wie von der stillen Gemeinde der Taufgesinnten des Festlandes Europas. Von den Ersteren haben sie jedoch das, daß sie, wie jene, leicht zu exaltirter Erregung geneigt sind, und daß sie in der englischen Revolution oft einen wilden Fanatismus zeigten. Eben so haben sie überall entschiedene Vorliebe für bürgerlich freie Verfassungen gezeigt, sowohl für die Republik als für den monarchischen Repräsentativstaat, und sie haben sich niemals akklimatisirt auf irgend einem Boden, wo Absolutismus herrschte, die „Gottlosigkeit Babels", nach ihrer Ausdrucksweise.

Das hängt auch damit zusammen, daß die Baptisten ursprünglich die streng-kalvinische Lehre festhielten. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts übte auch auf die Gemeinden der Baptisten der nachwirkende Geist Zwingli's seinen Einfluß siegreich aus.

Dieser nachwirkende Geist Zwingli's fand in den Niederlanden seinen ausgezeichnetsten Vertreter in Armin, der ursprünglich

kalvinisch war, aber durch Erfahrung wie Forschung an der harten kalvinischen Lehre von der unbedingten Prädestination Anstoß nahm und dann sie verwarf. Armin hieß eigentlich Harmensen und war in Südholland im Jahre 1560 geboren. Zu Genf unter Beza hatte er Theologie studirt, und war Prediger zu Amsterdam, später Professor der Theologie zu Leiden geworden. Er ging darauf aus, eine freiere, schriftmäßigere Behandlung der ganzen Kirchenlehre einzuführen, auf die heilige Schrift allein zurückzugehen, und Niemand an ein Symbol zu binden, auf eben dem Wege unter allen christlichen Gemeinden, die mit dem Pabstthum gebrochen haben, einen allgemeinen Kirchenfrieden (eine „Union" und „christliche Allianz") zu begründen und dadurch den ärgerlichen Fehden und Spaltungen innerhalb der protestantischen Kirche ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke faßte er in wenigen einfachen Sätzen aus der heiligen Schrift, fünf an der Zahl, alles das zusammen, was als zum Heile nothwendiger Glaubensgrund allgemein anzunehmen und von jedem zu bekennen seyn sollte, welcher als Christ anerkannt werden wolle; doch sollten auch diese fünf Sätze keinerlei symbolische Autorität haben.

Nach schweren Kämpfen mit den Strengkalvinischen unter Einmischung der politischen Parteien in den Kampf, nach zeitweiser Exkommunikation, während der ihnen selbst die Duldung in Holland versagt war, gelang es im Jahre 1630 der sehr zahlreich gewordenen Gemeinde und weit verbreiteten Ansicht des schon 1609 gestorbenen Armin mit dem Siege der republikanischen Partei in den vereinigten Niederlanden wieder Duldung und großen Einfluß zu erlangen, der um so mehr wuchs, als die freisinnige Wissenschaft ihnen die Kraft einer Geistesbildung zuführte, welche den unter strengem symbolischem Bann liegenden Gegnern gebrach, und das blühende Gemeinwesen der Arminianer von der Gesundheit ihres christlichen Lebens zeugte.

Armins großer Gedanke eines Kirchenfriedens und eines einfachen allgemeinen Glaubensbekenntnisses zum Zweck einer Verbrüderung aller evangelischen Christen unbeschadet des besonderen Glaubensbekenntnisses der einzelnen christlichen Kirchen,

Gemeinschaften oder Sekten, war der in die Furchen eingelegte Samen; den Keim, kräftig hervorgebrochen, sahen unsere Tage; den Baum mit dem kühlenden Schatten, mit den Blüthen und Früchten, den vollen Segen dieses Gedankens, werden unsere Nachkommen zu genießen haben.

Je mehr die arminianische Ansicht in der reformirten Kirche in einflußreichen Köpfen Wurzel faßte, und sich in der Praxis geltend machte, ohne daß diese Ansicht den absonderlichen Namen des Arminianismus beibehielt, desto weniger war Grund für Tausende, in die arminianischen Gemeinden einzutreten oder darin zu bleiben, und so schmolz die Zahl wie die Stärke der arminianischen Gemeinden zusammen.

Das ist ja überhaupt der naturgemäße Gang jeder Partei, sey sie politisch, wissenschaftlich, künstlerisch, oder religiös, überall zeigt die Geschichte der Menschheit, daß sich Gott im Fortschritt ihrer Bewegung einer „Theilung der Arbeit" bedient. Die hervorragenden Geister und ihre Partei sind die verschiedenen Faktoren des politischen, des kirchlichen, des wissenschaftlichen, des künstlerischen Lebens zur Erfüllung der Aufgaben, welche für jede dieser Richtungen einem Zeitabschnitt gestellt sind. Jetzt tritt der in den Vordergrund, dann jener; sie lösen sich einander ab; und der bisherige geistige Faktor, sogar der, welcher eine geschlossene Partei gewesen war, tritt zurück und scheint zu schwinden und zu verschwinden. Aber er verliert sich nur an und in das Allgemeine; verloren ist er dadurch nicht, sondern er lebt fort im Allgemeinen, in das er seinen Geist und dessen gewonnene Erfolge abgegeben hat, um verschmolzen mit dem Geiste des Allgemeinen weiter zu wirken.

Armin und der Arminianismus haben so, tief und nachhaltig, ein- und fortgewirkt in dem ganzen Protestantismus diesseits und jenseits des Ozeans. Armin war ein Wecker des bereits wieder eingeschlafenen Gedankens, des eingeschläferten freien Geistes, mitten in der protestantischen Welt. Zum Bach und Fluß wurde Armin, diese schöne, lautere Quelle, erst durch die mächtigen Einströmungen größerer wissenschaftlicher Kräfte, in England durch Baco von Verulam, welchem kein Zweig des Wissens seiner

Zeit fremd war, in Holland durch Hugo Grotius, den großen Humanisten und Staatsmann, aber auch durch Oldenbarneweld, einen der ehrwürdigsten unter den Republikanern aller Zeiten. Diesen Dreien schließt sich ein ebenfalls weltberühmter Namen an, Isak Newton, der, weil er sich vertiefte in die Natur und ihre Wissenschaft, demüthig war, anbetend stille stand und sich willig beugte und tief vor dem Geiste, der aus der heiligen Schrift ihn anhauchte, vor der Offenbarung Gottes im Wort. Aber vor dem Geiste beugte Newton sich, nicht vor dem Buchstaben: Newton war Arminianer.

Einerseits hatten die Arminianer in den Vorausgängen wie in den Fortgängen der englischen Revolution die Aufgabe, und erfüllten sie, die englische Hoch- oder Bischofskirche einerseits und den Fanatismus der Puritaner andererseits abzuschwächen, und in das neue englische Leben in Kirche und Staat ermäßigend hinein zu treten, ermäßigend nach rechts und links. Es waren das nicht die Einflüsse der arminianischen Partei, deren Namen damals schon in England zurücktrat, sondern der von Armin auf Männer aller Farben übergegangenen geistigen Anschauung und Richtung. Es mußte allen Patrioten, geschweige allen ihre Zeit verstehenden Staatsmännern einleuchten, daß eine religiöse Verständigung nöthig sey, um die politische Neugestaltung zu gewinnen, nach welcher Alles sich hinsehnte und hindrängte. Es mußte allen wissenschaftlichen Köpfen einleuchten, daß die Wissenschaft nur dann zur Wahrheit nach allen Seiten hin vor zu bringen vermöge, wenn sie frei vom Banne des Dogma's sey. Gerade mit der Reformation war ja die Zeit angebrochen, in welcher die Wissenschaft verlangen konnte, daß sie keiner menschlichen Autorität unterworfen werde. Nun aber war zu Luthers letzten Lebzeiten, vollends nach seinem Tode, ein Rückfall in den Dogmatismus des Mittelalters geschehen, in eben jenes Kommando: Das mußt du glauben und das darfst du nicht glauben! — in jenen Scholastizismus, welcher so lange den Menschengeist umsponnen gehalten hatte, gebunden an die Satzung, die jeden kühnen Flügelschlag des zur Freiheit sich losringenden Geistes mit dem Henkerbeil und Scheiterhaufen niederhielt; volle

Befreiung aber von Natur und Satzung zu erringen, war die Weltaufgabe des Geistes, die ihm durch die Reformation angewiesen war.

Der tiefchristliche Hamann sagt: „Alles Hangen am Buchstaben ist Lamadienst; wir haben und vernehmen in unserm Gewissen den Geist Gottes, und Vernunft und Schrift ist die gleiche Sprache Gottes".

Diejenigen, welche wie Hamann dachten, nachdem eine protestantische Kirche gegründet war, wurden theils geköpft, theils gehenkt, theils verbrannt, im mildesten Falle eingekerkert, und dann des Landes verwiesen oder wenigstens aller Aemter und Ehren verlustig. Nicht bloß Schiller, sondern selbst der große fromme Gottfried Herder, welcher die Thore zur christlichen Wissenschaft und Weltgeschichtsanschauung aufschloß, wären in der Mitte und vollends am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erbarmungslos lebendig verbrannt, im siebzehnten Jahrhundert zum Wenigsten mit Kerker, Ehrloserklärung, Landesverweisung, wo nicht mit Brandmarkung durch den Henker oder mit dem Galgen bestraft worden; und zwar nicht von Katholiken, sondern von Protestanten, gemäß den theils neugemachten theils fortgehandhabten alten Staats- und Kirchengesetzen.

Die Diktatur, welche Luther für nothwendig gehalten hatte selbst in Glaubenssatzungen, um die neuwerdende Kirche vor einem Auseinanderfall in zahllose Sekten, also vor dem Untergang, zu bewahren, da selbst Melanchthon nicht mit ihm übereinstimmend blieb, hatte die Nachwehe, daß die protestantischen Fürstenkonsistorien als neues Pabstthum, und zwar als zerschiedene Pabstthümer, jedes einzelne Konsistorium eben als neues Pabstthum, mit „Infallibilität", d. h. mit Unfehlbarkeit, wie es das altrömische Pabstthum that, auftraten, und von einer freien Kirche, wie es der Protestantismus seinem Prinzip nach allein seyn konnte, nichts wissen wollten. Jene Katholizität des Christenthums, welche darin besteht, daß man jedem Geiste seine Eigenthümlichkeit läßt, war zwar in der Reformation, aber ganz und rein nur in ihren ersten Jahren, schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Verschwinden hier, ganz

verschwunden dort. War die römische Kirche so lange dem, was die wahre Kirche braucht, dem Ernste der freien Forschung, todtfeind gewesen: so war es die neue protestantische Kirche jetzt eben so. Die neue Kirche war, statt alle Stände mit christlichem Leben zu durchdringen, eine Kirche der Theologen, die sich selbst befehdeten, und eines dürren Dogmatismus, der unerquicklich für das Herz, kein Brod des geistigen Lebens war. Ja dieser neue protestantische Dogmatismus ging auf eine neue Todtlegung des Geistes. Der wahre protestantische Glauben mußte Leben und Licht bringen; die rasche Ausartung des Protestantismus in neuen Dogmatismus vergaß, daß nicht der blinde Glauben, die „Todtlegung des Geistes“, selig macht, sondern der erleuchtete und lebendige Glauben, welcher Geist und Leben ist.

In den protestantischen Fürstenstaaten waren es besonders die Hofprediger und die Universitätstheologen, welche die neue Priesterschaft des neuen protestantischen Pabstthums wurden, und bald aufs Haar hin nur allzu vielfach jenen byzantinischen Hofbischöfen und Hoftheologen glichen, welche, nach oben beweglich und biegsam, nach unten unduldsam, hart, unbeugsam, despotisch und intrikant, ohne Gemüth und sittlichen Lebensernst und jeder in sein eigenes oder Parteidogma verrannt, nicht dem Evangelium dienten, sondern ihren eigenen Leidenschaften und Interessen.

Abermals wurde die Glaubenslehre Gegenstand der Hofkabalen, und abermals kamen die Tage der Glaubensstreitigkeiten innerhalb der neuen Kirche, am christlichen Leben zehrend; und eben damit die Tage der Phrasen, des Phrasenheldenthums in dogmatischen Zänkereien, der theologischen Klopffechterei. Abermals wurde das innere Wesen der Religion nicht mehr unterschieden von den einzelnen Dogmen; abermals entledigte man sich des inneren Wesens des Christenthums, und klammerte sich forcirt an den Buchstaben des einzelnen Dogma's an, voll Haß gegen die Freiheit des Denkens und Glaubens, voll Haß selbst gegen das, was naturgemäßes Leben hieß, weil dem Protestantismus am Ende des sechzehnten Jahrhunderts das fast ganz abging, was er im Anfang im vollen Maße hatte, die huma-

nistische Bildung. Gegen den dreißigjährigen Krieg hin war in Deutschland der Protestantismus halb barbarisch geworden, so sehr hatte er sich des Geistespfundes entleert und es vergraben, das ihm einst die neuerwachte altklassische Bildung, der Humanismus, zugebracht und anvertraut hatte.

Nur in Holland und England blühete noch der Humanismus fort und darum die wahre protestantische Wissenschaft; und um den protestantischen Geist vor der Todtlegung durch den Dogmatismus zu wahren und den letztern abzuschwächen, unterschieden die, dem Arminianismus zugethanen Männer der Wissenschaft zwischen „wesentlichen" und „unwesentlichen" Glaubensartikeln und führten diesen Unterschied in die Theologie ein. Sie beschränkten die wesentlichen Glaubenslehren auf eine sehr kleine Zahl, hielten allen Fanatismus und alle Polemik von sich fern, und lebten und übten das Christenthum in ihren Kreisen, während Andere außerhalb derselben mit verwirrenden Zänkereien und Haarspaltereien in für das christliche Leben unwesentlichen Dingen der Dogmatik ihre Zeit verdarben. „Latitudinarier", d. h. Leute des breiten Weges, nannte sie der Spott; aber als ächte Christen, in welchen Geist und Leben ihrer Zeit sich konzentrirte, leuchten unter diesen Latitudinariern Männer wie Wilhelm Chillingworth, der im Jahre 1644 starb, und welchem Neander ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Diese Männer des freien christlichen Geistes gingen von dem göttlichen Wort als der einzigen festen Richtschnur des menschlichen Erkennens und Lebens aus, aber sie ließen sich nicht „unter das Joch Einer aufgedrungenen Form einzwängen", sie gehörten der unsichtbaren Kirche an, und dachten und sprachen in Liebe wie Neander: „wo der Eine Grund des Glaubens an Jesus als den Christ, den Heiland, und König vorhanden ist, da ist Christenthum, da ist eine Kirche Christi, da ist der Geist Christi wirksam".

In einer Zeit, wo Spaltungen die ganze protestantische Kirche zerrissen und man einander gegenseitig den christlichen Brudernamen wegen Verschiedenheit in menschlichen Formen und

Dogmen absprach und sich verfolgte, da war diese Erkenntniß und diese Liebe, wie Chillingworth und die ihm Gleichgesinnten sie hatten, recht am Platz, und Worte wie folgendes von Chillingworth: „Ich bin fest überzeugt, daß Gott nicht mehr von den Menschen verlangt, und daß also auch kein Mensch von dem andern mehr verlangen sollte, als zu glauben, daß die Schrift Gottes Wort sey, nach Herausfindung ihres wahren Sinns zu streben und demselben gemäß zu leben. Ich will keinen für einen schlechtern Menschen oder Christen halten, ich will keinen Menschen weniger lieben, weil er in seiner Meinung von mir verschieden ist, und ich erwarte, daß mir von Andern mit dem Maße wird gemessen werden, mit welchem ich ihnen messe. — Was allgemein von allen Christen geglaubt wird, wenn es mit der Liebe zur Wahrheit und mit dem heiligen Gehorsam verbunden ist, reicht hin, die Menschen zum Himmel zu führen. Warum sollten die Menschen strenger seyn als Gott? warum sollte irgend einen Menschen von der Gemeinschaft der Kirche ein Irrthum ausschließen, der ihn von der ewigen Seligkeit nicht auszuschließen vermag„?

Dieser, in seiner eigenen Ueberzeugung so feste und doch Andersgläubigen gegenüber so liebreiche christliche Geist, wie er in Chillingworth und in seinem Freunde Cudworth sich darstellt, ist das Morgenroth des in unsern Tagen aufgegangenen christlichen Lichtes, das als „Union“ und allgemeiner Kirchenfrieden sich kund gethan hat, und die Wunden heilen wird, welche die langen Spaltungen und Verfolgungen über Dogmatischem dem protestantischen christlichen Volk und Leben, und eben damit der ganzen Christenheit, geschlagen haben. Wir gehen der Zeit entgegen, in welcher eine neue Verherrlichung des Reiches Gottes in der Menschheit allgemein werden wird. Sie ist nicht nur schon eingeleitet, sie ist schon angebrochen.

Sie werden sich dann nicht mehr wiederholen, jene Verirrungen menschlicher Verblendung und Selbstsucht, menschlichen Eigenwillens und Fanatismus, welche Dogmen ersannen, von

welchen die heilige Schrift nichts weiß, und dogmatische Streitigkeiten anfingen und Brüder zu Ketzern machten, weil das eine und dasselbe Licht mit anderer Strahlenbrechung auf Herz und Geist dieses und jenes Christen fiel.

Das Unheil hatte damit begonnen, daß man, wie Neander sagt, „bei dem Streit über die Art, wie Christus bei dem heiligen, zur Bezeichnung und Besieglung seiner Gemeinschaft mit den Gläubigen eingesetzten Mahle gegenwärtig sey, vergaß, daß man doch einen höhern Grund der Einheit miteinander hatte, in der Gemeinschaft mit dem Herrn, welche durch das von ihm bei seinem Abschied von den Seinigen eingesetzte Zeichen nur sinnbildlich dargestellt und besiegelt werden sollte". Der von Luther mit Zwingli angefangene Streit hatte lange Nachwehen und gebar immer neue Streitigkeiten und Zänkereien über andere und geringere Punkte. Ueber das Heilige soll man nicht spitzfindig seyn: es hat sich das immer schwer gerächt. Das hat auch Deutschland lange genug verwirrt, entkräftet, lange bluten und nachbluten lassen.

Weil Chillingworth das athanasianische Glaubensbekenntniß, ohne gegen seine christliche Ueberzeugung zu handeln, nicht unterschreiben konnte, fand er in England keine kirchliche Anstellung. In diesem athanasianischen Symbol, sagt der tiefchristliche Neander „wird gewissen menschlichen Bestimmungen über die göttliche Wahrheit eine zu große Bedeutung und ein zu großes Ansehen beigelegt, welches durch die hinzugesetzten Verdammungsformeln Jedem das Heil abspricht, der nicht diese menschlichen Begriffsbestimmungen über die Dreieinigkeitslehre annimmt. Chillingworth hielt es nun für große Anmaßung, der Gnade Gottes solche Gränzen zu setzen, das Heil der Menschen von solchen Begriffsbestimmungen abhängig machen zu wollen. Ein solches Verfahren schien ihm dazu dienen zu müssen, daß der christlichen Gemeinschaft willkürliche Schranken gesetzt und die Spaltungen vervielfältigt würden. Er bezeichnete diese Verdammungssätze als „sehr falsche und in einem hohen Grade anmaßende und schismatische". Das sagt Neander von

Chillingworth, dem „erleuchteten Gottesgelehrten Englands", wie er ihn nennt.*)

Solches durfte Neander sagen und drucken lassen, ohne seinen öffentlichen Lehrstuhl der Theologie zu verlieren. Man hat ihn neuerdings verkennen und verketzern wollen; aber die öffentliche Meinung hat in christlichen Dingen einen solchen Fortschritt gemacht und sich so christlich durchleuchtet und durchwärmt, daß Schimpf und Schande auf die Antaster der Christlichkeit Neanders fiel. Das hat sich großartig auch darin gezeigt, daß der neueste christliche „Kirchentag" die Verketzerung und Amtsentsetzung Baumgartens einhellig als unchristlich verurtheilte.

So gut wurde es Melanchthon nicht.

Das dogmatische Gezänke der protestantischen Theologen unter sich selbst hatte seit lange Melanchthon tief verletzt; es war ihm die Verfolgungssucht über diese oder jene Fassung eines Dogma von Haus aus fremd, und sein späterer Sündenfall in der Sache Servets steht vereinzelt mit wenigen anderen ähnlichen Schwachheitssünden. Melanchthon sagte wiederholt, über diesem theologischen Streiten werde man das Christenthum vergessen; über dieser Selbstabschwächung des Protestantismus werde die Freiheit desselben wie die der Nation zu Grunde gehen. Es ging ihm tief durch die Seele, daß Luther, der Befreier des so lange gebundenen religiösen Geistes in seinen späteren Jahren immer mehr am Buchstaben hing, gerade an seine eigene Fassung eines Dogma mit Eigensinn sich anklammerte, für den Buchstaben eiferte. Voraus schon erschütterten ihn die von Luther erregten Streitigkeiten über die Lehre von der „Rechtfertigung" allein durch den Glauben, die nachher die evangelische Kirche in ihren tiefsten Gründen erschütterten und spalteten, weil er die bösen Folgen der Streitigkeiten über die Abendmahlslehre zuvor schon vor Augen hatte. Mit seinem feinen Scharfsinn hatte Melanchthon vorausgesehen, wohin das führen müsse, und wohin das

*) Neander, das Eine und Manchfaltige im Reiche Gottes. Kleine Gelegenheitsschriften. S. 44 ff.

geführt hat, daß Luther, im richtigen Kampfe gegen die Verdienstlichkeit bloß äußerlicher guter Werke, wie sie die römische Kirche so lange gelehrt hatte, sich zu der Lehre fortreißen ließ, „gute Werke seyen unnöthig zur Seligkeit“.

Die Grundlehre Luthers von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein war eine Macht in seiner Zeit gegen deren sittlichen Leichtsinn, wie er in der laxen Sittenlehre der entarteten römisch-katholischen Kirche und deren finanziellem Bedürfnisse seinen Ursprung und Fortgang hatte. Sie ist noch heute eine sittlich-religiöse Macht gegen ähnlichen Leichtsinn, welcher mit Gott religiös und sittlich leicht abkommen möchte, sich oft abzufinden versucht für ein sündenvolles Leben durch einzelnes Geben. Diese Lehre ist, in Mark und Blut des Lebens verwandelt, die tiefste Religiosität, die in einem Christen sich darstellen kann, und dann zeigt sie, als ihre von selbst sich ergebenden Früchte, einen hellen, freien, sittlich-schönen, kerngesunden, und darum lebensfrohen Geist, wie er in Luther zu Tage trat, und eine wunderbare Energie des christlichen Wollens und Lebens, eine Thatkraft, die wirkt und schafft, die duldet und leidet für die Menschheit mit Freuden; denn der, welcher diesen Glauben verwirklicht in sich hat, hat eben damit ein ganz neues Leben in sich, das Leben in Christus, das wahrhaft christliche Leben.

Diese Grundlehre Luthers aber war nicht bloß schweren Mißverständnissen ausgesetzt, sondern sie wurde auch praktisch so mißverstanden, daß Luther in den letzten paar Jahren seines Lebens kummervoll darüber seufzte, wie wir früher gesehen haben. Und neben der Sitten- und Lieblosigkeit, die sich unter seinen Augen selbst in Wittenberg erzeugte, war ein Theologengezänke über dieser Lehre Luthers entstanden, welches rings um ihn her tobte, und nach Jahrhunderten heute noch nicht zum Schweigen gebracht ist. Und doch war dem kerngesunden Gemüth und Geiste Luthers nichts so widerwärtig, als, wie er es nannte, „das schädliche Pfaffengebeiß“ über Buchstaben und Dogma. Aber auch das gehörte zu der Genialität Luthers, und ihren Schmerzen für ihn wie für Andere, daß er selbst sich hinreißen ließ zu dem, was er als schädlich voraussah, und sogar einige

Male anfing, was ihm in der Natur widerwärtig war, und was in einer für ihn widerwärtigsten Art Andere fortsetzten. Das gehört zu den Widersprüchen mit sich selbst, welche alle genialen Naturen in sich haben, und welche Luther, als der größte Mann der neuen Zeit, in dessen Brust und Leben nicht zwei Jahrhunderte, sondern zwei Weltalter ihren Wendepunkt nahmen, in großem Maße in sich hatte. Das ist es, woran die gewöhnlichen Menschen bei weltgeschichtlichen Persönlichkeiten leicht irre werden. Die Einen möchten das, was ihnen mißfällt oder als Widerspruch erscheint, wegraisoniren, aus Liebe; die Andern möchten die große Gestalt wegen thatsächlicher Widersprüche verkleinern, aus Haß. Beide übersehen, daß solche aus genialem Instinkt das Neue gestaltenden Persönlichkeiten ohne das Feuer der Leidenschaft, und ohne Enthusiasmus für die Idee, der sie leben, das gar nicht vermöchten, und daß in ihrer Seele ein starker Wechsel seyn muß, ein Wechsel von Ruhe und Aufregung, von Gefühlsstürmen und stiller Verstandesarbeit. So that Luther mehr als einmal das selbst, was er, wie wir eben sahen, als „schädliches Pfaffengebeiß" an Andern verwarf.

Bucer und Kapito ließen nicht nach, bis die zu Wittenberg und die Schweizer sich einigten. Es war das am 25. Mai 1536 geschehen, durch die „Konkordie", welche Melanchthon verfaßt hatte, und welche die meisten Schweizer annahmen. Reformirte und Lutherische galten seitdem als vereint. Aber später war es Luther, der die kaum geschlossene Vereinigung über die Lehre vom Abendmahl wieder zerriß und den Streit erneute, bitterer als je.

Wegen des Mißbrauchs, welchem Luthers Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein und von der Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit unterlag, nahm Melanchthon als er seine „Glaubenslehre" vom Jahre 1535 überarbeitete, in die neue Ausgabe den Satz auf, daß wahrhaft gute Werke nothwendig seyen; obwohl sie keinerlei Verdienstlichkeit haben. Luther mißbilligte diesen Satz. Auch noch in anderen Punkten der Lehre war Verschiedenheit der Ansicht und der Ueberzeugung zwischen

Melanchthon und Luther, nicht bloß Verschiedenheit des Geistes und des Charakters.

Es war nicht bloß die Sanftmuth und Nachgiebigkeit im Charakter Melanchthons, was ihn gegen die dogmatischen Streitigkeiten der Theologen einnahm, sondern es war die Einsicht, daß die Glaubenslehre, wenn sie Segen statt Fluch bringen solle, Alles auf das sittlich-religiöse Bedürfniß der Christenheit beziehen müsse, und daß Alles wegzuräumen oder zu vermeiden sey, was die Einheit im Geist und im Leben innerhalb der evangelischen Kirche hindere oder auch nur trübe. Sagte er doch, daß „ihm die Elbe mit allen ihren Wogen nicht Wasser genug schaffen könnte, um das Unglück der in sich selbst getheilten Reformation zu beweinen". Aber er trauerte nicht blos über die Spaltung der evangelischen Kirche in Lutherische und Reformirte und über die Feindseligkeit der Einen gegen die Andere; sondern über den Riß, welcher in die Gesammtheit der Christenheit gemacht war; besonders ging ihm dieser Riß zu Herzen, weil er die deutsche Nation in zwei Lager spaltete und so nach Außen schwächte wie nach Innen. Dreißig Jahre lang hat er diesen Schmerz in sich getragen, und, wie seine vertrauten Briefe zeigen, sich oft nach dem Tode gesehnt.

Darum that er Alles, was ihm unter den Verhältnissen möglich war, um diesen Riß wieder auszugleichen und ein Sich-wiederzusammenschließen der alten und der neuen Kirche, oder wenigstens ein friedliches Nebeneinanderbestehen beider, vorzubereiten.

Luther selbst hatte keine neue Kirche gründen wollen; er sagte in derbster Weise, daß er Nichts wissen wolle von „lutherischer" Lehre. Er hatte Nichts gewollt, als eine Reform der Kirche. Am allerwenigsten hat er eine „Partei" der „Lutheraner" gewollt. Dazu war seine Seele zu groß, zu selbstvergessen, zu sehr in begeisterter Glaubens- und Liebesfülle der Sache der Christenheit, die ihm die Sache Gottes war, zugewandt. Ein Parteimann war Luther gar nicht. Niemals hat irgend etwas, was Parteimänner treibt und erfüllt, niemals irgend ein irdisches Interesse die Seele dieses Genius bewegt

oder bestimmt, welcher den großen Anstoß zur Umwandlung zweier Welttheile, ja der Menschheit gab; und der doch dabei seiner Natur bis ans Ende treu blieb, redlich und dabei derb, in heiligem Zorn aufbrausend, und dabei wieder liebreich und dem bittersten Gegner vergebend, immer die Sache von der Person unterscheidend; im Alter noch eine genial-heitere, naive, kindliche Natur: wie wunderbar leuchten aus dem, was aus seinen letzten Jahren vorhanden ist, die naivste Heiterkeit einer kindlichen Seele und ihre unbefangene Keckheit in Einfällen und Ausdrücken neben großen Gedanken und erhabensten Empfindungen!

Wie ungeheuer unterscheidet sich diese herrliche Gestalt Luthers, welche nur mit ihren Schatten neben ihren großen Lichtern Luther ist, von allem dem, was Lutheraner heißt und als Parteihaupt der Lutheraner erscheint! Er, der die geistige Freiheit sichern, aber niemals die Kirche an sich bekämpfen wollte, wurde nur durch äußere Nothwendigkeit später dahin gedrängt, daß eine neue Kirche sich um ihn und durch ihn bildete.

Mit Allem was Luther that und sprach, war Luthers Geist, seine Glaubens- und Liebesfülle, zusammengewachsen; und selbst wo er irrte, waren es diese seine schönen Eigenschaften, welche einen leuchtenden Glanz selbst über sein Irren warfen.

Diese Geistes- und Herzensfülle hatten die nicht, welche noch zu seinen Lebzeiten und bald nach seinem Tode als „die ächten Lutheraner" sich breit machten. Treffend zeichnet diese alten Lutheraner, was ein berühmter Theologe über die neuen Lutheraner gesagt hat: „Wir haben es nun genug erlebt, wie aus der Mitte der evangelischen Theologie und Geistlichkeit sich eine Schule gebildet hat, welche sich von Luther allein, statt von Christus, nennen will, und doch von Luther Nichts hat, als seine beiden Schwächen, sein schwächliches Sichzurückziehen von der Sache des Volkes und sein unweises Pochen auf den Buchstaben des Sakramentes. Aber während Luther von einer verkannten Grundwahrheit ausging, und an ihm bei einer Ueberfülle der herrlichsten Gaben, Einsichten und Verdienste nur jene beiden Flecken hafteten, von denen wenigstens der zweite ihm mehr durch die bloße Zeitbildung angewohnt war, sind diese seine

Affen nur aus den schlimmsten Flecken der Zeit hervorgegangen und lassen sich von allen herrschenden Fehlern dieser Zeit ergreifen und beherrschen".

Ewald zeichnet mit diesen Worten die Kreuzzeitungspartei unserer Tage, die Junkerpartei mit ihrem lutheranischen Anhang, welche dem Aufgang des reineren Christenthums in der Welt sich entgegenzustemmen sich abrackert, dadurch, daß sie den Glauben an den gedruckten Buchstaben fordert, weil der Geist sie bedrängt, und in Religion und Staatsbürgerthum den Rückschritt lehrt, den Geist Luthers lästernd, indem sie sich nach Luther benennt.

Derartige Lutheraner umgaben auch Luther in seinen letzten Jahren, und dazu gehörten — selbst Jonas und Amsdorf, und vor Allen Flacius. Die hetzten an Luther, daß er Zwingli, Kalvin, Bucer, Capito und Melanchthon, wie er sagte, „in einen Kuchen" warf, „weil sie Alle nicht den natürlichen Leib Christi im Abendmahl anerkennen". Wie bei dem gealterten Herder nachweisbar aus dem Urkundlichen, so hat bei dem größeren Luther seine unmittelbare Umgebung viel Schuld, wenn er in den letzten Jahren manchmal war, wie er nicht seyn sollte, weil er nicht selbst so war, und wenn er redete, schrieb und that, was auch nicht seyn sollte.

Melanchthon hat in einem erhaltenen Briefe erklärt, er habe in den letzten zehen Lebensjahren Luthers „eine fast schmähliche Knechtschaft zu erdulden gehabt", und sich oft „wie Ulysses in der Höhle Polyphems gefühlt".

In jener weisen Richtung Melanchthons auf eine allgemeine Vereinigung beider Bekenntnisse, des schweizerischen und des wittenbergischen, und aller Nebenbekenntnisse und Secten des Protestantismus, zu einer großen religiösen und politischen Macht, hatte derselbe im Jahre 1540 seine, schon früher berührte, „erklärte, in etwas gemehrte Augsburger Confession" herausgegeben. Darin waren alle Ecken, welche zum neuen sittlich-religiösen Leben der Zeit nicht nothwendig waren, abgeschliffen, und das Bekenntniß des protestantischen Geistes wäre geräuschlos, die große Masse der protestantischen Christen unmerkbar, so von dieser Confession umgebildet worden, daß sie weitherzig und weitgeistig alle Abweichun-

gen in der großen evangelischen Kirche, wie sie sich durch ganz Europa verbreitet hatten, hätte umfassen und in eine Einheit zusammenschließen können. Selbst Kalvin anerkannte dieses neue allgemeine Panier der Reformation. Aber Luther hielt das, was Melanchthon in Zukunftskraft that, für eine Schwäche; es war der nicht an Jahren aber durch Kampfesermüdung sehr alt gewordene Luther.

Wie sehr aber auch Luther und Melanchthon in Ueberzeugung und Schrift auseinander gingen, immer wandte sich wieder das Herz des Einen dem Herzen des Anderen zu, und selbst, wenn Luther den einlenkenden Melanchthon im Verdacht des Umschlags hatte, so daß Melanchthon fürchtete, es sey jetzt seines Bleibens im Lande nicht mehr, griff Luthers schönes Herz, das stärker war, als seine theologischen Voraussetzungen, zurück auf das Herz des Freundes und des Gehülfen in der Reformation, und Beide waren wieder auf eine Zeit lang Ein Herz und Eine Seele, zum großen Mißvergnügen der Famuli Luthers, welche sehr scheel dazu sahen, daß, bei den eigenthümlichen politisch-religiösen Zeitläufen, in den letzten fünf Jahren der vermittelnde Melanchthon mehr galt am Hofe, als Luther; ja fast allein galt.

Doch vermochte weder Melanchthons Nachgiebigkeit gegen die römisch-katholische Kirche, noch das Entgegenkommen des frommen Legaten Contarini den religiösen Spalt, der durch die Christenheit ging, wieder zusammen zu schließen. Der Zwiespalt war ein geschichtlich nothwendiger und darum für damals unausgleichbarer. Dem Pabstthum war es nicht ernst mit Zugeständnissen und Ausgleichungen, es wollte nur Zeit gewinnen, täuschen, um dann wieder ganz als das alte aufzutreten. Melanchthon hatte erklärt, dem Pabste, wofern er das Evangelium zulasse, könne um gemeinen Friedens willen die Oberhoheit auch über die evangelischen Bischöfe nach menschlichem Recht zugestanden werden. Luther aber hatte ausgerufen: „Gott erfülle euch mit dem Hasse des Pabstes"! Immer klarer und lebendiger war in ihm das Gefühl mit den Jahren geworden, daß Pabstthum und ächtes Christenthum völlig unverträgliche Dinge seyen. Ahnungsvoll

erkannte er in der gleißenden Miene des Kaisers und des Pabstes nur Fallstricke. Zwar war die Reformation in Württemberg ganz durchgeführt, das Herzogthum Sachsen unter Georgs Sohn protestantisch geworden, ebenso Brandenburg und Churpfalz. Der Churfürst Hermann von Köln ließ 1543 durch Bucer und Melanchthon einen Entwurf zur Reformation seines Erzbisthums abfassen, und der Kardinal Albrecht von Mainz gab in seinem Stifte Magdeburg und Halberstadt dem evangelischen Glauben und Gottesdienst völlige Freiheit, und gerne übernahmen dafür seine Stände die Schulden seines für Wissenschaft und Kunst noch immer gleich freigebigen Hofhaltes. Auf den Beichtvater König Ferdinands, des Bruders des Kaisers, hatten Luthers Schriften einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß dieser auf dem Sterbebett vor dem Könige sein kirchliches Leben und Wirken für einen Irrthum und eine Täuschung erklärte und dieses Wirken unter Thränen bereute; und sowohl dieser Vorgang, als das eigene Lesen in Luthers Schriften, namentlich aber seit länger schon der Einfluß seiner geliebten ganz evangelischen Schwester, der verwittweten Ungarkönigin, hatten zusammen es bei König Ferdinand dahin gebracht, daß er am 1. Februar 1537 an Luther schrieb, und versprach, er wolle nach dessen Rath mit den Ständen des Reichs auf einem Reichstage sich vergleichen. Es schien, als wolle im ganzen deutschen Reiche das römische Wesen in die volle Reformation, der Katholizismus in den Protestantismus übergehen. Dem Kaiser waren durch seine außerdeutschen Verwicklungen die Hände gebunden, und von allen weltlichen Fürsten auf deutschem Boden standen jetzt nur noch die Herzoge von Bayern als Stützen des Pabstthums und des alten Glaubens da; denn Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Feind des Evangeliums, der das evangelische Goslar mit Waffenmacht züchtigen und nehmen wollte, war von Chursachsen und dem Landgrafen mit Uebermacht überfallen, vertrieben und endlich gefangen worden; das letztere im Jahre 1545.

Kaiser Karl V. aber, der sein lebenlang in der Religion nur ein Mittel für die Beherrschung der Massen sah, der für seinen Absolutismus mit Recht den Protestantismus als gefährlich

erkannte, und in Spanien, in Italien und in den Niederlanden die Beihilfe der römisch-katholischen Priesterschaft für denselben erfahren hatte, — Kaiser Karl dachte an nichts Anderes, als auch ganz Deutschland wieder zum römischen Katholizismus zurückzuführen, und es wieder in dieselben Fesseln zu legen, mit welchen das außerdeutsche Erbe des Hauses Habsburg, Spanien, Belgien und Italien, noch gebunden war.

Sobald er mit Frankreich Frieden, mit den Türken auf fünf Jahre Waffenstillstand geschlossen hatte, zeigte er durch die Prozessirung des Erzbischofs von Köln und durch das frisch vergossene Blut evangelischer Prediger in den Niederlanden im Jahre 1545 seine wahren Gedanken, und seine Kriegsrüstungen konnten auf nichts Anderes deuten, als daß es mit dem Religionsfrieden von Nürnberg und mit der Ruhe der Protestanten zu Ende gehe. Von den protestantischen Fürsten meinte und sagte der Kaiser, es sey bei ihnen „mehr auf Liberalität als auf Lutherei, mehr auf Kirchengut als auf Kirchenlehre abgesehen“. Die durchgreifenden Säkularisirungen, welche überall die protestantischen Fürsten seit Jahren vorgenommen hatten, waren ohnedieß ein unübersteigliches Hinderniß einer friedlichen Lösung der kirchlichen Verhältnisse; denn Klöster und Klostergut und Stifter hatten in protestantischen Händen eine solche Wandlung durchgemacht, daß ihre Rückgabe an die katholische Kirche theils unmöglich, theils wenigstens auf friedlichem Wege nicht zu erwarten war. Das von Pabst und Kaiser im Jahre 1545 endlich eröffnete allgemeine Konzil wurde von den Protestanten nicht besucht, sondern vornherein ernstlich verworfen, da sie eines auf deutschem Boden verlangt hatten, dieses aber auf welschem Boden, wenn auch auf Reichsboden, von italienischer Luft umweht, stattfand, nämlich zu Trient. Der Kampf zwischen dem Braunschweiger einerseits, und Chursachsen und Hessen andererseits hatte den Landfrieden gebrochen, und war das Vorspiel gewesen für den blutigen Zusammenstoß zwischen Katholizismus und Protestantismus.

Während die blitzgeladenen Donnerwolken so über Deutschland hingen, that Luther seine letzte Weissagung, „Deutschland

werde durch sich selbst ineinander fallen, aus wissentlicher Verstockung gegen das liebe Evangelium". Gott erhalte uns und unser armes Häuflein, daß wir mögen dem Zorn Gottes entfliehen, betete er; und Morgens zwischen zwei und drei Uhr war er in seinem Gott entschlafen, am 18. Februar 1546, ohne eigentlich krank zu seyn, nachdem er ernst und heiter noch den Abend zuvor mit den Seinen zugebracht hatte, am stillen Orte, wo er geboren worden war, zu Eisleben.

Ueber seinem noch frischen Grab entlud sich wenige Monate darauf die lange drohende Donnerwolke des Religionskriegs. Der Kaiser erklärte, er werde jetzt die Fürsten züchtigen, welche bisher unter dem Scheine der Religion das kaiserliche Ansehen verachtet und fremde Güter an sich gerissen haben. Damit glaubte Karls Verschlagenheit die übrigen Protestanten zu trennen von den Fürsten des schmalkaldischen Bundes, und diese zu isoliren, als ob er nur gegen diese, nicht gegen die protestantische Religion, vorgehe. Am 20. Juli 1546 sprach er die Reichsacht über den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen „wegen Hochverraths an Kaiser und Reich". Für einen Reichsexekutionszug wollte Karl den Vertilgungskrieg gegen den Protestantismus ausgeben, und alles Gehässige eines Religionskriegs verdecken. Aber die Decke zerriß des Kaisers Bundesgenosse, der Pabst Paul III. Am 4. Juli verkündete dieser Europa das am 26. Juni mit dem Kaiser geschlossene Bündniß zu dem „neuen Kreuzzug zur Ausrottung der Ketzer". Allen denen, welche diesen „Kreuzzug" durch Gebet und Geldbeiträge fördern, ward „vollkommener Ablaß" verheißen.

Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen erklärten das Verfahren des Kaisers gegen sie für einen Mißbrauch kaiserlicher Gewalt, wie er es auch war; auf Anstiften des Antichrists in Rom, zur Ausrottung ihrer wahren christlichen Religion, sey das so vorgenommen.

Die Wehrkraft des Protestantismus strömte zu den Fahnen der geächteten Fürsten an der Gränze von Schwaben und Bayern. Des Kaisers Heer lagerte zuerst bei Regensburg, dann bei

Landshut. Sie konnten den Kaiser vernichten, wenn sie sofort über ihn herfielen, denn sie waren jetzt ihm weit überlegen. Aber das nicht von Gott eingegebene theologische Bedenken „die Evangelischen dürfen nicht der angreifende Theil seyn", ließ monatelang im Lager die Zeit verstreichen, bis die Spanier, Italiener und Niederländer heran kamen und zugleich aus Thüringen die Botschaft, daß Herzog Moriz von Sachsen das Land Chursachsen besetzt habe. „Um einer Besetzung durch den römischen König zuvor zu kommen", wie Moriz sagte: aber in Wahrheit, von Kaiser Karl gewonnen, durch Zusage der Churwürde. Jetzt löste sich das protestantische Heer auf. Der Sachsenchurfürst Johann Friedrich eilte zurück, seine Lande sich zu erhalten, und eroberte bis auf Leipzig und Dresden das ganze Herzogthum seines verrätherischen jungen Vetters. Aber der Abzug des churfürstlichen Heertheils hatte eben die Auflösung des verbündeten Heeres in Oberdeutschland zur Folge, das vielköpfig und uneinig zuvor war. Die evangelischen Stände Oberdeutschlands wurden, eingeschüchtert, leicht von dem Kaiser gewonnen, und namentlich die evangelischen Reichsstädte machten einzeln ihren vortheilhaften Vergleich mit dem Kaiser. Darauf zog dieser dem Churfürsten nach Sachsen nach, und auf der Lochauer Haide bei Mühlberg wurde das vereinzelte Heer des sächsischen Churfürsten überfallen, zur Schlacht gezwungen, geschlagen und der Churfürst gefangen, nachdem er sich heldenmüthig mit Wunden bedeckt hatte. Man las ihm das Todesurtheil vor, „wegen Landfriedensbruch und Rebellion"; aber seinen Glauben zu verläugnen, war er nicht zu vermögen. Seine Churwürde erhielt — Herzog Moriz, und einen schönen Theil seiner Lande. „Ich g'winn's, wer nur will wetten"! dichtete in diesen Tagen seines Unglücks der heldenmüthige Churfürst Johann Friedrich, der manche andere evangelische Lieder gedichtet hatte. So groß war sein Glaube und sein Hoffen.

Das „christliche Bedenken" seiner Theologen, nicht „der angreifende Theil zu werden", hatte sein Unglück herbei geführt, und das Unglück der ganzen protestantischen Sache. Aber auch noch ein anderes. Die Hofprediger hatten seit dem Bauernkrieg

eine Kluft zwischen Fürsten und Volk gemacht, und an den lutherischen Fürstenhöfen hatte sich unter Vorschub der Hofprediger ein absolutistisches Wesen etablirt, als Nachahmung der Höfe von Paris und Madrid im Kleinen, und darum eine Furcht vor Volk und Volksbewaffnung.

Als das Heer des Kaisers und der Katholischen sich auf Mitteldeutschland wälzte, da riethen Einsichtsvolle „ein Aufgebot alles protestantischen Volks in die Waffen für den Glauben". Die Ablehnung dieses weisen Rathes hatte die Mühlberger Schlacht und die Niederlage des Protestantismus zur Folge, wie im vierten Jahrhundert nachher die Mißachtung desselben Rathschlags — die Jenaer Schlacht und die Schmach und das Unglück Deutschlands. Es waren Gottesgerichte über die Fürsten; aber die Völker hatten mit zu büßen.

Die kaiserlich-päbstliche Perfidie, welche das jugendliche Herz des protestantischen Moriz von Sachsen verführt hatte, nahm den Landgrafen Philipp von Hessen hinterlistig gefangen, gegen die bestimmte geheime Verabredung mit eben diesem Moriz, welcher des Landgrafen Schwiegersohn war. Diese Treulosigkeit sollte ihre Früchte bald tragen; denn Moriz hatte sein fürstliches Wort für die Nichtantastung seines Schwiegervaters verpfändet.

Der Dominikanerzögling Karl erließ am 15. März 1548 ein Reichsgesetz von Augsburg aus, „wie es der Religion und der Kirchengüter halb bis zu Austrag der allgemeinen Kirchenversammlung gehalten werden solle".

Dieses Reichsgesetz hieß das „Interim", weil es etwas Provisorisches, Einstweiliges seyn sollte.

Das „Interim" gewährte Manches, z. B. die Priesterehe, den Kelch im Abendmahl, und Anderes in der Lehre. Wer das Interim nicht annahm, wurde mit Gewalt gezwungen. So ganz Süddeutschland. Da die Herausgabe der Kirchengüter darin nur durch gütlichen Vergleich bewirkt werden sollte, so hatte das etwas Anlockendes zum Nachgeben.

Der Feldhauptmann der evangelischen Reichsstädte im Bundesheer, der tapfere und kriegserfahrene, aber bürgerliche,

aus Schorndorf gebürtige Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach, der unter Jörg von Frondsberg in Italien den Krieg erlernt hatte, war, als die oberdeutschen Reichsstädte den Widerstand aufgaben, voll Zorn und Verachtung hinweg gegangen von den „feigen Leinewebern"; und Verachtung dieses Kleinmuths der süddeutschen Stände, nicht Rache, war es, daß Kaiser Karl die Abgeordneten der evangelischen Städte im Wirthshause zu Schwäbisch Hall eine Viertelstunde lang vor sich auf den Knieen liegen ließ, ohne sie eines Blicks zu würdigen. Er strafte sie schwer an ihren Geldsäcken; mit dem Geld, um das er sie strafte, hätten sie ein Heer werben können, das jedem Fremden den Eintritt auf den deutschen Boden verwehrt hätte.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Verfall des Protestantismus. Der Augsburger Religionsfrieden.

Wie es mit dem „Gütlichen" in Betreff der Kirchengüter gemeint war, bekam Schwaben sogleich zu fühlen. Dieses Land kam jetzt im Frieden dem Untergang nahe unter der gräßlichen Geißel der spanischen Raubrotten des Herzogs Alba, und unter ihrem Schutz wurden die Klöster und Stifter den früheren Ordensleuten wieder eingeräumt, die Kirchengüter diesen einstweilen zugestellt; mit Geschrei überzogen die vertriebenen Raben, die Mönche und Nonnen, aufs Neue das Land. Alle evangelischen Prediger, die sich der Annahme des Interims widersetzten, wurden vertrieben, verfolgt, in Ketten in die Kerker geschleppt, geächtet. Die Reichsstadt Konstanz, die sich standhaft der Annahme des Interims widersetzte, wurde ihrer Reichsfreiheit beraubt, und alle oberländischen Städte beugten sich im Schrecken, „um dem Teufel seinen Willen zu lassen", wie der Herzog von Württemberg sich ausdrückte. Der Kaiser, jetzt allmächtig, forderte die Wahl seines

Sohnes Philipp II., jenes berüchtigten bigotten Spaniers, zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthron.

Es hatte allen Anschein, daß Deutschland zu einer spanischen Provinz herabgedrückt, die Reformation mit Gewalt ausgerottet werde. Die Glocke sey schon gegossen, der Ketzerei zu Grabe zu läuten, sagten ihre Feinde. In allen oberländischen Reichsstädten stürzte der Kaiser die zünftische Verfassung um und schloß alle Gewerbtreibenden vom Rathhaus aus „als unerfahrene Leute". Ueberall führte er die Adelsherrschaft ein. Er freute sich, daß bald nun das Reich wieder Eine Religion und Einen Herrn haben werde. Der Umsturz der ganzen deutschen Reichsverfassung und des Evangeliums war den Höflingen Karls etwas Ausgemachtes. Damit Deutschland nicht spanisch gemacht werde, oder, wie Churfürst Moriz es selbst ausdrückte, „um das Reich vor viehischer erblicher Servitut zu retten", überfiel dieser mit Heeresmacht blitzschnell den Kaiser in Tyrol, und zwang ihn zu dem Vertrage von Passau, im Jahre 1552. Damit war dem deutschen Reiche und zugleich der evangelischen Kirche die Freiheit gerettet. Im Jahre 1555 folgte am 25. September der Religionsfrieden von Augsburg. Des Kaisers Gewaltherrschaft in Deutschland war gebrochen, und die Einsicht selbst in König Ferdinand aufgegangen, in Katholischen und in Evangelischen durch die Leidensschule des Religionskrieges die Ueberzeugung gereift, daß Deutschland unmächtig nach Außen und unglücklich im Innern seyn müsse, so lange nicht Frieden und Eintracht zurückkehren, und daß das auf keinem andern Wege möglich werde, als durch gegenseitige religiöse Duldung.

Der Augsburger Religionsfrieden setzte fest: Die Rechte eines deutschen Reichsstandes sollen bestehen, ob ein solcher der Augsburgischen Konfession anhange oder der römischen Kirche. Das Reichsgericht solle aus Beisitzern des alten und neuen Glaubens zu gleichen Theilen besetzt, der Eid für die Zulassung „zu Gott und den Heiligen" nicht mehr gefordert werden, vielmehr auch „auf Gott und das Evangelium" gestattet seyn. Alle Reichsstände sollen das Recht haben, in ihrem Gebiete zu reformiren; nie sollen sie wegen des Glaubens, der Kirchengebräuche

und Ordnungen, die sie aufgerichtet haben oder nachmals aufrichten möchten, vergewaltigt, beschwert oder verachtet werden.

So war die Gewissensfreiheit in Gesetzesform gewährleistet, aber nur für die Reichsstände; für die Unterthanen war nichts gewährt, als das Recht der Freizügigkeit, d. h. eines freien Abzugs in ein anderes Gebiet, wenn sie sich wegen ihrer Religion bedrückt glauben. Nur einzelnen Landständen, welchen von der herrschenden römisch-katholischen Partei die Religionsfreiheit verweigert wurde, gab König Ferdinand die Verheißung, „darauf zu sehen, daß diejenigen Landstände, welche sich bereits zur Augsburgischen Konfession bekannt haben, deßhalb nicht bedrückt werden".

Eben so wurde im Augsburger Religionsfrieden der Besitzstand einer jeden Kirche anerkannt und gewährleistet, wie er zur Zeit des Passauer Vertrags gewesen. Je nachdem die Kirchengüter zu der Zeit in geistlicher oder weltlicher Hand waren, so solle es bleiben. — Rom protestirte zwar heftig gegen das; doch einigten sich die Deutschen.

Römische List wußte aber auch in die schöne grüne Saat dieses Religionsfriedens Unkraut schon jetzt hinein zu säen, einen „geistlichen Vorbehalt". Von katholischer Seite wurde gefordert: jeder geistliche Reichsstand, welcher künftig zur Augsburgischen Konfession übergehe, solle dadurch thatsächlich seiner Würde verlustig seyn, und die Stände eines solchen geistlichen Reichslands sollen nach dem Uebertritt zur neuen Lehre ihre Stiftsländer herausgeben.

Man stritt darüber hin und her, einigte sich nicht, und in die Friedensurkunde wurde endlich eingerückt, man habe sich über diesen Punkt nicht verglichen; aber trotz der Nichtzustimmung der evangelischen Stände wurde kraft kaiserlicher Vollmacht vom römischen König Ferdinand dieser „geistliche Vorbehalt" als Reichsgesetz verkündet.

Erzbischöfe und Bischöfe sollten nicht mehr weltliche Fürsten werden durch Uebertritt zur Reformation. Kam dieser „Vorbehalt" nicht hinein, so war voraussichtlich in ein paar Jahren die römisch-katholische Kirche auf deutschem Boden evan-

gelisch geworden. Es galt also dieser Vorbehalt dem Fortbestand der katholischen Kirche in Deutschland. Aber dieser Vorbehalt war die Aussaat, welche als dreißigjähriger Krieg schrecklich blutig aufging.

Das zweite, von römischer Tücke Ausgesäete, und von lutherischer Selbstsucht und Beschränktheit Zugelassene, war, daß alle Freiheiten und Rechte, welche der Augsburger Religionsfrieden den Protestanten zugestand, nur für diejenigen gelten sollen, welche sich zur Augsburger Konfession bekennen, nicht aber für diejenigen Reformirten, welche außerhalb derselben stehen. So nährte römische Intrike die Eifersucht und den Haß zwischen beiden Schattirungen im protestantischen Lager, und die Selbstschwächung derselben.

Dennoch war, trotz dieser Schattenseiten, der Augsburger Religionsfrieden von weltgeschichtlicher Bedeutung, ein ungeheurer Fortschritt, welcher im westphälischen Frieden seinen Schlußpunkt, seine Vollendung und seine Sicherung fand. Zur Vollkommenheit der Liebe und der Erkenntniß war zwar die christliche Welt selbst nach den blutigen Schrecken des dreißigjährigen Krieges noch nicht gelangt: die allgemeine Religionsfreiheit hat erst in unsern Tagen in Gesetzesform aufgeleuchtet unter den „Grundrechten“ deutscher Nation, und selbst diese Lichtidee ist wieder zurück getreten hinter die vorübergehenden Wolkenschatten der Zeit. Aber sie ist da in der Welt, und lebt, und wird sich geltend machen, und die Welt erneuen und verjüngen.

Die frühere Stufe dafür war der Augsburger Religionsfrieden. In ihm hatte sich der Gedanke der Gewissensfreiheit zum erstenmal in der Welt politische Berechtigung errungen.

In denjenigen staatlichen Gebieten, welche sich schon bisher der Augsburgischen Konfession angeschlossen hatten, war damit die bisherige Obmacht der katholischen Bischöfe als beseitigt anerkannt. Die Bischofsgewalt in solchen Landen war an den weltlichen Landesfürsten übergegangen. Weil es in den ersten Jahrzehenten der Reformation der Verhältnisse wegen nicht anders möglich war, hatte man es so gehalten. Aber was, im Drange

der Umstände, zeitweilig so gehalten wurde, das blieb nun die Grundlage der protestantischen Kirchenverfassung, mit Konsistorien, d. h. mit Kirchenbehörden der Staatsregierung. Viel ging vom eingezogenen Klostergut verloren in sehr weltlichen Verwendungen; aber größtentheils ist es doch geblieben als ein Grundstock für Ausstattung und Erhaltung von Kirchen, Schulen und Armenanstalten in den protestantischen Landen.

Seit dem Augsburger Religionsfrieden kam der Grundsatz zur Herrschaft: „**Cujus regio, ejus religio**“, d. h. wessen das Land, dessen ist die Kirche; der Landesherr ist der Religionsherr. Dadurch war der unumschränkten Gewalt der Fürsten über die Kirche ihres Landes Thür und Thor geöffnet; und da ein großer Theil, wie der Macht der früheren Klerisei, so auch des Kirchenguts an die protestantische Staatsgewalt gekommen war, und von des Fürsten Gnade ganz abhängige Beamte in den protestantischen Landen an die Stelle der früheren selbstständigen römisch-katholischen Geistlichkeit getreten waren, so hatte die weltliche Fürstenmacht, selbst dem Kaiser gegenüber, sich ungebührlich durch die Ausbeutung der Reformation verstärkt. Die Bischofsgewalt des weltlichen Fürstenthums ohne geistlichen Charakter beklagte schon Luther noch in seinen letzten Jahren aus traurigen Erfahrungen, und die Fakultäten zu Wittenberg und Jena mahnten unter dem Drucke dieser neuen Art von Bischöfen daran, Christus habe die Seinen nicht aus der päpstlichen Sclaverei errettet, um sie zu Knechten der Politici zu machen. So entstand eine Vielheit von Landeskirchen: sämmtliche evangelische Gemeinden auf dem Gebiet eines jeden Reichsstandes schlossen sich wieder als eine Landeskirche ab; die allgemeine evangelische Kirche war nur als Idee vorhanden, und es fehlte nicht bloß die Einheit, sondern sogar meist die Einigkeit der einzelnen Landeskirchen.

Ja, was der urchristliche Grundbegriff der Kirche ist, die große evangelische Gemeinde als solche, das hat über Angelegenheiten der protestantischen Kirche noch niemals gesprochen, weil niemals die evangelischen Gemeinden durch frei aus sich gewählte Vertreter zusammen traten, um zu berathen und zu beschließen.

Darum, wenn wo gesagt wird, die evangelische Kirche habe das so angeordnet oder angenommen, oder abgelehnt: so ist das, auf apostolischem und urchristlichem Standpunkt betrachtet — eine reine Fiktion, eine absichtliche oder eine unabsichtliche, im Nachklang altkatholischer Redeweise gebrauchte Täuschung.

Es hat zwar auf frisch protestantischem Boden so wenig, als einst auf byzantinisch und römischem Boden, an Gelehrten gefehlt, welche diese Bischofsgewalt der protestantischen Fürsten als eine rechtliche Uebertragung darzustellen suchten, indem sie das, was jetzt wirklich und thatsächlich da war, aber im Widerspruch mit dem, was ursprünglich als rechtsgrundsätzlich galt, so geworden war, als etwas behandelten, das aus Grundsätzen des Rechts hervorgegangen sey. Denn ursprünglich war es im grellsten Widerspruch mit den Grundgedanken des Protestantismus, daß ein weltlicher Fürst Landesbischof seyn sollte, da nach diesen „über die Seele Niemand herrschen sollte als Gott allein".

Zwar ist unter diesem Bisthum der Fürstenhöfe und unter einer die sittliche Kraft abschwächenden Dogmatik übertreibender Theologen der Fortschritt der protestantischen Christenheit zu einem wahrhaft christlichen Leben ein so wenig glänzender gewesen, daß Luther zuletzt Deutschland für ärger als Sodom hielt, und daß die Sitten, besonders des Adels und des Mittelstandes, kurz vor dem dreißigjährigen Kriege sehr unchristlicher Art geworden, ja verwildert waren; das dogmatische Gezänke hatte den sittlichen Schwung gelähmt, welchen die Zeit in der ersten Erhebung des Protestantismus genommen hatte; auch war viel Aberglauben mit in den neuen Glauben hinüber gebracht worden, und das Licht, das von den Nachfolgern Luthers ausging, war nicht mehr das helle Licht aus den Jugendtagen der Reformation.

Aber trotz dieser Schatten war durch die Reformation ein allgemeiner Fortschritt zu geistiger Freiheit gemacht, welcher sich selbst denjenigen Staaten mittheilte, welche bei dem römisch-katholischen Glauben geblieben waren. Denn dadurch, daß die Macht des Pabstthums gebrochen war, wurde auch in diesen Staaten eine mehr selbständige Entwicklung der Nationalitäten möglich. Nur da, wo das spanisch-östreichische Haus,

das Haus Habsburg, mit Gewalt den römisch-katholischen Kirchenbann aufrecht zu erhalten und alle diejenigen Unterthanen, die sich davon frei gemacht, unter Roms Joch zurück zu drücken strebte, stockte diese Entwicklung, und es kam zu großen schweren blutvollen Kämpfen.

In Folge dieser Kämpfe gestalteten sich fast alle Staaten Europa's um: Spanien und Portugall verwelken schnell und sinken zur Unbedeutendheit hinab, weil sie gegen die Reformation eine feindliche Stellung einnehmen. Die Niederlande fallen von Spanien ab, das den neuen Glauben in diesen Landen vernichten will, kämpfen sich frei, und erheben sich jugendkräftig in jeder Hinsicht zu einer außerordentlichen Blüthe. England, weil es in die Reformation eingeht, tritt an Spaniens Stelle als weltbedeutende Macht, und stellt, zwar auf dem Wege der Revolution, in seinem Innern zugleich mit der religiösen auch die politische Freiheit fest. In Frankreich entbrennen über die Reformation hüben und drüben, oben und unten die verwickeltsten Kämpfe, Bürgerkriege für und wider den neuen Glauben, und Kriege um die Krone, die dem protestantischen rechtmäßigen Erben von den Römisch-Katholischen bestritten wird; Kriege, die den Boden mit Bürgerblut düngen, aber auch am Ende zu ihrer schönen Frucht — die Religionsfreiheit haben, unter deren Segen Frankreichs Volk ein ganz anderes wird. Im ganzen Norden ist durch die Reformation ein neues Leben erwacht. Der Eintritt des Nordens in das europäische Staatensystem ist Folge der Reformation; ohne sie hätte Schweden nie das Uebergewicht im Nordosten Europa's erlangt; ohne sie wäre nie ein preußischer Staat, der Schirmherr freier Geistesentwicklung, möglich gewesen. In Deutschland befestigt sich die Religionsfreiheit, und wird das Streben des Hauses Habsburg nach absoluter Herrschaft gebrochen, aber nach einem dreißigjährigen Kriege voll Blut und Wehen.

Melanchthon hatte weder ein friedliches Verhältniß zur römisch-katholischen Kirche, noch ein solches des lutherischen Bekenntnisses zu den Reformirten, ja nicht einmal Frieden und Eintracht der Lutherischen unter sich selbst zu vermitteln vermocht.

Es gab „wüthende" Lutheraner, und ein solcher, der Theologe Flacius, bezüchtigte Melanchthon offen wegen seiner Friedensversuche des „Verraths an der Kirche". Vom „kalvinischen Teufel" sey er besessen, tobten diese Lutheraner. Und so war Melanchthon gestorben, am 19. April 1560, wie man seitdem sprüchwörtlich sagt: „gestorben an der Wuth der Theologen"; müde, voll Schmerzen und Aengsten in der Seele um die Zukunft der Reformation und der deutschen Nation. Seine Anhänger, Philippisten genannt, wurden verfolgt, verbannt, gefangen gelegt, wegen Verdachts der Hinneigung zur reformirten Anschauung, und in den Kirchen Sachsens wurde gebetet für die „Ausrottung der Kalvinischen Ketzerei", ja eine Denkmünze wurde geschlagen „zur Feier des Sieges Christi über den Teufel und die Vernunft", d. h. über Melanchthon und die Anhänger seines Geistes. Die „Konkordienformel", die im Jahre 1577 vollendet wurde und die Glaubensstreitigkeiten, als ein von den Reichsständen unterzeichnetes allgemeines Gesetzbuch kirchlicher Rechtgläubigkeit, beenden sollte, vermochte das natürlich nicht.

Die Reformation wurde von ihren Kindern in Deutschland so behandelt, als ob sie nichts wäre, als ein dogmatisches Kompendium, über dessen Glaubenssätze und deren richtige Auslegung oder Einhaltung der eine Pfarrer oder Professor mit dem andern, das eine Gemeindeglied mit dem andern Gemeindeglied zu hadern hätte. Der Buchstabe und die Schulformeln waren es, worin das alleinige Heil gesucht wurde, und von der Kanzel und in Schriften flogen die Bannflüche von Lutherischen gegen Lutherische, weil jeder sich für einen gottberufenen Zionswächter hielt, der über die „Reinheit der Lehre" Wache zu halten habe. Noch mehr als die Amtsentsetzungen und Landesverweisungen vieler redlicher Prediger und Lehrer wegen Verdachts, daß sie nicht zur „reinen" Lehre sich halten, redet laut die Verketzerung des edelsten und größten Geistes seiner Zeit, des frommen Johann Kepler.

Johann Kepler, geboren zu Weil der Stadt im jetzigen Württembergischen, die damals Reichsstadt war, aber erzogen im württembergischen Seminar Maulbronn und darauf im Stifte zu

Tübingen, hatte die seit Jahrtausenden fruchtlos gesuchten Gesetze der Sternenwelt entdeckt und sie enträthselt, und ist dadurch für ewige Zeiten der Stolz seiner Nation geworden. Dieser große Genius, in welchem der durchdringende Scharfsinn mit der fruchtbaren Phantasie vermählt war, und welcher seiner Zeit die Wunder Gottes in den Harmonien des Weltalls ausdeutete, welcher aber auch lieber hungern als von der Augsburgischen Konfession abfallen wollte, wurde von der lutherischen Geistlichkeit in Graz, wo er Lehrer der Mathematik war, in den Kirchenbann gethan, weil er sich weigerte, einen Artikel der Konkordienformel, den er für vernunft- und schriftwidrig hielt, nämlich die Lehren von der Allgegenwart des Leibes Christi, und die Verdammung der Kalvinischen als Ketzer, die in seinen Augen unchristlich war, zu unterschreiben.

Auch die damalige württembergische Geistlichkeit war so herunter gekommen, daß sie ihn „als ein ungesundes Schaf von der Heerde des Herrn weg wies". Kepler ließ das Alles über sich ergehen, ohne daß seine Anhänglichkeit an das Augsburgische Glaubensbekenntniß dadurch geschwächt wurde. Vor Gott und der Weltgeschichte verworfen sind seine lutherischen Verketzerer, gebrandmarkt nicht bloß durch diese Sünden an ihm, sondern auch durch den tief frommen, in der Schule täglicher Leiden freudigen, ächt christlichen, von Aberglauben und Unglauben gleich weit entfernten Sinn, welcher in Keplers unsterblichen Briefen lebendig sich ausspricht. Wohl hat er unter würdigeren Bildern, als den gangbaren seiner Zeit, die Gottheit und ihre Wunder, Christus und seine Religion angeschaut; aber bescheiden geschrieben: „Ich bin ein Christ, und das Augsburgische Bekenntniß ist das meinige; ihm hänge ich an; die Religion ist mir eine ernsthafte Sache, kein Scherz". So sprach Kepler, den hochgestellten Katholiken gegenüber, die ihn mit Ehren und Reichthümern für seinen Uebertritt überhäuft hätten. Um so mehr kennzeichnet seine Verdammung durch die lutherischen Theologen Steiermarks und Württembergs diese selbst, ihre geistige und ihre sittliche Stufe. In Württemberg hatten sie sogar Keplers Mutter als Hexe angeklagt, eingekerkert, in Ketten gelegt. Die überall

auf den protestantischen Gebieten auftauchenden „Hexenprozesse“ mit ihren Folterkammern und Scheiterhaufen markiren ebenfalls das neue Pfaffenthum der protestantischen Kirche jener Zeit.

Wie nach dem Evangelium, so war nach den Grundgedanken des Protestantismus die Gemeinde die Kirche. Der Protestantismus aber war zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts so ausgeartet, daß, wie einst die katholische Kirche in ihrer Entartung zur Priesterkirche, die protestantische Kirche zur Theologenkirche herab gesunken war, eben so weit von der wahren evangelischen Kirche entfernt, als die entartete römisch-katholische Priesterkirche vom wahren Katholizismus.

Und in dieser schnell entarteten protestantischen Kirche waren eine Masse absonderlicher Kirchen, weil die Eitelkeit und der Eigensinn der Hofprediger jedes Hofes und der Professoren jeder Landesuniversität wieder eine besondere Kirche für sich seyn wollte.

An die Stelle des lebendigen Glaubens an Jesus Christus war die Auffassung des Glaubensinhalts in Lehre getreten, an die Stelle des christlichen Lebens in Liebe die das Gemüth ausdörrende und verödende „Rechtgläubigkeit“, welche ganz in dogmatischen Zänkereien und im Verketzern aufging, worin die neue Kirche dieser Zeit die alte weit übertraf; ein Leben in Haß gegen die, welche Brüder in Christus seyn sollten, und welche das gleiche Evangelium hatten. Jeder Nachtheil der Reformirten fand Schadenfreude im lutherischen Lager, und jede gemeinsame Maßregel gegen den gemeinsamen Feind wurde von den lutherischen Hofpredigern zurückgewiesen aus Haß gegen die Reformirten. Alles war entweiht, Kanzel und Lehrstuhl, Schloß und Hütte, Kopf und Herz durch die protestantische Theologenkirche; der ganze Protestantismus in tiefem innerem Zerfall, in fortschreitender Zersetzung und Selbstauflösung.

Das sahen mit Freuden die Gegner zu Rom und allwärts. Sie sahen diese große Sünden, die der Protestantismus gegen sich selbst verübte, aber auch Gott sah sie und suchte mit Elend

heim, was so entartet war: er ließ es zu, daß die Feinde des Evangeliums endlich ihre Plane, die protestantische Kirche zu vernichten ins Werk setzen durften.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Die Reaktion Roms.

Man hat treffend das ächte Lutherthum, die deutsche Reformation, „evangelischen Katholizismus" genannt, und Luther selbst einen „Mann von volksthümlich-kirchlichem katholischem Geiste", die Reformation selbst eine „Neugeburt der ganzen Kirche, eine Erneuerung derselben aus ihrem ersten Schöpfungsquell". Aber in diese Richtung wollte das Pabstthum nicht eintreten, weil es das nicht konnte, ohne sich selbst aufzugeben.

Nur langsam, nach und nach, in der Abnahme der Einkommensquellen erst, hatte man zu Rom einen deutlichen Begriff bekommen von den Folgen der lutherischen Reformation. Als die Hälfte Europa's keine Gelder mehr nach Rom fließen ließ, da empfand Rom, daß die Christenheit klaffte, und die Reformation durch einen großen Riß viel christliches Volk und Geld von Rom abgerissen hatte; daß die römische Kirche von da an aufgehört hatte, die „allgemeine" Kirche zu seyn, wo Millionen Christen angefangen hatten, in ihr nicht mehr die „allein seligmachende" Kirche, ja sogar die Kirche des Irrwegs zu sehen.

Der frühere Katholizismus war thatsächlich Partikularismus geworden, eben so wie die protestantische Kirche Partikularismus war. Weder die eine noch die andere Kirche war das Ganze, sondern nur ein Theil des Ganzen; und von da an blieb es nur eine Prätension der römischen Kirche, wie die jedes unglücklichen Kronprätendenten, zu seyn, was sie nicht war, die allge-

meine Kirche, die Herrscherin der Christenheit; aber werden wollte sie es wieder.

Ihre Glaubens- und Sittenlehre zu reformiren, erkannte die römische Kirche als etwas Unausweisliches, und auf der Kirchenversammlung zu Trient, welche, mit großen Unterbrechungen, von 1545 bis 1563 dauerte, wurde beiden eine veredelte Gestalt gegeben. Eröffnet war sie worden, nicht zum Zwecke der Reform der römischen Kirche, sondern in der Absicht der Ausrottung der Ketzer, der Wiedererhebung der römischen Kirche, selbst über den Kaiser. Wie stäubte sie auseinander, als das Schwert des Sachsenfürsten Moriz nach dem Kaiser schlug, wie ein Blitz Gottes aus blauem Himmel! Aber was zum Bösen ersonnen war, wurde zum Guten gelenkt: wunderbare reformatorische Stimmen ließen sich hören, wurden eine Macht, und die ganze lange Verhandlung hatte das Ergebniß, daß durch die Verhandelnden selbst viel Licht in alle Theile der römisch-katholischen Christenheit kam, der römische Hof reformiren mußte in kirchlicher Lehre, Ordnung und Zucht, und vor dem Endergebniß so erschrack, daß er zwar alle Beschlüsse bestätigte, aber „ihre Auslegung allein dem Pabste vorbehielt".

Wie sehr aber die römische Kirche, welche so lange das Ganze der Christenheit gewesen war, zu einem Theile, und zwar zu einem Theile in der römisch-katholischen Christenheit selbst, herab geschwunden war, wies sich vor den Augen von ganz Europa dadurch aus, daß die Beschlüsse von Trient unbedingt nur vom Kaiser, von Polen, Portugall, Ober- und Mittelitalien, dagegen von Spanien, Neapel und Belgien nur unter Vorbehalt der königlichen Rechte, von der katholischen Schweiz und von Ungarn mit Auswahl, von Frankreich nur so weit angenommen wurden, als sie den katholischen Lehrbegriff betrafen.

Uebrigens war auf dem tridentinischen Konzil die römisch-katholische Kirche nach allen ihren Seiten hin neu geordnet worden, und die Beschlüsse desselben drangen auch im Laufe der Zeit durch, weil das Bewußtseyn über katholische Tradition, katholischen Glauben und katholisches Kirchenthum sich darin zu-

sammen gefaßt hatte; und bald galt nur das als rechtgläubig katholisch, was in Sache und Form übereinstimmte mit dem Lehrbegriff und der Kirchenordnung der Versammlung von Trient.

Es hatte sich zu Trient gezeigt, daß inmitten der katholischen Christenheit ein reicher Schatz von freisinnigen, christlich-religiösen Kräften vorhanden war, besonders in Frankreich und in einem Theile Spaniens. Aber in Italien und vor Allem in Rom selbst verinnerlichte man sich nicht, und wie die päpstliche Partei zu Trient in sehr Vielem über diejenigen, welche ernste reformatorische Forderungen stellten, gesiegt hatte: so machte man zu Rom die Kirche zwar äußerlich zu einer „neugeschmückten Braut Christi", aber die Seele schmückte sich nicht neu. Doch wäre es zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, die erneute römische Kirche sey „seelenlos" geworden, Alles in ihr von nun an „seelenlose Aeußerlichkeit" gewesen. Nur verloren hat sie an Seele in der neuen Zeit; sie hatte fortan weniger Seele als im Mittelalter.

Die Reform von Trient aus war eine Reformation mehr am Leib als an der Seele der katholischen Kirche. Aber wie der Protestantismus in seinen ersten Jugendtagen als ein gewaltiger Strom neuen Lebens über Länder und Völker erobernd sich warf, um dann in der dürren Wüste der Buchstabentheologie sich zu verlieren, und, er, der einst so feurige, zu erkalten und zu erstarren in der Konkordienformel und in andern Formeln; und wie das Christenthum des Herzens und des Lebens, die Innigkeit und Geistigkeit des Glaubens Privatsache einer Minderheit wurde: so näherte sich die römisch-katholische Kirche immer mehr dem, was man an ihr „glänzende, aber seelenlose Aeußerlichkeit" genannt hat, und die Innigkeit des Glaubens und seine Geistigkeit, die Schönheit des praktisch-christlichen Lebens war in vielen Einzelnen da, nicht in der Masse. Aber auch die römisch-katholische Kirche, wie sie verjüngt aus den Reformen von Trient hervorging, fühlte neue Energie in den Adern, einen neuen Fanatismus, eine neue Inbrunst, die aber, weil sie nicht vom Lichte der Wahrheit erglühte, Inbrunst wurde nicht für das Licht, sondern für die Finsterniß, und die gebraucht und miß-

braucht wurde für sehr selbstsüchtige Zwecke von Rom aus, wo die Religionslosigkeit Gewohnheit geworden war, obgleich einzelne Päbste tief innerliche Frömmigkeit auf den Thron brachten.

Den Wiederaufschwung des katholischen Glaubens benützte sogleich Pabst Paul IV., aus dem neapolitanischen Geschlechte der Caraffa, welcher von 1555 bis 1559 regierte; äußerlich und innerlich das Urbild eines fanatischen Dominikaners; eine schreckliche Erscheinung. Ein Greis nahe an achtzig Jahren war er, als er Pabst wurde; aber er war noch voll Leidenschaft und Gluth des Willens, wie einer der alten Hierarchen und ausgerüstet mit Herrscherkraft. In ihm glühete der Gedanke, dem Protestantismus den Sieg abzugewinnen und die reformirten Länder für den katholischen Glauben und für das Pabstthum zurück zu erobern. Weil er ein sittlicher Charakter war, finsterernst und strenge gegen sich und Andere, war er eine Macht in der Zeit; und alle im katholischen Lager, in welchen dasselbe düstere Glaubensfeuer, derselbe Fanatismus und Kampfmuth gegen den neuen Geist und Glauben brannte, schlossen sich an ihn an, noch da er Kardinal war.

Zum Kampf auf Tod und Leben rüstete in ihm sich das Pabstthum, that Alles von sich, was fremdartig war, schuf eine neue Kriegszucht der Streitkräfte der römischen Kirche, und von selbst bot sich ihm eine neue heilige Garde des alten Glaubens, wie sie nie dagewesen war, mit neuen Waffen, mit neuem Exerzitium, mit neuer Organisation, mit neuer Disciplin, mit neuer Taktik und neuer Kampfart.

Das war der Orden der „Gesellschaft Jesu“.

Drei und dreißig Jahre alt, stiftete Ignaz von Loyola, ein Spanier aus den Gebirgen der Basken, phantastisch und fanatisch, beschränkt an Kopf aber eisern an Willen, als „Ritter der heiligen Jungfrau“ die Gesellschaft Jesu im Jahre 1534, und im Jahre 1540 bestätigte diesen neuen Orden Pabst Paul III. Der Orden wurde ganz militärisch disciplinirt und schien vornherein dem Pabstthum geeignet zu seyn für den „Kriegsdienst Christi zur Verbreitung des Glaubens und zur Bekämpfung der

Ketzerei". Ursprünglich wollte Loyola nach Jerusalem zur Sarazenenbekehrung: zu Rom erst wies man ihm und seiner Gesellschaft das Abendland zum Kampfplatz an.

Loyola selbst war der erste General des Ordens. Aber erst nach seinem Tode im Jahre 1556, unter dem zweiten General Lainez, wurde der Orden das, was ihn weltgeschichtlich, zu einer in seiner Art einzigen Erscheinung gemacht hat. Nie ist ein Orden oder eine Gemeinschaft in der Welt gewesen, die einen so riesenhaften Einfluß in so kurzer Zeit nach allen Seiten hin gewonnen hätte. Von einem einfachen leitenden Grundsatz durchdrungen, fest gegliedert und in sich geschlossen, ins Geheimniß gehüllt und doch ihr mächtiges Daseyn aller Welt fühlbar machend, setzte sich diese Gesellschaft frühe zur Aufgabe, die Welt zu beherrschen. Sie nahm nicht dieses oder jenes Land, sondern die ganze Welt, alle Völker und alle Stände, alle Kräfte und alle Triebe, alle Neigungen, Leidenschaften und Richtungen der Menschen in ihr Augenmerk, in ihre Berechnung und in ihre Einwirkung auf; und bald beherrschte sie Könige und Staatsmänner, wie alle Kreise der Bevölkerung im Osten wie im Westen, als eine geheime und doch allgegenwärtige Macht.

Dem Jesuitenorden, welcher die geistige Freiheit bekämpfte, hat sich später der Freimaurerbund entgegen gestellt, zum Schutz und zur Förderung dieser Freiheit, ebenfalls als eine geheime und doch überall gegenwärtige Macht, welche auch nicht dieses Land und dieses Volk, sondern die Menschheit in ihr Augenmerk nahm. Aber der Weltbürgerbund der Freimaurer brachte es weder zu dieser Ausdehnung noch zu dieser Höhe des Einflusses, welchen der Jesuitenorden zwei Jahrhunderte lang übte. Dieser hatte, was jenem fehlte, schon in seiner Gliederung voraus: jener war eine Republik, dieser eine von nichts beschränkte, despotische Monarchie, wie es nie eine gegeben hat, als im Lande der Assassinen bei dem Alten vom Berge.

Der Ordensgeneral, der zu Rom seinen Sitz haben mußte, war der Monarch, und beherrschte nach dem einfachen Prinzip des Ordens und dessen Gesetzen alle Ordensglieder in allen Welttheilen, welche, zu unbedingtem Gehorsam heran erzogen und

verpflichtet, einen eigenen Willen nicht haben durften, sondern thun mußten, was der höhere Wille gebot.

Diese verfeinerte Verfassung erhielt der Jesuitenorden von Lainez, und sie vollendete Aquaviva, welcher vom Jahre 1581 bis 1615 Ordensgeneral war.

Es war nicht blos Schlauheit und kluge Berechnung des Zeitbedürfnisses und der Menschennatur, was diesem Orden so plötzlich solchen Triumph und solche Macht gab; es war auch nicht bloß das Zurücksinken des Protestantismus, dessen Verfall an Geist und sittlicher Kraft. Nein; das Wunder dieses Aufschwungs des Jesuitenordens geschah vorzugsweise auch durch das, was immer und überall Wunder gethan hat, durch den Enthusiasmus, durch die Begeisterung, welche sich selbst vergißt für Andere, welche sich opfert für die Idee. Der dritte Ordensgeneral, Franz Borgia, war Herzog von Gandia, erster Grande von Spanien, Verwandter des habsburgischen Hauses, Liebling des Kaisers Karl V., unermeßlich reich, glücklicher Gatte und Vater. Der verließ Alles, trat in die Gesellschaft Jesu, kasteite sich, diente in den Hütten der Armuth, pflegte in den Spitälern die eckelhaftesten Kranken, tröstete die Menschen im Schmuz des Elends; wurde zuletzt Ordensgeneral und der Schöpfer des jesuitischen Systems der Erziehung. Jenes war nur der Begeisterung, dem schwärmerischen religiösen Ergriffenseyn möglich, und später erst trat die Berechnung hinzu. Franz Xavier, der große Führer der Missionsunternehmungen der Gesellschaft Jesu im fernen Asien, welcher dort Hunderttausende taufte, sog in den Spitälern mit alt christlicher Hingebung die Geschwüre der scheußlichsten Krankheiten aus; und doch war auch er Grande von Spanien und Page seiner Königin, als er in die Gesellschaft Jesu eintrat. Auch später noch leuchteten Tausende von Jesuiten als Märtyrer für das Christenthum in den Missionen der verschiedensten Gegenden der Erde, und als Pfleger und Tröster an den Krankenbetten wie in den Gefängnissen; so besonders der deutsche Jesuit Friedrich von Spee, der inmitten des dreißigjährigen Krieges wirkte und starb.

Doch war von Anfang an im Orden eine merkwürdige

Mischung von Gutem und Bösem. Ihr Wahlspruch: „Alles zur größeren Ehre Gottes"! wurde von ihnen gleich Anfangs, den Protestanten gegenüber, so geübt, daß sie die Liebe und alle Vorschriften der christlichen Sittenlehre bei Seite setzten. Hatte doch schon ihr dritter General weissagend gesprochen: „Wir sind herein gekommen wie Lämmer, wir werden regieren wie Wölfe, wir werden hinausgejagt werden wie Hunde, wir werden uns erneuern wie Adler". An der Spitze stand die Bewußtheit und die Berechnung, und diese gebrauchte für ihre Zwecke edle Enthusiasten und schlaue Weltmänner; und der Enthusiast war verkühlt und Verstandesmensch geworden, bis er höher hinauf oder an die Spitze kam. Da übte und lehrte er als Ordensgrundsatz, daß „die gewöhnliche Pflicht vor den höchsten Zwecken zurückstehen müsse". Spätere Jesuiten äußerten sich in der Art, daß ihre Gegner ihnen als ihren Grundsatz und ihre Lehre unterlegten: „Der Zweck heiligt die Mittel". Die erwiesene Praxis des Ordens schloß jedenfalls diese Lehre in sich.

Schon Lainez hatte den Orden von aller jener „Unbehilflichkeit" befreit, welche den Orden des Mittelalters, den Einfluß auf das vorgeschrittene gesellschaftliche Leben erschwerte. Das Pabstthum hatte dem Orden jede Art von Selbstdispensation verwilligt, und die Jesuiten wurden im vollen Sinne des Worts Weltmänner. In ihnen kehrte das Mönchthum, welches vor anderthalb Jahrtausenden die Welt verlassen und in die Wüsten und die Abgeschlossenheit der Klöster sich zurück gezogen hatte, wieder in die Welt zurück, in die große und in die kleine Gesellschaft. Diese Verwandlung des Mönchthums hatte Niemand vorausgesehen, und kein Kardinal hatte geahnt, daß dieser Orden die erste Macht in der katholischen Kirche werden würde, selbst Caraffa nicht, der nochmalige Paul IV.; eine Macht, die dem Pabstthum selbst furchtbar wurde.

Herzen und Länder eroberten die Jesuiten dem katholischen Glauben zurück; leicht, weil die protestantischen Theologen, und durch sie der Protestantismus, öd, dürr, abgeschmackt, der freien Wissenschaft feind, geist-, herz- und seelenlos geworden waren.

Das war eine schrecklich traurige Zeit, die zwei Jahrhunderte von der Mitte des sechzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, für den Protestantismus, deren Einzelnheiten wir verhüllen wollen, mit der einfachen Aufschrift auf ihr Grabtuch: „Protestantische Theologen, Hofprediger und Lehrer, Knechte des Buchstabens und der Selbstsucht, vollzogen die Todtlegung des protestantischen Geistes".

Während dem erzog der Jesuitenorden sich seine Werkzeuge. Er nahm die geistige Bildung in die Hand, um die geistige Herrschaft in der Zeit sich zu erringen. Noch fand der Vater für seine Kinder mehr Geist und Geschmack bei den jesuitischen Erziehern, als bei den ganz abgeschmackten protestantischen, und der Aberglauben, welchen die Jesuiten begünstigten, hatte immer noch etwas Poetisches gegen den dicken und dummen, prosaischen Aberglauben, welcher von äußerst entarteten Protestanten in lichtlosen Schulen und Kirchen vorgetragen wurde.

Ein edler deutscher Mann hat vor einigen Jahren öffentlich gesagt: „Wer diesen Zustand der protestantischen Kirche jener Zeit nicht anerkennen will, der hält es nicht mit der Wahrheit, strebt nicht nach Heilung der Gebrechen. Nicht Jesuiten wären im Stande gewesen, den Sieg des Evangeliums zu vernichten. Der innere Verfall des Protestantismus war die Ursache der Schmach und der Noth unseres Vaterlandes".

Die Jesuiten ließen nur nach der sorgfältigsten Prüfung Einzelne zum Eintritt in den Orden und zu den verschiedenen Stufen desselben zu, und so hatten sie gelehrte, welterfahrene, gewandte Leute zur Verfügung für das Kloster, für die Lehrstühle, für das weltliche Hofleben und für die Mission zur Verbreitung des Glaubens in allen Welttheilen. Ein höchstes Bedürfniß der Zeit war die Verbesserung des Unterrichts. Dieses Zeitbedürfniß verstand der Orden zu benützen; er bemächtigte sich zuerst der Erziehung der vornehmen Jugend, und sicherte sich dadurch einen lebenslang bleibenden Einfluß auf die Gemüther derselben: auf Thronen wie in allen Hof- und Staatsämtern waren bald weit umher Jesuitenzöglinge; als Beichtväter und Prediger pflegten sie den in die kindlichen und jugendlichen

Herzen gelegten Samen weiter, und je mehr der Orden entartete, desto laxer wurde seine Moral, und desto bequemer und annehmbarer waren die sittlichen Grundsätze, welche sie lehrten. Wenige trugen das Ordenskleid; die meisten waren geheime Mitglieder in weltlicher oder geistlicher Stellung. Bald hatten sie auch den Unterricht für alle Klassen des Volks in den Händen, so sehr andere Orden ihnen mißgünstig waren. So wurden sie die geistlichen Vormünder der katholischen Fürsten und Völker: sie „hatten die Seelen aller Frauen, deren Männer nur ihre äußere Gestalt".

Aber der Fluch der Ungeistigkeit und des Kampfes gegen den freien Geist hat sich schwer auf den Orden gelegt: weder in Kunst, noch in Wissenschaft noch im Staatsleben ist etwas Großes und Herrliches durch Jesuiten hervor gebracht worden; denn die Mutter alles Großen ist die Freiheit, die Jesuiten aber athmeten alle unter blindem unbedingtem Gehorsam und Zwang. Nicht als ob in dem Orden nicht freisinnige Männer wie der Spanier Mariana und Friedrich Spee, der Deutsche, der zuerst gegen die Gräuel und den Unsinn des Hexenprozesses auftrat, gewesen wären! Aber diese Erscheinungen waren seltene, und der Orden im Ganzen war gegen die Freiheit des Geistes und des Glaubens wie gegen die bürgerliche Freiheit gerichtet. Und doch waren die kirchliche und die Volksfreiheit die Aufgabe der neuen Zeit; darum mußten diese auch das Endergebniß des Kampfes werden.

Außer ihren geistigen Mitteln arbeiteten die Jesuiten mit der Inquisition, mit den Marterkammern, mit den Feueropfern auf den Scheiterhaufen (Auto's da Fe), mit der Censur; denn die geistige Bildung wollten sie nur in so weit fördern, als sie nicht zu geistiger Freiheit führe. Eben so bauten sie ihren Einfluß auf eine allgemeine Belaurung der Menschen, besonders auch der eigenen einzelnen Glieder des Ordens selbst. Zugleich wurde der Gottesdienst mit noch größerer Pracht umgeben, und die katholischen Kirchen strahlten von Glanz, von einer „schauprangenden Herrlichkeit des Kultus"; und jetzt erst, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, vollendete sich Roms größter Tempel,

der St. Peter, „die Riesenfestung der Religion, welche die Päbste gleichsam als eine heilige Burg und Schanze des Katholizismus dem Protestantismus entgegen bauten", wie Gregorovius sagt.

Von Jahr zu Jahr deutlicher enthüllte sich der Kriegsplan der Jesuiten und des Pabstthums, nach welchem es hier dem Eindringen des neuen Glaubens und Geistes einen Damm entgegen stellte, und die Gränzen des noch altgläubigen Gebiets vertheidigte, dort angreifend vorging und erobernd auftrat im Herzen der protestantischen Lande.

In Italien waren Männer aufgetreten, wie Brucciolí, Kardinal Contarini, Paleario, Bischof Morone in Modena; Juan Valdez, der Sekretär des Vizekönigs von Neapel, der sich durch Luthers und Taulers Schriften gebildet hatte; Jakob Sadolet, Anton Flaminio, Bernhard Ochino, der begeisterte Prediger im Neapolitanischen und Generalvikar der Kapuziner; Peter Vermilio; jener Sekundus Curio, der Freund Socini's und Castellio's; Caraccioli, Kaiser Karls Kämmerer; Bischof Vergerio, päpstlicher Nuntius in Deutschland, und dort von der evangelischen Lehre so ergriffen, daß er sein Bisthum aufgab für das Evangelium.

Alle diese Männer und viele andere waren reformatorisch Gesinnte innerhalb der römisch-katholischen Kirche, und die kleine weit verbreitete Schrift „Von der Wohlthat Christi", welche Paleario zugeschrieben wird, war der Ausdruck ihrer Gesinnung. Jesuitismus und Inquisition mit einander unterdrückten die Saat des neuen Glaubens. Der siebzigjährige Paleario wurde nach dreijähriger Kerkerhaft gehängt, sein Leichnam verbrannt am 3. Juni 1570. Am fürchterlichsten wüthete der ganz vom Jesuitismus umsponnene spanische Philipp II., welchem Kaiser Karl noch bei seinen Lebzeiten die Niederlande und die italienischen Erbstaaten abgetreten hatte. Männer und Weiber, Greise und Kinder wurden unter ausgesuchten Martern gemordet, um Alles, was im Verdacht evangelischer Gesinnung war, auszurotten, die Reformation Italiens im Keime zu tödten. Als das öffentliche Märtyrerthum der Neugläubigen zu laut für die Wahrheit dieses

Glaubens sprach, wählte man Kerker, Galeeren und geheimen Tod, um Mitternacht im Meere, wie das in Venedig geschah. Im Neapolitanischen aber wurden die Märtyrer öffentlich nackt mit eisernen Ruthen gepeitscht, geschleift und mit Fackeln getödtet, oder vom Thurm herab gestürzt, oder mit Pech überzogen und verbrannt, oder erdrosselt und verbrannt.*)

So erstickten die Jesuiten die Reformation in Italien: Tausende der edelsten Männer und Familien waren auf protestantischen Boden geflohen. Der Geist war ausgewandert oder nicht mehr; und daran liegt Italien heute noch zuckend in den Nachwehen.

In Spanien erloschen die Scheiterhaufen lange nicht mehr. Durch das Feuer, das die „Ketzer" verbrannte, erlosch aber das Licht den Spaniern und die Lebenskraft der Nation. Und seitdem ist Spanien ein von Zeit zu Zeit galvanisirter Leichnam. Nur Gottes Wort kann diesen Todten erwecken und neu beleben.

In den Niederlanden wurden vom Pabstthum und Jesuitismus wie vom habsburgischen Absolutismus viele Tausende geköpft, verbrannt, sogar lebendig begraben, unter dem Verdacht und der Anklage, „Ketzer", d. h. der geistigen und bürgerlichen Freiheit zugethan zu seyn. Die Entvölkerung der Lande durch Flucht nach England und Deutschland bewog Karl V. zur Einstellung der Verfolgung; unter ihm schon waren wenigstens fünfzig Tausend wegen des Glaubens hingerichtet worden. Seines Sohnes Philipps religiös absolutistischer Wahnsinn brachte die Niederlande zum Volksaufstand und zur Feststellung der bürgerlichen und religiösen Freiheit in diesen Landen, im Kampf eines halben Jahrhunderts.

In Frankreich half der Jesuitismus der Königsmacht im Innern zur Unumschränktheit und zur Ueberflügelung des spanisch-östreichischen Hauses nach Außen. Des Königshauses Politik war, die Evangelischen in Frankreich zu vernichten und

*) Eine Geschichte der Märtyrer Italiens hat M'Cric geschrieben, verdeutscht von Friedrich.

sie in Deutschland gegen das Haus Habsburg zu unterstützen. Die Medici und die Guisen am Hofe waren die Jesuitenpartei; die sehr zahlreiche protestantische Partei in Frankreich, die „Hugenotten" genannt, was wahrscheinlich so viel als Eidgenossen heißt, war kalvinisch, und der neue Glauben und Geist war bis ins Innerste der Königsfamilie eingedrungen.

Die „neugeschmückte Braut Christi", die römische Kirche feierte „die Bartholomäusnacht ihrer Bluthochzeit", am 23. August 1572. Der Jesuitenzögling König Karl IX., schwachköpfig gemacht, rief, um den Jesuiten nicht selbst verdächtig zu werden: „Mordet, mordet"! Wenigstens fünf tausend Reformirte wurden so in Paris, über fünf und zwanzig tausend in den Provinzen ermordet, unter entsetzlichen Gräueln.

So hatte die „neugeschmückte Braut Christi", die römische Kirche, ihre „Bluthochzeit" gefeiert.

Heinrich IV. von Navarra, der Reformirte, wurde, als sie ihm die Thronfolge streitig machen wollten, katholisch: auf die Erinnerung seiner Freunde, „das wesentlich Christliche sey doch allen Bekenntnissen gemein; und auf jeden Fall gewinne der König durch eine Messe mehr als durch zwanzig Schlachten". Jetzt öffnete ihm Paris die Thore. Ein Jesuit machte einen Mordversuch auf den König, der Jesuitenorden wurde dafür aus Frankreich verbannt, mußte aber zurückberufen werden, um damit vom Pabste die Anerkennung Heinrichs zu erkaufen. Durch das „unwiderrufliche" Edikt von Nantes im Jahre 1598 verbürgte Heinrich seinen wahren Glaubensgenossen, den Hugenotten, Glaubensfreiheit, öffentlichen Gottesdienst, volles Staatsbürgerrecht und große Rechte einer politisch organisirten Korporation. Frankreich blühte neu auf; aber im Jahre 1610 starb Heinrich unter dem Dolche des katholischen Fanatikers Ravaillac. Verfolgungen und Bekehrungen kamen nach und schwächten die reformirte Kirche in Frankreich. Drei Jahre nach Heinrichs Ermordung hatte dessen früherer Vertrauter und Minister seines minderjährigen Sohnes, Düplessis, eine Gesandtschaft nach Deutschland geschickt, um zu einer allgemeinen Kirchenversammlung der Lutheraner und der Reformirten mit dem Zwecke der

Versöhnung und Verbindung einzuladen. Verführt von den sächsischen Theologen, welche jedes Bündniß mit den Kalvinischen verwarfen, wiesen die lutherischen Höfe den Antrag zurück. Zwei Jahre darauf eröffneten die Jesuiten den dreißigjährigen Krieg, mit dem Angriff auf die Protestanten in den Kaiserstaaten.

In England und Schottland hatte die Reformation unter viel Blutvergießen festen Fuß gefaßt. Dem Erzbischof Cranmer, welcher Bucer nach Kambridge berief, verdankt die englische Reformation mehr als dem König Heinrich VIII. Maria, König Heinrichs VIII. und einer spanischen Mutter Tochter, kam auf den Thron: sie, frühe umsponnen, war von den Jesuiten ausersehen, die eben in reiche Blüthen ausgebrochene Reformation Englands wieder zu vernichten. Die katholische Mehrheit des von ihr zusammengesetzten Parlaments verkündete die Rückkehr Englands unter den Pabst. Die „blutige" Maria ließ, was nicht zum alten Glauben zurückkehren wollte, in die Flammen werfen. Ein Weib gebar in den Flammen des Scheiterhaufens; das Kind, durch mitleidige Hände hervorgezogen, wurde auf Maria's Befehl wieder in die Flammen geworfen. Auch Cranmer starb auf dem Scheiterhaufen, im Jahre 1556. Verflucht von ganz England, verendete die Zöglingin der Jesuiten, Maria, zwei Jahre darauf; Elisabeth, ihre protestantisch erzogene Halbschwester, wurde Königin, und England wieder protestantisch. In Schottland, getränkt vom Blute vieler Märtyrer und Märtyrinnen, war es vorzüglich Johannes Knox, welcher der geistigen Freiheit, und der bürgerlichen, Bahn brach. Dieser feurige, zwei Jahrhunderte vorausgreifende reformirte Prediger, welcher, wie Mariana in Spanien zu gleicher Zeit, zuerst die „Souveränität des Volkes" verkündete, war so hart und blutig und verfolgungssüchtig, als zu gleicher Zeit Pabst Paul IV. und seine Inquisition. Durch die Scheiterhaufen und die Galeeren der Katholischen eben so erstarkt als gereizt, vergalt der Protestantismus, was er nicht sollte, Blut mit Blut hier. Nur Kalvin selbst war so radikal, als Knox. Knox hatte viel Alttestamentliches, und wie die Propheten Elias und Elisa den

abgöttischen Königen und Königinnen ihres Volkes, trat er der schönen aber bigotten und verbrecherisch leichtsinnigen Königin Maria Stuart vors Angesicht und strafend entgegen. Als unter ihrem Sohn und Enkel die Kronen Großbritanniens vereinigt waren, kam es zu einem Kampfe für religiöse Freiheit, welche zur politischen Freiheit und zur zeitweisen Abschaffung des Königthums führte, zur englischen Revolution. Diese Revolution war durch und durch von religiösem Geiste getränkt: es war ein Kampf „für die wahre Religion und für die Freiheiten des Reiches", wie sie es selbst nannten. Noch hat die Geschichte die geheimen Fäden, welche die Jesuiten spannen und woben, und welche dahin führten, nicht ganz enthüllt; die Zukunft wird die Urkunden auch dafür liefern. Die strengsten und sittlich mächtigsten religiösen Parteien in diesem Kampfe waren die Puritaner und Independenten. Beider Loosung war: priesterfeindlich und frei. Selbst eines Kalvins und eines Knox düster strenger Sinn erschien in ihnen noch gesteigert, bis zur Uebertreibung; aber es war in ihnen eine große sittliche Macht einerseits, und andererseits traten wunderbare Kräfte, Erleuchtungen, in ihren ausgezeichneten Führern hervor. Kärrner schlugen von Jugend an militärisch gebildete Generale, und Oliver Kromwell, der bis in sein vierzigstes Jahr seine Güter gebaut und Viehmärkte besucht hatte, wurde in ein paar Jahren der größte Staatsmann seiner Zeit, nach Macaulay's Urtheil der größte Herrscher, den England je gehabt habe. Ueber Nacht aber war dieser „Heilige des Herrn", der schwärmerisch religiöse Kromwell, ein großer General geworden, durch Erleuchtung der größte Taktiker und Strateg in England. Nach seinem Tode spannen die Jesuiten wieder ihre Fäden. Blutige Gräuel der Reaktion folgten, aber die Revolution und die Reformation wurden zu Ende geführt, und siegreich ging die kirchliche und die Volksfreiheit auch aus diesem letzten Kampfe hervor. Damit war die Größe und Vormacht Englands in Europa gesichert.*)

---

*) Für das Einzelne darüber vergleiche man „die englische Revolution". Von Dr. W. Zimmermann. Zweite Auflage 1854.

Von da an ist England der vorzüglichste Träger des Protestantismus und Vermittler desselben für die heidnische Völkerwelt geworden; und eben damit der Träger der bürgerlichen Freiheit; denn es gibt, um es noch einmal zu wiederholen, keine christliche Religion, als die, welche die bürgerliche Freiheit zu ihrem nothwendigen Ausfluß hat. Von Deutschland, Frankreich und Scandinavien hat einst England Bevölkerung und Kultur empfangen, und es gab ihnen dafür zurück die Ideen und Einrichtungen geistiger und bürgerlicher Freiheit. Kein Land hat seitdem in den großen Entwicklungsgang der Menschheit so eingegriffen, wie England und Deutschland. Aber England ist dadurch Deutschland überlegen und der reinste Ausdruck des Protestantismus geworden, daß es die Reformation in seine politischen Bestrebungen mit aufgenommen hat. Kein Land und keine Nation sonst hat so wie England „die Kraft der Reformation als Seele seiner bürgerlichen und gesellschaftlichen Gestaltung eingesogen", und hat darum von selbst in sich den Trieb, seine protestantische Weltanschauung zu verbreiten und allgemein zu machen.

Deutschland hat die neue Zeit vorbereitet, unter schweren Kämpfen in die Wirklichkeit einzuführen gesucht, aber auf seinem eigenen Boden die Ideen nicht verwirklicht. Das Ideal ist auf deutschem Boden mit deutschem Geist geschaffen worden. Ins Leben eingeführt hat es das englische Volk in England und Nordamerika, dessen jetziges Zerrbild nicht maßgebend ist. Gewiß war es göttliche Ordnung, daß, als die neue Welt sich aufthat, sofort England über Spanien mächtig wurde. Nur England vermochte der neuen Welt das Neue zu bringen. Das Christenthum Spaniens und des Pabstes, das in die neue Welt hinüber gebracht wurde, hat das geleistet, was zu Tage liegt. Welch ein Unterschied zwischen dem Norden Amerika's, der vorzugsweise protestantisch ist, und zwischen dem römisch-katholischen Süden Amerika's!

Vorsehung auch war es, Gottes Gedanke und Hand, welche England so werden ließ, in eben den Jahren, da das die Reformation nach ihrer idealen Seite hin ausbildende Deutsch-

land von der Reaktion Roms und dem dreißigjährigen Kriege zertreten lag.

Am Kaiserhofe zu Wien hatten die Jesuiten sich die Herrschaft erworben, und „Blutbäder“ waren die Kur, welche diese Entartung des Ordens und das Pabstthum für die deutsche Nation anordneten, zur Heilung von ihrer Krankheit, wie sie sagten. Denn die Reformation nannten sie eine Erkrankung, ein Besessenseyn. Sie zwangen Galiläi in Italien durch grause Kerkerhaft die von ihm entdeckte Wahrheit, daß die Erde um die Sonne sich bewege, abzuschwören. Sie wollten die deutsche Nation zwingen, das Evangelium abzuschwören.

So entzündeten sie zuerst in den östreichischen Herzogthümern durch Angriff auf alle protestantischen Rechte, dann erst in Böhmen, denjenigen Krieg, welcher der dreißigjährige heißt, und welcher sich ganz Europa mittheilte, den schrecklichen Religionskrieg, welchem der Untergang einer reichen Entfaltung von Bildung, Wohlstand und Macht in Deutschland folgte, welcher den Sieg des Evangeliums unterbrach, und namenloses Wehe, gränzenlose Verwüstung, die Verödung von Dörfern und Städten über Deutschland brachte.

Wie aber im Norden Europa's frühe der Protestantismus eine dauernde Stätte gefunden hatte, so kam auch vom Norden, von Schweden aus, die Rettung des Protestantismus.

Der westphälische Frieden gab dem Protestantismus in Deutschland seine festen Rechte, im Jahre 1648. Selbst das katholische Frankreich mußte dazu mitwirken; aus Politik. Frankreich hatte seit länger die Protestanten im eigenen Lande unterdrückt und in Deutschland unterstützt. Seine Politik gegen das Haus Habsburg brachte es so mit sich.

Pabstthum und Jesuitismus hatten den dreißigjährigen Krieg herauf beschworen: seit dem dreißigjährigen Kriege sanken aber Pabstthum und Jesuitismus. Die kirchlichen Interessen sanken zurück, und andere Mächte, die der weltlichen absoluten Monarchien, traten in den Vordergrund; politische Mächte, weit über die Gedanken der Jesuiten hinaus. Rom hörte auf, Mit-

telpunkt der Welt zu seyn; Paris wurde es, um sich später mit London, Wien und Petersburg, ja mit Berlin darein zu theilen.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Die neue und die alte Kirche seit dem westphälischen Frieden.

Die alte Kirche hatte ihre Reform erhalten, und die neue Kirche stand neben ihr als die eigentliche Reformationskirche. Aber manches alte Band der Zucht war gerissen und die neuen Bande waren noch nicht genug in Kraft, um die Sittlichkeit, welche der Reform in der alten wie in der neuen Kirche einwohnte, in die hohe Gesellschaft und ins Volk, in die Politik und in die Häuslichkeit einzuführen. In der lutherischen Kirche dörrte die Rechtgläubigkeitssucht das Gemüth aus, und wo lebendiger Glaube zuvor geblühet hatte, da trat immer mehr Verödung ein: Das todte Dogma war kein Lebensbrod. Wie der Protestantismus, Anfangs so frisch und klar in seinem Fluß, stockte und stehen blieb, fing er an zu erkranken, und was erst noch Wasser des Lebens war, verlor immer mehr an Kraft. Es erwies sich, daß der Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht.

Selbst der Despotismus in der Kirchenverfassung der Reformirten, diese harte Kirchenzucht, brach seine Kraft selbst wieder an der Prädestinationslehre: auf der niedern Bildungsstufe, auf welcher das siebzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stand, zogen die Leute aus der Prädestinationslehre den Schluß, daß es am besten sey, sich es sittlich bequem zu machen, da ja die Einen von Ewigkeit her zur Seligkeit auserwählt, die Andern zur Verdammniß vorher bestimmt seyen. Selbst auf dem religiös-kirchlichen Gebiete erwies sich der Despotismus in der-

selben Wirkung, wie immer auf dem politischen Gebiet und im Familienleben er sich erwiesen hat, als entsittlichend, so bald die sittliche Persönlichkeit, von welcher er ausging, nicht mehr war.

So schien es Manchen, „die Verschlimmerung der Menschen werde stufenweis immer ärger“. Eine Stimme eines erleuchteten Mannes, der im siebzehnten Jahrhundert geboren war, und noch die Hälfte des achtzehnten sah, sagte hierauf: „Vor Gott ist die ganze Menschheit wie ein einziger Baum, an dem man von Zeit zu Zeit das Schlechte und Verdorbene abhaut, das Gute aber stehen läßt. Da nimmt dann die Bosheit der Menschen allemal eine zeitlang zu, bis Gott mit seinem Gerichte darein greift. Da läßt es ein wenig nach; bald aber kommt es wieder ins Zunehmen, bis wieder ein Sturm geschieht“.*)

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Pabstthum und die katholische Kirche überhaupt vollends in schnelles Sinken gekommen sey, weil zu dem Stuhle Petri und zu den Bischofssitzen nicht mehr, wie früher, vorzugsweise ausgezeichnete Kräfte, sondern durch Geburt Bevorrechtete ausschließlich berufen worden seyen, und weil eben damit von der katholischen Kirche das Grundwesen des Christenthums verlassen worden sey, welches „nicht die Person, sondern den Geist berufe“. So ging es auch im Protestantismus. Der Landesbischof, d. h. der Fürst, die Hofprediger und die Konsistorien oktroyirten sich fortwährend als die „evangelische Kirche“ der protestantischen Gemeinde auf, welche doch nach der heiligen Schrift und der Ueberlieferung, und nach dem täglich in Kirche und Schule behandelten Katechismus Luthers, allein die christliche Kirche war. In allen den kleineren und größeren protestantischen Staaten bemächtigte sich eine Minderheit von Familien, aller Stellen in der Kirche, aller Lehrstühle, aller Stellen am Hof und im Staat. Es war ein „rechtgläubiger Despotismus“ einer Reihe von Familien; ein neues Pfaffenthum, mit dem einzigen Unterschiede, daß dasselbe verheirathet war. Die Geschichte desselben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist so traurig in Deutschland, daß es

*) Johann Albrecht Bengel.

besser ist, die Gestalt der protestantischen Kirche in jener Zeit zu verhüllen, als sie aufzudecken.

Die politische Lage der protestantischen Völker war darnach. Kam wo in Kirche und Staat eine Geistesanlage, ein Talent zur Mitwirkung, so war es Zufall — der Geburt. Denn der Geist, vollends der Genius war ausgeschlossen wie in den absolutistischen römisch-katholischen Staaten, so in den nach gleichem Absolutismus strebenden und ihn übenden protestantischen Staaten. Die protestantischen Hofprediger lehrten den „Absolutismus" in ganz Europa, mit wenigen Ausnahmen, zu welchen Ausnahmen der edle württembergische Hofprediger Urlsperger gehört und selbstverständlich der Prälat Johann Albrecht Bengel. Sie lehrten ihn gerade so, wie er von Paris ausging, und von Wien. Sie waren so geschmeidig, so byzantinisch, wie die Jesuiten, von denen doch selbst einer, und zwar einer ihrer größten und wohlmeinendsten Köpfe, berühmtesten Namens, den Absolutismus als eine „Gottlosigkeit" gebrandmarkt hat.

In der vornehmen Welt gefiel man sich im Sichgehenlassen, nachdem der Sturm des Glaubenskrieges mit dreißig Jahren Elends, das bis ans Ende des Jahrhunderts in seinen Nachwehen fühlbar war, ausgebraust hatte. Es gehörte zum guten Ton, auch von geistlichen Dingen reden zu können. Auch bei den Protestanten wurde das Christenthum so äußerliche Sache, daß man sehr viel „in der gebildeten Welt" von dieser und jener dogmatischen Frage, welche für das christliche Leben ohne Bedeutung war, „lebhaft diskurrirte", und gerade denjenigen Predigern nachging, welche den größten Ruf hatten, in ihren Predigten angreifend auf die Weltmoden zu seyn".

Der Zeitgenosse, welcher das berichtet, J. A. Bengel, erklärt das also: „die Weltlust schmecke hernach viel besser, wenn sie auch ein wenig verpfeffert sey, durch die Anregung im Gewissen, daß sie nicht recht sey".

Bengel war immer einer der großen Prediger in der protestantischen Wüste der Zeit. Es hatte an solchen Stimmen nicht gefehlt, aber sie waren alle Stimmen in der Wüste. Sie wurden zwar nicht verbrannt wie im Jahre 1600 Jordan Bruno

in Rom; aber man hörte nicht auf sie in Deutschland. Man hörte nicht auf Johann Arndt, welcher im Jahre 1621 starb, aber mit seinem „wahren Christenthum" von den rechtgläubigen Theologen „aller gangbaren Ketzereien" beschuldigt wurde. Der Tübinger Theologe Lukas Osiander schrieb, als gält' es gegen den Antichrist zu verwarnen, „theologische Bedenken und christlich treuherzige Erinnerungen" gegen Arndt, gegen den geist- und seelenvollen Arndt, den stillleuchtenden Stern in einer Zeit voll Nacht. Wo ein Geist oder ein „Lüftlein lebendigen Christenthums her wehete", da waren die Konsistoraltheologen auf den Beinen mit Verketzerung. Sie sind untergegangen, Johann Arndt lebt, und in hellen und dunkeln Tagen ist sein Buch vom wahren Christenthum bis auf unsere Tage geblieben ein Tröster, ein Warner, ein Aufrichter. Dieses Buch voll Milde und Liebe und christlicher Thatkräftigkeit wird ein Volksbuch bleiben, so lang es deutsche Christen gibt. Arndt ist ein Stern unter Luther, aber ein Stern ist er.

Ein schönes liebevolles Herz mit einem in seine Zeit sich einäzenden Humor hatte Johann Valentin Andreä, welcher im Jahre 1654 starb, ein Mann „des alten Christus", von dem er in seiner Zeit keine Spur mehr fand; ein Schüler Arndts, mit wunderbarem Vorblick in die Zukunft des christlichen Staats; mit dem großen Gedanken „eines evangelischen Bruderbunds"; freilich eines Ideals, in dessen Verwirklichung wir von der öden Küste unserer Zeit hinaus sehen in das Morgenroth künftiger Tage.

Man hörte nicht auf Jakob Böhme, den Mann mit dem stillen, in Natur und Gott tief versenkten Gemüth, und mit dem tiefsinnigen Geiste, welcher „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang" in die christliche Welt, als seine erste Schrift, ausgehen ließ, um, wie er sagte, „ein Licht anzuzünden für alle die, welche erkennen wollen". Der Mann war im Jahre 1624 gestorben, und verspottet und verlacht worden in seinem Leben, weil er zuerst ein Viehhirt, dann ein Schuster war. Nach zwei Jahrhunderten wurde der Schuster aus Görlitz von den größten Weltweisen unserer Zeit, Hegel und Schelling, anerkannt, und von

beiden zugestanden, daß sie dem Schuster manchen Blick in die Natur und die göttlichen Dinge abgelernt haben.

Man hörte nicht auf Paul Gerhard, welcher im Jahre 1676 starb, und dessen Unglück war, an der Verbissenheit seiner Zeit in das Dogma, wenn auch nur in ein einziges Dogma, worin er allzu lutheranisch war, zu leiden; aber er sang dabei wie eine Lerche unter Gottes freiem Himmel aus tiefer Seele jene Lieder, welche alle evangelischen Gesangbücher enthalten, und welche leben werden, bis der letzte deutsche Christ nicht mehr ist. Die am Christenthum des Herzens festhielten, lebten in der Stille, und waren verhältnißmäßig eine kleine Zahl.

Die Rohheit, die Gemeinheit und der gelehrte Wust war groß auf den Hochschulen der Protestanten, und die katholischen Geistlichen wurden von Jesuiten in Seminarien gebildet, aus Furcht selbst vor dem wenigen Licht der Wissenschaft, das noch auf den Universitäten war. Wenn man die dicken Folianten voll dicksten Unsinns liest, womit die lutherischen Theologen das schöne helle Licht der Reformation wieder verbauten, wird man von Wehmuth und Staunen ergriffen, daß nach dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der menschliche und christliche Geist zwei solche Nachjahrhunderte haben konnte. Man hätte erwarten sollen, da das Christenthum, die Religion der Liebe, wieder gereinigt den Menschen gegeben wurde, werde die Liebe zunehmen auf Erden. Aber der Haß zwischen Reformirten und Lutheranern, der Haß zwischen Protestanten und Katholiken war gewachsen bis gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges, und nahm erst ab an der Gränzenlosigkeit des Elends, welches dieser Haß über Alle brachte; aber nicht das Herz war es, welches den Haß abstreifte, sondern der Verstand nur sah das Unzweckmäßige dieses Hasses ein.

Man hätte erwarten sollen, das Licht des Glaubens werde wachsen. Statt dessen griff der Aberglauben wie eine ansteckende Seuche um sich, bei Protestanten wie bei Katholiken. Von einer wahren Verrücktheit besessen für Alchymie, Magie, Astrologie, erscheint das siebzehnte, und der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und die Hexenprozesse und die Teufelsaustreibungen

sind vorzüglich im Schwang bei Lutherischen. Wie konnte ein so dunkler Wahnsinn gepaart mit so teuflischer Bosheit und Lust am Martern, wie die Hexenprozeßakten das an finstern lutherischen Theologen und an gleich finstern Juristen ausweisen, in der protestantischen Kirche möglich seyn? wie konnten diese die Folter, die Censur, die Polizei und die peinliche Halsgerichtsordnung so in Anspruch nehmen? Sie konnten es gegen die Unglücklichen und Unschuldigen, welche sie der Hexerei verdächtigten, oder welche bei ihnen derselben angeklagt wurden, weil sie selbst lichtscheu und darum unwissend waren. Warum waren aber diese geistlichen und weltlichen protestantischen Beamten unwissend? Der erste Grund war, weil von den protestantischen Konsistorien gegen jeden freieren Geist der Bannstrahl geschleudert, gegen jede freiere Rede, Lehre und Schrift die Verfolgung verhängt wurde, um, wie ein Konsistorium zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sich ausdrückte, dem „bösen Geiste der Zeit eine christliche, Gott wohlgefällige Richtung zu geben". Der zweite Grund war der Nepotismus, welcher in Rom nicht größer war als in den protestantischen deutschen Staaten.

Der edle Zeitgenosse, der schon mehrere Male angeführt wurde, gewiß eine lautere Quelle für diesen Theil der Zeitgeschichte, zeichnete das mit seiner klassischen Einfachheit also: „Ein Grundgesetz in meinem württembergischen Vaterland ist: Wer empor kommen will, muß entweder ein Herrensohn seyn, oder sich in eine solche Familie durch Heirath begeben. Wer außerdem fortkommt, der wird gemeiniglich nur so durch Andere fortgeschleppt, oder, wenn man keine sonderliche Wahl hat, mitgenommen. Eine große Ursache des Verderbens unserer hohen Schulen ist, daß man meint und dahin trachtet, daß je ein Sohn eines Professors auch ein Professor, und eine Professorstochter wieder eine Professorin werden müsse. Das sind nun aber nicht allemal die tüchtigsten Leute. Ueberhaupt zeigt Gott, daß er nicht an Menschen gebunden sey".

Der Familienegoismus, welcher in diesen Worten gezeichnet ist, war nur ein Zweig des großen Egoismus, von welchem die ganze Zeit wie besessen war, besonders Adel und Hof.

An Leib und Seele ruinirt durch die Genußsucht der Zeit und die Modekrankheiten, redete eines Tags eine gewisse vornehme Dame den öfters genannten Doktor Bengel an: „Ich höre, Herr Probst, Sie seyen ein Prophet; so sagen Sie mir doch: gibt es wohl auch im Himmel besondere Sitze für hohe Standespersonen"? — „Ein Prophet bin ich nicht, erwiederte er, doch kann ich nicht läugnen, daß mir Gott einiges Licht in sein geoffenbartes Wesen verliehen hat, welchem gemäß ich Ihnen sagen kann, daß es allerdings solche besondere Sitze gibt; aber sie sind leider! sehr staubig, wie Sie Matth. 19, 24. und 1 Cor. 1, 26. finden werden".

Die protestantischen Prediger waren es, welche die Hofwelt so verwöhnt hatten: man predigte nicht mehr „die Predigt von Christus" und von dem, was den geringsten Brüdern zu thun ist, sondern man hielt, „wie man jetzt lieber dafür sagte" und wie es auch bezeichnender für den Inhalt war, einen „Kanzelvortrag".

Gerade die tiefst christliche Anschauung, daß alle Menschen Kinder Eines Vaters sind, war in den höhern und mittleren Kreisen der protestantischen Gesellschaft ganz verschwunden, und jener gottlose Egoismus an deren Stelle getreten, den wir eben gesehen haben. Die Wahrheit den Großen der Welt zu sagen, hatte nur noch — der „Pietismus" den Muth. „Am weitesten, sagte Bengel der Adelsanmaßlichkeit gegenüber, könnten die Juden ihren Adel treiben, wegen ihres genauen Geschlechtsregisters". Und auf die Frage, warum man für Fürsten beten solle, antwortete Bengel: „Gott will, daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Bei den Großen dieser Erde kann das durch mündlichen Vortrag selten geschehen; es soll daher durch das Gebet der Gläubigen ergänzt werden".

So sprach der „Pietist" Bengel. Dieser „Pietismus" war in Halle geboren worden, und hatte eine schöne Jugend. Er hing den Kopf nicht, er trug ihn aufrecht und frei. Auf der Universität Leipzig, dann, von da durch die rechtgläubige Geistlichkeit niedergedrückt und vertrieben, zu Halle waren an Kopf und Herz gesunde, begeisterte Jünglinge zusammen getreten

zu einem Bund und Krieg gegen den Zwang in Glauben und Leben, gegen das todte Dogma, gegen die im Buchstaben erstarrte, geistlos gewordene Kirche, die sich lutherisch hieß, und gegen ihren Geistesdruck einerseits und die Rohheit der Studierenden andererseits, gegen die Verknöcherung einer Theologie mit hohlem Schädel, wie gegen die religiöse und sittliche Verwilderung des ganzen Protestantismus. Man hieß sie „Pietisten"; aber dieser ursprüngliche Pietismus hatte die Losung: Licht, Freiheit und Leben.

Vier Namen sind es besonders, an welche sich der Ruhm der Opposition gegen das todte Dogma und den neuen Scholastizismus der protestantischen Buchstabentheologie anknüpft: Spener, August Hermann Francke, Gottfried Arnold, und etwas später sich ihnen anschließend Johann Albrecht Bengel. Philipp Jakob Spener aus Rappoldsweiler im Elsaß, im Jahre 1635, also mitten in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges geboren und aufgewachsen, in Straßburg und Basel gebildet, kurze Zeit Professor in Tübingen, dann Senior der Geistlichkeit in Frankfurt am Main, später Oberhofprediger in Dresden, und, als er hier in Ungnade fiel, Probst in Berlin, war ein vielgereister Mann von umfangreichem Wissen in weltlicher und geistlicher Wissenschaft. Sein Grundsatz war, das Christenthum müsse wieder in apostolischer Einfalt gepredigt und wieder die Religion des Herzens, Leben und That werden. Er schrieb „fromme Wünsche oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche". Die Einwirkung dieser Schrift hatte jenen Bund zu Leipzig und Halle zur Folge. August Hermann Francke, ein junger theologischer Lehrer in Leipzig, stand hier an der Spitze. Francke und seine Freunde, darunter der berühmte Philosoph und Rechtslehrer Thomasius, der eigentliche Rechtsanwalt des neuen Zeitgeistes gegen die Barbarei auf den Lehr- und Gerichtsstühlen, wirkten besonders auch dadurch, daß sie den Studenten Vorlesungen über das neue Testament in deutscher Sprache hielten und darum an diesen auch Bürger Theil nehmen konnten. Mehr noch als ihr streng sittlicher Wandel verdroß das Letztere; sie wurden angeklagt, sie fördern

Verachtung der Wissenschaft, den Untergang aller gelehrten Würde mit ihren deutschen Vorlesungen; denn auf allen Lehrstühlen wurde nie anders als lateinisch vorgetragen. Weltliche und geistliche Beschränktheit verfolgte miteinander diese Pietisten. Aber Thomasius, Francke und die andern Freunde fanden Aufnahme an der neuerrichteten Hochschule zu Halle. Ihre Verfolger sind der Verachtung oder der Vergessenheit verfallen; aber von Spener, welchen die Schultheologen einen Irrlehrer nannten, ist ein biblisch-praktisches Christenthum ausgegangen, welches hoch oben, mitten und unten, durch Erweckung des lebendigen Glaubens, wo bisher Tod und Oede gewesen war, vielen tausend Gemüthern Erquickung, Segen und neues Leben in Familien, Gemeinden und Staaten brachte. Noch heute blühet das Haller Waisenhaus, welches der verachtete, von den lutherischen Theologen verschimpfte und gehetzte Pietismus Francke's in Gottvertrauen und Menschenliebe gegründet, eingerichtet und geleitet hat. Noch heute ist Gottfried Arnolds „Kirchen- und Ketzerhistorie" ein mit Recht berühmtes Werk. Vom Spenerischen Geist angeregt, hat er unparteiisch und rücksichtslos in seiner Kirchengeschichte geweihte und bisher allgemein gepriesene Sätze und Personen in ihrer Blöße und Gebrechlichkeit aufgedeckt, und unerschrocken an vielen von der Kirche Verfolgten das blühende Leben, dagegen den Leichengeruch ihrer Verfolger und der Kirche selbst nachgewiesen.

In welcher Schönheit zeigt sich der christliche Glauben in Johann Albrecht Bengel, der in früher Jugend schon mit den Pietisten in Halle bekannt wurde! Wie seine Seele voll Liebe und Ernst, rein, in edler Einfalt war, so ist seine Schreibart. Von Natur ein feinerer Geist, hatte er durch fleißiges Lesen der griechischen und römischen Klassiker seinen Geschmack gebildet, und es war ihm viel von der Art der Alten geworden. Keiner im Deutschen hat in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen so klassischen Styl, als Bengel; denn Bengel war todt, als Lessing zu schreiben anfing. In der geist- und gottverlassenen Literatur in geistlichen und weltlichen Dingen jener Zeit

erfreuen Worte und Gedanken Bengels wie weiße Rosen, auf welchen Morgenthau vom Himmel glänzt.

Alle diese Männer haben aus dem Dunkel in's Helle gestrebt, und Bengel fühlte sich oft genug von der dunstvollen Enge der Rechtgläubigkeit des damaligen Württembergs beschwert. Er starb im Jahre 1752, ein angehender Greis, und sein mit Sehergabe ausgerüstetes Auge weissagte den Untergang des Pabstthums und der jesuitischen Politik; und daß „diejenigen Nationen, welche den wahren Geist des Christenthums nicht in sich aufnehmen und nicht dadurch sich verjüngen wollen, um ihrer Widerspenstigkeit willen werden mit einem eisernen Stabe geleitet werden". Das Ende des Kampfes zwischen dem wahren Christenthum und der falschen Religion mit angehängter Jesuitenpolitik malte der Seher Bengel also: „Die Erde wird befreit seyn von vielem Jammer, den die Menschen bisher sich und Andern durch ihre Bosheit bereiteten. Es wird nichts bleiben als das uralte Sittengesetz und das nach Ausscheidung des Zeitlichen bleibende Ewige des Christenthums, das ewige Evangelium, ein heiterer, heiliger, einträchtiger Gottesdienst. Es werden seyn gesunde, fruchtbare, friedliche Zeiten, eine überschwengliche Fülle des Geistes. Noch wird es Regenten und Obrigkeiten geben, aber sie werden mit den Regierten als mit ihren Brüdern umgehen, und Alles, was menschlicher Vorwitz, Pracht und Schwelgerei daneben eingeführt haben, wird nicht mehr seyn".

Spener strebte aus ganzer Seele nach der Vereinigung aller Parteien der evangelischen Kirche, nach Union; unter sich ging der grundgesunde Pietismus aber noch weiter, es tauchte in ihnen der Gedanke auf an eine Wiedervereinigung der gesammten Christenheit, der Lutheraner, der Reformirten und der Katholiken in einer „Allgemeinen Kirche", und Bengel hat das ausgesprochen. Er sah in Kardinal Bellarmins, des Hauptvorkämpfers des Katholizismus von Trient, veröffentlichten Anschauungen „viel Schönes" und eine Brücke zur Vereinigung; „selbst die Lehre von der Rechtfertigung, sagte Bengel, ist jetzt größtentheils nichts als ein Wortstreit, und nur einige grobe Knoten, wie die vom Abendmahl, vom Bibelverbot sind

so gar unverdaulich, und etwas aus dem Kelch der babylonischen Hure".

So hat dieser geistige „Pietismus" vorausgeschaut in das Morgenroth kommender christlicher Zeiten: erstens in das Werden einer allgemeinen Kirche; zweitens, wie Bengel, in das Endergebniß des großen Kampfes, welchen der jesuitisch-monarchische Absolutismus und die daraus folgerecht entstandene Revolution miteinander gekämpft haben; ein Kampf der Gegensätze, der noch dauert, und dessen „Aeon", d. h. Weltperiode, noch lange nicht geschlossen ist.

Die Entwicklungsgeschichte dieses Kampfes behalte ich mir für die Zukunft vor.

Geistig und wissenschaftlich zugleich war der Pietismus in seiner schönen Jugend. Als er aufhörte der ursprünglichen Fahne treu zu seyn, die Wissenschaft zuerst unterschätzte, dann verachtete, erlosch eben damit seine reformatorische Kraft.

Dagegen hatte, ganz abseit von der Theologie, der Lutheraner, der Zwinglischen und der Kalvinischen, der Geist des Protestantismus, für welchen die damalige Theologie ein Leichnam war, und welcher darum sich von ihm abgelöst hatte, nach langem Winterschlafe plötzlich, wie über Nacht, in tausendfacher Blüthe überreich sich erschlossen, weltüberwindend; nicht die katholische und nicht die protestantische Kirche vermochte fortan ihm zu widerstehen.

Man muß sich nicht stoßen an den Uebertreibungen oder Ausartungen dieses plötzlich erwachten und jugendlich vollkräftigen, protestantischen Geistes, welcher im achtzehnten Jahrhundert die Augen ganz aufschlug, welche er im sechzehnten nur halb aufgemacht und dann wieder in langen Schlaf sich zurückgelegt hatte.

Das der Theologie ganz seitab stehende achtzehnte Jahrhundert ist der klarste Beweis, wie hoch hin der Strom der göttlichen Weltgeschichte rollt über der Eitelkeit und den Einbildungen der Theologen, und welch ein Irrthum es ist, für die „Substanz" des christlichen Lebens einer Zeit das „Dogma" zu halten; womit sich die Theologie abmüht, während die ganze christliche Welt sich nicht darum kümmert, und dem Großen

lauscht und sich hingibt, was ein ganz anderer Geist, aber der wahrhaft christliche und protestantische Geist, der Geist des Lebens, schuf und ihr brachte.

Im Frieden und Krieg hat das achtzehnte Jahrhundert die größten Persönlichkeiten und Werke in einer Zahl hervorgebracht, wie kein anderes Jahrhundert der Christenheit. Es war ein wahres Frühlingsblühen des Baumes der Menschheit mit Helden und Gesetzgebern, mit Philosophen und Dichtern, mit Künstlern im Reich der Töne, auf dem Gebiete der Bildhauerei und der Maleri. Und wo dieses Große und Herrliche, diese hohen Menschen und ihre Schöpfungen, hervortraten, da war es protestantischer Boden; oder wenigstens Boden und Luft, von protestantischem Geiste durchzogen.

Das Pabstthum selbst und die katholische Kirche hatten daran keinen Theil mehr. Seit sie das Werden aufgaben und nicht mit der fortschreitenden Zeit fortschritten und der Jesuitismus nur die heilige Garde des Erstorbenen war, blieben beide, Kirche und Pabstthum, hinter der Zeit zurück. Beide, weil sie sich zum Geiste der Zeit nur leidend verhielten, wurden leidend, und kamen in augenfällige Abnahme. Die Erde bewegte sich doch um die Sonne, ob der Jesuitismus gleich den großen Galiläi im siebzehnten Jahrhundert zur Abschwörung dieser Wahrheit, die er entdeckt und bewiesen hatte, zwang. Die Freisinnigkeit ging auch in den katholischen Landen vorwärts, obgleich die Kirche alle freisinnigen Kräfte von sich ausstieß, und Scheiterhaufen fortschürte, freisinnige Schriften vernichtete, selbst die alten Klassiker verstümmelte. Noch einmal flammte die Kunstbegeisterung der alten Kirche auf im siebzehnten Jahrhundert in Poesie und mehr noch in Malerei. Aber auch dieses Aufflammen wie das Kunstverdienst der katholischen Kirche überhaupt behalte ich mir vor in jener andern Schrift auszuführen. Im achtzehnten Jahrhundert sank auch dieses nochmalige Auflodern des künstlerischen Geistes schnell herab und zusammen; und als die Jesuiten König Ludwig XIV. von Frankreich zur Aufhebung des Ediktes von Nantes im Jahre 1685 brachten; und mit dem Schwert und der Büchse der Dragoner der römisch-katholische

Glaube im Sevennengebirge den Hugenotten aufzwingen wollten, da flammte es in diesen Gebirgssöhnen, den „Camisarden“, Abkömmlingen der Waldenser, noch einmal auf, wie einst in den Tagen des Montanismus; und aus den Bergen hervor gingen Propheten und Helden, und der protestantische Glaube that Wunder, und wunderbare Erscheinungen traten zu Tage. Die Vertreibung der Hugenotten aber verstärkte die Intelligenz und den Gewerbsfleiß Preußens mit den besten Unterthanen Frankreichs.

Nur Eine mächtige Gestalt noch brachte das Pabstthum hervor, den Franziskaner Ganganelli, Pabst Clemens XIV. In ihm war der Geist der neuen Zeit, und er hob im Jahre 1773 den Jesuitenorden auf. „Es war dieß so gut, als hätte er Gift genommen“, hat man gesagt. — „Ich gehe in die Ewigkeit ein“, sprach er selbst, „und ich weiß warum“. Sein Leichnam wurde gleich schwarz, und zerfiel.

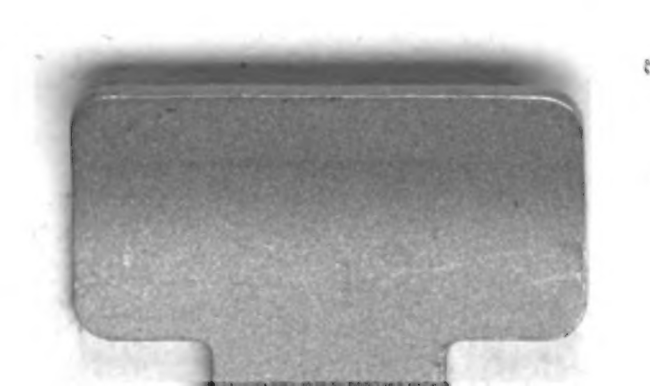
Wir scheiden für jetzt hier von der alten und von der neuen Kirche. Ein höheres kirchliches Ideal, über der einen wie der andern, hebt sich leuchtend am Horizonte der Zukunft — die allgemeine Kirche, welche die verklärte Auferstehung seyn wird dessen, was jetzt protestantisch und katholisch heißt. Beide Kirchen haben Ewiges in sich. Das Verwesliche an jeder wird vergehen, und das Unverwesliche beider sich vereinen und leben auf Erden in schönerer Gestalt als die „Neue allgemeine Kirche Jesu Christi“.

Berichtigungen.

Band I.	S. 137	Linie 17	v. o.	des Thores statt des Thomas.
	S. 265	„ 10	„ „	christliche statt geistige.
	S. 316	„ 15	„ „	Apamea statt Apamen.
	S. 492	„ 9	„ „	„als Charakter statt „Charakter.
Band II.	S. 27	„ 24	„ „	treten statt traten.
	S. 200	„ 6	„ „	seye; statt seyen,
	S. 233	„ 7	„ „	ist „und" zu streichen.
	S. 235	„ 9	„ „	Esra statt Esrae.
	S. 309	„ 11	„ „	lebendigem statt lebendigen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Schulz.

Digitized by Google

Digitized by Google